This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

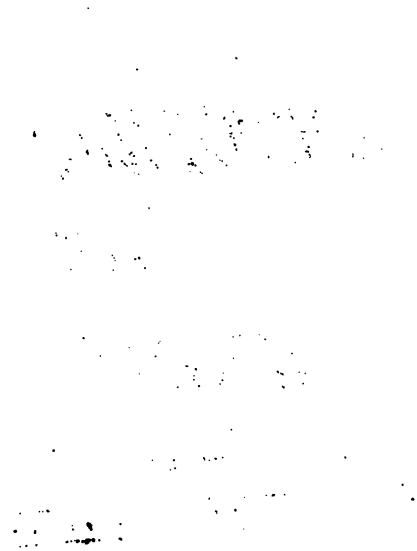
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 995,039

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS



Moritz Hartmann's

Gesammelte Werke.

Fünfter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1873.

Moritz Hartmann's

Gesammelte Werke.

Fünfter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1873.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Gorman
Feldman

Inhalt.

		Seite
Erzählungen meiner Freunde.		
I.	Der Tanzmeiſter	3
II.	Fritz! Fritz!	31
III.	Zwei ſchlafloſe Nächte	64
IV.	Wirkung in die Ferne	85
V.	Warten	110
Novellen.		
	Die Glocke	125
	Die alte Jungfer	170
Märchen und Geſchichten aus Oſten und Weſten.		
	Widmung	259
I.	Aus dem Orient.	
	Der Heilige	262
	Die Bürgſchaft	268
	Die Rothbärte	271
II.	Aus Frankreich.	
	Die Gaben der Korigans. Bretoniſches Märchen	286
	Animo. Eine baskiſche Sage	300
	Der Saludador. Eine baskiſche Sage	312
	Herbadilla. Eine Legende aus dem Bocage	336
	Der wilde Jäger in Frankreich	340
	Das Geſicht der Prinzeſſin Marie von Orleans. Eine Pariſer Geſchichte	347
III.	Aus ſlaviſchen Ländern.	
	Zuckererbſe. Ruſſiſches Volksmärchen	355
	Die zwei Eimer. Ruſſiſches Volksmärchen	359

Seite

IV. Ein deutſches Märchen.
Der Ofen Barbaroſſa's 367

Anhang.
1. Der Schuſter. Ein perſiſches Märchen . 372
2. Die erſte Himmelfahrt. Eine italieniſche Legende 376
3. Die Erſcheinung der Aebte 379
4. Der Kuchen. Ein catalaniſches Kindermärchen 385

Weſt-öſtliche Geſchichten aus der neueſten Zeit.
Die Frau Konſulin 398
Der Pantoffel 427
Abdallah 440

Erzählungen meiner Freunde.

I.

Der Tanzmeiſter.

D. Johannes erzählt:

Die kleine deutſch-ſchweizeriſche Geſellſchaft, die wir in Smyrna bildeten, beſtand, vom Zufall zuſammengeſetzt, wie ſie war, aus den verſchiedenartigſten Elementen: aus Künſtlern, Kaufleuten, zweckloſen Luſtreiſenden, dienenden und ausgedienten Offizieren. Wir verſammelten uns allabendlich in dem großen Saale eines alten Gaſthauſes, das ein Franzoſe hielt und in dem eine Malteſiſche und eine Marſeiller Zeitung zu finden waren. Durch dieſe Zeitungen erhielten wir oft Nachricht über Ereigniſſe, die in unſerer Nähe, in Konſtantinopel, im Epirus, im Libanon vorgefallen. Bei einer düſter brennenden und übel duftenden Lampe — ſie war eben nur von unreinem levantiniſchem Oele genährt — verzehrten wir unſer Nachteſſen und ſaßen dann oft bis ſpät nach Mitternacht beim Glaſe Tenedos oder Bruſſa, zwei Weinen, die ſo edel ſein könnten und Kräzer ſind. Unſere Reden hallten in dem weiten, hölzernen, nackten, unmöblirten Saale wider und verloren ſich unheimlich in den dunkeln Winkeln. Wie unerquicklich es auch da ausſah, um die Lampe herum ging es ganz gemüthlich her. Wir lebten in größter Eintracht, denn nach dem täglichen Umgange mit dummen Türken, betrügeriſchen Griechen und kriechenden Armeniern freute man ſich, in Geſellſchaft von Landsleuten zu ſein und ſich gehen laſſen zu können. Es hatte auch Jeder etwas erlebt und es hatte Jeder etwas zu

erzählen. — Eines Abends kam die Rede auf das Duell, und da war es wie immer; die Furchtſamſten und die nie ein Duell gehabt hatten, intereſſirten ſich am Meiſten für den Gegenſtand und ſchürten das Geſpräch, wenn es erlöſchen wollte, immer wieder aufs Neue an. Manche von uns hatten auf dieſem Felde Erfahrungen gemacht, und es wurde viel erzählt und, wie bei dieſen Gelegenheiten üblich, auch viel für und gegen das Duell theoretiſirt. Die ſich geſchlagen hatten, ſprachen ſich meiſt gegen dieſen Unſinn aus; die Furchtſamen und Unerfahrenen vertheidigten die alte Sitte mit großem Feuer und großer Entrüſtung gegen Alle, die ſie angreifen wollten, auch gegen Diejenigen, die eben dieſer Sitte ſchon Opfer gebracht hatten. Natürlich kam auch der Fall aufs Tapet, in dem man ſich nicht ſchlagen könne, und ſprach man bei dieſer Gelegenheit über nicht ſatisfaktionsfähige Individuen und Stände, und ich hatte den unglückſeligen Einfall, als Beleg zu meiner Theorie von ſatisfaktionsfähigen Menſchen ein Abenteuer aus Leipzig mitzutheilen. Ich erzähle wie folgt:

Im Jahre 184* kam ich nach Leipzig. Ich ſollte dort gewiſſe Angelegenheiten meiner Familie ins Reine bringen; da mir dieſe indeß nur wenige Zeit im Tage wegnahmen, aber doch der Art waren, daß ſie mich wenigſtens ein Jahr lang in dieſer Stadt zurückhalten konnten, ſo ließ ich mich inſkribiren und machte mich, obwohl ich eben erſt die Univerſität einer andern Stadt verlaſſen hatte, aufs Neue zum Studenten. Ich konnte noch Vieles lernen; mein wiſſenſchaftlicher Magen war nicht überladen, denn ich kam von einer öſterreichiſchen Univerſität. In der damaligen Zeit graſſirte unter den Leipziger Studenten und den vielen daſelbſt verweilenden jungen Schriftſtellern eine wahre Duellirwuth. Ich ſah ein, daß ich mich dieſer Wuth nicht lange würde entziehen können, und prinzipiell gegen das Duell geſtimmt, wünſchte ich mit jugendlicher Logik ein oder zwei eklatante Duelle herbei, um dann die andern, nachdem ich Proben Muthes abgelegt, mit Anſtand von mir weiſen zu können.

Die Gelegenheit, meine Tapferkeit treu zu bewähren, sollte, wie es schien, nicht lange auf sich warten lassen.

Auf einem Gesellschaftsballe im Hotel de Pologne hatte ich mich aufs zweiundzwanzigjährigste verliebt, aber seit jenem Balle durch Wochen die Geliebte meines Herzens, die eine Fremde war, nicht zu Gesichte bekommen. Auch konnte ich nie recht erfahren, wer sie gewesen, und fand sie in keiner der vielen Gesellschaften, die ich, immer nur nach ihr suchend, durcheilte. Eines Abends befand ich mich auf dem großen Maskenballe, der zum Vortheil der Armen auf dem Stadt-Theater gegeben wurde. Eine kleine Marquise in Pompadour-Tracht ging an mir vorüber; ich erkannte sie an ihren kleinen Füßen und an der Anmuth ihrer Bewegungen; sie war es. Ich war überglücklich. Daß ich sie auf den ersten Blick unter der Maske erkannt hatte, war mir ein Beweis, daß sie für mich geschaffen war, daß ich sie mit dem Herzen sah ꝛc. ꝛc. Auch sie war der zufälligen Zusammenkunft froh; sie verhehlte es nicht, und ich war wie berauscht, als sie an meinem Arme daherging, um sich mit mir in die Reihe der Tänzer zu stürzen. Ich konnte es nicht erwarten, sie mit beiden Armen zu umschlingen, mich mit ihr in einem berauschenden Walzer zu drehen. Aber auf dem Tanzboden, der auf der Bühne war, angekommen, mußten wir uns hinter die wartenden Tänzer stellen und harren, bis die Reihe an uns kommen würde. Die Ordnung wurde von angesehenen Bürgern der Stadt als Kommissaren und von Studenten, die als Pierrots und Harlekins verkleidet waren, aufrecht erhalten. Aber meine kleine Valeria strampelte vor Ungeduld mit den kleinen Füßchen; das konnte ich nicht mit ansehen, ich umschlang ihre Taille und warf mich gegen Ordnung und Gesetz in den Tanz. Ein Harlekin stürzte uns nach, umfaßte mich mit beiden Armen und schob mich aus dem Kreise. Meine kleine Marquise war darüber sehr verdrießlich und sagte: Tanzen wir doch weiter! Das war mir Befehl. Wieder tanzten wir, wieder war der Harlekin da. Aber dieses Mal fügte ich mich nicht so leicht; ich mußte Valerien zeigen,

daß ihr Wille mächtiger war, als alle Gesetze. Als mich der Harlekin zum zweiten Male packte, kochte alles Blut in mir auf; ich faßte ihn seinerseits, schob ihn mit einem Rucke und einem: Dummer Junge! bei Seite und tanzte zur größten Freude meiner Dame unbehelligt weiter. — Kaum hatten wir ausgetanzt, als einer der Kommissare, ein mir bekannter Bürgerssohn, sich mir näherte und mir in Gegenwart der Dame sagte: Sie haben einen der Harlekins beleidigt; Sie werden eine unangenehme Geschichte haben. — Mein Gott! rief Valerie, Sie werden sich schlagen müssen? — Ein Tanz mit Ihnen ist es werth! antwortete ich. — Valerie war in Folge dessen voll Zärtlichkeit für mich, und ich schwelgte in Glück und Liebe. Durch volle drei Stunden wich ich nicht von ihrer Seite. Endlich ging sie, und ich saß glücklich und träumend auf einer der Bänke, beim Klange der Musik alle schönen Minuten dieser Nacht und alles mögliche Glück in Gedanken durchlebend. — Da stand plötzlich ein kleiner dicker Mann in schwarzem Frack und weißer Krawatte, mit rundem, sehr weichmüthigem Gesichte vor mir und verweilte sich so lange, bis ich aus meinen Träumen erwachte und ihn bemerkte. — Herr Doktor! — fing er mit schmeichelndem, fast unterthänigem Tone an — Herr Doktor, verehrter Herr Doktor, ich habe so viel Schönes und Gutes von Ihnen gehört, ich hatte von jeher auch unbekannter Weise so viel Respekt und Hochachtung für Sie, daß es mir sehr leid thut, Ihre verehrte Bekanntschaft auf so unangenehme Weise gemacht zu haben ... es thut mir wirklich herzlich leid. — Ich kannte den Mann nicht und glaubte nach seiner Haltung und seinen Worten, daß er sich für irgend eine mir angethane Verletzung, die ich nicht kannte, entschuldigen wollte. — Ich verstehe Sie nicht, antwortete ich, mit wem habe ich die Ehre? — Ich bin, antwortete der höfliche Mann, ich bin derselbe, den Sie vorhin so hart angefahren haben; ich habe Sie gewiß nicht beleidigen wollen, ich habe nur meine Pflicht gethan und die Ordnung aufrecht erhalten. — Ich verstehe Sie noch immer nicht. — Ich bin — fuhr der Mann

im ſchwarzen Fracke fort, der Harlekin von vorhin. — Wie! — war der Harlekin nicht ein Student? man ſagte mir, daß die Harlekins und Pierrots Studenten waren? — Ganz richtig, beſtätigte jener — alle anderen waren Studenten; aber ich war auch als Harlekin verkleidet, da ich vor Allen den Tanz zu überwachen hatte, denn ich bin der Tanzmeiſter L... und eigens dazu angeſtellt. Sie ſehen ein, lieber Herr Doktor, daß ich nur meine Pflicht gethan habe, und werden gewiß das beleidigende Wort zurücknehmen. — Ich wußte nicht, ſollte ich über das Qui pro quo auflachen, oder ſollte ich mich ſchämen, den guten, inoffenſiven Mann, der ſo traurig und flehentlichſt vor mir ſtand, beleidigt zu haben. — Gewiß, lieber Herr L..., rief ich, indem ich ihm die Hand bot, nehme ich die beleidigenden Worte gern zurück. Verzeihen Sie mir! — Der Mann drückte mir die Hand mit großer Dankbarkeit und ging ſehr froh von mir. Eben ſo froh war ich, die Sache auf dieſe Weiſe abgemacht zu haben, denn wie wäre ich mir, wie wäre ich Valerien vorgekommen, wenn ich mich mit einem Tanzmeiſter geſchlagen hätte! Ein Tanzmeiſter iſt eigentlich wie ein Weib; man ſchlägt ſich nicht mit einem Tanzmeiſter.

Der größte Theil der Geſellſchaft gab mir Recht. Aber der Kapitän von Rechberg, der mir gegenüber ſaß, ſprang vom Stuhle auf, lehnte ſich zu mir über den Tiſch herüber und rief mit aufgeregter Stimme: Warum ſollte man ſich mit einem Tanzmeiſter nicht ſchlagen? Das ſehe ich nicht ein! Ein Tanzmeiſter kann ein ſehr ehrenwerther Mann ſein, und wen ich der Ehre meiner Beleidigung würdige, den muß ich auch der Ehre eines Duelles mit mir würdigen. — Warum nicht? — Der Tanz iſt eine Kunſt, wie eine andere Kunſt; der Tanzmeiſter iſt ein Künſtler. Die Griechen haben den Tanz ſehr hoch geſtellt. Ich möchte Den ſehen, der ſich nicht mit einem Künſtler ſchlagen wollte. Weil der Tanzmeiſter für Geld tanzt? In unſerer modernen Geſellſchaft thut man Alles fürs Geld, für den Stand, für die Stellung, für die Nahrung von Weib und Kind, und

man ist darum nicht entehrt. Welche aristokratische Ideen! Doch was sage ich aristokratisch? Ein ächter Aristokrat wird sich mit Jedem schlagen, den er einer Beleidigung für werth hält.

Der Kapitän brachte alle diese Sätze ordnungslos und rasch hervor. Seine Stimme zitterte vor Aufregung. Es entspann sich eine Diskussion, und seine Aufregung wuchs mit jedem Einwurfe, mit jedem Widerspruche. Er verließ den Tisch und ging in der Stube, immer sprechend, manchmal schreiend, auf und ab. Die anderen Mitglieder der Gesellschaft sahen einander erstaunt an und staunten noch mehr, als er, der immer der Aristokrat unter uns gewesen, im Laufe der Diskussion Ansichten von der Gleichheit aller Stände aussprach, die zu den radikalsten gehörten. Seine Lippen wurden blaß und zitterten, und während er seinen langen, blonden Schnurrbart mit der einen Hand aufs Heftigste strich, focht die andere in der Luft, als ob er einen Degen führte. Ich war von diesem Eifer für verkannte, unter dem Vorurtheil leidende Stände fast beschämt, um so mehr beschämt, da der Kapitän als Militär, als Träger eines alten Namens und als Offizier, der sich bereits in mehreren Feldzügen als tapferer Mann ausgezeichnet hatte, in Folge aller dieser Eigenschaften kompetenter, liberaler und jedenfalls Recht zu haben schien. Ich war für ihn verletzt, als ein kleiner Kommis über seinen Eifer für den Leipziger Tanzmeister auflachte, und es that mir weh, als er darauf hin seine Mütze nahm und nach einem kurzen Gruße, offenbar sehr verstimmt, das Zimmer verließ.

Man schüttelte den Kopf und war unzufrieden: man fürchtete, den Kapitän gekränkt zu haben. Er war in der Gesellschaft sehr beliebt, denn er war ein guter Kamerad, ein vortrefflicher Erzähler und das belebende Prinzip des ganzen Kreises. Schon seine äußere Erscheinung nahm für ihn ein. Gedrungen und fein gebaut, glaubte man beim ersten Anblick an Kraft und Elastizität zugleich, und jede Bewegung fügte noch den Glauben an wahrhaftige und männliche Anmuth hinzu. Mit seinem unverhältnißmäßig kleinen Füßchen trat er sehr sicher, beinahe

lärmend auf; aus seinem breiten Brustkasten kam eine kräftige Stimme hervor, welcher der kleine Mund etwas Weibliches gab. Weiblich war auch die helle Farbe des Gesichtes, die durch das beinahe röthliche Haar motivirt, jedoch durch den ganzen Ausdruck, besonders aber durch eine lange Narbe auf der breiten Stirn Lügen gestraft wurde. Seinem Anzuge sah man es an, daß er nicht im Ueberflusse lebte, doch erschien er immer als ein Gentleman. Was aber vorzugsweise für ihn gewann, war die Ruhe und Würde, mit der er widerwärtige Schicksale und manchmal Mangel ertrug. Wir wußten nur von ihm, daß er, nachdem er sich in Schleswig-Holstein geschlagen, nach Indien gegangen, dort der englischen Kompagnie bei Regulirung des Ganges Dienste geleistet und daß er jetzt bei Ausbruch des Krieges nach der Türkei gekommen und sich um eine Anstellung in der Armee bemühte — eine Bemühung, die bis zur Stunde keine Früchte getragen. Seit er in unsere Gesellschaft gekommen, kannten wir Indien so gut, wie irgend ein anderes Land: denn Kapitän von Rechberg erzählte so anschaulich, mit so viel Geist und Lebhaftigkeit, daß es eine Freude war, ihm zuzuhören, und daß er sich mit seinem Talente unser aller Dankbarkeit und Freundschaft erworben hatte. Mir persönlich war er noch werther als den Anderen, denn mich interessirten seine Mittheilungen tiefer und von anderem Standpunkte aus als dem der bloßen Neugierde; auch waren wir Zwei die gebildetsten Menschen dieser zufällig zusammengewürfelten Gesellschaft von Landsleuten und beide mehr oder weniger unbeschäftigt. Ganze Stunden und Tage trennten wir uns nicht von einander. Wir fuhren auf dem Kahn über den herrlichen Golf von Smyrna bis hinein in das romantische weiße Schloß, das den engen Eingang bewacht, oder wir wandelten unter den Palmen am südlichen Ufer auf und ab, angeweht von der lieblichen Brise, die sich an den heißesten Tagen gegen vier Uhr Nachmittags auf dem Golfe erhebt und die erschlafften Lebensgeister wieder belebt. In Kapitän Rechbergs Gesellschaft fürchtete ich auch von Zeit zu Zeit

einen Ausflug in die Berge nicht, obwohl sie damals durch den berühmten Maulthiertreiber und seine Räuberbande unsicher gemacht wurden; über die Ruinen des genuesischen Kastelles drangen wir oft bis an den römischen Viadukt und in das Thal Homers vor, um dort auf der durch die Tradition mit Recht oder Unrecht geheiligten Stelle mit lauter Stimme einen oder zwei Gesänge des ewigsten Gedichtes zu lesen. So hatte sich zwischen uns Beiden bald eine Intimität gebildet, die es mir jetzt peinlicher machte, als allen Anderen, daß der Kapitän so aufgeregt und offenbar in unangenehmer Stimmung gegen die Gesellschaft, in unangenehmster wohl gegen mich, der ich die Diskussion durch meine Erzählung hervorgerufen, den Saal verlassen hatte.

Ueber den Vorfall nachdenkend — denn es schien mir, als ob der Kapitän nicht ohne Grund die Sache so persönlich genommen — saß ich noch spät und allein vor meiner Flasche und mit dem Tschibuk im Munde da und beschloß, nächsten Morgen um Aufklärung zu bitten. Eben wollte ich mich erheben und mich auf meine Stube im selben Hause zurückziehen, als die Thür aufging und der Kapitän wieder eintrat. Er verlangte eine Flasche Tenedoswein und setzte sich wieder mir gegenüber. Ehe der Wirth die Flasche brachte, saß er schweigend da, den Kopf in beide Hände gestützt. Man hörte durch das offene Fenster nur das häßliche Aechzen der Kameele, die an der Wand vor dem Wirthshause angebunden waren und lagerten, und das melodischere kleine Branden der Wellen des Golfes an den Balken der zerbrochenen Landungsbrücken. — Nachdem der Wirth die Flasche gebracht, verlangte der Kapitän noch ein Nargileh. Als auch dieses auf dem Tische stand, ging der Kapitän an die Fenster, schloß eines nach dem andern, sah sich in der dunklen Stube um und setzte sich, nachdem er sich überzeugt, daß wir allein waren, wieder an den Tisch, leerte ein Glas und that einen tiefen Zug aus dem Nargileh. Dann neigte er sich zu mir hinüber und lächelte. Aber es war ein Lächeln, das die Franzosen so bezeichnend un rire jaune nennen, ein gelbes Lächeln.

Alſo, lieber Freund, ſagte er ſo lächelnd, Sie würden ſich mit einem Tanzmeiſter nicht ſchlagen wollen?

Laſſen wir das, lieber Rechberg. Das Geſpräch hat Sie vorhin zu ſehr verſtimmt; warum wieder darauf zurückkommen? Sprechen wir nicht mehr davon.

Im Gegentheil, ſprechen wir davon! Wir müſſen darüber ſprechen, ich bin deßhalb zurückgekommen. Es liegt mir nichts an der Meinung der Anderen, aber mit Ihnen will ich mich auseinanderſetzen. Es handelt ſich um Grundſätze der Ehre; was hat unſer einer Beſſeres als die Ehre? Der Gegenſtand iſt wichtig, und keine Auseinanderſetzung über einen ſolchen Gegenſtand kann überflüſſig ſein. Ich muß mit Ihnen ſprechen.

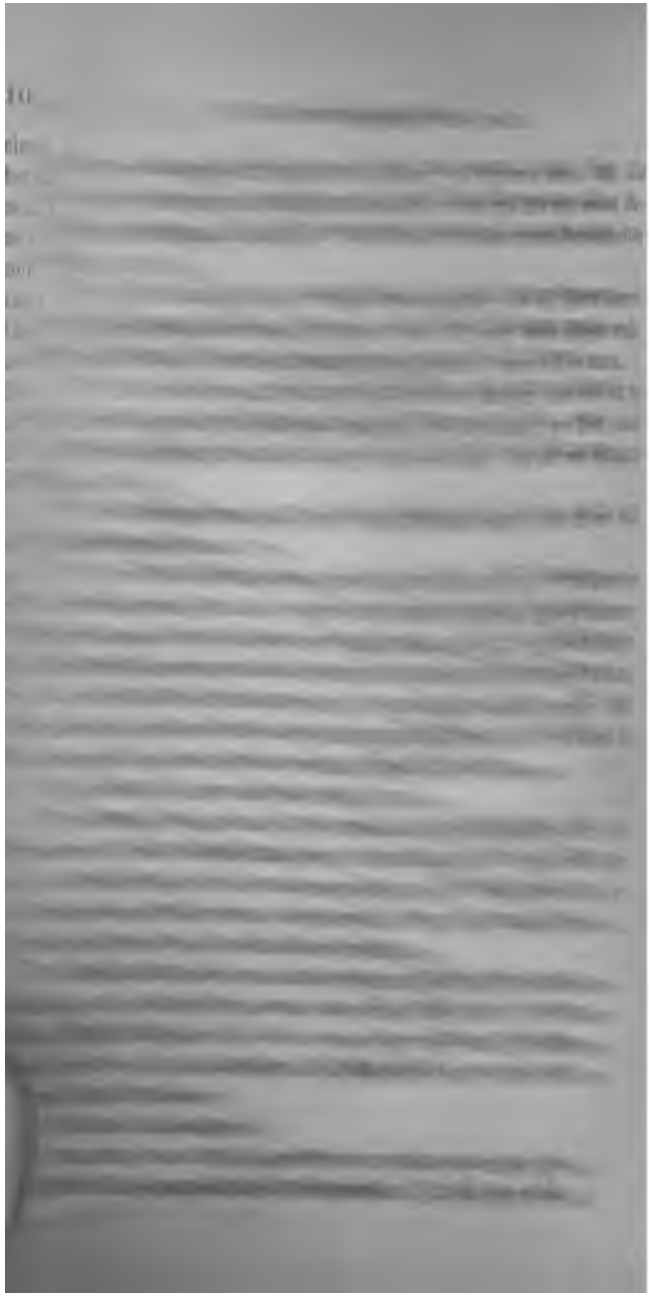
Nun, wenn es Ihnen eine ſolche Herzensangelegenheit iſt, ſo ſprechen Sie! — Aber Rechberg ſprach nicht, er legte wieder den Kopf in die Hand und zeichnete gedankenlos mit dem Finger der anderen allerlei barocke Figuren mit Hülfe des vergoſſenen Weines auf den Tiſch. Endlich ſah er auf und ſagte: Ich habe nicht nur theoretiſch mit Ihnen zu diskutiren, ich muß Ihnen auch allerlei anvertrauen und erzählen.

Gut, ſagte ich, wenn Ihnen Das ein Bedürfniß iſt, machen Sie mich zu Ihrem Vertrauten und erzählen Sie; Sie erzählen ſo gut. Ich ſtelle Ihnen mit Vergnügen dieſe ganze Nacht zur Verfügung.

Aber — ſagte wieder Rechberg und unterbrach ſich, indem er einen tiefen Schluck aus dem Glaſe that — aber — aber wenn ich Ihnen erzählt habe, müſſen wir uns ſchlagen, und zwar gleich dieſen nächſten Morgen.

Dann erzählen Sie nicht! rief ich — ſchweigen Sie, verſtummen Sie, ich will nichts hören, ich habe nicht die geringſte Luſt, mich mit Ihnen zu ſchlagen. Es wäre mir eben ſo unangenehm, mich um meine einzige Geſellſchaft in Smyrna ſelbſt zu berauben, als von Ihnen über den Haufen geſchoſſen zu werden.

Rechberg ſah mich mit Augen voll Freundſchaft und Wohlwollen an. — Thun Sie mir den Gefallen — ſagte er dann



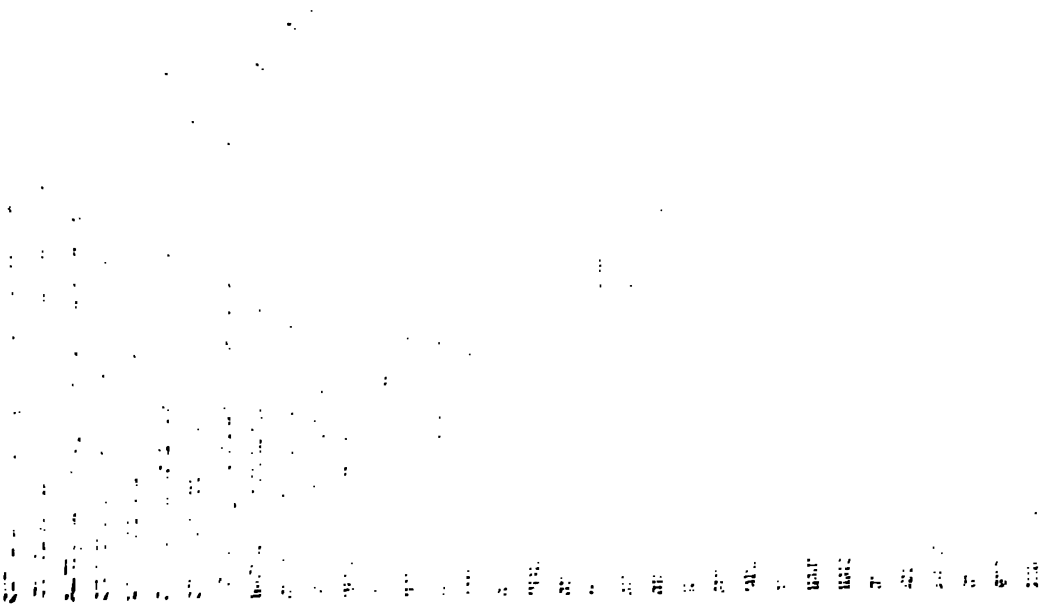
hin und hatte nicht den Muth, ihn anzublicken oder auch nur eine Sylbe zu ſagen. Mit jedem Worte fürchtete ich, ihn zu beleidigen, eben ſo mit jeder Miene, mit einer erſchrockenen ſowohl als mit einer gleichgültigen oder heiteren.

Gut, ſagte ich endlich, was liegt weiter daran! Mit dem einen Worte haben Sie mich bekehrt, gute Nacht!

Nein, ſtammelte der Kapitän, ſetzen Sie ſich. Sie haben nun die Hauptſache gehört; das Uebrige iſt Nebenſache. Jetzt müſſen Sie meine Geſchichte hören, da Sie die Pointe kennen, ſonſt bin ich Ihnen gegenüber in einer ſchlimmeren Lage als vorhin.

Ich ſetzte mich reſignirt wieder hin, mit dem Gedanken, daß ihn die Erzählung beruhigen und daß am Ende aus dem Duelle doch nichts werde. Kapitän v. Rechberg ſetzte ſich mir gegenüber, trank noch einmal und begann ſofort mit feſter Stimme:

Ich bin der Sohn eines alten, aber verarmten adeligen Hauſes im Württembergiſchen; um mich mit meiner Armuth in größeren Verhältniſſen unbemerkt zu verlieren, nahm ich Dienſte in Oeſterreich und ſetzte es durch, daß man mich in ein kleines Neſt in Ungarn garniſonirte, wo ich halb und halb von meiner Gage leben konnte. Auf den Schlöſſern der Umgegend erfuhr ich viel Freundlichkeit und gewann bald Land und Leute ſehr lieb. Als die Revolution ausbrach, war mir zu Muthe, als ob ich mich gegen meine eigenen Landsleute ſchlagen ſollte und zugleich gegen meine eigene Partei; denn ich betrachtete die magyariſche Revolution, und ſchwerlich mit Unrecht, als eine ariſtokratiſche. Aber die Ehre gebot mir, in den Reihen zu bleiben, in denen ich im Frieden gedient hatte; es wurde mir Gelegenheit gegeben, mich auszuzeichnen, und ich benutzte ſie, als ein wahrer Soldat, der im Detail nicht immer an das Prinzip denkt. Mit dem Ende der Revolution war die Zeit gekommen, da ich den Lohn meiner Dienſte, das iſt Beförderung, heimtragen ſollte. Aber ich verſchmähte den Lohn für Thaten, bei denen mein Herz nicht betheiligt war, ich ſehnte mich im Gegentheil nach einer Gelegen-



Papageien auf den Bäumen verhöhnten. In dieser schrecklichen Zeit der Noth, die ich nur überlebte, weil ich das Leben als eine Pflicht gegen meine Mutter ertrug, kamen von ihr Briefe voll unterdrückter Klagen. Zwischen den Zeilen las ich eine lange Geschichte ihrer Entbehrungen. Ich war zu Allem bereit; ich hätte mit den Sudras arbeiten und die niedrigsten Geschäfte verrichten mögen; da erfuhr ich, daß man für eine Art von Kadettenschule, die in Kalkutta besteht, einen Tanzlehrer suche und deßhalb nach Europa schreiben wolle. Mein Entschluß war gefaßt; ich berechnete, daß ich mit der Hälfte des Gehaltes leben könnte, daß die andere Hälfte meiner Mutter in Württemberg eine nicht nur sorgenfreie, eine beinahe glänzende Existenz sichern würde. Was kümmerten mich alle Vorurtheile? Und war ich nicht in einer fremden Welt? Und Sie wissen, daß man sich in fremden Verhältnissen, abgelöst von unserer ganzen Vergangenheit, leichter zu Dingen entschließt, die uns zu Hause und in der gewohnten Umgebung eine Unmöglichkeit scheinen würden. Zudem war das Institut ein militärisches; ich konnte mir mit der Sophistik des Unglückes und des inneren Widerstreites einreden, daß ich eigentlich in der Carriere bleibe. Habe ich nicht dumme Bauernjungens gehen gelehrt? — warum sollte ich junge Gentlemen nicht tanzen lehren? — Ich stellte mich dem Major, dem Vorsteher des Instituts, vor und wurde angenommen, trotzdem ich ihm nicht, wie er es gern gewünscht hätte, eine Probe vortanzte. — Als ich des Abends im Tanzsaale des Institutes erschienen war, waren nicht nur die jungen Kadetten da, sondern auch ihre Mütter und Schwestern, Frauen und Töchter der Zivil- und Militär-Beamten der Königin und der Compagnie. Alles wollte mittanzen und tanzte auch mit; so war es immer gewesen, und es verstand sich von selbst, daß es auch fürder so sein sollte. — Erlassen Sie es mir, Ihnen zu beschreiben, wie mir zu Muthe gewesen ist, als ich mich hinstellen und den Jungens und den Damen die pas vormachen mußte. Als ich auf den Schlössern Ungarns mit den liebenswürdigen Magyarinnen tanzte, hätte ich es nicht

geglaubt, daß der Tanz, den ich so sehr liebte, mich dereinst so tief unglücklich machen, so demüthigen, so in meinem Innersten zu Grunde richten würde. — Natürlich war ich von diesem Augenblicke an als ein professional man und als Tanzmeister von der Gesellschaft ganz und gar ausgeschlossen. Niemand ging mit mir um, als ein guter Deutscher, ein Kaufmann, der mein Unglück sah und mich bedauerte. Der gute Landsmann arbeitete, ohne mein Wissen, daran, mein Leben zu verbessern, während ich mich dumpf und stumpf darein ergab. Er besorgte die Geschäfte eines hohen Beamten, des Lord B..., und wußte diesen für mich zu interessiren und ihn glauben zu machen, daß es seine Pflicht sei, einen Adeligen und Offizier aus so demüthigender Stellung zu befreien. Nachdem ich an sechs Monate als Tanzmeister fungirt, brachte mir mein Freund plötzlich einen Brief, mit dessen Hülfe ich in Bombay bei den hydrographischen Arbeiten angestellt werden sollte. — Ich kündigte meinen Dienst und reiste mit dem nächsten Dampfschiffe nach dieser Stadt, wo mich in der That ein freier Platz schon erwartete. Es war mir, als wäre ich von den Todten auferstanden. Die Luft der Gesellschaft schien mir wie die Himmelsluft nach jahrelanger Einkerkerung. Man wußte nichts von meiner Kalkuttaer Vergangenheit, man kannte nur meinen adeligen und militärischen Titel und behandelte mich darnach. Doch blieb ich nicht lange in Bombay. Unsere Arbeiten führten uns fern von aller europäischen Gesellschaft die Küsten entlang und hier und da meilenweit in die Mündung eines Flusses hinein, in durch und durch indische Gegenden. Nach mehreren Monaten gewissenhafter Anstrengung bekamen wir Urlaub, um die heißeste Jahreszeit in einer kühleren Gegend zubringen zu können. Wir gingen nach Agra, in dessen Nähe sich während der Sommermonate die ganze Gesellschaft der Umgegend in luftigen Häusern, im Schatten der Berge versammelt. Wir lebten dort aufs Angenehmste. Jede Nacht war Reunion; man plauderte, sang, musizirte, tanzte, und the german gentleman war sehr beliebt und spielte eine

Rolle, wie ehemals an den Ufern der Theiß. Man unternahm nichts ohne mich; ich war überall geladen; in allen Dingen des Geſchmackes verließ man ſich auf mich; ich war oberſter Richter. Die Damen zeichneten mich aus; die Männer erwieſen mir Achtung, denn ich war ihnen als ein tapferer Offizier und als ſehr nützliches Mitglied der hydrographiſchen Expedition gerühmt worden. Auch hatte der Prinz Waldemar von Preußen in dieſen Ländern ein ſo ſchönes Andenken zurückgelaſſen, daß es jedem Deutſchen zu Gute kam. Mein Tanzmeiſterleben erſchien mir wie ein Traum, manchmal glaubte ich nicht mehr an dieſen böſen Traum. Ich ſollte daran glauben.

Kapitän von Rechberg ſchwieg und athmete tief auf. Dann wiſchte er ſich den Schweiß ab, der plötzlich auf ſeiner Stirn erſchien, ſetzte das Glas an die Lippen, leerte es mit einem Zuge und verſuchte, ob das Nargileh noch rauchte. Es war aber erloſchen. Er warf das Rohr von ſich und ſah mich gedankenlos an. Ich forderte ihn nicht auf, fortzufahren, doch begann er nach einem langen Seufzer aufs Neue.

Eines Nachts war die Geſellſchaft wieder in dem eigens zu dieſem Zwecke aus Bambusrohr erbauten Saale zu einem Balle verſammelt. Es war heute ſchöner als ſonſt, denn man feierte das Feſt der Lady C..., einer ältlichen, aber ſehr beliebten und einflußreichen Dame, der Jeder den Hof zu machen ſuchte und die mich unter ihre beſondere Protektion genommen. Die Damen glänzten in ihren reizendſten, wie leichteſten Toiletten; mehrere zu dem Feſte zugelaſſene Parſi-Gentlemen und Ladies und einige penſionirte Königsſöhne erfüllten den Saal mit dem Glanze ihrer Diamanten. Die Nacht war ziemlich kühl und die Lebensgeiſter erfriſcht; an den breiten Eingängen ſtanden Hindus und zogen die Vorhänge auf und zu, um im Saale eine angenehmere Luftbewegung hervorzubringen. Ich hatte eben deutſche Lieder geſungen und das Lob meines muſikaliſchen Vaterlandes und mein eigenes mit Genugthuung hingenommen. Man ſollte tanzen, und ich ſtand bereits neben einer jungen Dame, die mir vor

allen Anderen gefiel und sprach mit ihr über deutsche Musik und Poesie. Da trat ein junger Offizier der Kompagnie in den Saal. Ich erkannte ihn augenblicklich; es war der Lieutenant Mr. Hirsley, Sohn eines Londoner Alderman und mein ehemaliger Schüler in Kalkutta. Wie er durch den Saal ging, war es mir, als ob mein Schicksal auf mich losginge. Um die gefeierte Dame des Abends zu begrüßen, mußte er an mir vorüberkommen. Ich hatte einen Augenblick die Idee, den Kopf abzuwenden, um nicht von ihm erkannt zu werden, aber etwas in mir war stärker, als dieser mein Wille, und herausfordernd starrte ich ihm entgegen. Sein Blick fiel auf mich, und mit einem durch die Nase gesprochenen „Ah, jetzt hier?" und mit einer verächtlich grüßenden Handbewegung ging er, ohne irgend eine Erwiderung von meiner Seite zu erwarten, an mir vorüber. Meine junge Dame sah mich fragend und verdutzt an; ich erwiderte ihren fragenden Blick mit einem blödsinnigen Lächeln. Es wurde ihr unheimlich in meiner Nähe, und mit der Versicherung, daß sie sogleich wieder kommen wolle, stahl sie sich von mir fort zu ihrer Mutter. Ich stand starr auf demselben Flecke. Die Tanzmusik begann und weckte mich. Ich raffte mich auf, sah mich nach meiner Dame um, und da ich sie nicht neben mir fand, ging ich strammen Schrittes auf sie zu und holte sie zum Tanze ab. Ich faßte sie mit Gewalt und tanzte in einer Art von Wuth, ohne Mr. Hirsley aus den Augen zu verlieren. Da bemerkte ich, wie er sein Gläschen vors Auge steckte und mich ansah und sich dann mit einer Geberde der Verwunderung an die gefeierte Dame des Abends wandte. Nachdem ihm diese einige Worte erwidert, lachte er laut auf und schien ihr Aufklärungen zu geben. Sie schlug die Hände zusammen und wandte sich zu der Dame, die neben ihr saß, und bald ging, wie ein Lauffeuer, ein Zischeln durch den ganzen Saal, längs den Stühlen und Sophas, auf denen rings umher die Mütter und gardes des dames saßen. — Ich tanzte, als wollte ich niemals enden, aber meine Dame sank endlich kraftlos auf einen Stuhl. Sofort zischelte ihr eine Nachbarin

etwas ins Ohr. Sie erblaßte, sah mich mit einem Blicke des Vorwurfes an und entschuldigte sich mit ihrer Erschöpfung, als ich wieder zu tanzen anfangen wollte. Als die Musik verhallte, lief sie, ohne meinen Arm anzunehmen, zu ihrer Mutter zurück.

Während der Pause ging ich in dem Saale wie ein Ausgestoßener umher. Doch war es mir unmöglich, fortzugehen; es schien mir, als müßte ich diese ganze dumme Gesellschaft herausfordern, oder, wenn meine Berührung verunreinigte, wie die Berührung eines Sudra, sie verunreinigen. Kaum begann die Musik aufs Neue, als ich mich einer sehr aristokratischen Dame näherte und sie zum Tanze aufforderte. Sie entschuldigte sich und sah bei Seite. Ich weiß nicht, was mich trieb, die Demüthigung bis auf die Neige auszutrinken; vielleicht die Lust an der Rache, welche die Ueberzeugung von ihrer Aller Beschränktheit gewährte. Ich ging von einer zur andern und holte mir Korb nach Korb, manchmal auch einen Blick voll verachtender Hoheit. Dann erst ging ich stolz und lächelnd durch den Saal und nach Hause.

Mit Morgenanbruch, der nicht fern war, nahm ich meinen Degen und meine Pistolen und begab mich zu einem der Offiziere der hydrographischen Expedition, der mir während der ganzen Zeit viel Freundschaft erwiesen hatte. Ich ersuchte ihn, mir zu folgen, da ich seiner in einer Ehrensache bedürfe. Er hüstelte zwar ein wenig verlegen, folgte mir aber doch. Wir gingen in das Haus Mr. Hirsleys, den wir auf seinem Divan ausgestreckt fanden.

Mr. Hirsley, sagte ich ruhig, ich komme, um Ihnen zu beweisen, daß ich ein eben so guter Offizier und vielleicht ein besserer Gentleman bin, als Sie. Wir werden uns schlagen.

Oh — gähnte er — schlagen? Ein Gentleman schlägt sich nicht mit einem Tanzmeister!

Ich faßte ihn am Arm und riß ihn vom Divan auf: Sie müssen!

Nein, rief er mit dem Fuße stampfend — ich werde Sie hinauswerfen lassen.

Er hatte kaum ausgesprochen, als eine Ohrfeige auf seiner Wange brannte. Wüthend stürzte er in das zweite Gemach und kam mit bloßem Degen zurück und drang auf mich ein. Indessen hatte ich instinktmäßig meine Waffe gezogen und wollte mich vertheidigen und den Kampf zu einem regelmäßigen machen. Aber mein Gegner drang auf mich ein, ohne meinem Degen zu beachten, und rannte wüthend in die Spitze, daß sie ihm tief in die Brust eindrang. Eine halbe Sekunde, nachdem er aus dem zweiten Zimmer herausgekommen war, lag er in den letzten Zügen vor meinen Füßen. Auf das Geschrei, das die Diener erhoben, kamen die Offiziere herbei, die in der Nachbarschaft wohnten. Nach den Vorfällen der Nacht und nach wenigen Worten meines Zeugen begriffen sie schnell den ganzen Hergang. Sie beriethen sich unter einander und beschlossen, die Sache so günstig für mich, als möglich, abzumachen. Ein alter Major näherte sich mir und sagte: Fliehen Sie! unsere Gesetze sind strenger als die des Kontinents. Wir wollen Sie retten, weil Sie unglücklich und halb und halb unschuldig sind. Eilen Sie nach Kalkutta und verlassen Sie Indien; wir werden Sie nach einer andern Richtung verfolgen lassen, und der Rapport wird erst nach Ihrer Abreise in Kalkutta ankommen.

Die Offiziere thaten noch ihr Möglichstes, um meine Reise nach Kalkutta zu erleichtern und zu beschleunigen. Dort angekommen, erfuhr ich von den Verhältnissen in Guzerat und beschloß, dem Peischwah meine Dienste anzubieten. Die türkische Armee, sagte ich mir, ist nicht so wählerisch; sie macht Barbiere zu Generalen, sie wird einen Tanzmeister nicht verschmähen! und ich schiffte mich auf dem ersten Schiffe der Overland mail ein.

Glauben Sie, daß ich den Tod jenes jungen Mannes bedauerte? — Nein, ich gestehe es Ihnen offen, ich habe es nicht gethan. Ich fühlte mich im Kriege mit der ganzen Gesellschaft, mit Jedem, der mich nicht als vollwichtigen, ehrenhaften Mann

gelten lassen will, weil ich einmal Tanzmeister gewesen. Mein ganzes Wesen geht immer geharnischt und gewaffnet einher, bereit, sich zu vertheidigen und anzugreifen — zu vernichten. Weit entfernt, durch den blutigen Ausgang jenes ersten Konfliktes abgeschreckt zu sein, hat er mich vielmehr in dem Vorsatze bestärkt, nur in einem bewaffneten Frieden, wenn nicht im beständigen Kriege zu leben. Es war mir, als könnte ich mich von jenem Tanzmeister nur dadurch entfernen, nur dadurch zwischen mich und ihn einen weiten, trennenden Raum schieben, daß ich seinetwegen Thaten begehe, enorme, blutige Thaten, die mit einer Tanzmeister-Natur nichts gemein haben. Diese Gefühle, diese Ansichten sind in mir zu Grundsätzen geworden, und ich müßte mich verachten, wenn ich sie verletzte.

Doch ich muß Ihnen weiter erzählen, wie ich in diesen Grundsätzen bestärkt worden.

Auf unserem Schiffe befand sich eines der reizendsten Geschöpfe, das mir je vor Augen gekommen. Miß Adda wurde krankheitshalber in ein besseres Klima, nach Kairo, geschickt. Sie reiste in Gesellschaft einer respektablen älteren Dame und zahlreicher Dienerschaft. Vor ihren Landsleuten, die auf demselben Schiffe reisten, darunter viele Offiziere, die nach der Türkei beordert waren, zeichnete sie sich durch eine überaus edle Bildung des Geistes aus und durch eine stolze Zurückhaltung, die viel schöner und wohlthuender war, als der gewöhnliche bekannte, meist zurückstoßende Stolz der Engländerinnen. Sie hatte das ganze Bewußtsein ihres Werthes und vermied den Umgang mit den Offizieren, die sich manches Mal einer zu sehr ausgelassenen Vergnügungssucht und ihren aus den Einsamkeiten Indiens mitgebrachten, nichts weniger als gesellschaftlichen Gewohnheiten hingaben. Sie war übrigens ihres Stolzes wegen schon in Kalkutta bekannt und bei den Offizieren, die dort die eigentliche Gesellschaft ausmachen, wenig beliebt. Man hatte erwartet, sie auf dem Schiffe, in der Freiheit des Reiselebens, zugänglicher zu finden, und mancher junge Offizier mag darauf stille Hoffnungen

gebaut haben. In ihre Gesellschaft zugelassen zu werden, wäre schon ein Triumph gewesen; vielleicht hätte sich daraus noch ein weiterer Sieg entwickelt. Miß Adda war bei allen Vorzügen noch außerordentlich reich, und unter den Offizieren mögen manche geheime Heiraths-Kandidaten gewesen sein. Als man sich getäuscht sah, war man noch erbitterter gegen sie, und es schien mir, als ob sich eine stumme Verschwörung um sie bildete. Ich konnte den Inhalt dieser Verschwörung nicht ergründen, und doch spielte ich darin eine Hauptrolle. Ich war das Werkzeug, das sie sich zur Rache an Miß Adda auserwählt. Gegen mich war Miß Adda von Anfang an freundlich gewesen; in wenigen Tagen bildete sich zwischen uns ein intimes Verhältniß. Wir waren beinahe den ganzen Tag beisammen; in der Nacht spazierten wir Arm in Arm auf dem Verdeck umher; als wir in Aden anhielten und landeten, durfte ich sie durch die Stadt begleiten und ihren Ritter machen. Die Offiziere mußten nothwendiger Weise eifersüchtig sein, doch ließen sie dieses weder mich, noch Miß Adda fühlen; im Gegentheil schien es mir manches Mal, als ob sie unser Verhältniß begünstigten, indem sie unser Zusammensein, zum Beispiel durch Einräumung eines Platzes neben ihr bei Tische oder auf dem Verdeck, erleichterten. So oft ich mich näherte, wichen alle Anderen zurück und ließen mich allein mit ihr, besonders in der Nacht auf dem Verdeck. Ich glaubte, es stecke hinter diesem Benehmen nur die Absicht, Miß Adda fühlen zu lassen, daß sie meine Bevorzugung und ihre Zurücksetzung mit Gleichgültigkeit hinnahmen. So glaubte auch Miß Adda. Indessen hatten wir bald keine Aufmerksamkeit für alles Das; denn wir waren glücklich. Miß Adda sprach mir manches Mal mit Sehnsucht von den Ufern des Rheins, wo eine ihrer Verwandten, die Wittwe eines indisch-englischen Generals, wohnte, die ihr aus Bonn oft über die Herrlichkeiten dieses Stromes schrieb. In solchen Aeußerungen glaubte ich hoffnungsreiche Anspielungen zu erkennen, und ich träumte von einem unendlichen Glücke im schönsten Rahmen, von einem ruhevollen, liebeseligen

Aufenthalte in einem der reizendſten Flecken Rolandseck, Mehlem, Godesberg. An Adda's Seite ſtand ich auf dem Apollinarisberge, vor dem Rolandsbogen, auf Nonnenwerth, auf Drachenfels —

„which I should see
With double joy wert thou with me.“

Nach dieſer Byron'ſchen Citation hielt Kapitän Rechberg wieder inne. Er fühlte, daß ſeine Stimme ihm verſagen würde; denn ſchon zitterte ſie vor Aufregung und Rührung, und er unterbrach ſich lieber freiwillig, indem er die Stirn an den Rand des Tiſches legte. Er ſah ganz gebrochen und vernichtet aus, der arme Kapitän. Als er den Kopf wieder erhob, hätte man glauben können, daß er einige geheime Thränen habe unter den Tiſch fallen laſſen; doch ſagte er mit feſter Stimme: Verzeihen Sie, lieber Doktor, die Unterbrechung. Ich ſpreche von einem letzten Lächeln der Hoffnung, des Glückes und von einer Wunde, die noch blutet. Ich will raſch auf das Ende losgehen. Von Suez aus reiste ich mit Miß Adda nach Kairo: auf dieſem höchſt unbequemen Wege war ihr meine Ritterſchaft nothwendiger, als auf der ganzen Seereiſe. Als wir in Kairo ankamen, fanden wir das Hotel Oriental ſchon zur Hälfte beſetzt von einem großen Theile der Offiziere, unſerer Reiſegefährten. Es ging im Hotel, wie es auf dem Schiffe gegangen war, nur daß ich noch ungeſtörter bei Adda und daß wir Beide einſamer waren. Ich machte kleine Ausflüge mit ihr durch die Stadt, in die Moſcheen, in die Umgegend. Unſere Intimität wuchs von Tag zu Tage, mit dieſer mein Glück. Es ſchien mir, daß ich der Erfüllung aller Hoffnungen und Wünſche nahe ſtand. Mit dieſem Gefühle ging ich eines Morgens zu ihr, um ſie verabredeter Maßen zu einem Spazierritte abzuholen; ſchon warteten die Araber mit ihren Pferden vor dem Hauſe. Ich fand Adda's Thür verſchloſſen. Eine böſe Ahnung durchzuckte mich wie mit hundert Meſſerſtichen; ich fühlte, wie ich erblaßte. Ich klopfte mit Gewalt an die verſchloſſene Thür. Sie öffnete ſich, und heraus trat zitternd und verlegen Miſtreß Thankley, die Begleiterin Adda's.

Miß kann Sie nicht empfangen, Kapitän! ſagte ſie leiſe und furchtſam.

Warum nicht? fragte ich mit tonloſer Stimme.

Anſtatt zu antworten, fragte ſie hingegen: Iſt es wahr, was die Offiziere heute Morgen Miß Adda geſagt haben?

Was? fragte ich.

Daß Sie — daß Sie in Kalkutta Tanz-Unterricht gegeben?

Ich antwortete nicht — ich ſah ſie nur an.

Sie ſehen ein, begann ſie darauf wieder, ohne fortzufahren. Ich nickte mit dem Kopfe, und ſie verſchwand in der Stube. Ich ſtand an den Pfoſten gelehnt und wundere mich, daß ich nicht zuſammenbrach. Eine Bewegung im Korridor weckte mich; ich ſah mich um und erblickte am äußerſten Ende einen jungen Offizier, der mich belauſchte. Wie ein Blitz that ſich mir mit einem Male das Verſtändniß des ganzen Vorganges, die ganze Verſchwörung auf. Die Offiziere kannten mich von Anfang an; ſie wollten, daß ſich Miß Adda mit mir kompromittire; ſie wollten, daß unſer Verhältniß ein inniges werde, um ſich dann, durch Enthüllung meiner Vergangenheit, an der ſtolzen reichen Erbin für ihre Zurückſetzung deſto empfindlicher rächen zu können.

Mit einem Sprunge war ich an der Seite des jungen Offiziers und packte ihn an der Schulter. Aber wie ich den beinahe knabenhaften Lieutenant vor mir ſtehen ſah, ſchien er mir meiner Rache unwürdig; auch fühlte ich eine unbeſtimmte Furcht, daß er mir, wie jener Offizier in Agra, die Genugthuung verweigern könnte. Ich ließ ihn ſtehen und lief in die Stube des Kapitäns Laſſy, der mir immer als der Würdigſte und Humanſte der ganzen Geſellſchaft erſchienen war. Ich ſetzte bei ihm weniger Vorurtheil voraus, und er dünkte mir das würdigſte Opfer; ich wollte den Beſten aus dem Kreiſe meiner Widerſacher vernichten; ich fühlte mich wieder ganz und gar in dem Kriegszuſtande, den ich in den letzten drei Wochen über meinem Glücke vergeſſen hatte. Um es kurz zu erzählen: ich hatte mich in Kapitän Laſſy nicht

getäuscht. Wir schlugen uns noch an demselben Tage in der großen Allee von Bulak. Kapitän Lassy ritt dasselbe Pferd, welches für Adda bereit stand. Ich zerschmetterte ihm den rechten Arm, und er wurde ohnmächtig ins Hotel zurückgetragen. Am nämlichen Abend verließ ich Kairo; der Abschied von meinem Glücke war genommen, von Adda nahm ich keinen. In Alexandria schiffte ich mich auf einem Lloyd-Dampfer ein und kam so hierher nach Smyrna. Ich weiß nichts von Adda und weiß auch nicht, ob Kapitän Lassy seine sehr gefährliche Wunde überlebt hat. Und nun, lieber Doktor, gute Nacht, oder vielmehr guten Morgen. Es ist drei Uhr. Gehen Sie zu Bette und schlafen Sie, so viel Sie können. Ich muß fort; denn ich habe noch Vieles zu besorgen.

So sprechend, erhob sich Kapitän v. Rechberg und verließ das Zimmer, ehe ich noch Ein Wort erwidert hatte. Den Kopf voll von seinen Erzählungen, ging ich auf meine Stube, warf mich angekleidet auf den Divan und verfiel in einen dumpfen, unruhigen, unerquicklichen Schlaf.

Nach ungefähr drei Stunden weckte mich der Smyrniote, der mich bediente, indem er mich schüttelte und mir die griechisch-türkischen Worte: Graphia, Tschelebi, Graphia! — ein Brief, Herr, ein Brief! — zurief. Ich gähnte ihn an, nahm ihm mechanisch den Brief aus der Hand und starrte lange gedankenlos auf die Adresse. Mein Kopf war so schwer, und drinnen im Gehirn war es mir so unbehaglich, als wäre es mit scharfkantigen Steinen und Steinchen angefüllt. Es war so was wie Katzenjammer, zu dem die Erzählungen und Aufregungen des Kapitäns mehr beigetragen hatten, als der genossene Wein. Es bedurfte eines förmlichen Entschlusses, bis ich das Siegel erbrach, und eines weiteren Entschlusses, bis ich zu lesen anfing, und einer wahrhaften Anstrengung, bis ich mit den gelesenen Worten Begriffe verband. Nach und nach verstand ich erst, daß ich Zeilen vor mir hatte, über deren Inhalt ich staunen und erschrecken durfte. Ehe ich es wußte, war ich vom Divan auf-

geſprungen und las nun mit vollkommenem Bewußtſein folgende Worte:

„Lieber Doktor! Es iſt Alles geordnet. Ein Offizier der deutſchen Fregatte, die im Hafen liegt, Graf Mark, wird mein Zeuge ſein; für Sie habe ich den Chemiker, den guten Lichtenberg, gebeten. Er wird Sie Schlag Sieben mit einem Pferde vor Ihrem Hauſe erwarten. Graf Mark bringt den Schiffsarzt mit. Für die Piſtolen ſorge ich. Wir finden uns um acht Uhr im Thale Homers. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich den Zeugen über die Urſache unſeres Duelles nichts geſagt habe. Ihr aufrichtig ergebener v. Rechberg.“

Er iſt verrückt! er iſt lächerlich! ſchrie ich auf, nachdem ich den Brief geleſen, und lief aufgeregt in der Stube auf und ab. Ich ſchlage mich nicht mit ihm! Wie kann es ihm einfallen, ſich mit mir ſchlagen zu wollen, nachdem er mich ſo in ſein Vertrauen gezogen, nachdem er wiſſen muß, wie ich jetzt über die Sache und über ihn denke? Er kann in ſeinem homeriſchen Thale lange warten, bis ich hinkomme, mich von ihm todtſchießen zu laſſen! Nach dieſem Monolog warf ich mich wieder auf den Divan und redete mir ein, daß ich die ganze Geſchichte nicht berückſichtigen wolle. Aber es ließ mich nicht ruhen; ich ſtand wieder auf und ſchrieb zwei Zeilen, in denen ich den Kapitän bat, mir eine Beſprechung zu gönnen und zu mir herüberzukommen oder mich zu Hauſe zu erwarten. Mein Smyrniote wurde ſofort mit der Botſchaft abgeſchickt; ich machte mich an meine Toilette und goß mir Ströme kalten Waſſers über den Kopf, um die Nebel der Nacht zu zerſtreuen. Nach ungefähr einer Viertelſtunde kam mein Bote zurück und brachte ein Billet, das ſo lautete:

„Die verlangte Beſprechung kann ich Ihnen nicht gewähren, da ich ſehr beſchäftigt bin, auch in einer Minute, verabredeter Maßen, auf die Fregatte muß, um den Offizier abzuholen; — ſie wäre übrigens, nachdem die Zeugen gewählt ſind, gegen alle Regel. Ich weiß ja, was Sie mir ſagen können und wollen.

Sie wollen mir Ihre Achtung ausdrücken, an der ich keinen Augenblick zweifle; Sie wollen mir sagen, wie schmerzlich es Ihnen ist, eine Pistole auf mich abzudrücken. Mein Gott, wem sagen Sie das? Weiß ich nicht, wie schmerzlich es mir ist, mich Ihnen entgegenzustellen? Aber ich muß! Sie wissen, ich muß! und mit Ihnen mehr, als mit jedem Anderen; denn Sie haben es laut und deutlich und vor einer ganzen Gesellschaft ausgesprochen, daß Sie sich mit einem Tanzmeister nicht schlagen. Ich muß den thatsächlichen Beweis haben, daß Dem nicht mehr so ist. Ergebenst R."

Ich fluchte, ich lachte, ich schimpfte und machte mich zu dem Ritte bereit. Es war die tollste, dümmste, unlogischste Geschichte, die mir noch vorgekommen. Einen Moment lang hoffte ich, daß ich die Sache noch auf dem Kampfplatze beilegen werde; aber je länger ich darüber nachdachte, desto mehr schwand diese Hoffnung. Der Kapitän erschien mir plötzlich in einem ganz anderen Lichte; er war überreizt, krank, er hatte eine Manie, er war eigentlich der Verrücktheit nahe. Es war offenbar zu einer fixen Idee in ihm geworden, daß er sich mit Jedem schlagen müsse, der etwas gegen ihn oder überhaupt gegen einen Tanzmeister sage, und es war ihm eine Erleichterung, sich zu schlagen. Die Zeugen konnte ich in seine Verrücktheit nicht einweihen, — was war zu thun? Ich mußte auf irgend eine glückliche Wendung hoffen, vielleicht auf eine Rührung des Kapitäns, der mir unmöglich so kaltblütig und prinzipiell eine Kugel ins Herz jagen konnte, und zugleich mich in die Sache ergeben und sie ihren Gang gehen lassen.

Schlag 7 Uhr hielt Lichtenberg, mir und dem Kapitän der Liebste unter den Landsleuten, ein bescheidener Gelehrter von den sanftesten Formen, mit zwei gesattelten Pferden vor meinem Hause. Ich schwang mich in den Sattel, und wir ritten sofort dem Armenier-Viertel zu.

Was für eine sonderbare Geschichte ist das? fragte Lichtenberg.

Eine höchst dumme Geschichte, erwiderte ich, über die ich aber nicht nähere Auskunft geben darf.

Ich frage auch nicht aus Neugierde, fuhr Lichtenberg fort, sondern aus Theilnahme. Der Kapitän, als er heute Morgens zu mir kam, machte mir einen so höchst eigenthümlichen Eindruck, daß ich nicht klug daraus wurde. Ich sagte mir im ersten Momente, er sehe aus wie ein Mensch, der am Vorabende eines Nervenfiebers oder einer Gehirnentzündung stehe, bis ich erfuhr, daß es sich um ein Duell handle.

Schweigend ritten wir weiter den Berg hinauf zum genuesischen Schlosse. Hinter uns that sich der Golf mit all seiner Wunderpracht auf; links, auf der breiten Straße, die sich aus den Bergen dem Golfe zuschlängelt, zogen kleine Karawanen von Kameelen und Eseln mit Lebensmitteln der Stadt zu; die Glocken am Halse der Thiere läuteten melodisch in die reine, goldene Morgenluft hinein. Vor uns lagen die schönen grünen Berge, die wie geheimnißvolle, aber einladende Vorhänge vor den Mysterien der alten Asia anzusehen sind. Der alte Aquädukt, den man schon von fern sieht, trägt den Gedanken aus der unerquicklichen türkischen Welt in die alte, in der wir uns so heimisch fühlen, und bereitet wohlthätig die Stimmung vor für das Thal Homers.

Am Eingange in dieses tiefe stille Thal, dessen Ostseite noch von Schatten bedeckt war, trafen wir mit dem Kapitän, dem Grafen Mark und dem Schiffschirurgen zusammen. Ich hatte schon aus der Ferne bemerkt, daß Kapitän Rechberg langsam ritt, um mit seinen Begleitern nicht vor uns auf dem Kampfplatze zu sein; nun wir vereinigt und kurz vorgestellt waren, ließ er sein Pferd rascher traben und hielt auf der beschatteten Seite der Thalsohle. Wir sprangen von den Pferden, und die Sekundanten besprachen sich. Ich wollte indessen auf den Kapitän losgehen und mit ihm sprechen, aber er bemerkte es, drehte mir den Rücken zu und entfernte sich noch um einige Schritte mehr von mir.

Hol's der Teufel! murmelte ich, ging auf meinen Platz zurück und betrachtete den mir gänzlich unbekannten Grafen Mark. Er war ein ungefähr achtundzwanzigjähriger blonder,

fürchterlich steifer Mann mit lang gezogenem, verdrießlichem Gesichte. Es schien mir, als nehme er nur mit Widerwillen an dem ganzen Vorgange Theil. Wie er auf mich zukam, um mir die Pistolen anzubieten, ging er wie auf Nadeln; seine Bewegungen, wie er sich vor mir verneigte und die Arme ausstreckte, waren eckig. Ich nahm die eine Pistole, und er trug die andere mit derselben Steifheit dem Kapitän zu. Dann stellten sich beide Zeugen auf die Seite. Der Graf murmelte verdrießlich: Jetzt, meine Herren, thun Sie nach Gutdünken; die ganze Geschichte ist so unregelmäßig und so ganz gegen alle Ordnung eingeleitet und überstürzt, daß der erfahrenste Edelmann nicht wüßte, wie sich hier zu benehmen. — Aber wir standen Beide in Position, und Keiner rührte sich.

Schießen Sie, Kapitän! rief ich endlich. — Sie haben den ersten Schuß, Sie sind der Beleidigte!

Ich der Beleidigte? rief der Kapitän zurück, während eine tiefe Röthe sein Gesicht überflog. — Ich bin nicht im Geringsten beleidigt. Sie sind der Geforderte, Sie haben den ersten Schuß.

Auf diese Worte trat der Graf Mark wieder vor und stellte sich zwischen uns. — Meine Herren, sagte er mit einer beinahe verletzenden Verdrießlichkeit, was soll Das alles bedeuten? Es ist gegen alle Regel, daß die Zeugen die Ursachen eines Duelles nicht kennen sollen. Ich habe diese Regel auf die Bitte des Kapitäns einen Augenblick lang vergessen wollen, aber Ihre Worte, die auf dem Kampfplatze ebenfalls gegen alle Regel und Gesetze der Ehre sind, erinnern mich wieder daran. Wie sollen die Zeugen entscheiden, wenn sie nicht wissen, um was es sich handelt? Ich fordere Sie auf, meine Herren, mich die Ursachen Ihres Duelles kennen zu lehren.

Herr Graf, sagte ich, das ist unser Geheimniß.

Wenn Sie nicht sprechen, sagte der Graf darauf mit einem spöttischen Achselzucken, muß ich voraussetzen, daß Sie sich der Mittheilung schämen und daß es meiner unwürdig ist, hier den Zeugen zu spielen. Ich werde mich zurückziehen.

Ich frage auch nicht aus Neugierde, fuhr Lichtenberg fort, sondern aus Theilnahme. Der Kapitän, als er heute Morgens zu mir kam, machte mir einen so höchst eigenthümlichen Eindruck, daß ich nicht klug daraus wurde. Ich sagte mir im ersten Momente, er sehe aus wie ein Mensch, der am Vorabende eines Nervenfiebers oder einer Gehirnentzündung stehe, bis ich erfuhr, daß es sich um ein Duell handle.

Schweigend ritten wir weiter den Berg hinauf zum genuesischen Schlosse. Hinter uns that sich der Golf mit all seiner Wunderpracht auf; links, auf der breiten Straße, die sich aus den Bergen dem Golfe zuschlängelt, zogen kleine Karawanen von Kameelen und Eseln mit Lebensmitteln der Stadt zu; die Glocken am Halse der Thiere läuteten melodisch in die reine, goldene Morgenluft hinein. Vor uns lagen die schönen grünen Berge, die wie geheimnißvolle, aber einladende Vorhänge vor den Mysterien der alten Asia anzusehen sind. Der alte Aquädukt, den man schon von fern sieht, trägt den Gedanken aus der unerquicklichen türkischen Welt in die alte, in der wir uns so heimisch fühlen, und bereitet wohlthätig die Stimmung vor für das Thal Homers.

Am Eingange in dieses tiefe stille Thal, dessen Ostseite noch von Schatten bedeckt war, trafen wir mit dem Kapitän, dem Grafen Mark und dem Schiffschirurgen zusammen. Ich hatte schon aus der Ferne bemerkt, daß Kapitän Rechberg langsam ritt, um mit seinen Begleitern nicht vor uns auf dem Kampfplatze zu sein; nun wir vereinigt und kurz vorgestellt waren, ließ er sein Pferd rascher traben und hielt auf der beschatteten Seite der Thalsohle. Wir sprangen von den Pferden, und die Sekundanten besprachen sich. Ich wollte indessen auf den Kapitän losgehen und mit ihm sprechen, aber er bemerkte es, drehte mir den Rücken zu und entfernte sich noch um einige Schritte mehr von mir.

Hol's der Teufel! murmelte ich, ging auf meinen Platz zurück und betrachtete den mir gänzlich unbekannten Grafen Mark. Er war ein ungefähr achtundzwanzigjähriger blonder,

fürchterlich steifer Mann mit lang gezogenem, verdrießlichem Gesichte. Es schien mir, als nehme er nur mit Widerwillen an dem ganzen Vorgange Theil. Wie er auf mich zukam, um mir die Pistolen anzubieten, ging er wie auf Nadeln; seine Bewegungen, wie er sich vor mir verneigte und die Arme ausstreckte, waren eckig. Ich nahm die eine Pistole, und er trug die andere mit derselben Steifheit dem Kapitän zu. Dann stellten sich beide Zeugen auf die Seite. Der Graf murmelte verdrießlich: Jetzt, meine Herren, thun Sie nach Gutdünken; die ganze Geschichte ist so unregelmäßig und so ganz gegen alle Ordnung eingeleitet und überstürzt, daß der erfahrenste Edelmann nicht wüßte, wie sich hier zu benehmen. — Aber wir standen Beide in Position, und Keiner rührte sich.

Schießen Sie, Kapitän! rief ich endlich. — Sie haben den ersten Schuß, Sie sind der Beleidigte!

Ich der Beleidigte? rief der Kapitän zurück, während eine tiefe Röthe sein Gesicht überflog. — Ich bin nicht im Geringsten beleidigt. Sie sind der Geforderte, Sie haben den ersten Schuß.

Auf diese Worte trat der Graf Mark wieder vor und stellte sich zwischen uns. — Meine Herren, sagte er mit einer beinahe verletzenden Verdrießlichkeit, was soll Das alles bedeuten? Es ist gegen alle Regel, daß die Zeugen die Ursachen eines Duelles nicht kennen sollen. Ich habe diese Regel auf die Bitte des Kapitäns einen Augenblick lang vergessen wollen, aber Ihre Worte, die auf dem Kampfplatze ebenfalls gegen alle Regel und Gesetze der Ehre sind, erinnern mich wieder daran. Wie sollen die Zeugen entscheiden, wenn sie nicht wissen, um was es sich handelt? Ich fordere Sie auf, meine Herren, mich die Ursachen Ihres Duelles kennen zu lehren.

Herr Graf, sagte ich, das ist unser Geheimniß.

Wenn Sie nicht sprechen, sagte der Graf darauf mit einem spöttischen Achselzucken, muß ich voraussetzen, daß Sie sich der Mittheilung schämen und daß es meiner unwürdig ist, hier den Zeugen zu spielen. Ich werde mich zurückziehen.

Der Graf ſchien in der That geneigt, ſich wieder ſeinem Pferde zu nähern, und winkte ſchon dem Schiffsarzte. Der Kapitän beobachtete ihn mit glühenden Augen, war blaß und zitterte an allen Gliedern. Ich erſchrak bei ſeinem Anblick; er ſchien mir ſeit geſtern um zehn Jahre gealtert. Sein Blick hing ſtarr und doch irre am Grafen, und er ſchien einen heftigen inneren Kampf durchzumachen. Endlich riß er ſich von dem Platze, auf dem er wie eingewurzelt ſtand, und trat mit wenigen heftigen Schritten auf den Grafen zu, den er am Arm faßte.

Ich will es Ihnen ſagen — ſtammelte er in höchſter Aufregung — dieſer Herr ſoll mir beweiſen, daß er ſich mit einem Tanzmeiſter ſchlagen könne.

Tanzmeiſter? fragte der Graf erſtaunt, wer iſt hier Tanzmeiſter?

Ich, Herr Graf, ich bin ein Tanzmeiſter! ſchrie der Kapitän, indem er ſich mit beiden Fäuſten auf die Bruſt ſchlug und dem Grafen herausfordernd unter das Geſicht ſah, ſo nahe, daß dieſer den Kopf zurückzog.

Tanzmeiſter? wiederholte der Graf gedehnt und fügte dann durch die Naſe ſprechend hinzu: Graf von Mark iſt nicht der Zeuge eines Tanzmeiſters.

Der Graf wandte ſich, um zu gehen, warf aber noch einen vornehmen Blick auf den Kapitän zurück. Mr. Hirsley! rief dieſer, bei Gott, er ſieht aus wie Mr. Hirsley! Er war außer ſich. Ich warf die Piſtole hin und faßte den Arzt am Arme, um ihn zum Kapitän zu ziehen, es war mir, als wäre hier ärztliche Hülfe am Platze.

Bleiben Sie, ſchrie indeſſen der Kapitän dem Grafen zu, oder ich ſchieße! — Dieſer ſtand einen Augenblick ſtill und maß ihn mit vernichtendem Blicke. Der Kapitän lachte laut auf, und in demſelben Augenblicke, da ich auf ihn losſtürzte, erſcholl ein Schuß: der Kapitän lag mit zerſchmettertem Hirne vor meinen Füßen. Er hatte ſich in der Verzweiflung oder im Wahnſinn ſelbſt das Leben genommen.

Er liegt an derſelben Stelle im Thale Homers begraben.

II.

Fritz! Fritz!

Hauptmann von Lindblatt erzählt:

Mein Vater iſt ein ſehr praktiſcher Mann. Ich habe meine Urlaubszeit nicht ein einziges Mal auf ſeinen Gütern zugebracht, ohne daß er meine Kenntniſſe benutzt hätte. Ich mußte ihm als Ingenieur, Architekt, Feldmeſſer, kurz, als Alles dienen, als was ein unglückſeliger Genieoffizier überhaupt dienen kann. Aber, wenn er praktiſch iſt, ſo iſt er nicht minder freigebig; die Dienſte, die ich ihm während meines letzten Urlaubs geleiſtet, hat er mir mit dem engliſchen Fuchſe bezahlt, um den mich das ganze Regiment beneidet. Ich will nicht erzählen, wie ich dieſes herrliche Thier verdient, ſondern wie ich bei Gelegenheit der Geſchäfte, die mir mit dem Fuchſe bezahlt wurden, mit einem verſchollenen, unglückſeligen Kameraden zuſammen kam und welches die Geſchicke dieſes verſchollenen Kameraden geweſen.

Mein Vater iſt bei der Zweigbahn, welche durch die Wälder bis an die Gränze geführt werden ſoll, mit ſeinen Kapitalien wie mit der Zukunft eines Theiles ſeiner liegenden Güter intereſſirt. Er hat ſich darum in den Verwaltungsrath wählen laſſen und widmet ſich der Angelegenheit nach beſten Kräften. Es ſollte eine vorbereitende Zuſammenkunft Statt finden, und mein Vater, um die Rapporte des Ingenieurs beurtheilen zu können, wünſchte, daß ich die betreffende Gegend bereiſe und ihm meinerſeits einen überſichtlichen Rapport abfaſſe. Zu dieſem Zwecke ſtieg ich mit

meinem Burſchen zu Pferde und beritt in kleinen Tagemärſchen den ganzen Strich zwiſchen dem Aufenthalte meines Vaters und der Gränze.

Der Ausflug hatte verdammt wenig Unterhaltendes. Kiefernholz, kleines Hügelland, platte Thäler; oft Stunden weit kein Dorf zu finden; ſtupide Bevölkerung, ſchlechtes Eſſen und gar kein Wein: dieß die ganze Reiſe. Eines Tages, während es langweilig und verdrießlich vom Himmel herab regnete oder nebelte — es war nicht zu unterſcheiden, welches von Beidem Statt fand — kam ich in eine Gegend, von der eben ſo ſchwer zu entſcheiden war, ob ſie den Namen eines Thales oder einer Ebene, einer Wüſte oder eines bebauten Landes verdiene. Die Kiefern ſtanden hier in Gruppen, dort einzeln, bald fern, bald nahe von einander über die ganze Gegend zerſtreut, daß man eben ſo wenig wußte, ob man ſich in einem Walde oder in einem offenen Gefilde befand. Es war Alles ſo unentſchieden, neutral, charakterlos. Unter einer Gruppe von Kiefern ſtand eine Art von Wirthshaus, wahrſcheinlich eine Schmuggler-Herberge, da wir der Gränze ſehr nahe waren, und ich kehrte daſelbſt ein, da ich bis auf die Haut durchnäßt und es nothwendig war, daß ich gerade dieſe Gegend bis ins Einzelnſte durchforſchte.

Eine freundliche Frau, deren Anzug wie deren Benehmen ich es anſah, daß ſie nicht immer in ſolcher Oede gelebt hatte, empfing mich und gab ſich alle Mühe, mir es in der zweiten Stube ihres Hauſes möglichſt angenehm zu machen. Mein Burſche verrieth ihr bald meinen Reiſezweck, und da ſie ſich von der Eiſenbahn alles mögliche Glück und Reichthum und Belebung dieſer Einöde verſprach, ſo war ich ihr ein doppelt willkommener Gaſt. Sie war außerdem jung, das iſt ungefähr dreißig Jahre alt, hübſch, von angenehmen Manieren und — allein, mutterſeelenallein! Ihr Mann war im Oeſterreichiſchen, Kinder hatte ſie nicht, und der Knecht arbeitete irgendwo im Walde.

Nach den einſamen Tagen war es mir lieb, zu jemand Anderem zu ſprechen, als zu meinem Burſchen, und endlich einmal

eine andere Antwort zu erhalten, als: Zu Befehl, Herr Hauptmann! und gern vergaß ich die eigennützigen Absichten, die sich offenbar hinter den freundlichen Worten meiner Wirthin verbargen. Wir plauderten kaum ein halbes Stündchen zusammen, als sie schon auf eine vortheilhafte Expropriation anspielte und bald darauf bemerkte, daß sie wie gemacht wäre, hinter dem Buffet eines Bahnhofes zu stehen, wenn ein solcher in hiesige Gegend käme und wenn ein einflußreiches Mitglied der Eisenbahn-Gesellschaft sie empfehlen wollte. Dabei sah sie mich mit einem höchst koketten Lächeln an. Dieses Lächeln sagte es mir aber so deutlich, als die gleich darauf folgende Versicherung, daß sie zu was Höherem geboren sei, als so ihre Zeit in einem einsamen Wirthshause im Walde, unter ungebildeten Menschen, oder vielmehr ganz ohne Menschen, zu vertrauern — und daß sie auch schon in der That in der Welt und mit hohen Herrschaften gelebt habe. — Ich ahnte es längst, daß ich es mit einer ehemaligen reizenden Kammerkatze zu thun hatte, und fühlte mich, wie ich so am Sparherde der ersten Stube, meine Cigarre rauchend, vor ihr stand und ihr zusah, wie sie mir einen Pfannkuchen bereitete, bei diesem Mitgliede einer mir befreundeten und sehr bekannten Klasse gewissermaßen heimisch. Gemüthlich wurde es, als ich mein Mittagessen an einem reinlich gedeckten Tischchen einnahm und meine Wirthin, der Einladung folgend, mir gegenübersaß und mich mit kammerkatzenhafter Anmuth bediente.

Nach Tische — es war schon ziemlich spät Nachmittags — war Tilda, meine Wirthin, damit beschäftigt, mir ein bequemes, weiches Bett zu bereiten, denn ich hatte mich bereden lassen, die Nacht hier zuzubringen. Ich stand rauchend am Fenster und sah in die beschränkte, unerquickliche Gegend hinaus. Das Wetter hatte sich mittlerweile etwas aufgeklärt. Es regnete zwar, aber der Nebel war gefallen, und man konnte die ganze Gegend überschauen, zumal die Abendsonne eine letzte Anstrengung machte, von Zeit zu Zeit mit einem rothen Strahle die feuchte Atmo-

ſphäre zu durchdringen. Ich entdeckte, hinausſtarrend, gerade mir gegenüber und ungefähr ſechs- bis ſiebenhundert Schritte vom Wirthshauſe, eine Art von Herrenhaus. Es lag am Fuße einer ſehr unbedeutenden Hügelkette, die rechts und links von geackerten oder Stoppelfeldern bedeckt war. Nur in der Nähe des Hauſes erhob ſich einiger Baumſchlag. Vom Hofe aus lief eine kleine Pappel-Allee dem Wirthshauſe zu, brach aber in der Mitte der Ebene ohne allen Abſchluß ab. Rechts und links ſtanden ordnungslos einige Kiefern, die ſich melancholiſch und leiſe bewegten. Hinter dem Herrenhauſe, den Hügel hinauf, erſtreckte ſich ein kleiner Park, aus dem ein hölzernes Luſthaus mit abgewaſchenem, ehemals grünem und halb verfaultem Schindeldache herausblickte. Eben ſo verwaſchen und verfault ſchienen die zahlreichen Jalouſieen des Hauptgebäudes, die ſämmtlich geſchloſſen waren, bis auf zwei, welche loſe in ihren Angeln hingen. Unter dieſen geöffneten Jalouſieen des erſten Stockes ſtand noch eine kleine Thür offen, während das Hauptthor geſchloſſen war. Vor dieſem lag an einer Kette ein durchnäßter Pudel, der ſich von Zeit zu Zeit ſchüttelte und dann in den naſſen Abend hinausheulte. Während ich hinſah, kam ein ſchlanker Mann in einem bis unters Kinn zugeknöpften Oberrocke an ihm vorüber. Bei ſeinem Herannahen verſtummte das Thier und verkroch ſich furchtſam in einen Winkel des Thores und ſtand erſt wieder auf, als der Mann in dem Dunkel der geöffneten Thür verſchwand, die ſich hinter ihm ſchloß. Der Hund fing nicht wieder zu heulen an, und eine unheimliche Stille lag auf der ganzen Behauſung. Nirgends war eine menſchliche Seele zu ſehen, und mir war, als thäte mir der Anblick dieſes Hauſes wehe, oder als machte er mir kalt, denn es fröſtelte mich, und ich ſchüttelte mich unwillkürlich.

Frau Tilda, ſagte ich zu meiner Wirthin, die eben ein Kopfkiſſen durchs Zimmer trug — Frau Tilda, wem gehört das einſame Haus?

Herrn von Notting.

Herrn von Notting? von Notting? ich kenne dieſen Namen nicht.

Glaube wohl, erwiderte Tilda, indem sie mich schelmisch mit ihren kleinen braunen Augen ansah, und ging rasch vorüber, als ob sie jeder weiteren Frage ausweichen wollte. Aber sie mußte bald doch wieder durch die Stube, und ich fragte aufs Neue: Herr von Notting ist wohl ein armer Edelmann?

Arm? fragte Tilda zurück, warum arm?

Das Haus sieht so ärmlich und verfallen aus, als hätte der Besitzer nicht die Mittel, es ordentlich im Stande zu halten.

Das ist wahr, es sieht elend aus, aber Herr von Notting ist nicht arm, im Gegentheil, reich, sehr reich!

Also ist er ein Geizhals?

Nein, Herr Hauptmann, geizig ist Herr von Notting auch nicht; man könnte ihn eher einen Verschwender nennen, denn er kümmert sich nicht im Geringsten um sein großes Geld, das er, Gott weiß wo, irgend in der Hauptstadt stehen hat. Da ist irgend ein Mann, der Das alles verwaltet, wie es ihm beliebt, und Herr von Notting läßt Alles gehen, wie es Gott gefällt.

Sie scheinen sehr eingeweiht in die Angelegenheiten dieses Hauses?

Ich war ja zwei Jahre Kammermädchen der gnädigen Frau, sagte Tilda mit einigem Stolz, während sie meine Hand von ihrem Kinn entfernte.

Herr von Notting ist also verheirathet!

Ja, und nein! wie Sie wollen! rief Tilda, machte sich los und lief zur Thüre hinaus. Diese problematische Antwort und die Art, wie sie gegeben ward, machte mich neugierig und gab dem sonderbaren unheimlichen Hause da drüben noch ein besonderes Interesse.

Ich nahm meine Mütze, ging hinaus und wollte geraden Weges auf das einsame Haus los schreiten. Aber da war nirgends ein Weg, nicht der schmalste Fußpfad, der dahin geführt hätte; so ging ich gerade über ein brach liegendes Feld, über aufgeweichten Grund, dem Anfang der Allee zu. Ich war erstaunt, daß sich auch hier nirgends ein gebahnter Weg anschloß,

und, als ich näher zusah, daß die Allee selbst von hohem Unkraut und Gestrüpp angefüllt war. Mein Gott, dachte ich, so würde Ovid die Wege zur personifizirten Ungastlichkeit beschrieben haben — oder auch, dachte ich weiter, zum Unglück, das die Freunde verlassen, zur Verlassenheit.

Tempora si fuerint nubila solus eris.

Doch folgte ich der Allee; meine hohen Kanonenstiefel erlaubten mir, dem Gestrüpp wie dem nassen Unkraut Trotz zu bieten. So kam ich bis an den Eingang in den Hof; der Hund bellte mich an, und da ich mich nicht berechtigt hielt, einzudringen, auch keine Lust verspürte, die Bewohner näher kennen zu lernen, so schlich ich längs der Mauer, die Haus und Hof umschloß, weiter, nach rechts, bog links ein und folgte der Mauer, die sich den Hügel hinaufzog. Auf einer gewissen Höhe lag sie in Ruinen; mit Einem Schritte hätte ich sie überschreiten und in den gartenähnlichen Raum dringen können, der das Haus rückwärts vom Parke trennte. Aber ich begnügte mich mit dem Anblick aus der Ferne, mit dem traurigen Schauspiel der Verfallenheit.

Zwischen dem Hause und dem Parke dehnte sich ein großer, durch die Kunst geebneter Raum. In der Mitte gähnte ein weites, rundes Bassin, dessen steinerne Einfassung von grünen Moosen bedeckt war, in dessen Tiefe mehrere von einander getrennte Wasserlachen auf schwarzem Grunde glänzten. Die künstlich aufgehäuften Steine in der Mitte des Bassins waren zum Theil auseinander gefallen, und die Röhre, aus der ehemals ein Wasserstrahl gesprungen, stak schief in den Steinen und drohte ganz zu fallen. Die vielgestaltigen kleinen Blumenbeete, die in verschiedener Entfernung vom Bassin und vom ehemaligen großen Springbrunnen den großen Sandplatz belebten, waren blumenlos; hier und da stak noch ein Stock, der ehemals eine Blume gestützt hatte, mit dem Namen der Blume auf einem verwischten Etiquetten-Täfelchen. Die Taxus-Einfassungen der Beete

waren wild geworden und hatten alle Form verloren. Selbst der Sand, der ehemals die Gänge zwischen den Beeten bedeckte, war zum größten Theile verschwunden, vom Winde verweht; nur die gröbsten Kiesel waren liegen geblieben, und der Boden sah überall nackt und schwarz hervor, dabei uneben und vom Regen ausgehöhlt. Am Hause vor der Thür, die auf die Terrasse führte, standen zwei große Holzkübel, in denen einst Orangenbäume gewurzelt haben mochten; die eisernen Reifen an denselben waren verrostet und von ihrer Stelle tiefer hinabgerutscht, und die Dauben klafften oben auseinander. — Das Haus selbst sah, die drei Treppen, die auf die Terrasse führten, und das blecherne Dach darüber abgerechnet, von rückwärts eben so aus, wie von vorn. Auch hier waren sämmtliche Jalousieen der drei Stockwerke geschlossen, mit Ausnahme zweier, die sich hier ebenfalls über einer kleinen, in den Garten führenden Thür befanden.

Wie eine Ironie blickte auf diese ganze verfallene, verlassene, wüste Welt vom Friese des Daches eine Inschrift herab, die mit ihren vergoldeten Bronze-Lettern allein frisch und lebend aussah und so lautete: Beatus ille! — Ueber einem Grabe wäre dieser Anfang der Horazischen Ode besser am Platze gewesen, als über dieser Wohnung lebender Menschen.

Während ich noch dastand, wurde oben im ersten Stocke ein Licht entzündet, und der Schatten eines weiblichen Kopfes zeichnete sich regungslos in der Fensternische ab. Wie lange ich ihn auch betrachtete, ich konnte nicht klar darüber werden, ob er einem jungen oder einem alten weiblichen Geschöpfe angehörte; dabei hatte seine gebeugte und starre Haltung etwas Gespensterhaftes, als wäre es der Schatten eines sitzenden Todten. Ich hatte genug und sehnte mich in meine Herberge zurück, wie nach meiner Heimat, wie nach einem warmen, gemüthlichen Orte.

Als ich dort ankam, war es schon ziemlich dunkel; Frau Tilda, meine Wirthin, wollte eine auf dem Tische bereit stehende Lampe anzünden; ich bat sie aber, sich mit der Beleuchtung zu

begnügen, welche die im Kamine flackernden Kienspäne rötlich und bewegt über die halbdämmernde Stube verbreiteten. In jener ehemals slawischen Gegend nämlich sind noch die Kamine üblich, die sich ungefähr eine kleine Mannshöhe über dem Boden in der Wand befinden, überdeckt von einem gemauerten Mantel, der sich spitz zulaufend bis an die Decke erhebt. In diesem Raume hatten die alten Slawen ihre Hausgötter; Fibilli genannt, eine Art Laren, vor denen des Abends ein heiliges Feuer brannte. Die Götter sind verschwunden, aber der Herd oder Kamin ist geblieben und mit ihm die heilige Flamme, um die man sich des Abends sammelt, um zu spinnen und zu plaudern. Ich schob eine Bank hin und lud meine Wirthin ein, sich zu mir zu setzen.

Ich habe mir das Haus des Herrn v. Nutting in der Nähe betrachtet, sagte ich, es sieht aus, wie eine Wohnung des Unglücks.

Ja, ja, antwortete Tilda, es gibt solche Häuser — ich könnte Ihnen da eine schöne Geschichte aus Thüringen, aus meiner Familie erzählen. . . .

Ich zweifle nicht, liebe Tilda, daß Ihre Familiengeschichte höchst anziehend ist, aber ich gestehe es, ich wäre Ihnen dankbarer, wenn Sie mir die Geschichte des Nutting'schen Hauses erzählen wollten; die Wohnung selbst und Ihre Fabelmuhmerei haben mich neugierig gemacht . . . erzählen Sie, meine reizende Wirthin.

Bitte, lassen Sie — so, da sitzen Sie bequemer. Wenn ich hier am Feuer sitze, muß ich immer erzählen, das geht gar nicht anders, man ist so gewohnt daran. Aber eben weil ich fürchte, daß ich von Nutting sprechen könnte, will ich was Anderes erzählen.

Gut, erzählen Sie Ihre Familiengeschichte, sagte ich, beifügend, daß, wenn sie erst im Zuge und warm geworden, sie auch meine Neugierde befriedigen werde.

Sie sagen, Herr Hauptmann, begann die Wirthin, daß das Haus dort wie eine Wohnung des Unglücks aussehe, ich sage,

es gibt ſolche Wohnungen, aber ich ſage auch, daß das Unglück keine feſte Wohnung habe und aus- und einziehe und die Wohnung wechsle wie die Menſchen und mit den Menſchen.

O, wie philoſophiſch! rief ich lachend.

Was? wie ſo? was iſt es? fragte Tilda ſtutzend.

Nichts, bitte, fahren Sie fort.

Ich bin nicht immer Wirthin einer kleinen Herberge geweſen, ſagte Tilda, vorher war ich Kammerjungfer, aber auch dieß war nicht meine eigentliche Beſtimmung. Ich ſtamme aus Thüringen, von der Saale, und bin aus ſehr guter Familie. Noch mein Urgroßvater war ein ſehr reicher Mann. Er hatte ein Gut, unweit von Jena, und mitten in ſeinen Feldern ein großes, ſchönes Haus. Wäre er von Adel geweſen, man hätte es ein Schloß genannt. Von dem Hauſe wußte mir meine Großmutter viel zu erzählen; es war ſo groß und hatte ſo viele Gänge und dunkle Winkel, und die Wohnſtuben waren ſo hoch, daß man die Decken nie ſchauen konnte und daß da oben immer Spinnweben hingen. Aber glücklich war meine Familie in dieſem Hauſe nicht; ganz im Gegentheil, es ging Alles ſchlecht und ſchief. Der Vater meiner Großmutter bekam die Gicht, ſein Weib die Herzkrankheit, und von den neun Kindern hatte immer eines oder das andere etwas zu klagen. Zwei erblindeten an den Blattern. Urgroßvater und Urgroßmutter, die ſich aus reinſter Liebe geheirathet hatten, wurden verdrießlich; ſie warfen einander ihr Unglück vor, und während die Kinder weinten, zankten die Eltern. Dazu kam der Krieg, der die Felder verheerte, dann Mißwachs, dann ein Diebſtahl, kurz Alles, was einen armen Familienvater unglücklich machen konnte. Es wurde immer trüber und trauriger im Hauſe. Eines Tages, da der Alte, man kann wohl ſagen, der alte Herr, mit ſeiner Gicht im Lehnſtuhle lag und eben noch vor Schmerzen kein Glied bewegen konnte, ſprang er plötzlich auf und rief: Ich hab's! Niemand, Keiner von uns iſt an dem Unglück ſchuld; es iſt das Haus; in dieſem Hauſe wohnt das Unglück. Wir müſſen fort aus dieſem alten

Hause, und Alles würde besser gehen. — Er rief Das, als hätte er eine Offenbarung gehabt, und der ganzen Familie kamen die Wahrheit seiner Worte ein. Alles freute sich, das Unglückshaus zu verlassen. Der alte Papa machte sich sogleich auf, setzte sich auf sein Pferd und durchstrich die Gegend, fast entzückt, das erste, beste Haus, das sich ihm böte, zu miethen. So that er auch. Ungefähr eine halbe Stunde weit vom seiner bisherigen Behausung miethete er eine Art Meierei, die zwar klein, aber ganz lustig und gemüthlich aussah. Die ganze Familie machte sich ans Packen und Aufladen, und ein Wagen nach dem anderen trug die Habseligkeiten nach der neuen Wohnung zu. Mein Vater, so erzählte meine Großmutter, sah mit Vergnügen, wie die Wohnung immer leerer wurde, und dachte auch gar nicht daran, sie jemand Anderem zu vermiethen, denn er war ein guter Mensch, der Niemanden zumuthen wollte, in das Haus des Unglücks zu ziehen. Ich erinnere mich ganz gut, wie es schon so hohl klang in den ausgeleerten Räumen und wie man Echo's entdeckte, wo früher keine waren. Endlich waren wir fertig. Vater, Mutter, neun Kinder, Jeder noch mit irgend etwas beladen, verließen alle zusammen und froh das Haus. Wir standen vor der Thür und sahen zu, wie der Vater den Schlüssel in das Schlüsselloch steckte und ihn wie mit Schadenfreude stark und rasch herumdrehte, um das Haus für immer zu schließen. Wir glaubten, es sei Alles fertig, als in dem Augenblicke, da er den Schlüssel herausziehen wollte, eine hohle und klagende Stimme aus dem Inneren des Hauses erscholl, und die rief: Nehmt das Unglück mit! Nehmt das Unglück mit!

Meine Wirthin schwieg und schüttelte sich.

Nun, und was ist weiter geschehen? fragte ich.

Nichts ist geschehen; sie haben einfach das Unglück mitgenommen. Bin ich nicht Kammerjungfer geworden? Meine Großmutter erzählte mir die Geschichte, als ich in die Fremde und in den Dienst mußte, um mir die Nothwendigkeit begreiflich zu und mich zu trösten.

Aber, rief ich, das ist ja eine Geistergeschichte, ich habe förmlich Angst.

Sie müssen darum doch nicht so nahe rücken; wenn Sie befehlen, zünde ich die Lampe an.

Nein, lassen Sie das; diese Beleuchtung paßt besser zu Geistergeschichten; ich bin überzeugt, daß Sie mir solche auch vom Hause des Herrn von Notting erzählen könnten; es sieht gerade so aus, als ob es darin spukte und umginge.

Tilda seufzte und schwieg.

Ich habe also errathen? fragte ich weiter.

Ach ja, seufzte Tilda wieder, es geht dort ein böser Geist um.

Bitte, erzähle, meine liebenswürdige Wirthin.

Herr Hauptmann, flehte Tilda, haben Sie die Güte und bringen Sie nicht in mich. Ich gestehe es, ich bin schwach und habe den Herren vom Militär nie etwas versagen können.

Nun, ich habe bereits vierzehn Jahre Dienstzeit.

Ja, lachte Tilda, warum haben Sie nicht Ihre Uniform mitgebracht? Sie sind in Zivil, das rettet mich, und ich werde mein Wort nicht brechen und schweigen.

Ah bah! — sagte ich ungläubig, du thust, als wüßtest du was, und weißt nichts und berufst dich darum auf mein Zivil.

Herr Hauptmann, sagte Tilda beleidigt, indem sie stolz den Kopf erhob, ich bin zwei Jahre im Notting'schen Hause Kammerjungfer gewesen, und Sie werden zugeben, daß eine Kammerjungfer nach zweijähriger Dienstzeit die Vergangenheit und Gegenwart, vielleicht auch die Zukunft ihrer Herrschaft besser kennt, als ihre eigene.

Das ist wahr, sehr wahr, sagte ich begütigend.

Wenn ich schweige, und selbst einem Herrn vom Militär gegenüber schweige, so ist weniger, fuhr Tilda eben so stolz fort, Ihre Zivilkleidung, als meine angeborne Dankbarkeit der Grund. Ich bin Herrn von Notting Dank schuldig. Als ich mich in seinem Hause langweilte, sehr langweilte, nahm ich die Bewerbungen meines jetzigen Mannes bereitwillig entgegen. Aber aus

Hause, und Alles wird besser gehen. — Er rief Das, als hätte er eine Offenbarung gehabt, und der ganzen Familie leuchtete die Wahrheit seiner Worte ein. Alles freute sich, das Unglückshaus zu verlassen. Der alte Papa machte sich sogleich auf, setzte sich auf sein Pferd und durchstrich die Gegend, fest entschlossen, das erste, beste Haus, das sich ihm biete, zu miethen. So that er auch. Ungefähr eine halbe Stunde weit von seiner bisherigen Behausung miethete er eine Art Meierei, die zwar klein, aber ganz lustig und gemüthlich aussah. Die ganze Familie machte sich ans Packen und Aufladen, und ein Wagen nach dem anderen trug die Habseligkeiten nach der neuen Wohnung zu. Mein Vater, so erzählte meine Großmutter, sah mit Vergnügen, wie die Wohnung immer leerer wurde, und dachte auch gar nicht daran, sie jemand Anderem zu vermiethen, denn er war ein guter Mensch, der Niemanden zumuthen wollte, in das Haus des Unglücks zu ziehen. Ich erinnere mich ganz gut, wie es schon so hohl klang in den ausgeleerten Räumen und wie man Echo's entdeckte, wo früher keine waren. Endlich waren wir fertig. Vater, Mutter, neun Kinder, Jeder noch mit irgend etwas beladen, verließen alle zusammen und froh das Haus. Wir standen vor der Thür und sahen zu, wie der Vater den Schlüssel in das Schlüsselloch steckte und ihn wie mit Schadenfreude stark und rasch herumdrehte, um das Haus für immer zu schließen. Wir glaubten, es sei Alles fertig, als in dem Augenblicke, da er den Schlüssel herausziehen wollte, eine hohle und klagende Stimme aus dem Inneren des Hauses erscholl, und die rief: Nehmt das Unglück mit! Nehmt das Unglück mit!

Meine Wirthin schwieg und schüttelte sich.

Nun, und was ist weiter geschehen? fragte ich.

Nichts ist geschehen; sie haben einfach das Unglück mitgenommen. Bin ich nicht Kammerjungfer geworden? Meine Großmutter erzählte mir die Geschichte, als ich in die Fremde und in den Dienst mußte, um mir die Nothwendigkeit begreiflich zu machen und mich zu trösten.

Aber, rief ich, das ist ja eine Geistergeschichte, ich habe förmlich Angst.

Sie müssen darum doch nicht so nahe rücken; wenn Sie befehlen, zünde ich die Lampe an.

Nein, lassen Sie das; diese Beleuchtung paßt besser zu Geistergeschichten; ich bin überzeugt, daß Sie mir solche auch vom Hause des Herrn von Notting erzählen könnten; es sieht gerade so aus, als ob es darin spukte und umginge.

Tilda seufzte und schwieg.

Ich habe also errathen? fragte ich weiter.

Ach ja, seufzte Tilda wieder, es geht dort ein böser Geist um.

Bitte, erzähle, meine liebenswürdige Wirthin.

Herr Hauptmann, flehte Tilda, haben Sie die Güte und bringen Sie nicht in mich. Ich gestehe es, ich bin schwach und habe den Herren vom Militär nie etwas versagen können.

Nun, ich habe bereits vierzehn Jahre Dienstzeit.

Ja, lachte Tilda, warum haben Sie nicht Ihre Uniform mitgebracht? Sie sind in Zivil, das rettet mich, und ich werde mein Wort nicht brechen und schweigen.

Ah bah! — sagte ich ungläubig, du thust, als wüßtest du was, und weißt nichts und berufst dich darum auf mein Zivil.

Herr Hauptmann, sagte Tilda beleidigt, indem sie stolz den Kopf erhob, ich bin zwei Jahre im Notting'schen Hause Kammerjungfer gewesen, und Sie werden zugeben, daß eine Kammerjungfer nach zweijähriger Dienstzeit die Vergangenheit und Gegenwart, vielleicht auch die Zukunft ihrer Herrschaft besser kennt, als ihre eigene.

Das ist wahr, sehr wahr, sagte ich begütigend.

Wenn ich schweige, und selbst einem Herrn vom Militär gegenüber schweige, so ist weniger, fuhr Tilda eben so stolz fort, Ihre Zivilkleidung, als meine angeborne Dankbarkeit der Grund. Ich bin Herrn von Notting Dank schuldig. Als ich mich in seinem Hause langweilte, sehr langweilte, nahm ich die Bewerbungen meines jetzigen Mannes bereitwillig entgegen. Aber aus

der Heirath wäre doch nichts geworden, wenn Herr von Notting mir nicht eine Mitgift von tauſend Thalern gegeben hätte, die dazu diente, dieſes Haus ſchuldenfrei zu machen und uns einzurichten. Ich gebe dir dieſe tauſend Thaler, ſagte Herr von Notting zu mir, unter der Bedingung, daß du nichts verräthſt von all Dem, was du über unſere Vergangenheit erfahren, und daß du meinen eigentlichen Namen nicht ausplauderſt. Darf ich da ſprechen? — ſagen Sie ſelbſt, Herr Hauptmann, Sie ſind Soldat, wenn auch in Zivil, was eigentlich nicht erlaubt ſein ſollte, daß die Herren vom Militär in Zivil gehen. Ich habe durch Herrn von Notting einen Mann bekommen, und dafür iſt man immer dankbar. Sie ſcheinen zwar nicht zu glauben, daß ich meinen Mann liebe, aber ich achte ihn. Ich habe einmal geleſen: Liebe ohne Achtung kann nicht beſtehen, aber Achtung ohne Liebe kann beſtehen. Iſt das nicht ſehr wahr?

Sehr wahr, ſehr wahr, murmelte ich.

Was würden Sie vorziehen, Herr Hauptmann, wenn Sie nicht Beides zugleich haben können: eine Frau, die Sie liebt, aber nicht achtet, oder eine Frau, die Sie achtet, aber nicht liebt?

Je nach Umſtänden — ſagte ich gähnend.

Was meinen Sie?

Wenn die Frau häßlich iſt, mag ſie mich achten; wenn ſie hübſch iſt, thäte ſie beſſer, mich zu lieben.

Erklären Sie mir das gefälligſt, bat Tilda, der Gegenſtand intereſſirt mich ſehr lebhaft.

Frau Wirthin, ſagte ich verdrießlich, wozu ſoll das Philoſophiren? Sie wollen wohl, daß ich zu Bette gehe; ich bin bereit, denn ich bin ſchläfrig.

Aber die Wirthin rührte ſich nicht. — Sie ſind verdrießlich, ſagte ſie, nachdem ſie mich mit einem vorwurfsvollen, aber wohlwollenden Blicke betrachtet hatte; Sie vergeben mir meine Charakterſtärke nicht; ſo ſind die Herren. Ich ſehe auch ein, daß es unpaſſend iſt, die Neugierde eines Reiſenden nicht zu befriedigen, denn wozu ſind wir da, wir armen Wirthinnen? Aber ich

kann leider nicht anders handeln. Wissen Sie was, Herr Hauptmann, ich will Ihnen erzählen, wie es im Notting'schen Hause hergeht, was ich da gesehen habe; das gehört der Gegenwart an, und ich bin nur für die Vergangenheit und für das Verschweigen des eigentlichen Namens des Herrn von Notting gebunden.

Wie Sie wollen, sagte ich und setzte mich wieder. Tilda rückte näher und sagte: Sie haben gut gesehen. In dem einsamen Hause wohnt das Unglück! Wissen Sie, nicht so ein Unglück, über das man weinen möchte, sondern ein so schauderhaftes Unglück, das Einem kalt macht. Stellen Sie sich vor, Herr von Notting und die gnädige Frau sehen einander niemals, obwohl sie dasselbe Haus bewohnen. Er wohnt vorn im Hause, sie rückwärts; jedes hat seine eigene Treppe und seine eigene Hausthür. Sie haben genau bestimmt, wo jedes spazieren dürfe, nur damit sie einander nicht begegnen. Die gnädige Frau geht nur im Parke spazieren, der gnädige Herr nur im Hofe und in der Allee vor dem Hofe. So sind sie immer durch das Haus getrennt. Sie führen auch getrennte Wirthschaft und essen nie an demselben Tische. Der Bediente des gnädigen Herrn und die Kammerjungfer der gnädigen Frau dürfen sich nur heimlich sehen, und es ist dem Bedienten verboten, von der gnädigen Frau, und der Kammerjungfer, vom gnädigen Herrn zu sprechen. Es werden auch keine Besuche angenommen und keine Zeitungen gehalten; selten daß ein Brief ankommt; dieß geschieht höchstens zwei bis drei Mal im Jahre, und dann ist der Brief immer an Herrn von Notting gerichtet und kommt von seinem Intendanten. Die gnädige Frau bekommt nie einen Brief, als ob sie in der ganzen Welt nicht Einen Verwandten, nicht Einen Freund hätte. Es ist möglich, daß doch manchmal ein Brief an sie kommt, aber dann läßt ihn wahrscheinlich Herr von Notting durch seinen Bedienten, der allein auf die Post gehen darf, auffangen. Uebrigens scheint die gnädige Frau gar keine Lust zu haben, etwas von der Welt zu erfahren. — Denken Sie, Herr Hauptmann, welch ein schreckliches Leben für die Dienerschaft, die keine

Urſache hat, ſich vor der Welt zu verbergen, und doch von Zeit zu Zeit etwas Neues hören möchte. Es iſt wahr, man iſt vortrefflich bezahlt, wie nirgends, aber was nützt das, man iſt doch ein Menſch! Ich wäre nie in das Haus gegangen, wenn ich gewußt hätte, wie es da hergeht. Ich lernte die gnädige Frau in einem kleinen Bade hier im Gebirge kennen, wo ich eben meine Herrſchaft verloren hatte. Sie hatte zwar eine Kammerjungfer, die ſie ſchon ſeit ihrer erſten Heirath bedient....

Sie iſt alſo zum zweiten Male verheirathet? fragte ich.

Ja, Dummheit, ich habe mich verplaudert, das habe ich nicht ſagen wollen — alſo die alte Kammerjungfer will ſie nicht mehr bedienen und will ſelbſt bedient ſein und die gnädige Frau ſpielen; darum nahm man mich und behielt auch die alte, die man nicht fortſchicken kann und die ein ſchreckliches Geld ſammelt. Sie macht jedes Jahr eine Reiſe und bleibt aus, ſo lange ſie will, und wenn ſie kein Geld mehr hat, kommt ſie wieder und ſammelt für eine neue Reiſe. Man ſagt, daß ſie in B.. einen Geliebten hat, mit dem ſie an den Rhein in die Bäder oder nach Italien geht. Die gnädige Frau läßt ſie gern reiſen, denn wenn ſie hier iſt, mißhandelt ſie die arme Dame und läßt ſich ihre üble Laune mit ſchwerem Gelde abkaufen. Das alles kommt daher, daß ſie mit der gnädigen Frau etwas ſehr Wichtiges erlebt hat, womit das Unglück begann.

Was denn? fragte ich.

Das eben darf ich nicht ſagen. Genug, die gnädige Frau ſchätzt ſich noch glücklich, wenn ſie ganz allein daſitzen und ſo vor ſich hinſehen kann, ganze Stunden, ja, ganze Tage lang, wie ſie Das gewohnt iſt. Ein ſchönes Glück! daß Gott bewahre! Wenn die arme Dame Sünden hat, ſo trägt die alte Kammerjungfer gewiß das Ihrige dazu bei, daß ſie dieſelben vor Gott abbüßt. Können Sie ſich das denken, Herr Hauptmann? vor mir hat ſie ihr Vorwürfe gemacht, hat ſie ihr Dinge geſagt, die mir Alles, das ganze Geheimniß des Hauſes verriethen. Ich wollte nicht hören, aber ich mußte! Und was mir noch an der

Geschichte fehlte, erzählte sie mir, so bald ihr die gnädige Frau etwas verweigerte, um sich an ihr zu rächen. Da durfte ich nur fragen. Die alte Kammerjungfer gab mir die Antwort mit einer Ausführlichkeit, die mich empörte. Sie heißt Gretchen. Paßt so ein Name für eine alte Hexe? Sagen Sie selbst, Herr Hauptmann! Aber sie heißt nur so, weil sie aus Frankfurt ist, und dort heißen alle Stubenmädchen Gretchen. Doch Das alles wollte ich eigentlich nicht sagen, sondern nur, daß der gnädige Herr und die gnädige Frau einander hassen, ja, ja, hassen, aber ganz schrecklich hassen. Sollte man glauben, daß Das aus der Liebe werden kann? Liebe ohne Achtung kann nicht bestehen, gibt es nicht, das habe ich einmal gelesen, aber Achtung ohne Liebe kann bestehen. Herr und Frau von Notting scheinen sich nicht einmal zu achten. Nicht einmal zu achten! Das ist doch wirklich das Geringste, was man verlangen kann; ich weiß es. Ich liebe meinen Mann nicht, aber ich achte ihn. Warum sollte ich nicht, Herr Hauptmann? Habe ich nicht Recht?

Gewiß, sagte ich bestätigend, achten Sie Ihren Mann, Tilda; wenn ich hier bliebe, würde ich hinzufügen: und lieben Sie mich!

Daß mich Gott bewahre! ich habe abschreckende Beispiele, rief Tilda und machte mit der rechten Schulter eine sanfte Bewegung, die aber geschickt genug war, um meinen Arm herabfallen zu lassen. — Sehen Sie, noch vor kurzer Zeit hatten wir, ich und mein Mann, einen Beweis, wie sehr die Herrschaften einander hassen. Es war ein sehr schöner Abend; wir standen am Fenster und sahen hinaus ...

... Er hatte den Arm um meinen Nacken gelegt und seufzte, fuhr ich fort.

— Nein, verbesserte Tilda, er sprach vom Holzhandel, und ich betrachtete die goldnen Abendwolken. Da sahen wir, dort auf den Hügeln auf der einen Seite rechts die gnädige Frau, links den gnädigen Herrn. Beide hatte wahrscheinlich der schöne Abend zu einem einsamen Spaziergange herausgelockt. Sie waren

durch einen Raum von ungefähr sieben- bis achthundert Schritten von einander getrennt, und sie konnten einander nicht sehen, da ein Hügel zwischen Beiden lag. Wir aber konnten sie sehr deutlich sehen, da hinter ihnen ein weißer Himmel war und sie wie große schwarze Silhouetten auf weißem Papiere aussahen. Die gnädige Frau ging, wie immer, mit gebücktem Kopfe, der gnädige Herr die Mütze tief in die Augen gedrückt und beide Arme auf dem Rücken. Ich bemerkte mit Schrecken, daß sie beide, von den verschiedenen Seiten her, auf den Hügel zwischen ihnen losgingen. Ich versichere Ihnen, Herr Hauptmann, ich zitterte am ganzen Leibe, denn es war mir, als müßte ein Unglück geschehen, wenn sie zusammenträfen. Sie gingen Beide ihren stillen, traurigen Schritt. Schon stiegen sie von den zwei verschiedenen Seiten den Hügel hinauf. Ich hätte rufen mögen: Gnädige Frau, der gnädige Herr kommt! Gnädiger Herr, die gnädige Frau kommt! — Aber sie hätten mich nicht gehört. So sah ich denn zu. Schon gingen sie oben auf dem Hügel, aber noch sahen sie einander nicht, da sie Beide zu Boden blickten. Plötzlich standen sie hart an einander. Ich sah, wie sich ihre gebückten Köpfe rasch aufrichteten und wie Beide mit den Oberleibern zurückfuhren. So standen sie einen halben Augenblick, dann wandten sich Beide und liefen auf denselben Wegen, auf denen sie gekommen waren, so schnell zurück, als ob sie verfolgt würden. Ohne sich umzusehen, lief die gnädige Frau mit vorgestreckten Armen, bis sie im Park verschwand, wo sie gewiß athemlos zusammensank, und lief der gnädige Herr, bis wir ihn hinter den Kiefern nicht mehr sehen konnten. Bedenken Sie, Herr Hauptmann, es war nach langer Zeit das erste Wiedersehen!

Seit wann leben die Unglücklichen hier? fragte ich viel ernster als vorhin.

Herr von Notting, erwiderte Tilda, hat sich vor ungefähr zehn Jahren hier angekauft.

Und während dieser ganzen Zeit haben sich Mann und Frau nicht gesehen?

Doch, einmal, vor ungefähr zwei Jahren, als ich noch im Hause war. Es war ein trauriger Tag, ich werde ihn nie vergessen.

Wissen Sie, Tilda, daß Sie mir da schreckliche Geschichten erzählen?

Ich weiß es wohl, und was ich Ihnen jetzt erzählen will, ist wohl noch schrecklicher; nämlich ihr vorletztes Wiedersehen.

Tilda schwieg einige Zeit und schien sich zu sammeln; dann begann sie:

An einem August-Nachmittage war ich gerade vorn im Hause, in der Küche beschäftigt, als mitten unter Donner und Blitz ein fürchterlicher Wolkenbruch herabstürzte, der in wenigen Minuten das ganze Thal mit Bächen und kleinen Teichen erfüllte. Es regnete so schrecklich, daß ich nicht den Muth hatte, den Weg ums Haus zu machen, um zur gnädigen Frau zurückzukehren. Ich stand in der Küchenthür und sah dem Sturme zu; es war doch eine Abwechslung in dem langweiligen Leben. Da sah ich über die Felder her, durch die Ströme, die vom Himmel herabfielen, einen Reiter auf das Haus loskommen. Ich glaubte, er wollte vor dem Sturme ein Unterkommen finden, und habe deßhalb den Weg verlassen, um sich zu uns unter Dach zu flüchten; das Wirthshaus, sagte ich mir, wird er in dem dichten Regen übersehen haben, der arme Reiter, und ich blickte zurück in die Küche, ob sich da ein Plätzchen finde, wo er seine durchnäßten Kleider trocknen könnte. Ich freute mich sehr; es war doch ein Besuch, eine Abwechselung. Aber wie war ich erstaunt und fast gerührt, als der Reiter näher kam, in den Hof sprengte und ich in ihm ein Kind, ja, Herr Hauptmann, ein wahres Kind, einen reizenden, blonden Jungen von ungefähr vierzehn Jahren erkannte. Er und sein Pferd troffen nur so. Ich, da ich von Natur mit einem sehr mitleidigen Herzen begabt bin, stürzte trotz Sturm und Wolkenbruch aus meiner Küche hervor, auf den Hof und dem jugendlichen Reiter entgegen und hebe den lieben Jungen, dem die blonden Locken an den rothgepeitschten Backen klebten,

wie ein Kind vom Pferde und will ihn raſch aus dem Regen in die Küche ziehen. Er aber ſcheint ſich um den Regen eben ſo wenig zu kümmern, als um ſein Pferd, welches er laufen läßt und das ſich ſelbſt unter einem Holzſchuppen auf dem Hofe ein Obdach ſuchen muß, und als um mein Mitleid, und fragt mich, kaum auf dem Boden ſtehend: Iſt die gnädige Frau zu Hauſe? Wo iſt ſie? Führen Sie mich zu ihr! — So ſprechend, und ohne eine Antwort abzuwarten, wendet er ſich der Thür zu, die ihm am Nächſten iſt und die zum Herrn von Rotting führt. Ich faſſe ihn am Arm und halte ihn zurück. Nicht hier, wenn Sie zur gnädigen Frau wollen — aber wollen Sie ſich nicht erſt ein wenig trocknen, junger Herr? Sie können ja krank werden, wenn Sie die naſſen Kleider auf dem Leibe behalten. — Schadet nichts, ſagte er, führen Sie mich zur gnädigen Frau, gleich, ich habe Eile, ich muß ſie gleich ſehen! Und wie er dieſes ſagt, fängt der ſchöne Junge an am ganzen Leibe zu zittern wie ein Eſpenlaub. — Da nehme ich ihn denn und führe ihn durch den Regen um das Haus herum in die Thüre der gnädigen Frau und die Treppe hinauf. Es war gut, daß ich ihn am Arme hielt, denn er wäre ſonſt auf der Treppe zuſammengebrochen vor Aufregung. Als ich aber oben die Thür öffnete, da flog er wie ein Pfeil in die Stube, und in demſelben Augenblicke lag er weinend und ſchluchzend vor den Füßen der gnädigen Frau. Er umklammerte ihre Kniee und rief ein Mal über's andere: Meine Mutter, meine Mutter! Auf dieſen Ruf hin lag auch gleich die gnädige Frau auf den Knieen und rief: Fritz! Fritz! mein Sohn! mein Kind! — Und ſo auf dem Boden knieend, umarmten ſie ſich und weinten und riefen immer: Mutter! Mutter! — Fritz! Fritz! Mein Kind! Mein Kind! — Ich verſichere Ihnen, Herr Hauptmann, ich weinte ſo herzlich, wie die Beiden. — Endlich erhob ſich die gnädige Frau, aber ſie konnte nicht auf ihren Füßen ſtehen und ſank in den Lehnſtuhl zurück. Sie nahm den Knaben in ihren Schooß, und nachdem ſie noch viel geweint und ihm fortwährend die naſſen Haare aus dem Geſichte geſtreichelt hatte, und

während sie ihn fortwährend ansah, fand sie endlich Worte, und zwischen beständigem Schluchzen und Weinen fragte sie ihn und antwortete er, bald Das, bald Jenes, ohne Zusammenhang. Aber ich konnte doch viel, ach, viel Trauriges aus ihrem Gespräche errathen. — Woher kommst du, mein Fritz? Woher kommst du, mein Kind? — Von L.., ich bin dort auf der Pagenschule. — Und wie kommst du hierher? — Wir haben Ferien; wir machten eine Reise ins Gebirge; ich habe meine Kameraden in S... verlassen, habe ein Pferd gemiethet und bin hieher geritten; ich bin ein Deserteur, fügte er lächelnd hinzu. — Und wie hast du erfahren, wo ich bin? — Ich suche dich seit drei Jahren, Mutter, ich habe überall geforscht; endlich habe ich es herausbekommen. — Aber wie, mein Kind? — Auf diese Frage wollte er nicht antworten, und sie bestand auch nicht darauf, sondern legte den Kopf auf seine Schulter und weinte bitterlich. Fritz sah traurig und etwas düster vor sich hin, dann aber schien er sich wieder zu besinnen und streichelte die Scheitel seiner Mutter und suchte sie zu beruhigen, indem er ihren Kopf erhob und sie auf beide Augen küßte. — Wie schön du noch immer bist, Mutter! Sieh, ich hätte dich unter tausend Frauen heraus erkannt, ich habe dich nicht vergessen in diesen acht Jahren. — Sie lächelte, aber erschrak, wie sie ihm wieder ins Gesicht sah. O Gott, rief sie, wie ähnlich bist du deinem Vater! Wo ist er jetzt? — Er liegt in B..., er ist Oberst. — Sie schlug die Augen nieder und fragte mit gedämpfter Stimme, als ob sie nicht Muth zu der Frage hätte: Und — Fritz — ist — ist er heiter? ist er glücklich? — Fritz antwortete nicht. Er schlang den Arm um ihren Hals und preßte sie an seine Brust. Sie fing aufs Neue zu schluchzen an. Wissen Sie, Herr Hauptmann, es war jenes Schluchzen, das keine Thräne herausbringt und von dem man meint, daß es jeden Augenblick die Brust zersprengt. Sie hatte keinen Athem mehr, und ich glaubte, daß sie kraftlos hinsinken müsse, und wollte mich eben nähern, um ihr Hülfe zu bringen, als sie mit Einem Male auf dem Boden lag, die Arme

um die Kniee ihres Sohnes schlang und mit herzzerreißender Stimme schrie: Vergib mir, mein Kind, vergib! — Und da lag sie ohnmächtig, mit dem Gesicht auf dem Teppich.

Mein Gott, welche Szene! Während wir uns bemühten, die Ohnmächtige aufs Sopha zu legen, stürzte Herr von Notting herein. Sein Bedienter, der Fritz ankommen gesehen, hatte auf der Treppe gelauscht, und ich dumme Person vergaß, das Zimmer zu schließen, weil ich ganz gerührt von dem Schauspiel in der Thür stand. Herr von Notting sah aus wie ein Mensch, der eben einen Mord begangen hat oder einen Mord begehen will. Was will der Junge hier? was hat er hier zu schaffen? — rief er wie ein Verrückter. Der Bube ist an allem Unglück schuld! — Er streckte die Hand aus, als wollte er Fritz am Arme fassen. Aber dieser, der vor seiner Mutter stand, wandte sich um, warf den Kopf in die Höhe und rief: Berühre mich nicht! — Herr Hauptmann, um ganz wahr zu sein, er sagte noch etwas Anderes, er sagte eigentlich: Berühre mich nicht, Schurke! und er sagte es mit einem Stolz, mit einer Ruhe, wie soll ich mich nur ausdrücken? so zu sagen wie ein Ritter oder ein Prinz, oder ein großer General, und auf das Wort hin wurde Herr von Notting noch blasser, seine Unterlippe wurde blau und zitterte. Er taumelte zurück, als ob man ihm einen gewaltigen Stoß in die Brust gegeben hätte, und wurde nur durch eine Kommode, auf die er sich mit dem Rücken stützte, aufrecht erhalten. Aber Das war nicht das Schrecklichste. Die gnädige Frau war von dem Geschrei des Herrn von Notting erwacht; sie schlug die Augen auf, und wie sie Das alles sah und hörte, lachte sie laut auf. Und dieses Lachen war das Schrecklichste. Fritz aber schien es nicht zu hören. Mit verschränkten Armen — so — stand er da und sah Herrn von Notting mit einer gräßlichen Verachtung an. Dann wandte er sich zu seiner Mutter, nahm ihre Hand und küßte sie ehrerbietig; darauf ging er mit langsamen Schritten an Herrn von Notting vorbei und zum Zimmer hinaus. Eine Minute darauf hörte ich den Hufschlag seines Pferdes; er ritt aus dem Hofe.

Die gnädige Frau aber lag noch immer auf dem Sopha, sah ihren Mann an und lachte noch immer wie vorhin.

Hier unterbrach ich meine Wirthin, indem ich aufsprang und mit großen Schritten in der dunklen Stube auf und ab lief. Tilda sah mir befriedigt nach und freute sich, mit ihrer Erzählung eine solche Wirkung hervorgebracht zu haben. Ich hörte immer das gräßliche Lachen jener Frau; von welchem Haß, welcher Verachtung sprach dieses Lachen, da sie darüber die Abreise ihres Kindes, das sie so empfangen, das sie durch acht Jahre nicht gesehen, vergessen konnte! Ich sah in einen gräulichen Haushalt, in eine häusliche Hölle. Ich dachte an jenen Günstling Jakobs I., jenen Robert Carr, Earl v. Somerset, der mit seiner Frau in der Einsamkeit zu leben gezwungen war, nachdem er mit seiner Frau, die er einem Anderen entwandt, Verbrechen begangen, und nachdem sich ihrer Beider Liebe in Haß und Verachtung verwandelt hatte. Jenes Zusammenleben der Mörder Overbury's, wie es die Geschichte beschreibt, schien mir immer die Verwirklichung der entwürdigendsten und aufreibendsten Höllenqualen hier auf Erden; ich konnte nie daran glauben, daß es zwei Menschen durch Jahre zu ertragen im Stande seien, und nun fand ich ein anderes Beispiel leibhaftig in meiner Zeit, in meiner Nähe, unter meinen Augen — und unter meinen Bekannten! — Es war kein Zweifel, daß ich das elende Ehepaar dort aus dem Hause, daß ich ihre Geschichte kannte. Wäre das Zimmer nicht so dunkel gewesen, Tilda hätte es mir ansehen müssen, daß ich bei Ankunft des Knaben, bei Nennung seines Namens die handelnden Personen erkannte, daß die Nennung der Garnison seines Vaters meine Vermuthung nur bestätigte. Dieser Vater war ja mein Freund, der treffliche, in der ganzen Armee geliebte Oberst v. Reuttern, und ich spielte ja selbst eine Rolle in der Geschichte, die ihn so unglücklich machte, die jenen Beiden dort in dem einsamen Hause ihre Vergeltung, ihre Hölle bereitete. Ich zweifle nicht: die seit zehn Jahren aus der Welt Verschwundenen waren gefunden, und wieder rührte mich der Gedanke, welches Scharf-

sinnes der Liebe es berührte, bis jener Knabe den Aufenthalt seiner in der Einsamkeit und hinter einem falschen Namen verborgenen Mutter ausspürte.

Ist sie noch schön? fragte ich, vor Tilda stehen bleibend, nur um etwas zu sagen und um meine Aufregung zu verbergen.

Ich glaube nicht, erwiderte Tilda, daß sie jemals habe schöner sein können. Sie ist so fein, so zart, so blaß. Das macht der beständige Aufenthalt im Zimmer und der Kummer. Selbst die grauen Haare stehen ihr gut.

Sie ist grau geworden?

Ach, ja! ich denke nicht gern daran, denn Das erinnert mich an eine große Dummheit, die ich einmal begangen habe. Ich frisirte sie und sagte: Gnädige Frau, da ist wieder ein weißes Haar. — Sie seufzte und sagte: Es werden bald noch andere nachkommen. — Nun, nun, sagte ich, um sie zu trösten, auf graues Haar, in Ehr' ergraut, Jedermann mit Ehrfurcht schaut. — Sie sprang auf und sah mich an, als ob ich sie hätte verspotten wollen, und wurde roth und blaß nach einander. Mein Gott! ich habe nur etwas Kluges sagen wollen, aber das Kluge ist manchmal sehr dumm. Ist es nicht wahr, Herr Hauptmann?

Sehr wahr, Tilda.

Und was hier klug ist, ist dort dumm. Nicht wahr, Herr Hauptmann?

Du sprichst ein großes Wort gelassen aus!

Herr Hauptmann, ich entdecke an Ihnen eine Neigung, mich zu putzen.

Pardon, sagte ich entschuldigend, das ist so im Verse.

Ja, ich verstehe; ich weiß, im Verse putzt man alle Welt, ohne Smollis getrunken zu haben.

Ich merkte, daß mich meine Wirthin in die vorige Stimmung zurückbringen wollte, aus der ich durch ihre Erzählung herausgekommen war; aber Das war schwer bei den Gefühlen und traurigen Erinnerungen, die mich jetzt erfüllten. Ich stand auf und erklärte ihr, daß ich mich zu Bette begeben wollte. Sie

blickte mich etwas verdutzt an und nahm die Kerze, die sie anzündete.

Liebe Frau Wirthin, sagte ich in feierlichem Tone, Sie kennen die ganze Geschichte der Herrschaft, bei der Sie zwei Jahre lang im Dienste gewesen; ich errathe diese Geschichte. Was predigt diese Geschichte? Gattentreue! Gattentreue!

Ha, ha, ha! — lachte Tilda — diese Moral aus dem Munde eines Herrn vom Militär! Das ist kurios, das ist mir noch nicht vorgekommen, das ist noch nicht erlebt worden! Und mit Gelächter ging sie mir leuchtend in die Schlafstube voran.

Am andern Morgen wollte mir Tilda die ganze Geschichte des Ehepaares aus dem einsamen Hause erzählen; ich könnte, meinte sie, ihr ja mein Ehrenwort als Offizier geben, daß ich die Geschichte nicht weiter erzählen wolle, da sei es, als ob sie geschwiegen hätte. Ich aber dankte für den guten Willen, um bei schöner Morgenbeleuchtung die Gegend zu besehen, denn gestern hatte ich eigentlich meine Pflicht versäumt. Die Hügel hinter dem Notting'schen Hause mußten einen guten Ueberblick gewähren, und ich wandte mich ihnen zu, nicht ohne einen großen Umweg zu machen, da ich dem Hause und einer möglichen Begegnung ausweichen wollte. Als ich aber eben durch eine kleine, mit Gesträuch erfüllte Schlucht die Höhe hinaufsteigen wollte und um einen Vorsprung des Gebüsches bog, sprang ein Mann, der auf dem harten Boden gelagert war, auf und starrte mir ins Gesicht. — „Lindblatt!" rief er erschrocken. — Suckow, murmelte ich verlegen und sah zu Boden, während er die Hand zurückzog, die er mir instinktmäßig entgegengestreckt hatte. Ein Strahl der Freude hatte einen Augenblick lang sein Gesicht beleuchtet, bald aber bedeckte es wieder ein düsterer Ausdruck. Er sah mich mit zusammengezogenen Augenbrauen an und knöpfte, wahrscheinlich ohne zu wissen, was er that, seinen langen Ueberrock bis unter das Kinn zu. Sein Gesicht war wie versteinert, und hätte ich nicht schon gewußt, daß er der Bewohner jenes Hauses sei, ich würde ihn schwerlich so schnell erkannt haben. Noch war es die

ſtattliche, ſchöne Geſtalt, der Neid und das Ideal aller Portepée-Fähnrichs und Lieutenants, aber ſie ſchien, ebenſo wie das ganze Geſicht, verknöchert. — „Verſprich mir, Lindblatt, meinen Aufenthalt nicht zu verrathen!“ ſtieß er endlich hervor. — Ich verſpreche es. — Es ſchien, als wollte er noch einige Worte, vielleicht Fragen an mich richten, aber er bezwang ſich ſichtlich, raffte ſich auf, und mit einem kurzen „Lebewohl!“ machte er einige große Schritte, die ihn hinter dem Gebüſche meinen Blicken entzogen.

Traurig kam ich in meine Herberge zurück, nahm Abſchied von meiner liebenswürdigen Wirthin, verſprach, mich auf dem Rückwege wieder bei ihr aufzuhalten, ſtieg zu Pferd und ritt weiter.

Es war ein ſehr ſchöner Morgen. Ein ſchützender Kiefernwald nahm mich bald auf, in welchem ſich Schatten und Sonnenſchein, Stille und Geſauſe auf das Melodiſchſte vermählten. Unter andern Umſtänden wäre ich durch dieſen Wald mit einer Opern-Arie auf den Lippen geritten; nun aber war ich melancholiſch und nachdenklich. Meine Gedanken trugen mich um zehn Jahre zurück, und ich erlebte noch einmal jenen ſchrecklichen Tag, der bis dahin in meinem Leben der ſchrecklichſte geweſen.

Es war ein Maitag des Jahres 184*. Rittmeiſter von Reuttern hatte ſo eben die Wache bezogen, und wenn Rittmeiſter von Reuttern auf Wache war, ſchien die Wachtſtube dem ganzen Offizierkorps der gemüthlichſte und angenehmſte Aufenthalt in der Reſidenz. Da kam Beſuch auf Beſuch, und jeder Offizier, dem eine nähere Bekanntſchaft mit dem Rittmeiſter das Recht dazu gab, blieb ſeine paar Stunden da ſitzen. Man hat bemerkt, daß der Prinz an ſolchen Tagen gern zur Inſpektion kam, und man wußte, daß dieß weniger der Inſpektion als des Rittmeiſters und ſeiner Geſellſchaft halber geſchah. Fritz von Reuttern war unbeſtritten der beliebteſte aller Offiziere, und dieſe Beliebtheit dankte er ſeinen vielen wahrhaft großen Eigenſchaften: ſeiner über alle Verdächtigung erhabenen Ehrenhaftigkeit, ſeiner hohen

und seinen Bildung und dem großen Wohlwollen, mit dem er Jedermann entgegen kam. Obwohl von Jugend auf in der großen Welt lebend, sah er die Welt und ihr Treiben doch mit der möglichsten Arglosigkeit an, konnte er selten an das Böse glauben, und diese Unbefangenheit nahm sich an ihm desto schöner aus, je männlicher und kräftiger sich sonst sein Charakter bewährte. Diese Arglosigkeit erklärte sich dadurch, daß ihm bisher immer Alles gelungen war, daß er eine Laufbahn hinter sich hatte, die nur kräftigende, nicht demüthigende Hindernisse bot, und daß man ihm von allen Seiten gern fördernd entgegen kam. Mit Einem Worte, er war wirklich glücklich. — Der Frische seiner ersten Jugend konnte das Offiziersleben nichts von ihrer Reinheit und Schönheit nehmen, da sich gleich bei seinem ersten Auftreten zwischen ihm und dem schönsten und liebenswürdigsten Mädchen der Residenz, Fräulein Mathilde v. R...., der Tochter des bekannten Generals, ein sehr intimes Verhältniß bildete, das ihn vor Manchem behütete, was sonst die Blüthen der Seele abstreift. Nach drei Jahren der glücklichsten Liebe trat er mit ihr in die glücklichste Ehe. Ihr Haus war eine Wohnung des schönsten Glücks, das durch die Geburt eines Knaben, der wie sein Vater Fritz hieß, vollendet wurde. Neben einer geliebten Frau, einem schönen Kinde sind die Freunde nur eine angenehme Zuthat im Banquet de la vie; diese fehlten, wie gesagt, auch nicht, denn der Böseste hätte den Muth nicht gehabt, diesen Haushalt zu beneiden oder zu verleumden. Ich sagte, die Freunde seien eine angenehme Zuthat; ich habe Unrecht. Das gilt von den Freunden, die man in Masse besitzt, die ich die exoterischen Freunde nennen möchte. Zum ächten Glücke, wenn es ganz abgeschlossen sein soll, gehört ein esoterischer Freund, und dieser ist eine Lebensbedingung, eine Nothwendigkeit: der eingeweihte Freund, der nicht in den Propyläen unseres Glückes stehen bleibt, der in das Allerheiligste unserer Liebe, unserer Wünsche und Hoffnungen eingeführt wird; der Zeuge und Schatzmeister unseres Glückes. Oder, um mich prosaischer auszudrücken: der Freund,

der mit uns ißt, ohne eingeladen zu ſein, der unangemeldet eintritt, der, wenn die Andern nach der Soiree fortgehen, ſich erſt recht hinſetzt und eine Cigarre raucht, vor dem man den Schmuck der Welt und die Geſellſchaftsmanieren ablegt, vor dem man gähnt, mit dem man ſchweigt, mit dem man im ſelben Augenblicke denſelben Gedanken hat. Ein ſolcher Freund des Hauſes Reuttern war der Oberlieutenant Graf von Suckow. Er war mit v. Reuttern aufgewachſen, er war mit ihm auf der Kriegsſchule, auf Reiſen geweſen; er war der Vertraute und Beſchützer ſeiner Liebe, und als Reuttern heirathete, war er ein Theil der Familie und der Pathe des Neugeborenen.

So waren ſchon ſieben glückliche Jahre dahingegangen, als wir an jenem Tage in der Offiziersſtube der Hauptwache als Gäſte Reutterns da ſaßen. Eine Rheinweinflaſche ſtand auf dem Tiſche, und wir ſaßen umher und ſpielten Whiſt. Die Fenſter waren offen und ließen milde Frühlingsluft herein; die Vögel in den Kaſtanienbäumen vor der Wache ſangen ihre erſten Frühlingslieder. Wir waren ſehr heiter und lachten viel über den guten Beek, der ſich für einen ausgezeichneten Whiſtſpieler hielt und den alten, erfahrenen Hauptmann Spolding, ſeinen Partner, mit einer empörenden Verſchwendung der Trümpfe in Verzweiflung brachte.

Alle Honneurs! rief Reuttern eben, als ein Soldat die Thür öffnete und in derſelben der kleine Fritz, Reutterns Sohn, erſchien.

Was Teufel, Fritze, mein Junge, was willſt du hier? wie kommſt du hieher? fragte Reuttern, während wir uns Alle nach dem Kinde umſahen.

Der Knabe ſchien ängſtlich zu ſein und antwortete nicht.

Wer hat dich hergebracht? fragte Reuttern wieder.

Es hat mich Niemand hergebracht — ich bin allein gekommen, ſtotterte das Kind.

Allein? den weiten Weg? fragte Reuttern erſtaunt. Komm mal näher.

Das Kind kam heran und lehnte ſich an das Knie des Vaters;

jetzt erst sahen wir, daß es verweinte Augen hatte, und wie es Reuttern ansah, noch immer ängstlich, weil es ihn so allein auf der Wache aufzusuchen gewagt hatte, schluchzte es und fing aufs Neue zu weinen an.

Aber, mein Junge, was ist denn vorgegangen? Ist die Mama nicht zu Hause?

Ja, Mama ist zu Hause.

Bist du unartig gewesen?

Ich bin sehr artig gewesen, schluchzte Fritz und wischte sich die Augen mit dem Rücken der Hand.

Warum weinst du also?

Weil mich die Mama aus ihrem Zimmer gejagt hat, und dann hat mich der Onkel Suckow hinausgestoßen und hat mir weh gethan, weil ich nicht gleich hinausgegangen bin.

Reuttern erblaßte, faßte sich aber schnell wieder und lächelte. Dann sagte er: Gestehe es nur, Fritze, du wirst nicht bestraft werden — du bist gewiß unartig gewesen, sonst hätte dich der Onkel Suckow nicht hinausgestoßen.

Nein, antwortete Fritz mit Bestimmtheit, ich bin nicht unartig gewesen, gar nicht. Mama jagt mich immer fort, wenn der Onkel Suckow allein da ist, und der Onkel Suckow stößt mich immer hinaus, wenn er in Mama's Zimmer ist. Ich habe dir's nur klagen wollen, Papa, sonst glaubst du, daß ich unartig bin, immer wenn du auf Wache bist.

Reuttern wurde während dieser Rede des Kindes blutlos im ganzen Gesichte. Er sah uns an und sagte: Meine Herren, ich sehe, was Sie denken.

O, begann der Hauptmann, urtheilen Sie nicht — ein Kind ...

Keine Worte! — befahl Reuttern und stand auf. Mit einer Stimme, die jede Modulation verloren hatte, und mit einem Blicke, der ins leere Nichts zu blicken schien, sagte er ruhig: Herr Oberlieutenant von Beek, Sie übernehmen das Kommando der Wache und behalten das Kind hier. Herr Hauptmann

[illegible] Lieutenant v. Lindblatt, haben Sie die Güte, mir zu folgen.

So schritt er zur Wachtstube hinaus, wir folgten ihm. Die Wache präsentirte das Gewehr; er vergaß nicht, zu salutiren. Strammen Schrittes ging er vor uns her; sein Tritt hallte monoton auf dem Pflaster wieder, monoton und in gleichem Maße. Er ging ruhig und unaufhaltsam wie das Geschick. Ich konnte nur auf die Schritte horchen, und es war mir, als müßte ich sie zählen, während der Lärm der Spaziergänger, der Wagen, der Ausrufer, der Gesang der Vögel auf den Dächern und in den Linden mir wie die Wellen um die Ohren des Ertrinkenden sausten. Ich und der Hauptmann gingen mit niedergebeugtem Haupte und schweigend wie bei einem Begräbniß; wir hatten das Bewußtsein, daß ein Glück begraben werden sollte. Niemals war in irgend einem Kopfe der Verdacht eines verbrecherischen Verhältnisses zwischen Suckow und Mathilde erwacht, so unmöglich schien es, und doch, sonderbar! hoffte ich auf dem ganzen Wege nicht einen Augenblick auf eine unschuldige Aufklärung.

Wir stiegen die Treppe zur Wohnung Reutterns hinauf. Er zog einen kleinen Schlüssel und öffnete die Thür. Im Vorzimmer saß Gretchen, die Kammerjungfer.

O Gott! der Herr Rittmeister! rief sie entsetzt, als sie ihren Herrn erblickte.

Wo ist die gnädige Frau? fragte er ruhig.

Sie — die gnädige Frau — sie ist ausgegangen, stotterte Gretchen, indem sie sich unbewußt und wie abwehrend vor die Thür des Schlafzimmers stellte.

Du lügst! rief Reuttern, faßte sie und schob sie mit solcher Gewalt bei Seite, daß sie in den entgegengesetzten Winkel des Vorzimmers stürzte und dort auf dem Boden liegen blieb.

Folgen Sie mir, meine Herren, rief uns Reuttern zu und faßte das Schloß des Schlafzimmers. Es war verschlossen. Oeffnet! schrie er, indem er mit der Faust an die Thüre schlug. In diesem Augenblicke erst verrieth eine Art von Wimmern, ein

schrecklich trauriger und zugleich wuthvoller Ton, was in ihm vorging. Aus dem Innern der Schlafstube aber drang ein Schrei des Schreckens.

Reuttern faßte die Klinke, riß, und die Thür flog auf, und die Klinke blieb in seiner Hand. Er trat in die Schlafstube, wir blieben auf der Schwelle stehen.

Es ist an der Szene, die wir von der Schwelle aus sahen, nicht viel zu beschreiben. Es ging nicht viel vor, es wurden keine Worte gewechselt: es war kein Drama, es war ein starres, steinernes Basrelief. Reuttern stand in der Mitte der Stube stramm und groß, als wäre er in diesem Augenblicke um zwei Köpfe gewachsen, und sah mit gläsernen Augen Suckow an, der gebrochen und mit hängendem Kopfe an der Wand lehnte. Gleich bei seinem Eintritt war Mathilde mit dem Rufe: Fritz! Fritz! vor Reutterns Füße hingesunken, die sie nun schweigend umschlang. Sonst war sie wie ein Knäuel zusammen gerollt, das Gesicht von den herabfallenden Haaren bedeckt und nicht daran denkend, das Kleid, das von der Schulter herabfiel, zusammen zu halten. Reuttern schien sie gar nicht zu bemerken; er starrte nur Suckow an, und dieser war von dem Blicke wie an die Wand festgenagelt.

So vergingen einige Minuten, vielleicht nur eine einzige Minute, aber es schien uns eine Ewigkeit, bis Reuttern tief aufathmete und immer mit derselben tonlosen Stimme sagte: Folgen Sie mir, meine Herren, komm, Suckow!

Er trat aus den umschlingenden Armen Mathildens mit einer Bewegung heraus, als ob er irgend einen todten, hindernden Gegenstand gleichgültig von den Füßen schüttelte, ohne auch nur auf den Boden zu sehen, auf den Mathilde mit schwerer Stirn hinfiel. Er ging in den Salon; Suckow taumelte ihm nach; wir folgten.

Reuttern nahm eine kleine Mahagonikiste, die auf einem Schranke stand, stellte sie auf den Tisch, öffnete sie, nahm zwei Pistolen heraus und lud eine derselben. Er that Das alles mit

einer außerordentlichen Ruhe und Sicherheit, aber mit einer Geschwindheit der Bewegungen, als wäre er ein Automat. Es war unheimlich anzusehen, und weder ich, noch der Hauptmann hatte den Muth, eine Frage oder irgend eine Bemerkung an ihn zu richten. Es wäre auch allem Anscheine nach sehr überflüssig gewesen, denn in Reuttern schien der ganze Plan seiner Handlungsweise von Anfang an fix und fertig und unveränderlich fest zu stehen. Als er die Pistole geladen hatte, belebte sich das Gesicht Suckows; er machte von dem Platze, auf dem er wie eingewurzelt stand, einen Schritt vorwärts und sagte: Ich bin bereit.

So ist es nicht gemeint, erwiderte Reuttern und holte von einem kleinen Tischchen in der Ecke Papier und Tintenfaß.

Setze dich und schreibe! sagte er, indem er mit ausgestrecktem Finger auf einen Stuhl vor dem Schreibzeuge deutete.

Was soll ich schreiben? fragte Suckow.

Setze dich und schreibe! wiederholte Reuttern.

Suckow setzte sich und nahm die Feder. Reuttern stellte sich vor ihn hin, stemmte beide Hände auf den Tisch und diktirte:

Ich, Heinrich Graf von Suckow, verpflichte mich hiermit vor Zeugen ...

Vor Zeugen, wiederholte Suckow und fragte: Wozu verpflichte ich mich?

Schreibe! sagte Reuttern und diktirte weiter: Frau Mathilde v. Reuttern, geb. v. R., sobald sie von ihrem Manne, dem Rittmeister Friedrich v. Reuttern, geschieden sein wird ...

Geschieden! rief Suckow und ließ die Feder fallen.

Schreibe weiter! rief Reuttern, und Suckow nahm mechanisch die Feder in die Hand — geschieden sein wird, nahm Reuttern wieder auf — hast du: geschieden sein wird? — zu heirathen.

Suckow fuhr zusammen. Er warf die Feder hin und sprang vom Sitze auf.

Schreibe: zu heirathen! wiederholte Reuttern.

Ich lasse mir nichts vorschreiben! — ich heirathe sie nicht!

Reuttern nahm jetzt die Piſtole in die Hand, ſpannte den Hahn und richtete ſie auf Suckow.

Schreibe: zu heirathen, oder ich ſchieße, ſagte Reuttern im allerruhigſten Tone.

Suckow blickte ihm ins Auge, dann in die Mündung der Piſtole; und immer dahin blickend, ließ er ſich langſam auf den Sitz fallen, während ihm eben ſo langſam die Piſtole folgte. Er ergriff die Feder, und nachdem er einen großen Seufzer ausgeſtoßen, ſchrieb er raſch: zu heirathen.

So, da iſt es, ſagte Reuttern; jetzt, meine Herren, fügte er, zu uns gewandt, hinzu, haben Sie die Güte und unterzeichnen Sie, als erbetene Zeugen.

Wir nahmen die Feder und ſetzten unſere Namen hin. Suckow wollte ſich erheben.

Bleibe, ſagte Reuttern, wir ſind noch nicht fertig. Nimm die Feder und ſchreibe auf dieſes Papier.

Was ſoll ich noch ſchreiben?

Schreibe! Du ſchreibſt an den Inhaber unſeres Regimentes.

Suckow ſprang wieder vom Stuhle auf. Es iſt genug diktirt! rief er.

Du ſetzeſt dich hin und ſchreibſt, oder ich ſchieße dich hier über den Haufen.

Suckow ſetzte ſich; Reuttern diktirte:

Eure Königliche Hoheit!

Hoheit . . .

Ich bitte um meine Entlaſſung.

Oh! ſtöhnte Suckow.

Ich — bin — nicht mehr würdig, in der Armee — Seiner Majeſtät zu dienen . . .

Suckow ließ den Kopf in die Hände fallen. Reuttern beugte ſich über den Tiſch und fragte: Haſt du? — nicht mehr würdig — zu dienen — ja, da ſtehts. Weiter.

Was denn noch? ſchrie Suckow und ſtarrte ſeinen ehemaligen Freund mit aufgeriſſenen Augen an.

Die Motivirung, sagte Reuttern; schreibe: denn ich bin ein Schurke.

Ah! schrie Suckow und fuhr von seinem Sitze auf und vom Tische fort: Niemals!

Schreibe! wiederholte Reuttern und streckte die Pistole hervor.

Schieße, sagte Suckow, ich schreibe nicht.

Ich werde schießen, mein Ehrenwort darauf. Ich zähle: Eins, Zwei, Drei! Wenn du bei Drei nicht geschrieben hast: denn ich bin ein Schurke, bist du des Todes. Das schwöre ich. Jetzt schreibe: Eins!

Suckow stand mit verschränkten Armen.

Zwei!

Suckow ließ die Arme sinken und sah Reuttern ins Gesicht. Er lispelte etwas, aber er schien die Stimme verloren zu haben, denn wir verstanden nicht, was er lispelte. Als stände er auf einer Schraube, drehte er sich dem Tische und dem Papiere zu und näherte sich, ohne eigentlich einen Schritt zu machen. Reutterns Auge bohrte sich in das seinige, und es war, als folgte er einer magnetischen Macht, da er sich langsam wieder an den Tisch setzte und langsam die Hand bewegte, um die Feder zu ergreifen. Reutterns Blick und die Pistole folgten ihm unabwendbar. Es war traumhaft anzusehen. Reuttern bewegte die Lippe, da waren die Worte wie vom Blitze hingeschrieben. Reuttern erwachte aus seiner Starrheit und fiel mit beiden Händen über das Papier her. Da steht's, da steht's! rief er in wilder Freude und starrte das Papier an. Aber den Namen muß ich noch haben, den Namen! Unterschreibe, Suckow, mein theurer Freund!

Suckow, der noch die Feder in der Hand hielt und wie bewußtlos vor sich hinsah, schrieb wie ein Nachtwandler seinen Namen an die Stelle, auf die Reutterns Finger deutete. Dann fiel er, oder vielmehr er warf sich vom Stuhle und blieb ausgestreckt unter dem Tische liegen.

So, sagte Reuttern, das ist abgemacht. Die Adresse an

Seine Königliche Hoheit kann ich ſelbſt ſchreiben und die Eingabe beſorgen. Dieß bleibt mir, fügte er hinzu, indem er das erſte Schriftſtück faltete und in die Bruſttaſche ſteckte. Dann legte er die Piſtolen wieder in die Kiſte, ſchloß dieſe und ſtellte ſie auf ihren vorigen Platz.

Wir haben hier nichts mehr zu thun, meine Herren; ich muß auf die Wache.

Er ſetzte den Helm auf und ging mit uns zur Thür hinaus. Im Vorzimmer ſaß die Kammerjungfer und drückte ſich, als wir eintraten, in einen Winkel. Reuttern blieb vor ihr ſtehen und ſagte: Packe die Sachen der gnädigen Frau ein; ſie verläßt ſogleich mein Haus. Sorge dafür, daß Alles ſo ſchnell als möglich geſchehe und daß ich die Wohnung leer finde, wenn ich abgelöst werde.

Die [illegible]
ein Schurk[illegible]
Ah! [illegible]
Tische fort [illegible]
Schr[illegible]
Schr[illegible]
Ich [illegible]
Eins. [illegible]
denn ich [illegible]
Jetzt [illegible]

III.

Zwei schlaflose Nächte.

[illegible] erzählt:

[illegible] verfloß in heiterer Armuth. Da ich gegen [illegible], schnitt mir mein Vater die Zufuhr ab; [illegible] der Zukunft und kümmerte mich wenig darum, [illegible] der Gegenwart nicht zu leben hatte. Achtzehn Jahre [illegible] die Universität der Provinz-Hauptstadt bezog, gab [illegible] einen gesetzten Mann von einundzwanzig Jahren [illegible] einen steifen Vatermörder um, kürzte meine langen [illegible] zwang die widerspenstigen durch allerlei Mittel, so fromm [illegible] als möglich sich an meine Schläfe anzuschmiegen, [illegible] mich so in einem reichen Bankierhause, wo eben [illegible] Hofmeisterstelle zu vergeben war. Ich wurde von einem [illegible] des Hauses empfohlen, man ließ sich durch mein solides [illegible] täuschen, und beim zweiten Besuche wurde der Handel [illegible]. Ich sollte drei Kinder, einen Knaben und zwei [illegible], in den Stunden, die mir die Kollegien frei ließen, [illegible] und dafür im Hause des Herrn Kistner mit Kost und [illegible], Licht und Wäsche und noch dazu mit zwölf vollen [illegible] bezahlt werden. Ich fühlte mich sehr reich [illegible], um so glücklicher, als mir der Charakter der Eltern [illegible] wie des ganzen Hauswesens behagte und als [illegible] den halb aufgedeckten Betrug als eine fromme Lüge [illegible] Hauswesen war ein schönes Gemisch von moderner

Eleganz und altem, gemüthlichem Patriarchenthum, ſowohl was die Lebensweiſe und die Einrichtung, als die Bildung und den Charakter der Familie betraf. Herr Kiſtner war ein aufgeklärter, geiſtvoller und zugleich gutherziger, reicher Mann; Frau Kiſtner, eine überaus thätige Hausfrau, die bereits ſieben Kinder in die Welt geſetzt hatte und die große Wirthſchaft mit einigem Deſpotismus, aber gut und zweckmäßig leitete. Da ich meiner Kindheit ſelbſt noch ſo ſehr nahe ſtand, erinnerte ich mich lebhaft aller Vorgänge im kindlichen Herzen, aller kindlichen Wünſche und Anſchauungen; demgemäß behandelte ich nicht nur die mir anvertrauten Schüler, ſondern auch die anderen kleineren Kinder und galt ſo bald für einen trefflichen Pädagogen, und wenige Wochen nach meinem Einzuge war ich wie ein Glied der Familie. In meiner etwas dunkeln Stube wurde es mir immer heimlicher, und es kam bald dazu, daß ich mich von den ſchönſten Vorträgen im Kollegium nach Hauſe und zu meinen lieben Kindern zurückſehnte. Mein Junge, der kleine Paul, hing ſehr an mir und ergötzte mich mit den Studenten-Manieren, die er meinen Freunden ablauſchte. Nur ſein ſchlechtes Gedächtniß brachte mich manchmal aus der Faſſung und ſein träumeriſches Weſen, das ſich immer am Liebſten mit dem Ernſten beſchäftigte, während er das Nächſte vernachläſſigte. Aber wenn ich gegen ihn auffuhr, ſtand ſeine älteſte Schweſter Lotti, ein liebes Kind von zwölf Jahren, wie ein Schutzengel neben ihm. Sie ſah mich mit ihren großen, braunen, ſanftglühenden Augen bittend an, und ich mußte mich brummend abwenden, um ihr nicht zu verrathen, welche Gewalt dieſe holden Augen auf mich ausübten. Sie waren ſo voll Güte und Unſchuld, daß man ſie nicht ohne Rührung hätte betrachten können, wenn nicht zugleich der liebenswürdigſte und geiſtreichſte Schalk daraus hervorgeblickt hätte. Lotti war eine Art Mignon, aber eine glückliche Mignon. Ich habe damals den Briefwechſel Goethe's mit einem Kinde geleſen und konnte mir das Kind Bettina nicht anders vorſtellen, als mit dem braunen Geſichte, den dicken ſchwarzen Locken, der hoch und

etwas mager aufgeſchoſſenen Geſtalt unſerer Lotti. Sie hatte einen ſehr geſunden Verſtand, einen ſehr raſchen Geiſt, aber ſie ſchien deſſen nicht zu bedürfen, denn inſtinktmäßig errieth ſie Menſchen, Dinge und Verhältniſſe, ohne daß ihre Unbefangenheit darunter gelitten hätte. Wie oft überraſchte ich mich, daß ich mit ihr, wie mit einem Kandidaten der Philoſophie, ſprach und daß ſie mir ruhig und verſtändnißvoll zuhörte, als wäre meine Rede ihr gegenüber am Platze — und wenn ſie dann auf der Terraſſe oder im Garten ein Kind mit Kindern umherſprang und alle möglichen Thorheiten beging und ſagte, glaubte ich nicht mehr, daß man ſo mit ihr ſprechen konnte, wie ich es einige Minuten vorher doch ſelbſt gethan hatte. Sie merkte bald, daß ſie aus mir machen konnte, was ſie wollte; aber ſie mißbrauchte dieſe Macht nur zum Beſten ihres Bruders oder ihrer höchſt leichtſinnigen Schweſter Mathilde, die ſie auf faſt komiſche Weiſe bemutterte; ſonſt war ihr, die das Bedürfniß hatte, Jedermann zu befriedigen, meine Zufriedenheit mit ihr lieber als ihre eigene Freiheit. Ja, die Freiheit war vielleicht das geringſte ihrer Seelenbedürfniſſe; ſie wollte geführt, geleitet, regiert ſein; es that ihr wohl, zu gehorchen, weil ſie ſich dadurch in Abhängigkeit fühlte und dem Befehlenden eine Freude machte. Sie hatte ſehr wenig Talent für Muſik, aber Stunden lang ſaß ſie am Klavier und plagte ſich ab, ohne je zu murren, weil der Vater die Muſik liebte und aus ihr eine Muſikerin machen wollte. Wie oft rührte es mich, wenn ich ſie durch zwei Thüren hörte, wie ſie im Salon unermüdlich drauf loshämmerte! Noch heute kann ich kein fernes Klavier hören, beſonders wenn ein Schüler übt, ohne augenblicklich an Lotti, an den Salon, an das Vorzimmer und an meine Stube zu denken.

Neben den zwei anderen Kindern erſchien ſie mir wie eine erwachſene Perſon, die man nicht als Schülerin behandeln dürfe, und um für jene mehr Zeit zu gewinnen, legte ich ihr oft ein Buch hin und ſagte: Leſen Sie, Lotti! oder auch: Machen Sie, was Sie wollen! Damit aber war ihr nicht gedient. Eine ſolche

Behandlung kränkte ſie. Sie erröthete, wie beleidigt, und ſchwieg; oder ſie ſtand auf, ſtellte ſich neben mich und ſtrich mir die Haare und ſchmeichelte mir, als ob ſie mich hätte verſöhnen wollen. Mit der kindlichſten Unbefangenheit legte ſie den einen Arm um meinen Hals, während mich die andere Hand am Kinn faßte und mein Geſicht ihrem fragenden, lächelnden Geſichte zuwandte. Sie wollte, daß man ſie unterrichte, daß man ihr Aufgaben auferlege, daß man ſie als eine Unterthänige behandle; hätte man ſie von Zeit zu Zeit beſtraft, es hätte ihr eine innere Freude gemacht. Wenn ſie mir ſo ſchmeichelte und meine Aufmerkſamkeit erzwang, wurde mir oft ſehr ſchwül zu Muthe. Um ihre Unſchuld nicht zu ſtören, mußte ich ſie gewähren laſſen, oder ich mußte mich bezwingen und ihr dieſes Weſen mit Brummen und Unfreundlichkeit verweiſen.

Lotti war mir der liebſte Umgang im Hauſe; ich beneidete die Gouvernante, eine ungebildete, ſogar etwas rohe Franzöſin, um ihre Geſellſchaft, deren ſie ſich den größten Theil des Tages erfreuen konnte und deren Werth ſie ſo wenig zu ſchätzen wußte. Die Franzöſin hätte das Haus längſt verlaſſen müſſen, wenn Lotti nicht auch ſie in ihren Schutz genommen hätte. Sie erröthete zwar oft, wenn die Franzöſin ihre Unwiſſenheit verrieth oder plattes, abgeſchmacktes Zeug ſagte, aber ſie that, als ob ſie ſie liebte, und aus Rückſicht für Lotti behielt man ſie im Hauſe. Lotti that noch mehr für ihre Gouvernante, der ſie auf dieſe Weiſe ihre Stellung rettete; ſie ſuchte ſie auf die zarteſte Art für eine ſolche Stellung geſchickt zu machen, indem ſie ſie, bewußt oder unbewußt, erzog und den Kreis ihres Wiſſens auszudehnen ſtrebte. Sie erzählte ihr auf ihren Spaziergängen das Intereſſanteſte aus der Weltgeſchichte, und zwar in einer unterhaltenden Form, wie man einem Kinde Märchen erzählt, da ſie gemerkt hatte, daß eine ernſthafte Mittheilung ſie langweilte; ſie brachte ihr die Grundbegriffe der Geographie bei und ſprach ihr von den Dichtern ihres Vaterlandes. Dieß Alles, während ſie ihre gehorſamſte Schülerin war und ſich wegen eines franzöſiſchen

orthographiſchen Fehlers, den die Gouvernante auch nur mit dem Buche in der Hand erkannte, die härteſten Dinge ſagen ließ. Vielleicht war es ihr darum lieb, wenn ich von Zeit zu Zeit meinen und Pauls Spaziergang mit dem ihrigen vereinigte. Sie klatſchte vor Freude in die Hände, wenn ich beim Gabelfrühſtück eine ſolche Abſicht ankündigte, und wenn ich es lange nicht gethan, erſchien ſie manchmal zum Ausgehen gerüſtet, mit dem Hut auf dem Kopfe, mit dem Sonnenſchirm in der Hand in meiner Thür und ſah mich fragend, aber ſchweigend an. — Soll ich mit, Lotti? Auf eine ſolche Frage neigte ſie das Köpfchen auf die rechte Schulter und lachte. Rief ich dann den kleinen Paul und nahm Hut und Stock, war ſie wie ein Blitz im zweiten Stockwerk, wo ſie mit der Gouvernante wohnte, und ich hörte, wie ſie ſchon von der Treppe hinauf rief: Monsieur Berg va avec nous! — Auf ſolchen Spaziergängen hing ſie an meinem Arm und war heiter und ſchweigſam. Sie hörte ernſt, was ich mit der Gouvernante ſprach. Zu Hauſe angekommen, konnte ſie der Mutter Stunden lang von dieſem Spaziergange erzählen und ihn ihr ſo ſchön ausmalen, daß die Mutter am Ende ſolcher Erzählungen regelmäßig zu ſagen pflegte: Ich muß doch einmal mitgehen! ich muß doch einmal mitgehen!

Lieber waren mir die Stunden, die ich mit Lotti an ſchönen Sommer-Abenden in einer Ecke des Balkons verbrachte, während Paul, Mathilde und die anderen Kinder auf der Terraſſe ſpielten, die Gouvernante ſich in der anderen Ecke mit dem Buchhalter unterhielt und laut lachte. Wie ſchöne Dinge ſagte da Lotti: es waren Gedichte und Märchen. Sie bevölkerte die Sterne mit ihren Phantaſieen und machte aus jeder Wolke ein Feenland. Einzelne Worte verriethen eine Ahnung alles Glückes und aller Schmerzen des Lebens, aller Glückſeligkeiten und Leiden, die ihr noch ein Geheimniß waren. Es war manchmal, als ob ſie ſagen wollte: Ich weiß mehr von der Welt und vom Herzen, als du ahnſt. Ich ſah ſie darauf überraſcht an, und ſiehe da, ein Kind ſtand vor mir, das kindlichſte aller Kinder. Ein zu-

künftiges Weib hatte nur aus dem Schlafe gesprochen. Manchmal wieder erschrak ich, wie eine besorgte Mutter, die ihr Kind zu klug und zu gut für diese Welt findet; dann beruhigte das frische, volle Leben, das aus diesen Augen blitzte, das aus diesen rothen Lippen, aus diesen weißen Zähnen lachte.

Manchmal, wenn ich dieser Abendgespräche halber einen Freundeskreis verließ und heimkehrte, war ich unangenehm getäuscht. Lotti war nirgends zu finden. Sie ist auf ihrer Stube, hieß es. Aber auch dort war sie nicht. Endlich entdeckte ich sie unten im Hofe in der Portiers-Wohnung. Ich belauschte sie durchs Fenster; da saß sie mit ernstem, doch aufmunterndem Gesichte und gab bei einer elenden Talgkerze der achtjährigen Portiers-Tochter Unterricht. Wie oft belauschte ich sie so! Später bemerkte ich, daß neben der Talgkerze noch eine Stearinkerze brannte; die hatte Lotti, wie sie, als der wiederholte Diebstahl bemerkt wurde, selber bekannte, um einen ungerechten Verdacht niederzuschlagen, oben aus der Küche entwendet. Wenn die Unterrichtsstunde zu Ende war, zog sie ihr Dessert aus der Tasche, das sie bei Tische eingesteckt hatte, um ihre Schülerin zu belohnen. — Eines Abends sah mich Herr Kistner am Fenster stehen; er näherte sich und sah, was ich belauschte, und lauschte mit. Das Herz war uns Beiden voll bei diesem lieblichen Schauspiel; wir drückten einander die Hände und waren seitdem viel intimere Freunde.

Sie wissen das Kind zu schätzen, lieber Berg, sagte er, das macht Sie mir werth. Wir zogen die Mutter und die Gouvernante ins Geheimniß und beschlossen, Lotti in ihrer Wirksamkeit nicht zu stören und ihre Abwesenheit während der Abendstunde nicht zu bemerken. Aber das Geheimniß wurde offenbar, als die Portiers-Tochter eines Tages im Hofe auf- und abging und französische Vokabeln auswendig lernte und endlich, am Erfolge verzweifelnd, laut zu weinen anfing und Jedem, der sie nach der Ursache fragte, von ihren Lektionen bei Fräulein Lotti erzählte. Lotti wollte ihr Alles beibringen, was sie selber wußte, und so

war auch die französische Sprache an die Reihe gekommen. Die gute Lotti hatte nun viel zu leiden. Die Französin nannte sie eine Portiers-Gouvernante, und nun nannten sie auch die Kinder so. Aber sie ertrug es mit Lächeln und kaufte sämmtlichen Kindern den Spitznamen mit Geschenken ab. Nur der kleine vierjährige Bruder verstand nichts von der bindenden Kraft eines Vertrages und nannte sie nach wie vor Portiers-Gouvernante, und er fuhr fort damit, da es Lotti lachen machte.

So vergingen zwei glückliche Jahre. Ich wußte nicht, wie glücklich sie waren; ich wußte nicht, wie sehr heimisch ich in dem Hause geworden. Ich war einundzwanzig Jahre alt, mein Schicksal, das Ahasverusthum, fing an, sich mit Macht geltend zu machen. Ich hatte Lust, die Welt zu sehen; es zog mich in eine größere Stadt; in der Residenz wollte ich meine Studien beenden; ich setzte einen Freund an meine Stelle und verließ das Haus — mit jenem Egoismus, mit jener Härte der Jugend, die nur die Zukunft sieht und für die Gegenwart kein liebendes, ruhendes, gern verweilendes Auge hat.

Es thut mir leid, sagte Herr Kistner, aber ich begreife, daß Sie sich umsehen wollen; leben Sie wohl. Schade, daß Sie nicht länger bei Lotti bleiben können.

Lotti sagte nichts. Mit herabhangenden Armen ließ sie sich von mir umfassen und küssen, und als ich aus der Stube trat, wandte sie sich um und sah die Noten an, die auf dem Klaviere lagen.

In der Residenz angekommen, schrieb ich sogleich an meine Schüler und an Herrn und Frau Kistner, kündigte ihnen meine glückliche Ankunft an und versprach, nächstens ausführlicher zu sein — und schrieb nicht wieder. Eine neue Welt, neues Leben, neue Arbeiten faßten mich mit der ganzen Kraft der Jugend, die in mir war. Neue Eindrücke machten die alten zu halbverwischten Erinnerungen. Ein Tag nach dem anderen wob seinen dünnen Schleier vor die Vergangenheit, bis die dünnen Schleier zusammen einen dicken Vorhang bildeten, und — wie gesagt —

ich lebte in der Zukunft. Der Menſch lebt ſo lange in der Zukunft, bis er mit Einem Male in der Vergangenheit lebt. Aber dieſer Moment der plötzlichen Umkehr war mir damals noch fern, ſehr fern. Die Gegenwart beſchäftigte mich nur in ſo weit, als ſie mir die Hülfsmittel zur Erringung einer zukünftigen Freiheit liefern ſollte. Ich ſtudirte, ich promovirte, ich ſah mir die Welt und die Geſellſchaft an, ich machte Bekanntſchaften, ich warf mich in politiſche Verbindungen, ich bereiste einen Theil Europa's. Das Leben in der Welt kann ermüden, aber nicht beruhigen: es kann auch Erfolge bieten, aber nicht ſättigen. Es iſt wie jene Bordeaux-Weine, die, je mehr man davon trinkt, deſto größeren Durſt wecken. Jedes Ereigniß des bewegten Lebens hat, wie die Häuſer in den großen Städten, ſeine hervorſpringenden Steine, an denen weiter gebaut werden muß. Wer ſich nicht mit einem Hofe wie in ſeiner Welt abſchließt, *muß* weiter bauen. Ich habe in meinem fünfundzwanzigſten Jahre an einen ſolchen Abſchluß noch nicht gedacht; nichts lag meinem ganzen Weſen ſo fern, wie Selbſtbegränzung, Beſchränkung. Mein bisheriges Leben betrachtete ich als Lehrjahre; die Wanderjahre ſollten mit der gewonnenen Ausrüſtung erſt recht beginnen. Ich ſtand am Anfange einer Laufbahn.

Bevor ich mich aufs Neue vom Stapel laufen ließ, mußte ich in meine Provinz und in die alte Univerſitätsſtadt zurückkehren. Als ich durch das breite dunkle Thor derſelben einfuhr, fiel es mir ſchwer aufs Herz, wie ſehr ich der Familie Kiſtner in dieſen vier Jahren fremd geworden. Im Poſthofe angekommen, ließ ich meinen Koffer ins Gaſthaus tragen und nicht zu Kiſtners, was mir vor vier Jahren eine Unmöglichkeit geſchienen haben würde. Doch war mein erſter Weg in das alte befreundete Haus. Es war noch ziemlich früh; Herr Kiſtner war ſchon in ſeinem Comptoir: Madame war nicht angekleidet; ſo lief ich gleich eine Treppe höher, klopfte an Lotti's Zimmer und ſtürzte, ohne ein Herein abzuwarten, in den bekannten ſtillen Raum. Da ſtand eine blühende Jungfrau vor mir, und ich blieb einen

Schritt weit hinter ihr stehen, und die Arme, die sich gehoben hatten, sie zu umfassen, sanken erschrocken herab. Sie aber, so bald sie mich erkannt hatte, lag an meinem Herzen, und die augenblickliche Entfremdung verschwand — aber auch nur einen Augenblick. Das Kind, die ehemalige Schülerin hatte sich dem Lehrer ans Herz geworfen — sobald wir einander ansahen, standen sich der fünfundzwanzigjährige junge Mann und die Jungfrau gegenüber.

Diese Umarmung des Wiedersehens war der Abschied vom alten Verhältnisse. In dem lebhaften Gespräche, das sich nach einigen Minuten der Verlegenheit entspann, war es mir nicht mehr möglich, den alten Ton zu finden; ich fühlte die ganze Ueberlegenheit, die ein schönes, edles, achtzehnjähriges Mädchen oft gegen unseren Willen auf uns ausübt, selbst wenn wir Greise sind, um wie viel mehr, wenn man in dem Mädchen alle Glücks- und Unglücksmöglichkeiten dämmern sieht! Nur um einige schöne Trümmer der alten Vertraulichkeit zu retten, faßte ich manchmal mit Bewußtsein ihre Hand und nannte sie schlechtweg: meine liebe Lotti. Alle die schönen Keime, die mir dereinst das Kind so theuer und, wie ich wähnte, unvergeßlich gemacht, hatten sich in ihrem Geiste wie in ihrem Gemüthe entwickelt. Der Schalk war in den Hintergrund getreten, aber sie lachte noch so herzlich und kindlich wie ehemals, nur daß sich in ihrem Lachen wie in ihrem Ernst immer ein anmuthiges Maß kund that. Doch war mir etwas eng zu Muthe; ich brauchte Zeit, bis ich wieder das Kind in ihr entdeckte, und ich fühlte mich etwas fremd. Erst als sie mich in den Salon führte und sich die ganze Familie mit alter Liebe um mich versammelte, wurde ich wieder ganz heimisch, und wie mir Lotti die Kinder eins nach dem anderen zuführte und die schüchternen aufmunterte, sah ich wieder dieselbe kleine Person, die schon in so früher Jugend die Beschützerin und Führerin der andern machte.

Man sah sich nach meinem Koffer um, und da wurde ich denn mit Vorwürfen überhäuft, daß ich nicht im Hause ab-

gestiegen, und als ich nach einer Stunde Erzählens, Plauderns, Scherzens von Rückkehr in mein Gasthaus sprach, da hatte Lotti schon alle meine Habseligkeiten holen lassen, und ich war in meiner alten Stube vollkommen eingerichtet.

Es waren einige glückliche Tage, die ich in dem Hause zubrachte. Ich fühlte mich so wohl unter dem Szepter Lotti's, denn sie war es, die jetzt die ganze Wirthschaft leitete; ihr gehorchte, ihrer milden Autorität unterwarf sich Alles, sie wurde in allen Angelegenheiten von Vater und Mutter zu Rathe gezogen. Meine liebste Beschäftigung war es, sie in ihrem Walten und Wirken zu beobachten; da mußte ich denn staunen, wie Alles so ordnungsvoll herging und ohne Lärmen, wie sie überall dabei war und immer unbeschäftigt schien, trotzdem sie neben der Wirthschaft das ganze Amt der entlassenen Gouvernante ausübte, und wie sich bei all den Beschäftigungen schöne Schätze von Kenntnissen in ihrem Geist angesammelt hatten. Ich weckte gern das Andenken alter Zeiten, und wir setzten uns hin, wie ehemals, und nahmen ein Buch und lasen. Wir waren ungestört, denn ich hatte es mir als eine Gunst erbeten, daß die wenigen mir gegönnten Tage nur im Schooße der Familie hingehen, daß keine Fremden geladen oder empfangen werden sollten. Sobald ich mich gewissermaßen wieder als Lehrer neben Lotti hingesetzt hatte, kehrte auch das alte ruhige Gefühl wieder, das an der holden Schülerin seine Freude hatte. Jede Unruhe, jede Befangenheit schwand, und das Zusammenleben wurde dadurch vielleicht nur um so schöner.

Der letzte Tag wurde zu einem gemeinschaftlichen Spaziergange benutzt. Wir durchstreiften einen großen Park. Lotti ging an meiner Seite, an meinem Arme und hörte mir schweigend zu, wie ich ihr von meinen großen Planen erzählte. Mit Einem Male verließ sie mich, um nach den Kindern zu sehen; ich schloß mich an Herrn Kistner an.

Wie herrlich, sagte ich, hat sich Ihre Lotti entwickelt!

Nicht wahr? erwiderte er; sie ist ein liebes Mädchen, gut,

Schritt weit hinter ihr stehen, und die Arme, die sich gehoben hatten, sie zu umfassen, sanken erschrocken herab. Sie aber, so bald sie mich erkannt hatte, lag an meinem Herzen, und die augenblickliche Entfremdung verschwand — aber auch nur einen Augenblick. Das Kind, die ehemalige Schülerin hatte sich dem Lehrer ans Herz geworfen — sobald wir einander ansahen, standen sich der fünfundzwanzigjährige junge Mann und die Jungfrau gegenüber.

Diese Umarmung des Wiedersehens war der Abschied vom alten Verhältnisse. In dem lebhaften Gespräche, das sich nach einigen Minuten der Verlegenheit entspann, war es mir nicht mehr möglich, den alten Ton zu finden; ich fühlte die ganze Ueberlegenheit, die ein schönes, edles, achtzehnjähriges Mädchen oft gegen unseren Willen auf uns ausübt, selbst wenn wir Greise sind, um wie viel mehr, wenn man in dem Mädchen alle Glücks- und Unglücksmöglichkeiten dämmern sieht! Nur um einige schöne Trümmer der alten Vertraulichkeit zu retten, faßte ich manchmal mit Bewußtsein ihre Hand und nannte sie schlechtweg: meine liebe Lotti. Alle die schönen Keime, die mir dereinst das Kind so theuer und, wie ich wähnte, unvergeßlich gemacht, hatten sich in ihrem Geiste wie in ihrem Gemüthe entwickelt. Der Schalk war in den Hintergrund getreten, aber sie lachte noch so herzlich und kindlich wie ehemals, nur daß sich in ihrem Lachen wie in ihrem Ernst immer ein anmuthiges Maß kund that. Doch war mir etwas eng zu Muthe; ich brauchte Zeit, bis ich wieder das Kind in ihr entdeckte, und ich fühlte mich etwas fremd. Erst als sie mich in den Salon führte und sich die ganze Familie mit alter Liebe um mich versammelte, wurde ich wieder ganz heimisch, und wie mir Lotti die Kinder eins nach dem anderen zuführte und die schüchternen aufmunterte, sah ich wieder dieselbe kleine Person, die schon in so früher Jugend die Beschützerin und Führerin der andern machte.

Man sah sich nach meinem Koffer um, und da wurde ich denn mit Vorwürfen überhäuft, daß ich nicht im Hause ab-

geſtiegen, und als ich nach einer Stunde Erzählens, Plauderns, Scherzens von Rückkehr in mein Gaſthaus ſprach, da hatte Lotti ſchon alle meine Habſeligkeiten holen laſſen, und ich war in meiner alten Stube vollkommen eingerichtet.

Es waren einige glückliche Tage, die ich in dem Hauſe zubrachte. Ich fühlte mich ſo wohl unter dem Szepter Lotti's, denn ſie war es, die jetzt die ganze Wirthſchaft leitete; ihr gehorchte, ihrer milden Autorität unterwarf ſich Alles, ſie wurde in allen Angelegenheiten von Vater und Mutter zu Rathe gezogen. Meine liebſte Beſchäftigung war es, ſie in ihrem Walten und Wirken zu beobachten; da mußte ich denn ſtaunen, wie Alles ſo ordnungsvoll herging und ohne Lärmen, wie ſie überall dabei war und immer unbeſchäftigt ſchien, trotzdem ſie neben der Wirthſchaft das ganze Amt der entlaſſenen Gouvernante ausübte, und wie ſich bei all den Beſchäftigungen ſchöne Schätze von Kenntniſſen in ihrem Geiſt angeſammelt hatten. Ich weckte gern das Andenken alter Zeiten, und wir ſetzten uns hin, wie ehemals, und nahmen ein Buch und laſen. Wir waren ungeſtört, denn ich hatte es mir als eine Gunſt erbeten, daß die wenigen mir gegönnten Tage nur im Schooße der Familie hingehen, daß keine Fremden geladen oder empfangen werden ſollten. Sobald ich mich gewiſſermaßen wieder als Lehrer neben Lotti hingeſetzt hatte, kehrte auch das alte ruhige Gefühl wieder, das an der holden Schülerin ſeine Freude hatte. Jede Unruhe, jede Befangenheit ſchwand, und das Zuſammenleben wurde dadurch vielleicht nur um ſo ſchöner.

Der letzte Tag wurde zu einem gemeinſchaftlichen Spaziergange benutzt. Wir durchſtreiften einen großen Park. Lotti ging an meiner Seite, an meinem Arme und hörte mir ſchweigend zu, wie ich ihr von meinen großen Planen erzählte. Mit Einem Male verließ ſie mich, um nach den Kindern zu ſehen; ich ſchloß mich an Herrn Kiſtner an.

Wie herrlich, ſagte ich, hat ſich Ihre Lotti entwickelt!

Nicht wahr? erwiderte er; ſie iſt ein liebes Mädchen, gut,

liebend, und ſie hat ſo Vieles und ſo gut gelernt. Loyal, wie ſie iſt, hat ſie die Verſprechen gehalten, die ihre Kindheit gegeben. Hübſch iſt ſie auch; finden Sie nicht?

Hübſch? rief ich — ſie iſt imponirend ſchön, und ſie wäre es, wenn ſie häßlich wäre.

Und doch — ſeufzte Herr Kiſtner und zuckte die Achſeln.

Was wollen Sie ſagen? fragte ich.

Für wen iſt ſie Alles, was ſie iſt? ſagte Herr Kiſtner, bitter lächelnd — für irgend einen Börſenmann, einen Lederhändler. Mit meinen ſieben Kindern bin ich kein reicher Mann; es ſteht ihr keine große Auswahl zu Gebote — und wie die Verhältniſſe ſind — ich darf nicht daran denken.

Herr Kiſtner ſchwieg. Ich wollte antworten, als Lotti, roth im Geſichte, laufend auf mich zukam und, auf einen kleinen von hohen Buchen umgebenen Raſenplatz deutend, zu mir ſagte: Erinnern Sie ſich, Herr Berg?

Weſſen, liebe Lotti?

Ach ja, ſagte ſie, Sie haben es wohl vergeſſen. Hier auf dieſem Platze haben Sie uns die Odyſſee erzählt. Ich werde mich immer des Eindruckes erinnern. Sie legten an der Stelle, wo der Sänger von den Thaten des Odyſſeus erzählt, den Arm über die Augen, Odyſſeus nachahmend, wie er ſich mit dem Mantel verhüllt. O, ich erinnere mich ganz genau. Wir weinten alle über den Tod des treuen Hundes Argos. — Iſt es nicht ſeltſam, fügte ſie langſamer und nachdenklich hinzu, daß Sie mir ſo eben, in demſelben Parke, von Ihrer zukünftigen Odyſſee ſprachen, von allen Wanderungen, die Sie vorhaben? — Wer weiß, wann Sie von Ihrer Odyſſee zurückkommen?

Lotti hat Recht, ſagte Herr Kiſtner; es iſt mir auch ſo, als gingen Sie auf die hohe See, als wären Sie beſtimmt, von den Wellen des Lebens lange, lange umhergeſchaukelt und an verſchiedene Küſten geworfen zu werden.

Nicht wahr, Papa? murmelte Lotti vor ſich hin. Es war, als hätte ſie nur denken wollen, was ſie unwillkürlich ausſprach.

Schweigsamer, als wir ausgezogen waren, kehrten wir des Abends zurück. Lotti hatte mich um die Erlaubniß gebeten, ihre Freundinnen einzuladen, um sie mit mir bekannt zu machen. Wir fanden sie schon im Hause versammelt, und ich konnte bald bemerken, wie Lotti, ohne es zu wollen, in ihrer Mitte eine hervorragende Rolle spielte. Sie richteten sich nach ihr, sie nahmen ihre Freundschafts-Bezeugungen mit Dankbarkeit und Stolz entgegen, sie wußte mir von Jeder etwas Gutes und Schönes zu sagen und freute sich, wie im Laufe des Abends eine schnelle Vertrautheit zwischen uns sich entwickelte. Später servirte sie den Thee und machte die liebenswürdige Hausfrau.

Als die Freundinnen gingen und Lotti sie auf die Treppe begleitete, blieb ich mit Frau Kistner allein im Salon. Ich setzte mich zu ihr aufs Sopha und sagte scherzend: Frau Kistner, jetzt gehe ich in die Welt und mache mein Glück; sobald ich eine Million habe, komme ich zurück und hole mir Ihre Lotti.

Sie können auch etwas früher kommen, lieber Berg, erwiderte Frau Kistner, ebenfalls scherzend.

Drei Tage darauf zog ich mit einem Manuskripte im Koffer in Leipzig ein; nach wenigen Wochen hatte sich das Manuskript in ein Buch verwandelt, und das Buch hatte Erfolg. Man sprach von mir in den Zeitungen, aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands bekam ich schmeichelhafte Briefe von Unbekannten; man kam mir überall entgegen. Zeitschriften und Buchhändler warben um mich; in der Gesellschaft wurde ich mit Auszeichnung behandelt. Es kam mir vor, als hätte ich in Allem und Jedem die Wahl, und ich schien mir ein gemachter Mann. Ich wollte mich an der Universität habilitiren und glaubte hoffen zu dürfen, daß sich mit Hülfe meines Namens und fleißiger Arbeit die unfruchtbare Stellung eines Privat-Dozenten leicht in eine fruchtbringende und ehrenvolle verwandeln werde.

Bei allen Zeichen meines Erfolges, bei allen Hoffnungen, die er weckte, dachte ich an Lotti und daß ich mir sie holen dürfe, noch bevor ich Millionär geworden. Darum hatten meine

Gedanken, ganz gegen meine Natur, die mich immer hinaustrieb in das bewegte Leben, eine so solide Richtung genommen; ein stilles arbeitsames Leben an ihrer Seite schien mir das Wünschenswertheste, und das Bild eines solchen Lebens war in meinem Herzen fertig und begleitete mich durch alle Windungen und Wandlungen, in die ich in Folge meiner neuen Stellung gerieth. Eines Tages setzte ich mich hin und verfaßte einen langen, an meinen Vater gerichteten Brief, in welchem ich ihm die Geschichte meiner letzten Monate aufs Ausführlichste auseinander setzte. In einem P. S. fragte ich ihn, was er für mich zu thun gesonnen, im Falle ich mich verheirathete; denn, fügte ich hinzu, ich bin fest entschlossen, mich so bald als möglich mit einem überaus liebenswürdigen und ausgezeichneten Mädchen zu verheirathen. Nächstens mehr, lieber Vater, wenn ich nur erst eine Antwort auf meine Frage erhalten habe. —

Mein Vater ließ mich lange auf diese Antwort warten; sie hätte nach acht Tagen da sein können; sie traf erst nach einigen Wochen ein. Er sprach auf mehreren Seiten eben so ausführlich von seinen Angelegenheiten, wie ich von den meinigen gesprochen hatte; auf meine beabsichtigte Heirath kam er ebenfalls erst in der Nachschrift. Da hieß es: Was deine Heirath betrifft, so bin ich Folgendes zu thun gesonnen: Ich will mit meinem Freunde, dem Doktor Riegler, sprechen und ihn bitten, zwei gute Stuben für dich und deine zukünftige Frau bereit zu halten. Ich bin überzeugt, daß, wenn ich ihm die Umstände näher auseinander setze, er mir meine Bitte gewähren werde.

Das war ein fürchterlich abkühlendes Sturzbad. Doktor Riegler ist der Direktor des Narrenhauses in unserer Gegend. — Ich war empört über diese Antwort und — fand sie bald gerechtfertigt. Ich hatte indessen einsehen gelernt, daß es Jahre bedurfte, bis ich mir eine Stellung machte, wie ich sie noch vor Kurzem vom Himmel fallen sah. Dazu kamen in Folge des Buches, in welchem manche den Regierungen unangenehme Grundsätze ausgesprochen waren, allerlei Beunruhigungen von

Seiten der Behörden, und ich ſagte mir: es wäre Verbrechen, das Schickſal eines geliebten Weſens, das für das heimlichſte Glück des Hauſes geſchaffen iſt, an eine auf bewegten Wellen ſchwimmende Exiſtenz zu knüpfen. Ich ſtellte das Bild Lotti's mit dem Geſichte gegen die Wand und überließ mich dem Rauſche, den ich aus den ſchmächtigen Blüthen meines Erfolges ſog, als wäre es unſterblicher Ruhm. Ich lebte, ich trieb mich umher und begegnete — einer ganz kleinen, zarten, blaſſen, magern, aber reizenden Polin.

Wiſſen Sie, meine Freunde, was das iſt, eine Polin? — Eine Polin iſt eine verführeriſche Kreatur, die mit ihren kleinen Füßchen ſehr gern auf einem Männerherzen herumtrampelt, die es im Spiele her und hin, herauf und hinunter wirft, wie einen Federball, die es lächelnd mit Stecknadeln durchbohrt und ſich in die Hände klatſchend an ſeinen Zuckungen ergötzt. Nun aber iſt die Liebe des Mannes und Alles, was man ſo nennt, wie jene Gräſer, die immer höher aufwachſen, je mehr man ſie tritt. Der Stolz des Mannes empört ſich zwar gegen dieſes Getretenwerden, aber ſeine Eitelkeit iſt mächtiger; er will ausharren, bis er geſiegt hat, und Gefühl, Wille, Phantaſie verſtricken ſich mehr und mehr. Es entſteht ein Kampf zwiſchen ſeinen beſſeren und ſeinen kleinlichen Gefühlen, der aufreibend und entwürdigend iſt. Dieſe Liebe regt nicht den Grund des Herzens auf, wie die wahre und wirkliche, aber ſie bewegt und erſchüttert es an allen ſeinen Oberflächen; ſie iſt nicht ſo tief, aber ſie iſt heftiger. Sie hat wüſte Momente, und wüſt und müde geht man aus ihr hervor und um einen großen Theil des Jugend-Kapitals ärmer. Die wirkliche Liebe macht ſtätig, ruhig, arbeitſam; ſie richtet den Blick ſchön ſorgend auf die Zukunft; dieſe Leidenſchaft, dieſe Liebe zu einer Kokette beunruhigt fortwährend und bannt in die engen Schranken des Momentes, wie in ein Netz, in dem man zappelt gleich einem Fiſche. Tritt man aus der Epoche einer edlen Liebe, ſo iſt es, als hätte man ein ſchönes Land durchwandert; man blickt gern und lächelnd zurück und bewahrt die

Gedanken, ganz gegen meine Natur, die mich immer hinaustrieb in das bewegte Leben, eine so solide Richtung genommen; ein stilles arbeitsames Leben an ihrer Seite schien mir das Wünschenswertheste, und das Bild eines solchen Lebens war in meinem Herzen fertig und begleitete mich durch alle Windungen und Wandlungen, in die ich in Folge meiner neuen Stellung gerieth. Eines Tages setzte ich mich hin und verfaßte einen langen, an meinen Vater gerichteten Brief, in welchem ich ihm die Geschichte meiner letzten Monate aufs Ausführlichste auseinander setzte. In einem P. S. fragte ich ihn, was er für mich zu thun gesonnen, im Falle ich mich verheirathete; denn, fügte ich hinzu, ich bin fest entschlossen, mich so bald als möglich mit einem überaus liebenswürdigen und ausgezeichneten Mädchen zu verheirathen. Nächstens mehr, lieber Vater, wenn ich nur erst eine Antwort auf meine Frage erhalten habe. —

Mein Vater ließ mich lange auf diese Antwort warten; sie hätte nach acht Tagen da sein können; sie traf erst nach einigen Wochen ein. Er sprach auf mehreren Seiten eben so ausführlich von seinen Angelegenheiten, wie ich von den meinigen gesprochen hatte; auf meine beabsichtigte Heirath kam er ebenfalls erst in der Nachschrift. Da hieß es: Was deine Heirath betrifft, so bin ich Folgendes zu thun gesonnen: Ich will mit meinem Freunde dem Doktor Riegler, sprechen und ihn bitten, zwei gute Stube für dich und deine zukünftige Frau bereit zu halten. Ich b überzeugt, daß, wenn ich ihm die Umstände näher auseinan setze, er mir meine Bitte gewähren werde.

Das war ein fürchterlich abkühlendes Sturzbad. Dr Riegler ist der Direktor des Narrenhauses in unserer Ge — Ich war empört über diese Antwort und — fand sie gerechtfertigt. Ich hatte indessen einsehen gelernt, daß es bedurfte, bis ich mir eine Stellung machte, wie ich sie Kurzem vom Himmel fallen sah. Dazu kamen in Buches, in welchem manche den Regierungen Grundsätze ausgesprochen waren, allerlei Be

Erinnerungen als schöne Errungenschaften. Nach der Liebe zu einer Kokette ist es, als träte man aus einer Wildniß voll Gestrüpp in eine Wüste. Eine Wüste ist der Kopf, eine Brandstätte das Herz.

Ich sage nur so viel von einer Episode, die mich definitiv allen Heiraths-Gedanken entriß und das schöne, ruhige Bild Lotti's mit Spinngewebe überschleierte. Glücklicher Weise zwangen mich jene angedeuteten politischen Verfolgungen zur Flucht, und so entkam ich auch jener gefährlicheren Gewalt der reizenden Polin. Ich durchzog Deutschland und andere Länder und ruhte endlich in Paris aus.

Der Divan Lepelletier, ein Kaffeehaus, war damals der Ort, wo die Fremden, die etwas vom geistigen Leben der französischen Hauptstadt kennen lernen wollten, sich gern versammelten. Dort sah man manche Größen der Kunst, Literatur und der politischen Welt, und man hörte ihre lauten Gespräche, die durch keine polizeiliche Späherei beschränkt waren. Dort saß ich eines Abends, als mich zu meiner freudigsten Ueberraschung Herr Gerbert, der Musiklehrer Lotti's, anredete. Er war soeben nach Paris gekommen, in der Absicht, sich von hier aus einen Namen zu machen und dann eine Kunstreise zu unternehmen, oder auch, je nach Umständen, sich in Paris festzusetzen. Bei seinem Anblicke fühlte ich mich mit Einem Male wieder in die Atmosphäre des Kistner'schen Hauses versetzt; die ganze alte Zeit lebte in mir auf; es war mir, als hörte ich Burgmüllers Melodieen, von Lotti gespielt, aus dem Salon, durch das Vorzimmer in meine dunkle Stube dringen. Ich zog Herrn Gerbert in einen Winkel, wir setzten uns hin und begannen zu plaudern. Trotz ihren geringen musikalischen Talenten, war Lotti doch immer eine seiner liebsten Schülerinnen gewesen, und so kam das Gespräch natürlich auch bald auf sie.

Sie wissen? — sagte er — sie ist Braut!

Braut? — rief ich — mit wem? — mit einem Lederhändler?

Nein, erwiderte Herr Gerbert, mit einem Zucker-Fabrikanten.

Was iſt er ſonſt? und wie iſt er?

Ich weiß nicht viel von ihm — aber es ſoll ein braver, liebenswürdiger und gebildeter Menſch ſein.

Deſto beſſer.

Der Muſiklehrer ſprach mir darauf, nach Art aller Neuangekommenen, viel über die Vorzüge und Fehler von Paris und geſtattete mir, ſchweigſam zu ſein. Dann führte ich ihn noch einige Male auf den Boulevards auf und ab und ging nach Hauſe.

Ich hatte die Nachricht von Lotti's Verlobung ziemlich ruhig, ja, ſehr ruhig, nur mit Ueberraſchung wegen der Neuheit und mit freundlicher Theilnahme aufgenommen; aber der Gedanke, daß Lotti nun Braut ſei, verließ mich nicht mehr; er bohrte ſich immer tiefer in mein Herz, und als ich mich auf meiner Stube allein fand, gehörte ich ihm ganz. Das ganze Gefühl für Lotti, welches ich bei unſerem Abſchied mitgenommen und das durch das bewegte, vielgeſtaltige Leben der letzten zwei Jahre ſo ſehr in den Hintergrund gedrängt worden, trat wieder hervor; mein ganzes inneres Weſen, das ſeit der verzehrenden Leidenſchaft für die Polin brach zu liegen ſchien, wurde wieder lebendig; alte, begrabene Keime regten ſich wieder, als ob ſie aus dem verbrannten Boden hervorſprießen wollten. Ich erinnerte mich jedes Wortes, jedes Erlebniſſes mit Lotti, jedes ihrer Blicke, jeder Bewegung, und ihre Schönheit wie ihre ſeeliſchen Vorzüge ſtanden klar vor mir. Ich verglich ſie mit der Polin und konnte nicht begreifen, wie ich ſie über dieſe einen Augenblick vergeſſen mochte, und verurtheilte das ganze männliche Geſchlecht, das ſich lieber berauſchen, betäuben, als von ächten Vorzügen ächt beglücken läßt.

Nachdem ich lange in der Stube auf und ab gegangen, warf ich mich unmuthig ins Bett. Da wurde ich für Lotti's Zukunft beſorgt. Hat ſie einen Mann gefunden, der ſie zu würdigen verſteht? Nein, ich konnte es nicht glauben, trotz dem Lobe, das ihm Herr Gerbert geſpendet, ohne daß ich die Urſache meines

Unglaubens entdeckt hätte. Mit Einem Male bildete ich mir ein, daß ich allein dazu auserſehen war, Lotti glücklich zu machen, und während ich mir Vorwürfe machte, dieſe ſchöne Beſtimmung verfehlt zu haben, malte ich mir ein glückliches Bild nach dem andern aus, und während ich eine Art von ſtachelnden Gewiſſensbiſſen fühlte, ſchwelgte ich zugleich in den Phantaſieen eines unerſchöpflichen häuslichen Glückes. Ich warf mich hin und her; meine Pulſe pochten; ich lag im Fieber. — Thorheit! ſagte ich mir, ſollte man nicht meinen, daß du ſie geliebt haſt? Niemals! Du hatteſt eine aufrichtige, tiefe Freundſchaft für ſie; als du ſie zu heirathen beabſichtigteſt, wollteſt du eine ſehr verſtändige, zweckmäßige Heirath machen, weil du dir ſagteſt, daß Lotti eine treffliche Hausfrau gäbe. Das iſt Alles! Es iſt unerlaubt, ſich von ſeiner Phantaſie in eine ſolche Unruhe fortreißen zu laſſen.

So raiſonnirend, wurde ich etwas ruhiger, und da ich aus Erfahrung wußte, daß ich alle Aufregungen am Beſten mit der Feder in der Hand beſchwichtigte, ſprang ich auf und ſetzte mich ſpät nach Mitternacht an den Tiſch, um, wie es meine Pflicht und ſchicklich war, an Herrn Kiſtner und an Lotti Gratulationsbriefe zu ſchreiben.

Lange ſaß ich da vor den Papieren und wußte nicht, an wen ich zuerſt ſchreiben ſollte, ob an den Vater oder an die Tochter. Ich entſchloß mich zu Letzterem, als der Hauptſache; iſt dieſe abgemacht, werde ich wohl ruhiger ſein. Aber wie ſie anſprechen, wie überhaupt zu ihr reden? Ich fühlte, daß ich den Ton für ſie verloren hatte, und kam mir plötzlich ihr gegenüber ſchrecklich fremd vor. Ich wollte mir über Ton und Inhalt erſt klar werden; ich zündete eine Cigarre an und öffnete das Fenſter und ſah hinaus. Beim Anblick der Sterne dachte ich an jene längſt vergangenen Abendſtunden auf dem Balkone. Das liebe Kind ſtand wieder neben mir — ich hatte Angſt, weich zu werden. Da fiel mein Blick auf eine ſonderbare Szene. Mir gegenüber in einem anſtoßenden Hofe wohnte eine ganze Seiltänzer-Familie. Der Vater und zwei Knaben waren eben von

einer nächtlichen Vorſtellung in einem Kaffeehauſe oder aus den Elyſäiſchen Feldern heimgekehrt und hatten noch die bunte Gaukler-tracht an. Der Vater nahm ein kleines Kind, das bei ſeinem Eintritte erwacht war, aus dem Bette, lief damit in der Stube auf und ab und wiegte und ſchaukelte es. Da es nicht wieder einſchlafen wollte, ſtreckte er ſich auf den Boden und ſcherzte und ſpielte mit ihm, während die Mutter an dem Herd ſtand und das Spätmahl für die Heimgekehrten bereitete. Die beiden Knaben halfen ihr dabei und ſchienen ihr zu erzählen; dann wurde der Inhalt des Keſſels über dem Herde in eine große Schüſſel ge-ſchüttet, und die ganze Familie ſetzte ſich um den Tiſch und ge-noß plaudernd und lachend. Dieſe Gaukler ſchienen ein ſehr glückliches, liebendes Leben zu führen. Anfangs hatte mich das Schauſpiel etwas zerſtreut, bald aber führte es mich auf den Gedanken zurück, der mein ganzes Sein in dieſer Nacht be-herrſchte. — Häusliches Glück! Häusliches Glück! murmelte ich, und neue Bilder fing ich an zu malen. Ich ſchloß das Fenſter und begann zu ſchreiben; aber ich ſchrieb mich wieder in die Unruhe hinein, in die ich mich vorhin hineingedacht hatte. Un-geduldig und müde, mich länger zu beobachten und zu über-wachen, ließ ich meinen Gedanken und meiner Feder freien Lauf — und als ich das Geſchriebene überlas, entſetzte ich mich vor der Leidenſchaft, die aus jeder Zeile ſprach. Ich zerriß den Brief und fing einen andern an; wie ich die Feder hielt, hatte ich das Gefühl, als ob ich ein wildes Pferd bändigend am Zügel hielte. Ich beobachtete mich, ich diktirte mir laut und lang-ſam jedes Wort — da war es ein ſteifes, kaltes, verlegenes Gratulationsſchreiben. Was würde Lotti denken, wenn ſie Solches von mir läſe! Auch dieſer Brief wurde zerriſſen und ein dritter und ein vierter. Das Schreiben hatte das Fieber zurückgebracht, ich ſchüttelte mich und warf mich auf das Bett — ich ließ die Zügel meines Selbſt fallen und die Gedanken ihren wilden Gang gehen. Ach, wie ſie ausgriffen nach rechts und links — nach vorwärts und rückwärts — die Kerze brannte immer tiefer —

ſie hatte ausgebrannt — es war hell im Zimmer, ich merkte es nicht. Der Tag war breit und glänzend da, in den Straßen ſchrien ſchon die hundert Ausrufer — ich hatte noch kein Auge geſchloſſen — es war die erſte ſchlafloſe Nacht meines Lebens. — —

Ein Jahr nach dieſer ſchlafloſen Nacht brachten mich die politiſchen Umwälzungen wieder zurück in die Provinzial-Hauptſtadt meiner Heimat. Da ich nunmehr, etwas ruhebedürftig, einen längeren Aufenthalt nehmen wollte, miethete ich eine kleine Wohnung. Zu Kiſtners kam ich jeden Tag. Wie anders war es jetzt im Hauſe! Lotti war fort und bewohnte mit ihrem Manne eine andere Provinzhauptſtadt; es war, als wäre mit ihr die Geſchichte des Hauſes zu Ende gegangen, obwohl noch ſechs andere Kinder da waren. Dieſe, wie die Eltern, lebten in der Erinnerung an die ſchöne Zeit, wo noch Lotti da geweſen. Nur wenn ein Brief von ihr kam, wurde es lebendig und gab es eine Gegenwart. Herr Kiſtner war mit der Heirath zufrieden, und das war mir genug, und ich fragte nicht weiter nach Einzelheiten. In ihren Briefen ſprach Lotti mit großer Hochachtung von ihrem Manne; wozu ſollte ich etwas Näheres wiſſen wollen? Ich wich ſogar allen genaueren Mittheilungen aus. — Nun war die Reihe an Mathilde. Auch ſie war ſchon verlobt, auch ſie ſollte in die Ferne ziehen. Man war im Hauſe mit den Vorbereitungen zur Ausſtattung und zur Hochzeit beſchäftigt; das brachte wieder einiges Leben hervor.

Eines Nachmittags fand ich Mathilde kramend und ordnend unter den hundert Kleinigkeiten, die ſich in einem Mädchenleben aufhäufen. Sie ſichtete, was mitzunehmen war, von dem Gleichgültigen aus, als ſie unter Anderem vor meinen Augen einen großen Pack Papiere aus der Tiefe eines Kaſtens zog.

Siehe da, das hätte ich bald vergeſſen, ſagte ſie, ſehen Sie, Herr Berg, das ſind Papiere, die mir Lotti zurückgelaſſen und die ſie nicht mitnehmen wollte. Was fange ich nun damit an? Soll ich ſie mit mir nehmen oder hier zurücklaſſen? oder ſoll ich ſie verbrennen?

Es kommt darauf an, was ſie enthalten. Was enthalten denn dieſe Papiere?

Was werden ſie auch enthalten! rief Mathilde; vielleicht alte Schulaufgaben, allerlei Erinnerungen aus der Kindheit — vielleicht auch Verſe, denn Lotti ſchrieb manchmal Verſe und allerlei. Das Beſte iſt wohl, Sie haben die Güte und ſehen dieſe Papiere durch und ſondern aus, was werth iſt, aufbewahrt zu werden. Wollen Sie?

Geht das? fragte ich bedenklich, wäre das Lotti recht?

Ach was! lachte Mathilde; Lotti hat vor Niemand Geheimniſſe, am Wenigſten vor Ihnen. — Uebrigens iſt von dergleichen gar nicht die Rede. — Sie werden Aufgaben und Stylübungen finden, die Sie vielleicht intereſſiren werden, da manche noch Ihrer Zeit angehören mögen.

Darauf hin nahm ich denn ſpät Abends die Papiere unter den Arm und wanderte vergnügt nach Hauſe. Ich ſchloß meine Stube, zündete zwei Kerzen an, ſchob meinen Lehnſtuhl an den Tiſch, ſteckte eine Cigarre in den Mund und ſetzte mich hin, um ungeſtört ein ſtilles Feſt der Erinnerung zu feiern; ich war überzeugt, in den Papieren Manches zu finden, was wie eine altbekannte Melodie, wie ein liebes vertrautes Geſicht nach langer Trennung, alte Zeiten neu verklärt heraufbeſchwört.

Ich öffnete das Paket und muſterte es erſt im Allgemeinen, indem ich das Auge über die Blätter hinſtreifen ließ: da ſah ich Gedichte, Tagebuchblätter, unabgeſchickte Briefe, Alles von Lotti's eigener Hand. Dann fing ich zu leſen an. Ich las nicht lange, und feurige Hitze fuhr in meine Stirn, die Hände, welche die Blätter hielten, zitterten, mein Herz pochte. Ich ahnte, daß ich in ein Geheimniß blickte, das mir vor Allen verſchloſſen ſein ſollte. Ich fing raſch zu blättern an und las bruchſtückweiſe bald in der Mitte, bald gegen Ende. Alle dieſe Gedichte, dieſe Briefe waren an mich gerichtet — es war kein Zweifel, obwohl mein Name nicht genannt war — alle dieſe Tagebuchblätter beſchäftigten ſich mit mir; ſie begleiteten mich liebend, ſorgend auf allen

meinen Irrfahrten: und welcher Segen, welche Hoffnungen, welche Sehnsucht waren an meiner Seite dahin gegangen, ohne daß ich es geahnt! Und Das alles von frühester Kindheit an — ich — ich war ihr ganzes Leben — der Gedanke an mich war mit all ihrem Denken und Fühlen verwachsen und Eins und untheilbar. — Ich las und las und stürzte endlich weinend auf die Papiere hin und begrub mein Gesicht in diese Blätter voll von Liebe und stillem Schmerze. O Gott, welch ein reiches Herz war mein, welch ein unendliches Glück, war mir emporgewachsen, und ich war daran vorübergegangen für immer!

Und der Morgen kam und fand mich mit ausgestreckten Armen auf diesen Blättern liegend, wie auf einem bethauten Grabe.

IV.

Wirkung in die Ferne.

Hermann erzählt:

Es iſt wahr, daß man zur Zeit der Nationalverſammlung in Frankfurt a. M. ſehr liebenswürdig gegen uns geweſen. Das Zuſammenſtürzen, wenigſtens das zeitweilige, der Schranken, die ſonſt Stände von Ständen geſchieden, das Chaos, die Anarchie in den Ideen — Alles erleichterte die Zuvorkommenheit. Man lebte wie in einem Gedränge, in welchem man die unerwartetſten Zuſammenkünfte feiert, und die Aufregung machte, daß man mehr als ſonſt die Formen vernachläſſigte und daß aus einer flüchtigen Berührung leicht eine dauernde oder, wenn auch nicht dauernde, doch intime Verbindung wurde. Wir Deputirten hatten es in ſo fern beſſer als Andere, als wir einen ſichtbaren Standpunkt einnahmen, neue Erſcheinungen waren und darum die Frauen ohne weiteres hervorragendes Verdienſt intereſſirten. Es iſt gewiß, daß manchem Volksvertreter manches Glück zu Theil wurde, das er als gewöhnlicher Sterblicher in gewöhnlichen Zeiten nicht gekoſtet haben würde; indeſſen ſo arg, wie man es oft darzuſtellen ſuchte, war es doch nicht, und was an Argem übrig bleibt, wenn man die Erfindung von der Wahrheit abzieht, vertheilt ſich auf fremde und einheimiſche weiche Herzen zu gleichen Theilen. Die Zeit war ja auch zu kurz — und die Stadt zu klein. — Die meiſten dieſer Verbindungen waren flüchtiger, vorübergehender Natur; aber Manches, was ſich daran knüpfte,

als bloße Nebenſache, hatte Wirkungen, die ſich im ſpäteren Leben geltend machten.

In einer wunderſchönen, mondhellen Julinacht ſchlich ich aus einem der lieblichen Landhäuſer vor dem Eſchenheimer Thore über den Raſenplatz des Gartens dem Gartengitter zu. Das Gitterthor war geſchloſſen, und ich kletterte, wie ich das ſchon gewohnt war, hinauf, indem ich den Fuß auf das Schloß ſetzte, und war eben im Begriffe, mich über die ſpitzigen Lanzen hinaus ins Freie zu ſchwingen, um dann der Stadt und meiner Wohnung zuzueilen. Da ertönte aus der Ferne der Ruf: Diebe! Diebe! Ich erkannte die Stimmen mehrerer meiner Kollegen. Sie hatten in der Nähe in einer Weinſchenke gezecht und wanderten voll des ſüßen Weines ihren Wohnungen zu. Ihr Ruf: Diebe! Diebe! galt mir, der ich allerdings wie ein Dieb, der mit ſeiner Beute davon ſchleicht, ausgeſehen haben mochte. Hätten ſie mich erreicht und erkannt — der Skandal wäre am nächſten Tage groß, eine mir geliebte Perſon wäre aufs Schrecklichſte bloßgeſtellt, ein ſüßes Geheimniß enthüllt geweſen. — Raſch ſprang ich vom Gitter und eilte davon. Aber meine Kollegen wurden meine Verfolger. Aufgeregt vom Wein, wie ſie waren, mochte es ſie unterhalten, auf einen Dieb Jagd zu machen, und wie Jäger ſetzten ſie ſich mit Geſchrei in Bewegung und keuchten hinter mir her wie eine Meute. Ich lief wie ein gehetzter Hirſch, und um ſie von der rechten Spur abzubringen, verließ ich meinen eigentlichen Weg und vertiefte mich in das Irrgewinde zwiſchen den Gärten und Landhäuſern, wohl bedenkend, daß, wenn ich der Stadt zueilte, ſie mich am geſchloſſenen Thore, das erſt geöffnet werden mußte, erreichen könnten, oder daß mich Polizei und Stadtſoldaten daſelbſt auf den Ruf meiner Verfolger hin anhalten würden. Die Schatten zwiſchen den Gartenmauern hingegen verſprachen mir Sicherheit. Aber umſonſt! Lief ich wie Hektor, ſo liefen die Anderen wie Achilles, beſonders Einer. Dieſer, ein ziemlich guter Freund, hat es nie geahnt, welchen Angſtſchweiß er mir mit ſeinen Hirſchbeinen und mit ſeinem ſchreck-

lichen Geschrei auf die Stirn trieb; armer Freund! er hat seine Grausamkeit gegen mich in fremder, kalter Ferne gebüßt; er liegt in Amerika begraben. Er konnte das Brod des Exiles nicht verdauen. — Ich lief und lief. — Ein schwarzer leichter Mantel, den ich bei solchen Gelegenheiten zu tragen pflegte, um mich im Nothfalle zu verhüllen und meine Gestalt unkenntlich machen zu können, war mir nur hinderlich, indem er die Bewegung der Arme und Beine beengte. Fast gab ich mich auf, denn immer näher kam das Getrampel und das Geschrei meiner Verfolger.

Da stand, vom Schatten bedeckt, links von meinem Wege eine Gartenthür offen und in der Gartenthür ein Mann, der nach dem Lärm herauslauschte und sich, da ich mich näherte, zurückziehen wollte. Aber schon hatte ich ihn erkannt. Ich stürzte auf ihn zu und keuchte mit dem kleinen Rest des Athems, der mir geblieben: Fürst, man verfolgt mich! — Ich konnte nicht mehr sagen.

Der Fürst — denn es war der Fürst L., mein Kollege in der Nationalversammlung — als ein erfahrener Mann verstand mich sehr schnell und wußte sofort, um was es sich handelte.

Aha! Capisco! lispelte er, nahm mich am Arm, zog mich in den Garten und schloß die Thür ganz leise, leise. Eine Minute darauf stürmten meine Verfolger draußen vorbei, es muß ihnen gewesen sein, als hätte mich die Erde verschlungen. Als der Lärm in der Ferne verhallt war, fragte der Fürst: Ein Abenteuer?

Ja! antwortete ich, noch athemlos.

Connu! — Wir dürfen jetzt nicht fort, sagte er weiter mit gedämpfter Stimme — wir könnten ihm begegnen und damit wäre auch mir nicht gedient.

So sprechend, drehte er den Schlüssel im Schloß und sagte weiter: Sie sind sehr aufgeregt; ruhen Sie hier ein wenig aus. Kommen Sie!

Er wandte sich dem Hause zu, das ungefähr zwanzig Schritte weit, mitten im Garten, vor uns lag. Ich folgte ihm und

wollte über den Sandweg gehen; da aber der Sand unter meinem Schritte zu knistern anfing, wandte er sich zu mir, nahm mich am Arm und führte mich über einen grünen Rasenplatz der erhöhten Veranda zu, die mit zwei Treppen auf den Rasenplatz mündete. So kamen wir ganz geräuschlos auf die Veranda. Ich nahm mich zusammen, um nicht den geringsten Lärm zu machen, denn ich wußte, daß der Fürst nicht hier wohnte und daß wir uns auf fremdem Grund und Boden befanden. Meine eigene Lage machte mir die seinige rasch verständlich, und jeder Zweifel schwand, als er ein kleines Schlüsselchen aus der Tasche zog und die Glasthür öffnete, die von der Veranda in das Innere des Hauses führte. Dieß gethan, führte er mich in eine kleinere, dann in eine größere Stube, die durch den Mond nur sehr spärlich erleuchtet war. Er ließ mich stehen und entfernte sich auf einen Augenblick. Ich merkte an seinen Schritten, daß er die Oertlichkeit genau kannte, und hörte ihn an einem Schranke kramen. Gleich darauf blitzte ein Zündhölzchen auf, und zwei Kerzen wurden entzündet. Ich befand mich in einem Speisesaal, und hätte ich das Haus auch nicht schon draußen erkannt, ein Familien-Portrait an der Wand hätte es mir jetzt verrathen, wo ich mich befand. — Der Fürst sah, daß ich das Portrait bemerkte, und lächelte.

Setzen Sie sich, sagte er, indem er die Leuchter auf den Tisch stellte.

Ich setzte mich; er ging wieder an den Schrank und kam mit einer Flasche Madeira und zwei Gläsern zurück und setzte sich zu mir.

So! — sagte er — jetzt geniren Sie sich nicht; wir sind wie zu Hause.

In der That machte er die Honneurs, als wäre er zu Hause bei sich. Er schenkte beide Gläser voll: Jetzt trinken wir auf das Wohl unserer Abenteuer!

Die Situation gefiel mir außerordentlich; das ganze Wesen des Fürsten erschien mir liebenswürdig und überaus humoristisch, und herzhaft stieß ich an.

St! lispelte er — nicht zu laut! Wir haben nichts zu fürchten, aber da oben gerade über uns schläft eine liebe Person den Schlaf des Gerechten. Wir wollen nicht unschuldigen Schlaf morden.

Wir stießen noch einmal und leiser an. Da schlug die bronzene Uhr an der Wand Zwei.

Zwei Uhr, sagte der Fürst, eine schöne Stunde, wir haben Zeit zum Plaudern. Sie sind mir Vertrauen schuldig — ich habe Sie vor Verfolgern gerettet — war ein Ehemann, un mari outragé unter ihnen? Erzählen Sie — aber sotto voce, wenn ich bitten darf.

So saßen wir da, vor dem Weinglase, in fremdem Garten, in fremdem Hause, von fremden Familienbildern angesehen, spät nach Mitternacht, zwei Menschen der verschiedensten Stände, der entgegengesetztesten Parteien und Ansichten, und plauderten und theilten einander mit, und je mehr wir plauderten und tranken, desto größer wurde unser Vertrauen. Kein Prophet hätte es errathen, daß wir zwei Vertraute waren, und kein Prophet hätte uns um diese Stunde in dieser Stube gesucht. Die Gerüchte in der Stadt, die sich viel mit dem interessanten Fürsten beschäftigten, waren von ihm sehr glücklich und geschickt irre geleitet, und allgemein wähnte man sein Herz ganz anderswo gebunden. Auf der Dame, die über uns schlief und die zu den schönsten der Stadt gehörte, ruhte auch nicht der geringste Verdacht, und niemals hatte man von dieser intimen Verbindung die entfernteste Ahnung.

Die Madeiraflasche und unsere Herzen, waren zur Hälfte geleert; beinahe zwei Stunden waren aufs Angenehmste und Gemüthlichste vergangen; der Tag füllte schon die Stube, und die Kerzen waren überflüssig. Der Fürst löschte sie aus, stellte Flasche und Gläser wieder in den Schrank und meinte, es sei nun Zeit, aufzubrechen. Wir gingen wieder über den Rasenplatz der Gartenthür zu. Er schloß auf, zog den Schlüssel aus dem Schlosse, schloß die Thür von außen und steckte den Schlüssel

in die Taſche. Wie ich mich umwandte, um zuzuſehen, bemerkte ich, wie ſich ein Fenſtervorhang im erſten Stockwerke, gerade über dem Speiſeſaal, bewegte. Auch der Fürſt bemerkte es und ſagte: Sie hat heute wenig geſchlafen; ſie hat uns gehört, und die Neugierde hat ſie nicht ſchlafen laſſen. Das liebe Weib wird den ganzen Tag Migräne haben, und was ich mit meinem frühen Fortgehen bezweckte, haben Sie mit Ihrem Abenteuer verhindert. Armes Geſchöpf! Aber die Geſchichte wird ſie amuſiren; ich werde ihr Alles erzählen müſſen. Sie iſt ſchrecklich neugierig!

Das Erlebniß, das Geſpräch, der Wein — Alles hatte uns aufgeregt. Wir dachten nicht an Schlaf und wanderten erſt auf den Promenaden unter den letzten Liedern der Nachtigallen auf und ab, dann weiter hinaus vor die Stadt durch die dampfenden Felder, wo bereits die Lerchen ſangen und die Sonne ein Meer friſchen und erfriſchenden Lichtes ausgoß. Der Taunus ſah aus, wie ein ſüdliches Gebirge. Es war ein herrlicher Morgen. Der Fürſt erzählte von Spanien, von Don Karlos, vom Bürgerkriege u. ſ. w., und die Zeit verging noch raſcher, als im Speiſeſaal jenes Landhauſes. Plötzlich ſtanden wir vor dem Main. Er muthete uns ſo erfriſchend an; ein Bad ſchien uns ſehr wohlthuend nach ſolcher Nacht, und wir warfen die Kleider ab und ſtürzten uns in die herrliche, ruhig, tief dahin gehende Fluth. Auf dem Rückwege nahmen wir noch zuſammen ein Frühſtück ein, und als wir endlich in der Stadt ankamen, war es bald Zeit, in die Sitzung zu gehen. — Ade! ſagte der Fürſt, als wir uns trennten; — Sie kennen mein Geheimniß, ich kenne Ihres; ich hoffe, daß Sie darum eben ſo wenig beſorgt ſind, wie ich es bin.

An demſelben Tage hielt der Fürſt eine ſeiner glänzenden Reden, in denen er meiner Partei freche und böſe Dinge ſagte, und für die ich ihn ausziſchte. Die ariſtokratiſchen Damen auf der Galerie applaudirten ihm mit Fanatismus. Ich ſah hinauf — die weibliche Crême der Geſellſchaft war da, auch jene Dame, die für die Bändigerin dieſes Löwen galt, und die wohl in dieſem

Augenblicke von all den anderen Damen beneidet wurde, denn der abtretende Redner warf ihr einen liebevollen Blick zu. Aber sie, deren ungebetener Gastfreund ich in dieser Nacht gewesen, von deren Madeira ich getrunken, sie war nicht da. Sie kam nie ins Parlament, wenn der Fürst eine Rede hielt; ihr genügte seine Privat-Beredtsamkeit.

Aber am folgenden Tage war sie in der Paulskirche, und zwar auf der unteren Galerie, in deren nächster Nähe die Linke saß. Sie sah mich einen Moment mit einverständigem Blicke an; ein nur mir bemerkbares Lächeln flog über ihre Mundwinkel, dann schien sie wieder sehr aufmerksam dem Redner zu horchen. Aber ich konnte kaum den Blick von ihr wenden, denn sie war schön, o, wie schön! — Doch ist es mir verboten, ihre Schönheit zu beschreiben. Ich weiß nur, daß ich den Fürsten in meinen Gedanken glücklich pries und ein wenig beneidete. Unwillkürlich wandte sich mein Blick nach ihm, und siehe da, der seinige lag auf mir und beobachtete mich. Ich trat aus der Bank und stellte mich isolirt vor die Tribüne, wo ein freier Platz war. Bald darauf fing der Fürst an, in der Versammlung hin und her zu gehen, und endlich stand er, als ob ihn der Zufall dahin geführt hätte, neben mir.

Sie weiß Alles, sagte er zu mir, ich habe ihr Alles erzählt. Wie hat sie gelacht, so daß mich das Abenteuer doppelt freute! Aber wie hat sie die Neugierde geplagt! Sie gestand mir, daß sie das Ohr an den Boden ihres Schlafzimmers gelegt, um zu horchen. Als wir gingen, hat sie Sie erkannt, und Sie sind ihr jetzt einer der interessantesten Menschen der Welt.

Während er mir so sprach, schielte ich mit einem Auge nach ihr — die wir Frau v. Castel nennen wollen — ihr Gesicht war von Marmor. Nicht ein Zug, nicht ein Zucken verrieth, daß sie sich für unser Zwiegespräch interessirte. Wir waren gar nicht vorhanden; sie horchte auf den langweiligen Redner, der eine Geschäftsordnungs-Frage erörterte, als predigte er goldene Weisheit, als lehrte er den geraden Weg zu ewigem, unverwelklichem Glücke.

Ich konnte nicht umhin und machte den Fürsten darauf aufmerksam. — Ich sagte er, das überrascht mich nicht! — Die kann es, das weiß ich, — die kann es so gut, daß ich manchmal darüber erschrecke. Aber sie ist sehr liebenswürdig, und ich liebe die Weiber, die einer so gewaltigen Diplomatie fähig sind. Die Kraft der Verstellung und Heuchelei mit Schönheit und Anmuth gepaart, ist eigentlich das Dämonischste und darum das Interessanteste, was die Menschheit hervorbringen kann.

Wieder [illegible] der Frau v. Castel unser ganzes Gespräch [illegible] mir dafür einige freundliche Worte [illegible] es durch einige Zeit. Grüße, Komplimente, Witze [illegible] von dem geistreichen Boten, oft von ihm [illegible] hin und her getragen; er fand ein eigenes Vergnügen in dieser Beschäftigung, und es bildete sich ein ziemlich intimes Verhältniß, von dessen Existenz in der ganzen Welt [illegible] Bei da eine Ahnung hatte — und bei all dem habe ich mir dieser Frau, für die ich mich mehr und mehr interessirte, persönlich ein Wort gewechselt. — Einmal traf ich sie ganz allein in einem ziemlich einsamen Laubgange der Promenade zwischen dem Eschenheimer und Bockenheimer Thore. Schon von fern, da sie mich kommen sah, lächelte sie sehr freundlich, und an mir vorübergehend grüßte sie mit einem sehr lebhaften Kopfnicken. Ich fühlte mich sehr versucht, sie anzusprechen, aber da ich zaudernd stehen blieb und mich umsah, sagte es mir ihr beschleunigter Schritt, daß sie nicht angesprochen sein wollte. — Einige Tage nach dieser Begegnung traf ich sie zu meiner größten Ueberraschung des Abends beim Thee in einem der Privathäuser. Sie kannte mich nicht, und da die Hausfrau sie fragte, ob sie mich nicht vorstellen solle, antwortete sie laut genug, daß ich es hören konnte, sie wolle mit einem Demokraten nichts zu thun haben. — Die sehr gutmüthige Hausfrau war in Verlegenheit. — Er hat Sie gewiß gehört! — sagte sie vorwurfsvoll zu Frau v. Castel. — Diese zuckte die Achseln, als ob sie sich nichts daraus mache, einen solchen Menschen zu beleidigen.

— Ich erinnerte mich der freundlichen Botschaft, die mir der Fürst erst diesen Morgen bestellt hatte, und dachte: Wahrhaftig, das heiße ich Vorsicht und Verstellung etwas zu weit treiben. — Noch lebhafter aber dachte ich das, als ich eine Minute später das Gespräch auf den Fürsten, seine Beredtsamkeit, seinen Geist, seine glänzenden Eigenschaften wandte und selbst mehrere seiner Feinde ihm in mancher Beziehung Gerechtigkeit widerfahren ließen, Frau v. Castel aber ihn auf das Geistreichste und mit dem schönsten Redner-Talente so arg zerlegte und analysirte, daß selbst die Vorzüge, die ihm seine Feinde zugestanden, in einem höchst zweifelhaften und ärmlichen Lichte erschienen. — Als ich den Fürsten am nächsten Morgen sprach, war er schon von Allem unterrichtet und wiederholte mir Wort für Wort den ganzen Charivari, den seine Geliebte gegen ihn losgelassen. — So werden Reputationen gemacht, so wird Geschichte geschrieben, sagte er lachend, während Frau v. Castell mit unbeweglichem Gesichte von der Galerie auf die Versammlung in der Pauls-kirche niedersah und die Physiognomieen mehrerer Berühmtheiten zu studiren schien.

So vergingen Wochen.

Sie Alle, meine Herren, kennen das Schicksal des Fürsten L. Er wurde im Aufruhr des 18. September erschlagen. Ich stand auf der Zeil, auf meinem Posten, denn ich war einer der Deputirten, die den Waffen-Stillstand zu Wege gebracht, und ich befand mich dort, um die Erneuerung der Feindseligkeiten zu verhindern, während mehrere meiner Kollegen im Thurn-Taxis-schen Palaste beim Ministerium beschäftigt waren. Eine große Schaar von Bürgern umstand mich und überhäufte mich mit Vorwürfen im Namen meiner ganzen Partei, die man für diesen Tag verantwortlich machte. Die guten Bürger, je mehr sie sprachen, desto tiefer redeten sie sich in eine wahrhaftige, wohl-gemeinte Wuth hinein. Ich konnte nichts Besseres thun, als die hundert aufgeregten Stimmen auf mich einstürmen zu lassen. Da drängte sich ein kleiner, kaum fünfzehnjähriger Turner durch die

Masse und rief mit schrecklicher Naivetät: der Fürst L. ist ermordet! — Hätten ihn die ergrimmten Bürger gehört, ich wäre vielleicht verloren gewesen, ich wäre möglicher Weise sofort als Sühnopfer für den todten Fürsten gefallen, für den Mann, der mein Vertrauter, dessen Vertrauter in den zartesten Herzens-Angelegenheiten ich gewesen. Das Schicksal hätte da wieder eine seiner schönen Ironieen ausgeführt. — Aber — es ist wunderbar — kein Mensch hörte auf den kleinen Turner — sei es, daß die Wüthenden zu sehr mit dem Momente beschäftigt gewesen, sei es, daß man den Worten des Knaben nicht glaubte. Ich hatte Zeit, dem Turner die Hand auf den Mund zu legen, obwohl ich seiner Botschaft auch nicht glaubte und sie nur für eines der Gerüchte hielt, wie sie an solchen Tagen leicht entstehen. Mittlerweile wurde es spät, und ich mußte, der Erneuerung des Waffen-Stillstandes wegen, der indessen abgelaufen war, in die Wohnung des Reichsverwesers, wo ich mehrere Deputirte und Hofherren des Erzherzogs versammelt fand und wo mir die Botschaft des Turners bestätigt wurde. Mein erster Gedanke bei dieser Bestätigung gehörte der schönen Frau v. Castel. Ich sah sie verzweifelnd, händeringend, elend. Hätten mich nicht höhere Pflichten in der Stadt zurückgehalten, ich wäre zu ihr hinaus geeilt — und während die Kanonen wieder zu donnern anfingen, waren meine Gedanken zu gleicher Zeit mit dem ganzen Unglück des Tages, der Zeit und mit dem Unglücke dieser Frau beschäftigt.

Auch in den ersten unheimlichen Tagen, die auf den 18. September folgten, trug ich immer die Absicht mit mir, mich zu ihr zu schleichen und ihr, wo möglich, Trost zu bringen; aber bei kälterer Ueberlegung fragte ich mich, unter welchem Vorwande ich in ihr Haus dringen solle, ob ihr ein Besuch, der ihr Geheimniß vielleicht bloß stellen könne, angenehm wäre, — und ich kam beinahe ganz von meiner Absicht ab, als ich sie kaum fünf Tage nach dem Tode des Fürsten an der Seite eines Mannes stolz, ruhig durch die Straßen der Stadt schreiten sah. Nicht ein Fältchen in ihrem Gesichte verrieth, daß sie in dieser letzten Zeit

Trübsal erlitten; mich sah sie mit derselben Ruhe und Kälte an, wie ehemals. — Das ist mir doch etwas zu viel Verstellung, sagte ich mir mit einiger Entrüstung. Aber ich kannte ja ihre hohe Kunst, und es schien mir, daß ich ihr Unrecht thue. Der Himmel weiß, wie viel sie unter dieser Hülle leidet — wenn ihr Gram zu ihrer Verstellung im richtigen Verhältnisse steht, dann muß er ungeheuer sein. Man weiß es ja, daß die größten Seelenschmerzen die unkenntlichsten sind, zumal bei Weibern. Wer kennt das Weib? So eine Frau geht Jahre lang blühend, glänzend, bezaubernd durchs Leben, mit Einem Male bricht sie zusammen, und man erfährt, daß seit lange ein Wurm ihr ganzes inneres Wesen aufgezehrt hat. — Die Verstellung der Frau v. Castel, die mich im ersten Augenblicke empört hatte, erfüllte mich, je länger ich darüber nachdachte, mit dem innigsten Mitleid. Sie war mir als eine Unglückliche und als ein Räthsel doppelt anziehend geworden.

An einem der letzten Septembertage, einem trüben, nebeligen, traurigen Tage schlich ich wie ein Dieb um ihr Haus. Durchs Gartengitter sah ich, wie Diener und Dienerinnen mit Einpacken beschäftigt waren. Auf der bekannten Veranda standen offene Koffer und Kisten. — Sie verreist, dachte ich, sie hat einen Entschluß gefaßt, sie muß also zu einer gewissen Ruhe gekommen sein; würdest du sie durch deinen Anblick, durch dein Gespräch nicht wieder in dieser Ruhe stören und ihr, anstatt Gutes, nur Böses thun? — Ich trat nicht ein, sondern schlich weiter, aber nicht fort vom Hause. Ich schlich an der Gartenmauer hin und kam zwischen zwei Gärten, hinter das Haus und den Garten der Frau v. Castel. Da war eine kleine Holzbank angebracht; ich setzte mich hin und träumte. Welke Blätter fielen auf mich nieder; ich sah auf nach dem Baume, der mir diese melancholischen Todtenzettel schickte, und bemerkte bei dieser Gelegenheit, daß die Gartenmauer nicht hoch war, daß ich, wenn ich mich auf die Lehne der Bank stellte, in den Garten sehen konnte. — Vielleicht erspähe ich etwas, was mir über die verwittwete Geliebte des

Fürſten Kunde gibt! — Ich ſtellte mich auf die Lehne und konnte beide Arme auf den Rand der Mauer ſtemmen. So ſtand ich feſt und ſicher.

Ich ſah in ein geräumiges Gartenland, das parkartig und mehr engliſch angelegt war. Mehrere Bäume ſüdlicher Abſtammung, die ſich aus der großen Wieſe in der Mitte erhoben, ſtanden bereits nackt und frierend da, traurig wie Verbannte. Die Sandwege rechts und links von der Wieſe waren von welken Blättern bedeckt; hier und da zitterte ein Blatt langſam dem Boden entgegen, obwohl ſich kein Lüftchen rührte. Es ſchien, als wäre es der Schwere des Nebels erlegen, oder als wäre der klagende Ton des Herbſtvogels, der in ſeiner Nähe einzelne Seufzer ausſtieß, ſtark genug geweſen, um es mit ſeinem krankenden Stiele vom Zweige loszulöſen. Die Bäume und Gebüſche an den Wänden waren noch dicht genug belaubt, aber bereits gelb, braun und roth gefärbt. Die Blumen in den runden Beeten mitten in der Wieſe ließen die Köpfe hangen; nur magere Monatsroſen ſchienen, ihres Looſes unbewußt, der Vergänglichkeit zu ſpotten. Er war ſehr melancholiſch anzuſehen, dieſer ſchön und heiter angelegte Garten; ſeine ganze Stimmung klang harmoniſch mit der meinigen zuſammen, und ſo war ich wie die ganze Umgebung gehörig vorbereitet für den Anblick, der ſich mir darbot, als mein Blick an einer Laube, die links von mir an der Gartenwand angebracht war, hangen blieb.

Dort, auf einer Bank, ſaß Frau v. Caſtel. Ihr ſchöner Kopf hing tief auf die Bruſt hinab, daß das Geſicht kaum zu ſehen war; der ganze untere Theil war unter den Armen verborgen, die ſie gekreuzt und feſt über die Bruſt hielt. Die Füße hatte ſie auf die Bank heraufgezogen, und die Kniee berührten beinahe die Stirn. So zuſammengeknäuelt ſaß oder lag ſie da — faſt unförmlich und bewegungslos. Man hätte ſie für todt gehalten, wenn ſich ein todter Körper in ſolcher Lage erhalten könnte. Trotz der ſpäten Nachmittagsſtunde hatte ſie noch ihr leichtes, weißes Morgenkleid — und kein Tuch, keine Decke, die

sie gegen den kalten Nebel geschützt hätte. Die elegante Morgen-Toilette weggedacht, sah sie aus wie jene Weiber und Kinder, die man an kalten Abenden in Paris und London in den Winkeln der Straßen kauernd sieht. Es war ein Bild der Noth und des Elends — — wie das Bild jenes berühmten Meisters, der den Schmerz ausdrückte, ohne das Gesicht sehen zu lassen. — Während ich sie so betrachtete — ich gestehe es, daß ich Thränen in den Augen hatte —, kam ihre Kammerjungfer vom Hause her. Sie blieb vor ihrer Herrin stehen und sprach einige Worte, die ich nicht hören konnte. Frau v. Castel blieb unbeweglich. Die Kammerjungfer wurde dringender und legte ihr endlich die Hand auf die Schulter und schüttelte sie leise. Sie erhob den Kopf und sah die Zofe gedankenlos an. Da diese wieder zu sprechen anfing, ließ die Frau ein langes, langes Wimmern hören, das zitternd bis zu mir gelangte, dann ließ sie wieder den Kopf auf die Arme fallen und beharrte in der vorigen Stellung. Die Kammerjungfer schüttelte traurig den Kopf und ging ins Haus. Nach einigen Minuten kam sie mit einem Tuche auf dem Arme wieder, breitete es aus und legte es über Kopf und Körper der Frau — die es geschehen ließ, ohne sich zu regen, ohne ein Wort zu sagen. Die Zofe setzte sich dann auf einen Schemel ihr zu Füßen, seufzte, faltete beide Hände im Schooße zusammen und ließ die Blicke über den Garten irren. — Ich fürchtete, daß sie mich erblicken könnte, auch hörte ich von fern Leute herbeikommen und verließ traurigen Herzens meinen Späher-Standpunkt.

Zwei Tage darauf erfuhr ich, daß Frau v. Castel Frankfurt verlassen und sich auf eines ihrer Güter im Norden Deutschlands begeben. Ich ging hinaus vor ihr Haus. Alle Jalousieen waren geschlossen; der Garten war öde — nur der Hund des Gärtners lief bellend in den schönen Räumen umher.

* * *

Da Ihnen, meine Freunde, meine Geschichte und meine Schicksale bekannt sind, so wissen Sie nun, wie jenes merkwürdige,

geheimnißvolle Trio zerriſſen wurde. Der Fürſt war erſchlagen, ſeine Geliebte war aus der Welt in die Einſamkeit verſchwunden, und ich überſchritt, nicht ganz neun Monate nach dem Tode des Fürſten, die Gränzen des Vaterlandes, um den Weg des Exiles anzutreten. Um mich zu zerſtreuen, um die erlittenen Niederlagen der letzten Zeit ſo viel als thunlich und erlaubt zu vergeſſen, blieb iſt erſt, in Arbeit vertieft, einige Monate am Genfer See ſitzen, dann durchſtreifte ich die Schweiz, Großbritannien und Irland, Holland und Belgien, das ſüdliche Frankreich und ſetzte mich endlich, des Umherirrens müde, in Paris feſt. Die Hoffnung, bald wieder ins Vaterland zurückkehren zu können, war zögernd, aber endlich ganz aus meinem Herzen ausgezogen, und ich ſah ein, daß ich mir etwas ſchaffen müſſe, was die Heimat ſo gut oder ſo ſchlecht als möglich erſetze. Am Beſten wird die Heimat durch ein home, eine Häuslichkeit erſetzt, und ich dachte an Heirath, an einen Hausſtand, an Weib und Kinder. Die Idee kam mir nicht ſo abſtrakt, theoretiſch aus der Luft, wie ich es hier darſtelle, ſondern perſonifizirt in der Geſtalt einer ſchönen Engländerin, Alice, die mir auf den erſten Blick den Muth zu einem ſolchen Schritte, das Vertrauen und unendlich viel Sympathie einflößte. Alice hatte einen berühmten Namen, ſehr viele häusliche Tugenden, noch mehr Liebreiz — aber keinen Penny. Da ich mich in Bezug auf die Vermögensverhältniſſe in derſelben Lage befand, ſo galt es, ſich eine Stellung zu machen, die eine Familie anſtändig und beſcheiden ernähre. Dazu ſollte mir ein berühmter dramatiſcher Dichter Frankreichs, in deſſen Hauſe ich Alice kennen gelernt und der ſie liebte wie eine Tochter, behülflich ſein.

Das College St. Barbe iſt eine der berühmteſten Lehranſtalten von Paris. Es iſt auf große Privatmittel begründet, ſehr reich und wird von einem Comité geleitet, das ſich ganz aus Barbiſten, d. i. aus ehemaligen Schülern dieſer Inſtitution, zuſammenſetzt. Die Barbiſten pflegen dieſe Inſtitution, die ihr Stolz iſt und aus der viele der berühmteſten Männer Frankreichs

hervorgegangen, mit großer Liebe, und eine Art Freimaurerthum verbindet sie durch alle späteren Lebensverhältnisse. Die Professoren, die in diesem Kollegium lesen, sind vom Staate vollkommen unabhängig, haben keinen Eid zu leisten und sind materiell besser gestellt, als die Professoren ähnlicher unter dem Staate stehender Institute. — Der dramatische Dichter, von dem ich spreche, ist Barbist und Mitglied des Comités, in welchem er, in Folge seines berühmten Namens, den größten Einfluß ausübt. Eine Stelle im College St. Barbe war frei; ich sollte sie erhalten, das war ausgemacht; der Dramatiker wollte dazu seinen ganzen Einfluß aufwenden; dann sollte geheirathet werden und das Glück in meine und Alice's Ehe mit vollen Segeln einziehen. Es war Alles auf das Schönste geordnet. Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten. Eben als ich in den Hafen einlaufen wollte, erhob sich eine Klippe, und das Schifflein, das mein bescheidenes Glück trug, zerschellte. Jenes Frankfurter Abenteuer, jene Mitwissenschaft der Liebe des todten Fürsten ist schuld daran, daß ich ein alter Junggeselle geworden.

Eines Abends — es war zu Anfang des Jahres 1853 — als wir in der Rue de Pigalle gemüthlich zusammensaßen — der Dichter hatte uns eben die zwei letzten Akte einer neuen Komödie vorgelesen, die seitdem über alle Bühnen Europa's gegangen — und Thee tranken, der Dichter, seine fromme Frau, Miß Alice und ich, sagte Madame mit Einem Male zu mir gewandt: A propos! Kommen Sie ja nächsten Dinstag-Abend; Sie werden eine höchst ausgezeichnete Landsmännin, die uns empfohlen ist, kennen lernen; oder kennen Sie vielleicht schon Madame de Castel aus Frankfurt?

Bei diesem Namen sprang ich vor Ueberraschung von meinem Sitze auf. Das ganze Frankfurter Erlebniß, über das fünf Jahre ihre Schleier der Vergangenheit gewoben, stand auf das Lebhafteste vor mir. Die Physiologen sagen, daß man im Traume die Dinge nicht nach einander, sondern auf Ein Mal und neben

einander sehe, wie auf einem Bilde. So sah ich Alles auf Ein Mal und neben einander. Meinen ersten nächtlichen Eintritt in das Haus an der Hand des todten Fürsten — oben in ihrem Schlafzimmer die schöne Frau, die das Ohr an den Boden legt, um uns zu behorchen — dann dieselbe mit dem theilnahmlosen Gesichte auf der Galerie der Paulskirche — dieselbe, die mich auf der Promenade mit unbeschreiblich freundlichem Lächeln grüßt, als den Vertrauten ihres Glückes — dieselbe in der Laube ihres Gartens zusammengebrochen, stumm, wimmernd — aufgegeben. Ich starrte vor mich hin und sah diese Bilder an, die leibhaftig, alle auf Ein Mal, eins über und neben dem anderen, wie in einer Galerie in der Luft vor meinen Augen hingen.

Sie kennen sie also? fragte Madame.

Die Frage brachte mich wieder zu Bewußtsein. Wird Frau v. Castel von mir gekannt sein wollen — oder nicht? Ich zögerte mit der Antwort; endlich setzte ich mich, und ohne Jemanden anzusehen, sagte ich: Non! Nein!

Madame schüttelte den Kopf und sagte: Sie sind sonderbar, Monsieur Hermann, und schien mit mir unzufrieden.

Alice sah mich forschend an; der Dramatiker sagte: Da steckt etwas dahinter.

Gewiß, da steckt etwas dahinter, wiederholte Madame und schüttelte wieder den Kopf.

Man schwieg, man schien eine Erklärung zu erwarten, und da ich keine gab, war man verstimmt und ging früher als gewöhnlich auseinander.

Nächsten Dinstag fand ich mich in der Rue de Pigalle sehr früh ein; ich wollte der Gesellschaft daselbst zeigen, daß ich die Zusammenkunft mit Frau v. Castel nicht zu fürchten hätte, wie man den Verdacht zu haben schien. Die Verstimmung war indessen auch verflogen, und Madame unterhielt mich mit der ihr eigenen Beredtsamkeit von den Tugenden der Dame, die wir erwarteten, und ich erfuhr bei dieser Gelegenheit Manches über die letzten vier Jahre der Geliebten des Fürsten L. Madame de

Caſtel, ſagte die Frau des dramatiſchen Dichters mit großer Begeiſterung, iſt das edelſte Geſchöpf, die ausgezeichnetſte Frau, die ich jemals kennen gelernt. Als noch ihr Mann lebte — ſie iſt ſeit zwei Jahren Wittwe —, der Mann, der ihrer ſo wenig würdig war, that ſie nicht wie andere Frauen, die das Glück, das ſie nicht zu Hauſe finden, auswärts ſuchen — nein, ſie zog ſich in die Einſamkeit zurück, empfing nur ſehr wenig Freunde und pflegte die Keime aller Tugenden, die der Herr in ihre Seele gelegt. Den Mann, deſſen Berührung ſie nur entweihen konnte, wußte ſie ohne Skandal von ſich fern zu halten; er verweilte in der Fremde oder auf ſeinen Gütern, während ſie in ihrer geliebten Einſamkeit lebte, wie eine fromme Anachoretin. Die Gräuel der Revolution trieben ſie in noch tiefere Einſamkeit, wo ſie ſich zur Vollendung ausbildete. Mit Gebet und frommen Werken, Werken der Barmherzigkeit, ſind ihr die letzten Jahre hingegangen; ſobald der Tod ihres Mannes ihr die freie Verfügung über ihr Vermögen geſtattete, überließ ſie eines ihrer Güter einer frommen Anſtalt in Weſtfalen; jetzt befindet ſie ſich, ebenfalls frommer und barmherziger Werke wegen, zum Theil als Abgeſandte einer gottesfürchtigen Geſellſchaft, hier in Paris.

Aus ſolchen und anderen Reden der Hausfrau, die für Madame de Caſtel eine Verehrung hatte, wie für eine Heilige, erkannte ich vor Allem, daß dieſe fromm geworden, und ſeufzte im Gedanken an die Leiden, die ſie auf dieſen Weg des Troſtes geführt haben.

Erſt gegen neun Uhr kam die ſehnſüchtig Erwartete. Madame lief ihr bis ins Vorzimmer entgegen und nahm ihr ſelbſt Hut und Tuch ab. Alice trat ihr bis an die Thür entgegen, verneigte ſich tief und ließ ſich von ihr auf die Stirn küſſen; der alte Dramatiker küßte ihr die Hand. Ich hielt mich abſeits, ſo daß ich nicht gleich bei ihrem Eintritte in den großen Salon, der nur durch eine Lampe beleuchtet war, von ihr geſehen werden konnte. Ich erkannte ſie ſogleich, obwohl ſie ziemlich verändert war. Noch war ſie ſchön, vielleicht ſchöner, jedenfalls impoſanter, als damals;

aber sie war um mehr als fünf Jahre gealtert. Das Gesicht war blaß und in die Länge gezogen: die Lippen und Nasenflügel feiner und dünner geworden. Ein beinahe schrecklicher Ernst, der durch ein ruhiges, fast möchte ich sagen: ekklesiastisches Lächeln nicht gemildert, durch die dunkle Tracht aber sehr erhöht wurde, lag über die ganze Erscheinung ausgegossen. Die drei Personen, die sie umstanden, sahen aus, als stünden sie unter ihrer Protektion, und die ganze Gruppe erinnerte mich an die Donativbilder, auf denen die Porträts der frommen Geber ihre Schutzheilige umgeben, oder zu ihr hinaufsehen.

Nach den ersten Begrüßungen winkte mir die Hausfrau, daß ich näher kommen solle, und sagte dann zu Frau von Castel: Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen einen unserer Freunde, Ihren Landsmann, Herrn Hermann vorstelle?

Der Blick der Frau von Castel fiel auf mich. Ein leises Zittern vibrirte durch ihren ganzen Körper; ihre feinen Lippen schlossen sich noch fester als sonst, während sie ihren Kopf leise verneigte. Die Augen der drei andren gegenwärtigen Personen irrten zwischen uns Beiden hin und her.

Sie kennen wohl Herrn Hermann? fragte die Hausfrau.

Nein! antwortete Frau von Castel kurz und ausdrucksvoll.

Es ist derselbe, der in Frankfurt Abgeordneter beim Parlamente gewesen. — Sie werden wenigstens von ihm gehört haben? fragte die Hausfrau weiter.

Und ein abermaliges, eben so kurzes und ausdrucksvolles, wenn nicht ausdrucksvolleres „Nein!" bei dem mich zugleich ein bedeutsamer Blick streifte, war die Antwort.

Ihr Plan war also rasch gemacht; sie wollte auch hier, wie in Frankfurt, nicht gekannt sein und mich nicht kennen. Ich hätte auf diesen Plan leicht eingehen können, aber ich war in der peinlichsten Lage. Nach dem zweimaligen Nein, nachdem Frau von Castel sofort ein anderes Gespräch aufnahm, bemerkte ich, daß der Dramatiker, seine Frau und Alice sich eben so gedrückt und beengt fühlten wie ich. Ich wußte nicht, was mit mir anzu-

fangen, und saß schweigend da. Abwechselnd sahen mich die drei Personen forschend an, wie einen Verdächtigen, wie Einen, der uns möglicher Weise betrogen hat. Es konnte in der That nicht anders sein. Die Szene während meines letzten Besuches, als mir die Anwesenheit der Frau von Castel in Paris angekündigt wurde, verrieth ihnen, daß ein Geheimniß da sein müsse. Das zweimalige ausdrucksvolle Nein, das vielleicht ausdrucksvoller ausgefallen, als sie es selbst gewünscht, sagte nur zu deutlich, daß mich Frau von Castel, diese tugendhafte, ausgezeichnete Frau, diese Heilige, nicht kennen und nichts mit mir zu thun haben wollte. Noch schlimmer, wenn sie mich in Wahrheit nicht kannte. Nach Allem, was ich im vertrauten Kreise von meinem Leben in Deutschland und in Frankfurt erzählt hatte, mußte ich daselbst, besonders in dieser Stadt, ziemlich, ja sehr bekannt sein. Madame de Castel kannte mich nicht einmal dem Namen nach; ich war also ein Prahler, ein Lügner, ein Betrüger — ein um so größerer Betrüger, als ich meine Erzählung mit einem solchen Accent der Wahrhaftigkeit vorbrachte. Den dramatischen Dichter hatte ich nur durch Zufall kennen gelernt; er wußte von Deutschland sehr wenig, von mir gar nichts. Ich war ihm von keiner Seite her empfohlen worden; er war mir nur persönlich gut; wie leicht konnte man sich in mir getäuscht haben! Ich war ja ein Flüchtling, un homme sans feu ni lieu. Frau von Castel hingegen war von den höchsten kirchlichen und aristokratischen Autoritäten empfohlen und in ihren Kreisen eine Berühmtheit; in diesem Hause eine Heilige, an deren Wort, an deren Absichten nicht zu zweifeln war. Hätte sie vor den Augen der Hausfrau ein Verbrechen begangen, diese hätte es nicht geglaubt oder eine erhabene Absicht dahinter vermuthet. Sehr schlimm also, wenn sie mich nicht kannte, sehr schlimm, wenn sie mich nicht kennen wollte. Letzteres mußte den drei Personen das Wahrscheinlichere dünken, und welch ein Mensch war ich dann, wenn Frau von Castel meine Berührung scheute, wenn sie mich so weit verleugnete, selbst meinen Namen nicht kennen zu wollen!

Alles Das bedachte ich und spann ich in Gedanken aus und saß da am Theetisch, wie auf der Armensünderbank, während Frau von Castel ruhe- und würdevoll über Paris und ihre Geschäfte sprach. Von Zeit zu Zeit schlug ich die Augen auf, um die Meinung über mich aus den Gesichtern zu lesen; aber Hausherr und Hausfrau sahen mich nur selten an; Alice wich meinen Blicken aus, und wenn sie sprach, zitterte ihre Stimme. Wenn ich mich ins Gespräch mischte, wurde mir kalt und höflich geantwortet. Plötzlich war ich ein Fremder geworden in diesem Kreise, den ich seit Wochen als meine Heimat betrachtete.

Mit jedem Worte, das Frau von Castel sprach, wuchs die Verehrung der Hausfrau für sie und die Kälte gegen mich; kaum daß sie mir antwortete, wenn ich das Wort an sie richtete. Für Frau von Castel war ich gar nicht da, und wie höflich sie mir auch manchmal antwortete, war diese Höflichkeit doch so abwehrend, daß ich endlich kein Wort mehr sagte. Aus dieser höchst peinlichen Lage rettete mich die Ankunft mehrerer Besucher; man erhob sich vom Tische und ging im Saale auf und ab. Ich stand ganz allein in einer Fensternische und betrachtete die Albums, die dort auf einem kleinen Tische von Tahan ausgebreitet lagen. Alice näherte sich mir so schüchtern, als ob Muth dazu gehörte, mit mir zu sprechen.

Was ist Das? fragte sie rasch, welches Geheimniß haben Sie? Was weiß Frau von Castel von Ihnen? Um Gottes Willen, Hermann, betrügen Sie mich nicht! Seien Sie aufrichtig!

Ich zuckte die Achseln. — Miß Alice, Frau von Castel weiß nichts Schlechtes von mir.

Sie thäten besser, Sie wären aufrichtig! sagte Alice, ihrerseits die Achseln zuckend, kehrte mir den Rücken und schloß sich Frau von Castel an, die mit dem dramatischen Dichter auf und ab ging.

Mein Stolz empörte sich endlich gegen die Stellung, die man mir mit Einem Male im Hause anwies. Ich nahm meinen Hut und empfahl mich auf französische Weise, mit dem festen Entschluß,

nicht eher zurückzukehren, als bis mir von dorther etwas geworden, was wie eine Entschuldigung oder Genugthuung aussähe.

Aber es vergingen Tage ohne ein Lebenszeichen aus der Rue de Pigalle — keine Anfrage, keine Einladung — nichts! — Ich verbrachte die Zeit in der schrecklichsten Unruhe; gedemüthigt, gekränkt und voll Kummer, den Menschen, die mir lieb geworden, besonders Alice, in einem ungünstigen Lichte zu erscheinen.

Ich konnte es nicht länger ertragen; ich mußte etwas erfahren und besuchte endlich, unter Tages, den dramatischen Dichter in seinem Arbeitszimmer. Er war nicht im Geringsten überrascht und machte mir auch keine Vorwürfe über mein Ausbleiben. Mehr noch fiel mir auf, daß er, zum ersten Male, mit mir über Politik zu sprechen anfing. Er war ein starker Conservateur und hing mit seinem ganzen Wesen an der vertriebenen Königsfamilie der Orleans, unter deren Herrschaft er Ruhm und Reichthümer gewonnen, mit deren ganzer Epoche seine Wirksamkeit identisch geworden. Man wird ihn immer den Dramatiker der Juli-Epoche nennen. Seine politischen Abneigungen traten mir gegenüber bisher aus Sympathie für meine Person in den Hintergrund. Jetzt sprach er mir von seinen Grundsätzen; wie es zwischen Prinzipien und Prinzipien eigentlich keine Versöhnung gebe, und wie eigentliche Moralität nur mit gewissen genau begränzten Stabilitäts-Prinzipien verträglich sei. Man mache sich manchmal Illusionen, aber am Ende komme man doch immer wieder auf die alte Wahrheit zurück. Er versicherte, er spreche nur theoretisch, und verhinderte mich, mit jener Höflichkeit, die nur französischen Weltmännern eigen ist, dem Gespräche irgend eine persönliche Wendung zu geben. Als ich ging, fühlte ich, daß ich in diesem Hause vollkommen entwurzelt war.

Wie das geschehen, erfuhr ich viel später, will es aber des Zusammenhanges wegen sogleich hier erzählen.

Gleich am Tage nach jenem Abende im Hause der Rue de Pigalle erhielt die Frau des dramatischen Dichters von Frau von Castel einen Brief, der ungefähr so lautete:

„Meine liebe und würdige Freundin!

Mein Benehmen gegen Herrn Hermann, den ich mit einigem Erſtaunen in Ihrer Geſellſchaft fand, muß Ihnen aufgefallen ſein, und ich bin Ihnen eine Erklärung ſchuldig. Vor Allem aber muß ich Sie um Entſchuldigung für eine Nothlüge bitten, zu der ich mich gezwungen ſah, um beſagten Herrn nicht zu beſchämen. Ich kenne Herrn Hermann allerdings dem Namen nach, aber leider nicht von der beſten Seite. Ich weiß es von gut unterrichteten Perſonen, daß er in Frankfurt — von ſeinem Leben in andern Städten Deutſchlands weiß ich nichts — einen ſkandalöſen, ja, leider einen höchſt ſkandalöſen Lebenswandel führte und viel Aergerniß gab. Gut unterrichtete Perſonen ſprachen mir von ſeinen vielfachen unmoraliſchen Verbindungen. Aber dergleichen wäre vielleicht ſeiner Jugend verziehen worden. An keines Sünders Bekehrung darf man zweifeln. Was mich aber ernſter um ihn beſorgt, was ihn Ihres Umganges, meine würdige Freundin, eben ſo unwürdig macht, als ſein Lebenswandel der Liebe der unſchuldsvollen und reinen Miß Alice — das iſt jene Todſünde, die tief in ſeinem Herzen ſitzt und die meiner Meinung nach aller Sünden ſchrecklichſte iſt: die Lüge. — Ja, Herr Hermann iſt ein Lügner. Das reinſte, gottgefälligſte Leben iſt vor ihm nicht ſicher; er weiß es durch ſeine ſündhafte Erfindungskraft in den Augen der Menſchen, die ſo gern Böſes glauben, zu beflecken. Ich habe kein Recht, Ihnen vorzuſchreiben, mit wem Sie Umgang pflegen ſollen, mit wem nicht — im Gegentheil würde ich Sie ermuntern, Herrn Hermann fürderhin zu empfangen, da Ihr Beiſpiel, meine ſehr verehrte Freundin, nur gut auf ihn wirken kann — aber warnen darf ich Sie: Glauben Sie ihm nichts! Seien Sie jedem ſeiner Worte gegenüber auf der Hut! — Ich habe ihn, Gottlob, nicht zu fürchten, aber ich wollte den guten Ruf Anderer, die durch ihn bedroht ſein könnten, aus Liebe zu meinen Nebenmenſchen bei Ihnen ſichern, denn gewiß iſt Jedem, der Sie kennt, an Ihrer guten Meinung eben ſo viel gelegen, als Ihrer ergebenſten und treuen Freundin

Auguſte de Caſtel.“

Ich war weit entfernt, einen ſolchen Schritt von Frau von Caſtel zu erwarten. Die hohe Verſtellungskunſt, die ich an ihr kennen gelernt, hatte mir, wenn auch nicht einen ſchönen, doch einen ſtarken Begriff von ihrem Charakter wie von ihrem Verſtande gegeben. N'est pas hypocrite qui veut. Es gehört eine große Kraft, eine gewiſſe Größe dazu, um ſich konſequent verſtellen zu können. Ich hätte nie geglaubt, daß Frau von Caſtel den gemeinen Kunſtgriff gewöhnlicher Weiber gebrauchen werde, welche den Mann, der ein gefährliches Geheimniß kennt, und wäre es ſelbſt ihr Liebhaber, gern als Lügner darſtellen, um daraus einen möglichen Verrath ſo weit als möglich unſchädlich zu machen. Es ſcheint, daß Frau von Caſtel in dieſer Beziehung ein ganz gewöhnliches Weib war. Aber, wie geſagt, ich wußte damals von dem Briefe nichts, und wenn mir der Gedanke kam, daß mich Frau von Caſtel in einem zweideutigen Lichte darſtellen konnte, erinnerte ich mich auch zugleich an das Bild des Schmerzes, das ich im Frankfurter Garten geſehen, und mein Verdacht verdampfte in nichts. Die Frau, die ſo leiden konnte, ſollte ſie verleumden können?

Dennoch kam dieſer Verdacht häufiger zurück, als Wochen nach Wochen vergingen und von der Rue de Pigalle her nichts geſchah, was eine neue Annäherung von meiner Seite erleichtert hätte. Die Verkennung that mir eben ſo weh, als der Verluſt des Glückes, das ich an der Seite Alice's gehofft hatte. Ich kann nicht ſagen, daß ich die etwas kühle Engländerin leidenſchaftlich oder tief geliebt hätte — nein, es war eine ruhige, verſtändige Neigung, die an dem ſtärkeren Wunſche, mir eine Häuslichkeit und eine Heimat zu gründen, wie die Rebe an einem Hauſe, raſch und geſund emporwuchs, ohne dieſen Wunſch aber kaum eine bedeutende Höhe erreicht haben würde. Nun aber war ich ihr gut und ſehnte mich, ſie wieder zu ſehen und vor ihren Augen rein dazuſtehen. Nach langen Kämpfen entſchloß ich mich, der Freundſchaft, der Liebe und meiner Zukunft dieſes Opfer zu bringen, mich zu demüthigen, wieder in das

Haus zu gehen, in dem man mich nicht mehr zu sehen wünschte, und ohne an Frau von Castel und dem todten Fürsten einen Verrath zu begehen, so weit als möglich mich zu entschuldigen.

Wie ein Verbrecher dem Schaffote, wanderte ich Unschuldiger der Rue de Pigalle zu.

Ich will kurz sein und in wenigen Worten das Ende erzählen. Frau von Castel war seit meiner Entfernung jeden Tag ins Haus gekommen; die Hausfrau, die sie anbetete, wollte nicht, daß sie durch meinen Anblick beleidigt werde, und in Folge der Aufschlüsse, die sie über mich erhalten, ward der gemeinsame Entschluß gefaßt, mit mir zu brechen. Mein Ausbleiben war nur ein Beweis, daß ich die Enthüllungen der Frankfurter Dame fürchtete, und man lobte meine Klugheit, dem Bruche zuvorgekommen zu sein. Der dramatische Dichter konnte mich mit gutem Gewissen dem Comité des College St. Barbe nicht empfehlen, und die freie Stelle wurde dem Protegé eines ehemaligen Ministers, ebenfalls eines Barbisten, gegeben. Ich war brodlos, und aus meiner Heirath mit Alice konnte nichts werden, selbst wenn sie den Verworfenen der Frau von Castel noch gemocht hätte. Ihre Mutter wurde von all Dem in Kenntniß gesetzt, und sie kam von London herüber, um Alice, die traurig war, abzuholen. Die Mutter pries das Geschick, daß ich noch zeitig genug enthüllt worden. Sie hatte die Ehe mit dem Flüchtling — sie war sehr torystisch gesinnt — nie gebilligt, um so weniger, als sie Aussicht hatte, ihre Tochter mit einem berühmten Künstler zu verheirathen.

Dieß alles erfuhr ich von dem dramatischen Dichter, der mir die Begebenheit mit einem gewissen Mitleid mittheilte, da er aus meinem Gesichte die Geschichte meiner letzten schmerzlichen Zeit herauslas. Ich begnügte mich, ihm zu versichern, daß man mich falsch beurtheile, und verwies ihn auf die Zukunft.

So, meine Freunde, wurde ich ein alter Junggeselle. Alice hat den berühmten Künstler, der ihr den Hof machte, weil in ihrer Familie ein großer Schriftsteller war, der ihm nützen konnte,

nicht geheirathet, denn er verließ sie nach einiger Zeit, um eine alte, aber reiche Erbin heimzuführen. Als ich sie nach Jahren wieder sah, erzählte sie mir mit Thränen in den Augen von dem Briefe der Frau von Castel und deren Bestrebungen, mich aus dem Hause zu entfernen. Es konnte mir nicht mehr einfallen, das alte Verhältniß mit Alice wieder aufzurichten, aber ich konnte ihr einige Aufklärungen geben; denn Frau von Castel hatte indessen Paris und die Welt verlassen und war zu Dijon mit ihrem ganzen großen Vermögen ins Kloster gegangen. Dort starb sie vor einigen Monaten als Superiorin und im Rufe der Heiligkeit. — Durch Alice hat der dramatische Dichter meine Aufklärungen kennen gelernt und war beschämt, daß er, der so viele Intriguen erfunden, dieses Geheimniß und diese Charaktere nicht durchschaut habe. Aber Madame, seine Frau, glaubt noch heute dem Briefe der Frau von Castel mehr als mir, und ich lasse sie bei ihrem Glauben.

V.

Warten.

Der alte Birkner erzählt:

Ich kann es nicht leugnen, ich war ein verzogenes Mutterſöhnlein; doch war ich dabei, als es hieß: „Franzoſen zum Land hinaus!“ Und ein ſtattlicher Jäger war ich, das läßt ſich auch nicht leugnen, obwohl man es heute, beim Anblick meines wirklichen kommerzienräthlichen Bäuchleins auch nicht glauben ſollte. Es war an einem Nachmittage nach dem Kaffee, nachdem der franzöſiſche Oberſt, unſer Tiſchgenoſſe, hinausgegangen war, daß mein Vater zu der Mutter ſagte, und zwar mit einer Stimme, die ſehr reſolut klingen ſollte, in der That aber ein wenig zitterte:

„Nun, Alte, unſer Eduard wird nun auch fort müſſen!“

„Wohin denn?“ fragte meine Mutter und that, als ob ſie nicht verſtünde, während ihr abgewandtes Geſicht verrieth, daß ſie wohl verſtand.

„Nun, meine Alte, du verſtehſt mich wohl,“ ſagte er und legte die Hand auf ihre Schulter. „Eduard weiß, was ich meine,“ fügte er hinzu.

Ich nickte mit dem Kopfe; die Mutter ſah mich mit einem unausſprechlichen Blicke an, dann zog ſie einen Schlüſſel aus der Taſche, öffnete die Kommode, und indem ſie auf eine reiche Ausſtattung von Hemden, Taſchentüchern, Nachtleibchen und andere Wäſche zeigte, ſagte ſie: „Ihr ſeht wohl, daß ich längſt daran gedacht habe und daß Alles vorbereitet iſt!“

„Gute Mutter," lächelte mein Vater, „deine Fürsorge ist zu reich ausgefallen; bewahre Das alles für seine Heirath; er kann nur so viel mitnehmen, als in einen Tornister geht."

Meine gute Mutter blieb schweigend vor der geöffneten Lade stehen und sah die Wäsche an, ohne ein Wort zu sagen, ohne nur einen Seufzer auszustoßen.

Mein Vater wandte sich zu mir: „Jetzt, Eduard, sei vorsichtig — geh zum Dr. Schrader, der wird dir sagen, was du zu thun hast."

Die alte Margareth, unsere Hausmagd, die mich auf den Knieen geschaukelt, ein treues Hausmöbel, das zur Familie gehörte, und vor der meine Mutter kein Geheimniß hatte, trat in die Stube, und da sie die Lade offen und den ernsten Ausdruck auf unseren Gesichtern sah, lächelte sie einverständlich und murmelte ein: „Endlich, endlich!" zwischen den Zähnen.

„Hast du denn gar kein Herz, Margareth?" fragte meine Mutter vorwurfsvoll.

„Ob ich ein Herz hab', Frau Birkner, das wissen Sie wohl, und ob ich den Eduard lieb hab', das wissen Sie auch; aber was nützt Das alles, die Franzosen müssen fort!" rief Margareth und streckte den Arm so energisch und unabhängig in die Luft, wie sie es in Gegenwart ihrer Herrschaft vielleicht in ihrem Leben nicht gethan.

Am Abend schlich ich mich zu Dr. Schrader, einem Gelehrten, der seit einigen Wochen die Flora unseres Gebirges studirte und vor der Stadt in einem kleinen Häuschen wohnte. Aber die besten Deutschen unserer Stadt wußten, daß er ein Abgesandter des Tugendbundes, daß das kleine Häuschen ein Werbebureau sei. Wir waren westfälisch, und die größte Vorsicht that noth. Dr. Schrader, der von Allem vortrefflich unterrichtet war, sagte mir, ich müsse von allen Freiwilligen der Letzte sein, der die Stadt verlasse, damit der französische Oberst, der in unserm Hause wohnte, auf das Verschwinden der jungen Leute nicht aufmerksam werde. Das that meinem Ehrgefühl sehr wehe, daß

ich von allen Patrioten, die zur Vertheidigung des Vaterlandes auszogen, der Letzte sein sollte. Die wenigen Tage, die ich in meiner Vaterstadt noch verbrachte, wurden mir eine wahre Hölle. Alle meine Altersgenossen waren verschwunden; wenn man mich so allein durch die Gassen schlendern sah, zuckte man die Achseln. So oft ich ausging, um bei einem alten Soldaten einige geheime Exerzierstunden zu nehmen, setzte Margarethe voraus, daß ich endlich abreise und daß ich nur der vielen französischen Soldaten wegen, die sich in unserem Hause herumtrieben, nicht offen Abschied nehme, und sie lächelte mir einen liebevollen Gruß zu. Kam ich aber des Abends wieder zurück, so rief sie ganz laut: „Noch nicht fort?“ und schüttelte den Kopf über mich, wie über einen verlorenen Menschen.

Endlich, endlich kam der Tag, da ich, nach kurzem Abschied, auf preußischen Boden entweichen durfte.

Na, ich will unsern Feldzug nicht erzählen; den kennt ja Jeder, oder es sollte ihn wenigstens Jeder kennen, um was daraus zu lernen für künftige Zeiten, die vielleicht nicht zu fern sind. Auch meine Heldenthaten und Schlachten will ich nicht erwähnen, und wie ich überall mit heiler Haut davon kam. Nur ein eigenthümliches, rührendes Vorkommniß will ich erzählen.

Wir waren schon am Rhein, als meine Schwadron den Befehl bekam, schnurstracks zurückzureiten und in einer gewissen Gegend Westfalens Posto zu fassen. Ich glaube, wir sollten dort eine Kriegskasse erwarten, um sie dann weiter an die französische Gränze zu begleiten. Das verdroß uns ein wenig, weil wir uns auf Paris gefreut hatten — aber die Alliirten zogen ja in Frankreich ein, und das war die Hauptsache, und wir waren im Ganzen lustig und guter Dinge. In Westfalen, mitten in einer großen Ebene, welche die Heerstraße in gerader Linie durchschnitt, wurden wir in einzelne Höfe, die über das Land zerstreut lagen, einquartiert. Mir und noch fünf meiner Kameraden wurde ein kleiner Hof angewiesen, der unmittelbar an der Landstraße lag. Als wir daselbst mit unsern Zetteln in

der Hand vorritten, kam uns ein altes Mütterchen entgegen, das uns überaus freundlich anlächelte und mit Kopfnicken, ohne eigentlich ein Wort zu sprechen, willkommen hieß. Sie wollte uns jeden Einzelnen aus dem Sattel heben und hätte es gewiß gethan, wenn wir nicht rasch abgesessen wären.

„Mutter Schleinitz," sagte ich, „hier ist unser Quartierzettel."

„Das bin ich nicht; die Mutter Schleinitz wohnt im oberen Hofe, dort oben; ich bin die Mutter Lene," sagte die Alte, immer lächelnd.

Wir sahen, daß wir uns geirrt hatten, und wollten wieder aufsitzen, um weiter zu reiten. Aber Mutter Lene flehte: „Das thut ja nichts; bleibt Kinder, bleibt hier; Ihr sollt's gut haben, wahrlich sehr gut! Kaspar," rief sie, und ein Knecht kam aus dem Hofe. — „Kaspar, führ' die Pferde in den Stall. — Kommt, Kinder, bleibt hier!" bat die Alte wieder, nahm Zwei von uns am Arm und zog sie in die Stube; die Andern folgten unwillkürlich. Wir wußten gar nicht, wie uns geschehen war; die Alte bat so innig, daß wir nicht widerstehen konnten. In der Stube öffnete sie eine Kammerthür, und wir sahen Würste, Schinken, Eierkörbe und allerlei andern Mundvorrath schön geordnet aufgehängt und aufgestellt. „Mein Keller," sagte sie, „ist auch gut bestellt. — Ihr sollt es gut bei mir haben, Kinder. — Ihr müßt nicht sparen, und leben, so gut ihr wollt."

Graff aus Hamburg machte hinter dem Rücken der Alten mit der Hand eine Bewegung vor der Stirne, als wollte er andeuten, daß es bei ihr nicht richtig sein müsse. Indessen ließen wir uns die gastliche Aufnahme gern gefallen und blieben bei der Mutter Lene. Kaspar brachte unsere Pferde unter, und die Magd deckte den Tisch mit reinlichem Linnen, während die Alte sehr emsig am Herde beschäftigt war, uns eine Mahlzeit zu bereiten. Aber diese Beschäftigung hielt sie nicht ab, uns, als wir uns an das Putzen unserer Uniformen und Waffen machten, hie und da hülfreiche Hand zu leihen und Manches herbeizubringen,

was unsere Arbeit erleichtern konnte. Wir waren erstaunt. Bei manchem Patrioten waren wir gastlich aufgenommen worden, aber solche Güte und Gastlichkeit, wie bei der alten Bäuerin, hatten wir noch nicht erfahren.

„Ja, das Volk, das Volk!" rief der Eine, „ich sage es ja immer, das Volk, nur das Volk!"

Und der Andere: „Wie müssen die Unterdrücker und der Herr Hieronymus hier gehaust haben, wenn die Befreier so geliebt werden!"

Bei Tische trug sie selber auf und bediente uns wie eine Magd; dann setzte sie sich zu uns und sah lächelnd zu, wie wir mit jugendlichem Appetit in ihre Speisen einhieben, und munterte uns auf, fortzufahren. Sie saß mir gerade gegenüber, und da bemerkte ich erst, daß ich kein gewöhnliches Gesicht vor mir hatte. Es lag etwas wie ein Schleier darüber, wie ein Schleier, der ein Geheimniß verdeckt.

Wie braun und gehärtet auch die bäuerlichen Züge erschienen, hatte doch das ganze Gesicht etwas unsäglich Mildes; nur zwei kummervolle Falten, die die Stirn von oben nach unten durchschnitten, machten den Eindruck, als wären sie nie glättbar, und doch wieder, als warteten sie fortwährend einer Freude, die mit weicher Hand darüber fahre und sie verwische. Eigenthümlich war es, in wie geringer Verbindung Mund und Augen standen; denn während jener immer lächelte, blickten diese eben so unausgesetzt mit einem unsagbar sehnsüchtigen Ausdrucke und immer, als blickten sie in weite, verschwommene Ferne. Die Gestalt der alten Mutter Lene war kräftig, aber von der Last der Jahre und, wie man sich sagen mußte, von einer anderen unsichtbaren Last etwas zusammengekrümmt. Je länger ich sie ansah, desto freundlicher, fast möchte ich sagen, desto zärtlicher wurde meine Stimme, wenn ich mit ihr sprach, und desto trauriger wurde ich im Innern meines Herzens, und ich konnte bemerken, daß es meinen Kameraden eben so erging. Es war unsern heitern und jugendlichen Gemüthern förmlich eine Last vom Herzen genommen,

als sie, da die Schwarzwälder Uhr drei schlug, plötzlich aufstand und rasch zur Thüre hinaus schritt, um nicht wieder zurück zu kommen.

Nach Tische sahen wir nach unsern Pferden, die wir gut versorgt fanden, und gingen dann, uns im Hause einzurichten. Obwohl uns Mutter Lene die Stube ganz überlassen, wollten wir die gute Gastfreundin doch nicht aller Bequemlichkeit berauben und sahen uns im Hause um, wo wir unser Nachtlager aufschlagen könnten, ohne ihr beschwerlich zu fallen. Ich stieg zu diesem Zwecke die schmale Treppe hinauf, die vom Vorhause auf den Boden führte. Oben angekommen, hatte ich einen sonderbaren Anblick. Vor einer Dachluke auf einem Strohsessel saß Mutter Lene, die seit mehr als einer Stunde verschwunden war, und sah unbeweglich vor sich hin. Ich hielt sie für schlafend, da ich mich aber näherte, sah ich ihre Augen weit geöffnet. Sie starrte unabwendbar der Landstraße entgegen, die wie ein gerader weißer Strich die Ebene durchschnitt und sich in weiter Ferne am östlichen Horizonte verlor. Ich stand neben ihr, ich sah in ihre weit offenen Augen, aber sie bemerkte mich nicht, obwohl ihr ganzes Leben in diesen Augen konzentrirt schien. Ich hätte sie, ohne den ungewöhnlichen Glanz der Augen, für todt gehalten, so aber glaubte ich, sie befinde sich in irgend einem krankhaften Zustande, und fragte sie mit lauter Stimme: „Mutter Lene, fehlt Ihr was? Was macht Sie hier?“

Ein abwehrendes „Sch“ war die einzige Antwort; ihre Augen wandten sich dabei von der Straße nicht ab.

Ich legte meine Hand auf ihre Schulter und schüttelte sie leise. Eine ungeduldige Bewegung sagte mir, daß ich ein unberufener Störer war, brachte aber ihren Blick nicht eine halbe Sekunde lang aus seiner Richtung.

Ich wußte nicht, was aus all Dem zu machen, und rief die Kameraden, die auf ein gegebenes Zeichen auf den Fußspitzen herankamen. Da standen wir nun im Halbkreise um die Alte herum, sahen sie an, zuckten die Achseln, schüttelten die Köpfe

und schlichen endlich fort, ohne auch nur von ihr bemerkt zu werden.

Im Hofe trafen wir Kaspar, den Knecht, und fragten ihn, was das zu bedeuten habe.

„Bah," sagte Kaspar, „so sitzt sie jeden Tag; sie erwartet ihren Sohn, ihren Wilhelm."

„Sie hat einen Sohn?" fragten wir.

„Ja, sie hatte einen Sohn. Die Franzosen haben ihr ihn vor drei Jahren fortgenommen, da er noch nicht siebzehn Jahre alt war, und haben ihn nach Rußland geführt. Na, man weiß, was aus den Franzosen und aus den Deutschen in Rußland geworden ist, aber die Alte läßt sich's nicht ausreden, daß ihr Wilhelm noch einmal heim kommt. Sie erwartet ihn jeden Tag und sitzt da oben an der Dachluke, wo sie die Landstraße übersehen kann; denn von da, bildet sie sich ein, müsse er herkommen, weil er auf dem Wege fortgegangen ist. Sie besorgt ihr Hauswesen, arbeitet den ganzen übrigen Tag, damit ihr Wilhelm, wenn er heimkommt, sein väterliches Erbe in guter Ordnung finde, aber wie's drei schlägt, läßt sie Alles stehen und liegen und steigt da hinauf und wartet."

„Also darum liebt sie die Soldaten, weil sie selbst einen Sohn unter den Soldaten hat?"

„Ja, freilich darum. Sie war mit den Franzosen, wie sie hier durchgekommen sind, gerade so gut und freigebig, wie mit euch. Das ist ihr ganz gleichgültig, Deutsche oder Franzosen, wenn's nur Soldaten sind."

„Daß sie uns aber von ihrem Wilhelm noch gar nicht gesprochen hat?"

„Das kommt daher, daß sie sich schämt und fürchtet. Es haben sie schon viele Leute ausgelacht und ihr gesagt: ihr Warten sei überflüssig und ihr Wilhelm werde nie wieder nach Hause kommen, und da haben sie ihr erzählt, was Alles in Rußland vorgegangen, und haben ihr gesagt, es sei verrückt, noch länger zu warten. Der Napoleon freilich, der ist entwischt, und unser

Hieronymus, der hat sich noch früher aus dem Staube gemacht, bevor das Unglück und die große Kälte gekommen sind; aber die armen Soldaten — Nun schämt sie sich, daß man sie für verrückt hält, und fürchtet sich, daß man ihr sagen werde, daß ihr Wilhelm auch umgekommen, und da spricht sie nicht mehr darüber."

Die ganze Geschichte machte uns sehr traurig, und als wir Abends in der Stube um den Tisch saßen und spät nach Sonnenuntergang die Alte murmelnd die Treppe herunterkommen hörten, wurden wir ganz still. So bemerkte sie uns gar nicht, als sie eintrat, und wir hörten deutlich, wie sie, die Hände ineinandergelegt, vor sich hinmurmelte: „Er ist nicht gekommen; nun, er wird wohl morgen kommen; gewiß, er wird morgen kommen."

„Er wird kommen!" rief unser Kamerad Helffrich, der Sohn eines Pastors und Studiosus Theologiä, „glaube, liebe und hoffe, du gute Mutter."

Aber die Alte hatte nur die ersten Worte gehört; mit strahlendem Gesichte wandte sie sich zu uns und rief: „Nicht wahr, er wird kommen? Gewiß, er wird kommen!" Dann setzte sie sich zu uns, stützte beide Arme auf den Tisch, sah uns lächelnd an und sprach mit halber Stimme, vertraulich, als ob sie von Anderen nicht hätte gehört sein wollen: „Seht, Kinder, hier zu Lande glaubt Niemand mehr, daß er wiederkommen werde, die Leute hier verstehen nichts von Kriegssachen; ihr aber, ihr seid Soldaten, ihr versteht's. Und was meint ihr, wie geht es ihm in Rußland?"

„Nun," sagte Graff, „es geht ihm wohl so gut, wie es Einem in Feindes Land gehen kann."

„Feindes Land?" lächelte die Alte, „du bist ein närrischer Mensch; mein Wilhelm ist keines Menschen Feind; das ist ein gutes Kind, mein Wilhelm, und das werden sie ihm überall ansehen. Er ist ja auch nur mitgegangen, weil er hat mitgehen müssen, sonst hätten sie ihn erschossen. Da habe ich selbst gesagt: Wilhelm, gehe lieber mit, du wirst schon wieder gesund und

frisch heimkommen. Gut werden sie auch überall gegen ihn sein. Warum sollten sie nicht? Ich bin ja auch gut gegen die Soldaten. Immer, wenn Soldaten kommen, behandle ich sie, als wären's meine Söhne. Ich muß ja heimzahlen, was man anderwärts für meinen Wilhelm thut, und wenn man anderwärts hört, wie hier zu Lande die Soldaten gut behandelt werden, wie Kinder im eigenen Hause, wird man sie dort zu Lande auch so behandeln. Ist das nicht richtig?"

Wir nickten mit den Köpfen, denn Keiner von uns war im Stande, ein Wort hervorzubringen. Die Alte fuhr fort: „Na, und wann er morgen nicht kommt, so kommt er gewiß, wenn Friede ist. Nach der Schlacht bei Leipzig sagten sie hier, daß nun gewiß Friede wird, aber das war wohl nicht der rechte Friede? Ihr müßt ja das verstehen als Soldaten."

„Nein," sagte Helffrich, „das war nicht der rechte Friede!"

„Das sage ich auch. Mit dem rechten Frieden kommt mein Wilhelm gewiß. Ach Gott!" rief sie und sah uns dabei mit glückseligem Gesichte an, „wie mir das wohl thut, einmal so recht über diese Dinge zu sprechen, so recht verständig und mit Leuten, die sich darauf verstehen."

Sie nickte uns voll Liebe zu und sah Einen nach dem Andern schweigend an, immer lächelnd, ohne zu bemerken, daß uns die Augen voll Wasser standen und daß es uns schwer war, ihren Blick auszuhalten. Nach einer langen Pause erst legte sie das Gesicht in beide Hände und sagte: „Wenn nur erst der rechte Friede käme! — Ja, der Napoleon! Wozu macht man denn alle die Kriege? Der rechte Friede, wenn nur erst der rechte Friede käme! So immer zu warten, das könnte Einen ganz krank machen. Es ist ein rechtes Elend!"

Helffrich stand auf und holte eine kleine Bibel, die er immer mit sich führte, setzte sich der Alten gegenüber und begann mit lauter Stimme aus dem Buche Tobias zu lesen: „Und Tobias sprach zu ihr: Schweige und sei getrost! Unserem Sohne geht es, ob Gott will, wohl, er hat einen getreuen Gesellen mit sich."

„Sie aber wollte sich nicht trösten lassen und lief alle Tage hinaus und sah auf alle Straßen, da er herkommen sollte, ob sie ihn etwa ersähe."

Die Alte erhob ihren Kopf aus den Händen und sagte: „Das ist ein tröstliches Buch, das Buch des Tobias!" — Und ehe Helffrich weiter lesen konnte, sagte sie auswendig: „Hanna aber saß fast täglich am Wege auf einem Berge, daß sie könnte weit um sich sehen. Und als sie an dem Orte nach ihm sahe, ward sie ihres Sohnes gewahr von ferne und kannte ihn von Stund' an —".

Darauf sagte sie mit zitternder Stimme den Lobgesang her, und wir sahen mit Staunen, daß sie das ganze „tröstliche Buch" Tobias auswendig wußte. Sie nahm Helffrich die Bibel aus der Hand, legte sie vor sich nieder, zog das Licht näher, legte die Stirn in beide Hände und begann zu lesen und vergaß uns und die ganze Umgebung. Es wurde spät; sie las noch immer. Wir schlichen uns vom Tische, legten uns, müde vom Ritte, auf unsere Lager und schliefen längst den festen Schlaf der Jugend, als sie noch da saß und im tröstlichen Buche von der Wiederkehr des geliebten Sohnes las.

Am anderen Morgen war sie wieder eine gute Bäuerin, wie viele andere. Sie wirthschaftete in Haus und Hof umher und sorgte dafür, daß uns nichts fehle. Aber Nachmittags war sie wieder verschwunden. Wir stiegen Einer nach dem Andern einen Theil der Treppe hinauf, so daß nur der Kopf über den Boden des Speichers hervorragte, und sahen uns die Mutter Lene an, wie sie ruhig, unbeweglich dasaß und der Straße, die nach Osten führte, entgegensah. Wir schlichen wieder fort, ohne sie zu stören, und unwillkürlich gingen wir während des Nachmittags in den unteren Räumen des Hauses auf den Fußspitzen umher, als wäre ein Kranker im Hause, oder als würde eine heilige Handlung vorgenommen.

In später Dämmerung erschien sie wieder und murmelte: „Er ist nicht gekommen; nun, er wird wohl morgen kommen; gewiß, er wird morgen kommen."

Lene wieder zu sehen. Wir hatten uns vorgenommen, mit einem der damaligen Sieges- und Freiheitslieder in den Hof einzureiten; aber wir hatten die Zeit schlecht bemessen, und es war schon ziemlich spät am Nachmittage, also um die Zeit ihres Wartens, als wir daselbst ankamen. So ließen wir das Singen sein, stiegen hundert Schritte vom Hause ab und führten die Pferde sachte und am Zügel in den Hof.

Im Stalle sahen wir den Knecht Kaspar, der uns froh willkommen hieß. „Was macht die Alte?“ fragten wir beinahe einstimmig.

„Schlecht, schlecht!“ antwortete er kopfschüttelnd. „Seit man hier im Lande überall große Feuer angezündet und den Frieden verkündigt hat, geht's schlecht. Sie ging von Hof zu Hof und fragte, ob das der rechte Frieden sei, und seitdem hat sie Alles liegen lassen und sitzt nun den ganzen Tag vor ihrer Dachluke und wartet; denn jetzt, meint sie, müsse ihr Wilhelm kommen. Und da er nach dem rechten Frieden doch nicht kommt, scheint ihr das etwas quer, und nun, glaub' ich, macht sie's nicht mehr lange. So eine Hoffnung in so einem alten Haus ist wie ein Stützbalken; nimm den Balken weg, das alte Haus stürzt zusammen. Ich glaube, daß ihr Balken angefault ist.“

Wir wollten doch wenigstens die Alte sehen und stiegen, wie ehemals, die halbe Treppe hinauf. Da saß sie richtig auf ihrem Posten. Aber es fiel uns auf, daß sie nicht mehr, wie sonst, gerade vor sich hinstarrte, der Landstraße entgegen, und daß ihr Kopf auf die Brust herabgefallen war, wie bei einer Person, die sich nicht aufrecht halten kann. Besorgt schlichen wir näher. Da sahen wir, daß sie die Augen geschlossen hatte. Bei unserem Herantreten öffnete sie dieselben, und da sie uns erkannte, lächelte sie freundlich, wie ehemals, aber bei Weitem schmerzlicher. Es fiel uns auf, wie arg in dieser kurzen Zeit ihr Gesicht verfallen war, und daß sie sich uns zuwandte, während es damals nicht möglich war, ihre Augen von der Landstraße abzulenken.

„Seid ihr da, Kinder,“ sagte sie mit schwacher Stimme.

Novellen.

„Ihr kommt von der anderen Seite, von dieſer Seite kommt Niemand. Und iſt doch der rechte Friede geſchloſſen? Oder iſt's noch nicht der rechte Friede? Wo iſt Der, der mir aus dem tröſtlichen Buche Tobias vorgeleſen und der mir vom rechten Frieden geſprochen?" Sie ſuchte Helffrich mit den Augen — da rief ſie: „Aber Einer fehlt! Wo iſt denn der Lange, Schwarze?"

In der That fehlte Graff in unſerer Mitte; in Lothringen hatte ihn eine Kugel aus dem Hinterhalte hingeſtreckt.

Wir antworteten nicht.

„Ich weiß," ſagte die Alte, „ich weiß. Deſſen Mutter wird auch lange warten." So ſprechend, wandte ſich ihr Geſicht wieder der Luke und der Landſtraße zu. „Ich werde nicht länger warten," ſagte ſie weiter und lächelte. „Seht ihr dort — er kommt!"

So ſprechend, ſtand ſie auf und ſtreckte den Arm der Straße entgegen. In demſelben Augenblicke aber ſtürzte ſie in den Stuhl zurück, und die Augen weit geöffnet, noch immer wartend und auslugend, ſaß ſie da und — war todt.

Wir blieben einen Tag länger, als unſer Urlaub geſtattete, um der guten Mutter Lene die letzte Ehre zu erweiſen. Hoch zu Roß folgten wir ihrem Sarge. Helffrich hatte ſich vom Paſtor die Erlaubniß ausgebeten, an ſeiner Statt ihr die Grabrede zu halten. Aber er war noch nicht genug Paſtor, und brachte vor Rührung kein Wort hervor.

Novellen.

„Ihr kommt von der anderen Seite, von dieser Seite kommt Niemand. Und ist doch der rechte Friede geschlossen? Oder ist's noch nicht der rechte Friede? Wo ist Der, der mir aus dem tröstlichen Buche Tobias vorgelesen und der mir vom rechten Frieden gesprochen?" Sie suchte Helffrich mit den Augen — da rief sie: „Aber Einer fehlt! Wo ist denn der Lange, Schwarze?"

In der That fehlte Graff in unserer Mitte; in Lothringen hatte ihn eine Kugel aus dem Hinterhalte hingestreckt.

Wir antworteten nicht.

„Ich weiß," sagte die Alte, „ich weiß. Dessen Mutter wird auch lange warten." So sprechend, wandte sich ihr Gesicht wieder der Luke und der Landstraße zu. „Ich werde nicht länger warten," sagte sie weiter und lächelte. „Seht ihr dort — er kommt!"

So sprechend, stand sie auf und streckte den Arm der Straße entgegen. In demselben Augenblicke aber stürzte sie in den Stuhl zurück, und die Augen weit geöffnet, noch immer wartend und auslugend, saß sie da und — war todt.

Wir blieben einen Tag länger, als unser Urlaub gestattete, um der guten Mutter Lene die letzte Ehre zu erweisen. Hoch zu Roß folgten wir ihrem Sarge. Helffrich hatte sich vom Pastor die Erlaubniß ausgebeten, an seiner Statt ihr die Grabrede zu halten. Aber er war noch nicht genug Pastor, und brachte vor Rührung kein Wort hervor.

Novellen.

Die Glocke.

Jetzt läutet's, es ist Mittagszeit;
Einst scholl's so hold in dieser Stunde,
Der Glocke Ton, er war der Neid
Von tausend Dörfern in der Runde.

Ach, das ist nicht der alte Klang,
Der mild und hell das Herz erfreute,
Auch sie ward älter und zersprang —
Sie läutet sich ihr Grabgeläute.

In der Heimat (vgl. I. Bd.: Zeitlosen).

Nachfolgende Briefe fand ich, während eines kurzen Aufenthaltes in Deutschland, unter dem Speicher eines Frankfurter alten Hauses, als ich meine daselbst im Jahre 1849 zurückgelassenen Papiere zusammensuchte, um sie in die Fremde fortzunehmen. — Die Briefe bildeten ein kleines Paket mit der Ueberschrift: Max. — Als sie mir in die Hände fielen, tauchte eine ganze alte, vergessene Geschichte in mir auf, und es war mir, als hörte ich eine melancholische Dorfglocke läuten. Ich las sie durch und fand, daß sie zusammenhängend eine ganz sonderbare, etwas räthselhafte Geschichte erzählten, und ich kopirte sie und ließ Manches weg und gebe sie jetzt dem Leser, als ob es eine Novelle von mir wäre. Das ist das Recht des Novellisten. Nach vollendeter Lektüre wird es vielleicht den Leser interessiren, wenn ich ihm sage, daß diese Briefe von einem Jünglinge geschrieben sind, der jetzt als einer der größten Unternehmer, als einer der besten Köpfe der hohen Industrie Oesterreichs berühmt ist.

Den 8. April 184 . .

Mein Freund! Wenn wir es dereinſt mit unſeren Liebesſchwüren nicht ernſter nehmen, als mit unſeren Freundſchaftseiden, dann bedaure ich unſre zukünftigen Geliebten und fürchte ich für uns große Strafgerichte. Aber ich hoffe, daß Jupiter die Studentenſchwüre ebenſo wenig beachte, wie Liebesbetheuerungen. — Bald ſchreiben! rieffſt du mir noch in den Wagen nach, und ich legte die Hand aufs Herz, als ob ich ſagen wollte, daß ich das als die heiligſte Pflicht anerkenne, und ſiehe da, nun ſind Monate vergangen, du haſt meine Schrift, ich hab deine nicht geſehen. Ich weiß, was du zu ſagen haſt: du warſt mit deinem Examen beſchäftigt. Wiſſe du, daß ich indeſſen auch manche ſchwere Prüfung beſtanden. Ich will es dir in wenigen Worten ſagen. Mein Bruder iſt todt. Als ich das Schreiben erhielt, in welchem mein Vater mich von der Univerſität abberief, war der gute Bruder ſchon ſeit mehreren Wochen begraben. Die Mutter wollte nicht, daß man mich früher von dem Unglücksfalle in Kenntniß ſetze, auch nicht, daß ich früher nach Hauſe komme, da ſie mir die Theilnahme an der traurigen Stimmung im Hauſe erſparen wollte. Die Rückberufung ſollte, wie du dich erinnerſt, nur auf einige Monate gemeint ſein, aber kaum in meinem Dorfe angekommen, ſah ich wohl ein, daß ich der Wiſſenſchaft, oder vielmehr der Univerſität und euch, ihr lieben Freunde, für immer Lebewohl geſagt habe. Die juriſtiſche Carrière, zu der mich mein Vater beſtimmt hatte, war zu Ende, ich ſollte nun meinen geſchiedenen Bruder erſetzen, meinem Vater in ſeinem Geſchäfte und in der Verwaltung der Eiſenhämmer beiſtehen und eine Schule bei ihm durchmachen, die mich befähige, Geſchäft und Gut dermaleinſt als einziger Erbe zu übernehmen. Auch ſoll ich die Leere, die im Hauſe entſtanden, ausfüllen und durch meine Gegenwart die gute, tiefbetrübte Mutter tröſten. Das iſt Alles nur verſtändig und billig, und meine gebieteriſche Pflicht iſt es, mich dem Schickſal und den Anordnungen des Vaters willig und mit gutem Herzen zu fügen. — Mein Bruder, von dem mich ein großer

Altersunterschied trennte, war mir immer ein Fremdling geblieben. Als er vor mehreren Jahren von der polytechnischen Schule heimkehrte, verließ ich das Haus, um die Universität zu beziehen. So sah ich ihn nur in meinen Knabenjahren, denn er in seinen Jünglingsjahren auf Ferien nach Hause kam. Sein Tod betrübte mich tief, tiefer aber der Schmerz, den er der guten Mutter verursachte. Sie ist aber, bei allem weichen Gefühl, ein starker Charakter, der das Unvermeidliche zu tragen versteht. Der äußerliche Umstand, daß sie immer nur einen Sohn in ihrer Nähe gehabt, trägt gewiß auch dazu bei, sie seit meiner Heimkunft die entstandene Lücke weniger schmerzlich fühlen zu lassen. So ist denn nach dem großen und plötzlich hereinbrechenden Unglück nach fünf Monaten Alles wieder so ziemlich ins Gleiche gekommen, und es ist zu hoffen, daß die Wunden im Vernarben sind. Meinen Vater beschäftigte es auf wohlthuende Weise, mich in die Geheimnisse seines Geschäftes und der Gutsverwaltung einzuweihen, Geheimnisse, die leicht zu durchschauen sind, der gute alte Mann aber für viel bedeutungsvoller hält. Geschäft und Verwaltung sind so gut geordnet, daß Alles wie am Schnürchen von selber geht und ich — nichts, sage gar nichts zu thun habe — und dieser höchst unangenehmen Muße — gestehe ich's nur offen und unverschämt, — verdankst du diesen ersten Brief. — Hast du, lieber Georg, seit unserer Trennung nur irgend welchen erfreulichen Fortschritt in der unerfreulichen Kenntniß des menschlichen Herzens gemacht, so hast du auch schon errathen, daß ich dich um irgend etwas bitten will. — Ich bitte dich um Bücher, ja, ja, um Bücher, um recht viele Bücher, und zwar nicht um Romane oder dergleichen, sondern um ächte, wissenschaftliche Bücher. Seit ich die Wissenschaft verlassen, ist sie mir theuer geworden — nicht eben die Juristerei, die ein caput mortuum ist, wenn sie nicht von einem Professionisten getragen wird, aber die Wissenschaft überhaupt. Ich will die Sprachen, die Geschichte, die Literaturen der Völker studiren — denn ich lebe in der beständigen Angst, zu verbauern, und ich langweile

[illegible] noch immer etwas düster, und von [illegible] Haus ist nicht die Rede. Dorf und [illegible] Wälder und sind nur von stumpfsinnig [illegible] von rohen Eisenschmieden bewohnt. [illegible] Ich muß der Poesie des Dorflebens [illegible] von Haus zu Haus gegangen und habe [illegible] Hofschulze und Buchmeier geforscht. [illegible] Weise. Unser Bauer ist in Armuth [illegible] was ihm an Geist übrig geblieben, [illegible] Er ist viel unmoralischer, als der [illegible] Sonn- und Feiertagen sehe ich Leute, [illegible] ausfehen — aber auch nur aus- [illegible] kleinen Beamten mit ihren Frauen und [illegible] kleinen Stadt, die uns, als den [illegible] machen. In ihrer Gesellschaft sehne [illegible] die ich soeben verleumdet habe. — [illegible] in diesen Leuten vor Allem fehlt? — Die [illegible] die, wie uns die Poesie einreden will, [illegible] auf dem Lande finden soll, denn sie sei die Schwe- [illegible] Tochter, oder Gott weiß, welche nächste Ver- [illegible] Die Beamtentöchter und Frauen sind in [illegible] oder steif und immer lächerlich; in ihrem [illegible] neidisch, klatschsüchtig. Die Bäuerinnen [illegible] Geist und Gemüth, wenn von Geist [illegible] die Rede sein kann. Weiß der Himmel, wie [illegible] die jedem Menschen meines Alters aufgespart ist, [illegible] in diesem verödeten Erdwinkel durch- [illegible] wie sehr steigen alle die Putz- [illegible] wir denen wir so lustige Donnerstage beim Tanz- [illegible] haben, in meiner Achtung! Agnes, Hedwig, [illegible] Selbst die dicke Rosalie [illegible] erscheint mir in der Erinnerung wie [illegible] Wir bleibt nur die eine Hoffnung, [illegible] selber verbauere; aber du begreifst

daß man ſich gegen eine ſolche Metamorphoſe ſo lange als möglich ſträubt. Dieſes Sträuben ſoll mir durch die Bücher erleichtert werden. Ich habe bemerkt, daß Menſchen, die ſich mit Abſtraktem beſchäftigen, leſen, allerlei Studien treiben, ſelbſt auf dem Lande und in der ungebildetſten Umgebung etwas ſtädtiſch Feines bewahren; ihre Haut wird nicht elephantenhaft, ihre Hände bleiben ſchön, und ihre Bewegungen, wenn auch unbeholfen, werden doch nicht bauernhaft und zu derb. Alſo, mein Freund, Bücher! Bücher! und zum dritten Male Bücher. Wie der lechzende Hirſch nach Waſſerquellen, ſchreie ich nach Büchern. Erlöſe mich aus dieſer Langeweile, bewahre mich vor Verbauerung, daß ich würdig bleibe, zu ſein dein Freund Max.

Den 25. April.

Du biſt ein guter Freund! Ich hungerte und ſchrie auf zu dir, und du reichteſt mir ſchnell, was mir damals das Brod des Lebens ſchien. Wie wirſt du dich verwundern, daß ich alle deine Hiſtoriker und Dichter, die du mit ſo viel Geſchmack und Kritik für mich ausgewählt, kaum eines Blickes gewürdigt — und daß ich heute bereit bin, Alles zu leugnen, was ich vor kaum vier Wochen als unumſtößlich wahr gedacht und gefühlt habe. Daß man auf dem Lande nur Rohheit und Plumpheit finde, daß man verbauern müſſe, daß man die Bücher nicht entbehren könne, daß die Langeweile die nothwendige Genoſſin eines Beatus ille procul negotiis ſei — alles Das iſt heute nicht mehr wahr. Ich bin bereit, die entgegengeſetzte Theſis mit aller in mir zu Grunde gegangenen Advokatenberedtſamkeit und mit aller Poeſie deiner mir überſandten Dichter zu vertheidigen. Kaum zweiundzwanzig Jahre alt, habe ich doch ſchon erkannt, daß man keine Wahrheit als die abſolute hinſtellen und daß man nicht auf vierzehn Tage voraus ſein Leben beſtimmen könne. Eine einzige kleine, unbedeutende Entdeckung oder Bekanntſchaft hat mich plötzlich aus jener Lebensleere und Einförmigkeit herausgeriſſen, die dich aus

meinem letzten Briefe mit weit aufgerissenen Kiefern angähnte. — Ich war auf der Vogeljagd — um sich zu zerstreuen, wird der gelangweilte Mensch auf dem Throne wie in der Hütte ein Verfolger — und streifte hinter dem Dorfe auf den Feldern umher. Da läutete die Mittagsglocke, die in unsern patriarchalischen Verhältnissen zugleich, wie Byron sagt, the tocsin of the soul ist — das heißt, zum Mittagstische einladet. Ich eilte von den Feldern, die im vollen Frühlingssonnenscheine dampften, zurück und kam eben dort an, „wo die letzten Häuser stehen!" — Plötzlich höre ich eine überaus liebliche Stimme, die irgend Etwas mit zärtlichsten, verführerischsten Liebkosungen lockte. „Jakob! Jakob! komm doch zurück! komm zurück, du guter Kerl! Kobi! Kobi! Koberl! komm zurück, du böser Kerl! Schau Kobi, Semmel! Semmel mit Butter!" Nun heiße ich zwar nicht Jakob, aber ich folgte doch der Stimme und sah ein allerliebstes blondes Mädchenköpfchen, das aus einer Gartenhecke aufs Feld und auf einen Baum sah. Ich folgte ihren Blicken und erkannte, daß ihr Locken einem Raben galt, der kein anderer war, als besagter Jakob, Kobi, auch Koberl genannt. Es war, wie ich auch aus den Blicken Kobi's und aus seinem Gekrächze, das sich dem Mädchen wie antwortend zuwandte, ersah, ein zahmer Rabe, der seiner Herrin entflohen war. — Soll ich schießen? fragte ich, indem ich mich dem Mädchen näherte. — Um Gotteswillen nicht! schrie das Mädchen und sah bestürzt zu mir auf. Er wird schon wiederkommen, wenn er Hunger hat. — Nachdem sie so gesprochen, erröthete sie und machte Miene, ihr liebes Köpfchen wieder durch und hinter die Hecke zurückzuziehen. Ich fühlte das Bedürfniß, sie zurückzuhalten, was mir auch gelang, indem ich mich instinktmäßig mit dem Raben zu beschäftigen anfing. Es interessirte sie, meine Bemühungen, des Raben habhaft zu werden, zu beobachten, und sie blieb und lachte manchmal über das zankende Gekrächze, das mir das possirliche Thier vom Baume herunter schickte, als ich ihn von demselben in den Garten zurückzujagen strebte. Am Liebsten hätte ich ihn gefangen. Ich würde den Vogel

dann, wie der Jäger im Nachtlager von Granada, seiner Besitzerin zurückgebracht haben; wir hätten ein Duett gesungen, und Alles wäre gut gegangen. In der That war ich geneigt, dem schönen Geschöpfe die zärtlichsten Arien zu singen; da das aber nicht anging, blieb ich am Baume, schüttelte ihn, drohte dem Raben mit dem Kolben meiner Büchse, und da er sich trotz all Dem nicht rührte, kroch ich endlich am Stamm hinan, in die Zweige. Während dieser ganzen Zeit wurden zwischen mir und dem Mädchen allerlei Reden, Rathschläge, Protestationen, Danksagungen, Ausrufungen gewechselt. Endlich saß ich rittlings auf einem Aste, dem Raben grade gegenüber und streckte die Hand aus, ihn zu fangen, und hoffte schon auf Verwirklichung jener Opernpoesie, als der Rabe sich vor meiner Nase erhob und graden Weges seiner Herrin entgegen und ihr auf den Kopf flog. Sie lachte, streckte eine nette kleine, etwas rothe Hand aus der Hecke hervor, faßte den Raben, rief mir ein freundliches: Danke! zu und verschwand hinter der Hecke. Von der Höhe meines Baumes sah ich eine reizende Gestalt, rasch und anmuthig wie ein Reh, durch den Garten, über den Hof dem Hause zulaufen und darin verschwinden. In demselben Augenblicke trat ein Mann mit langem weißem Schnurrbart in den Hof und in das Haus. Ich beneidete den alten Wachtmeister — denn dieser, der Glöckner des Dorfes, war es — und saß wie ein Narr auf dem Baume und wußte nicht, mit wem ich es zu thun hatte, und es schien mir, als stünde ich am Anfange neuer und unbekannter Dinge. Die Glocke hatte längst zu läuten aufgehört: die Eltern erwarteten mich zu Hause, und ungern stieg ich wieder auf platten Boden hinab. Meine Mutter war erfreut, mich bei Tische so munter zu sehen, während ich nur etwas aufgeregt war, und fragte mich, ob ich eine gute Jagd gehabt. Ich glaube es, dachte ich bei mir, denn es war mir, als wäre ich nicht mehr so einsam in dem Dorfe.

Was mich vor Allem beschäftigte, war vorerst die Neugierde. Ich kenne jedes Kind im Dorfe, aber ich kannte jenes Mädchen

nicht. Sie war gewiß eine Fremde. Ihr Geſicht, die Art ihres Ausdruckes, ihr ganzes Benehmen, ihr Wuchs, Gang, Blick, ſelbſt ihre Ausſprache, Alles ſo ganz anders, als wie man es in hieſiger Gegend findet — Alles an ihr ſo fein, zart gebildet. Den Mann, bei dem ſie wohnte, den Wachtmeiſter, kannte ich wohl. Er iſt ein Sohn dieſes Dorfes und zog ſich nach beinahe dreißigjähriger Dienſtzeit als ausgedienter Soldat mit einer kleinen Penſion hierher zurück, bekleidet nun, wie es ſein herkömmliches Recht, als eines ausgedienten Soldaten, iſt, alle kleinen Gemeindeämter, die ſo wenig als möglich einbringen; er iſt Glöckner, er ruft die verlorenen Sachen aus, er klebt die Verordnungen des Magiſtrats der nächſten Stadt, unter deren Verwaltung und Jurisdiktion wir gehören, an das Brett vor der Kirche. Sonſt ſieht und hört man ihn nicht. Er ſitzt den ganzen Tag zu Hauſe, bearbeitet ſeinen Garten und lieſt Bücher, alte Geſchichten des Landes und Allerlei. Man ſpricht nicht von ihm, aber man reſpektirt ihn, und die ſtolzeſten Bauern ziehen den Hut vor ihm, dem ſie doch Jeder eine Viertel Metze Weizen und zu Weihnachten einen Kuchen ins Haus ſchicken müſſen. Jeder Andere würde unter dieſen Umſtänden von ihnen mit ariſtokratiſchem Stolze betrachtet und de haut en bas behandelt werden. Es muß alſo etwas Rechtes, ſo was wie ehrenhafter Stolz, oder männlicher Kern in ihm ſtecken. Aber was kümmerte mich der Alte! mich intereſſirte es, zu wiſſen, wer das holde Mädchen war, das in ſeiner rauhen Nähe blühte, wie das Blümchen Augentroſt neben einer knorrigen Eiche. Doch wollte ich nicht fragen und beſchloß in der Nacht, mich an die beſte Quelle, an ſie ſelbſt zu wenden. Aber wie Das anfangen? Offenbar kam auch ſie aus ihrem Bezirke nicht heraus, ſonſt hätte ich ſie in dem Dorfe ſchon ſehen müſſen, und ſo ins Haus zu fallen, das ging mir, dem reichen Sohne reicher Familie, überall an, nur nicht bei dem alten Wachtmeiſter, der auf dehors ſieht und ſich ſtolz vor aller Welt verſchließt. Aber er iſt ja Glöckner, er muß jeden Tag dreimal in das alte Schloß; dort in der Mitte des Schloßgartens

steht die kleine Kirche mit der Glocke; er muß, um dahin zu gelangen, durch das ganze Dorf, das Läuten dauert über eine Viertelstunde — ich habe also im Ganzen nur über eine halbe Stunde Zeit, die Gelegenheit aufzusuchen, um an das Mädchen zu gelangen. Morgen Mittag, um dieselbe Stunde, da ich heute die Bekanntschaft gemacht, sollte sie fortgesetzt werden.

Wie beschlossen, so ausgeführt. Gegen Mittag saß ich, wie König Artus oder Marke lauschend, in demselben Baume, in dem ich gestern gesessen hatte, und blickte in den Garten und in den Hof des alten Haller, unsers Glöckners. Im Garten arbeitete das Mädchen, und zwar war sie nicht poetisch mit Blumen, sondern offenbar höchst wirthschaftlich mit einem zukünftigen Kohl- oder Mohrrübenbeete beschäftigt. Ihr blaues Kleidchen hatte sie vorn aufgeschürzt und die Aermel bis über den Ellenbogen zurückgeschoben. Ich sah ein kleines Füßchen, einen sanftgerundeten weißen Arm, ein gar liebes Händchen, in das der Spaten ebenso wenig paßte, wie die ganze Arbeit zu dem feinen, sinnigen Profil. Von Zeit zu Zeit erhob sie sich, richtete sich auf, wischte den Schweiß von der Stirn und sah zum Himmel auf, der schon maienhaft blau wie ihre Augen niederlächelte, voll einer schönen Zukunft. — Ich versichere dich, lieber Freund, ich fing an, mich über diese Hecke hinüber zu sehnen, als wüchse in diesem Gärtchen mein Glück — und als der Alte das Haus verließ und dahinter verschwand, um läuten zu gehen, war ich mit zwei vorsichtigen Sprüngen an der Hecke. Hände und Herz zitterten mir ein wenig, als ich das Gebüsch auseinanderbog, um an derselben Stelle, wo sie gestern ihren Kopf herausgesteckt, heute den meinigen hineinzustecken. Sie hörte die Bewegung, sah darnach, und meine Augen trafen sofort mit den ihrigen zusammen. „Guten Morgen!“ rief ich in einiger Verlegenheit. Meine Position mag ihr etwas komisch vorgekommen sein, denn sie lachte auf, faßte sich aber doch schnell, ließ das Kleidchen fallen, streifte die Aermel ab und fuhr sich in jenem bekannten Eitelkeitsinstinkt der Mädchen mit beiden Händen ordnend über die Scheitel, während sie den

Spaten im Boden stecken ließ. — „Kann ich heute mit nichts helfen?“ fragte ich. „Danke, mit gar nichts!“ erwiederte sie. „Vielleicht doch, bei der Arbeit, sagte ich und drang mit einem Rucke durch die Hecke und stand neben ihr.

Lieber Freund, erinnerst du dich, daß ihr mich schon vor Jahren unverschämt genannt habt, von wegen der Sicherheit, mit der ich mich in Damengesellschaft, auf Bällen und bei Thee bewegte? Dieser euer unverschämter Freund stand wie ein dummer Junge vor dem Mädchen vom Lande da, und warum? Weil dieses Mädchen bei meiner jetzigen Unverschämtheit ein wenig die Stirn runzelte und unzufrieden vor sich hin sah. Ich brachte kein Wort hervor, obwohl ich das größte Bedürfniß fühlte, mich zu entschuldigen, und so standen wir Beide da, mit niedergeschlagenen Augen und ich mit klopfendem Herzen; ich hatte nicht einmal den Muth des Davonlaufens. — Da ertönte die Glocke. Wie ein Alp fiel es von mir; wir athmeten Beide auf; sie lächelte, ich streckte unwillkürlich die Hand nach der ihrigen aus; sie wollte es nicht sehen, und so fragte ich, ohne zu wissen, was ich fragte, und mit sehr unterthäniger Stimme: „Wie heißen Sie?“ — Sie sah mich einen Augenblick an und sagte: „Marie.“ — Dann wieder Stille; die Glocke läutete und läutete. — Der Spaten, der halb aufgerichtet gestanden hatte, fiel um; ich hob ihn auf und gab ihn ihr. Maria nahm ihn, dankte mit einer Kopfbewegung und wandte sich gegen das Haus. Ich ging einige Schritte mit ihr, da blieb sie stehen, und ich sagte: „Man sieht Sie ja niemals im Dorfe, Fräulein Marie?“

„Ich bin ganz fremd hier,“ sagte sie.

„Ich auch!“ versetzte ich.

Marie sah mich erstaunt an: „Wie, sind Sie nicht Herr Max K., der Sohn des Fabrikanten und Gutsbesitzers?“

„Ja, aber ich bin hier fremd geworden und ganz einsam.“

Sie sah mich mit einem Blicke voll Verständniß an und ging wieder einige Schritte bis an den Eingang des Gartens. Ich blieb stehen, als ob ich ihr etwas zu sagen hätte, und ich sagte

nichts. Da hörte die Glocke auf, zu läuten; wir fuhren Beide zusammen; die Zeit war so schrecklich schnell vergangen. „Leben Sie wohl!“ sagte ich und hätte gern: „Auf Wiedersehen!“ hinzugefügt, aber ich hatte nicht den Muth und lief mit großen Schritten aus dem Hofe nach Hause.

Ich war sehr unzufrieden mit mir und meinem Benehmen, aber im Grunde doch sehr glücklich. Bei der Erinnerung an jenen Tag kocht und brodelt Alles in mir, und meine Hände zittern. Ich kann nicht weiter schreiben und lasse den Brief abgehen, obwohl noch viel zu erzählen ist, denn auf diesen Tag folgt ein zweiter und ein dritter. Morgen erzähle ich weiter. Glaubst du nun eine Entdeckung gemacht zu haben, indem du ausrufst: Er ist verliebt, so mache ich dir die Priorität streitig, denn diese Entdeckung habe ich längst gemacht; ja, ich habe noch mehr entdeckt: ich bin nicht verliebt, sondern ich liebe.

Den 29. April.

Am folgenden Tage, da die Mittagsglocke läutete, war Marie nicht im Garten; so ging ich geraden Weges bis an die Thür des Häuschens. Da stand sie am Herde und bereitete ihr und des Oheims Mittagsessen. Und wieder am folgenden Tage stand ich neben ihr am Herde. Ich will es dir nicht erst beschreiben, wie ich den ungeheuren Raum zwischen Thür und Herd durchmessen und besiegt habe, wie ich die Zeit von einer Mittagsglocke zur andern verbracht, wie ich keine der vorbereiteten Reden, die ich jeden Tag mitgebracht, gehalten habe, wie es mich schmerzlich durchzuckt, wenn der letzte Glockenton verhallt und ich fort muß; ich will dir nur sagen, was ich von Marie über sie selbst erfahren und welche Umstände mir die Annäherung erleichterten.

Marie ist die Nichte des Glöckners, die Tochter seiner Schwester, die er an einen Kameraden verheirathet hatte. Dieser, damals Wachtmeister, war glücklicher als er und brachte es zum Offizier und wurde später Postmeister in einem kleinen Städtchen.

Poſtmeiſter, das iſt ein Mann, der an ſeiner Thür einen Briefkaſten hängen hat, den er jeden Tag oder auch nur zwei, drei Mal die Woche leert und deſſen Inhalt er an die nächſte wirkliche Poſtſtation ſendet, und ferner ein Mann, der die drei oder vier Briefe, die er bei dieſer Gelegenheit von der Station zurückerhält, im Städtchen austheilen läßt. Die Funktionen ſind, wie du ſiehſt, nicht ſehr bedeutend, aber der Mann, der ſie ausübt, iſt trotzdem kaiſerlicher Beamte, wird mit Recht oder Unrecht von der Bevölkerung Herr Poſtmeiſter genannt und gehört zu den Honoratioren der Gegend, oder, wie man ſich bei uns auszudrücken pflegt, zu den Herrſchaften, und wenn er eine Tochter hat, ſo iſt dieſe Tochter ein Fräulein. Als ein ſolches Fräulein iſt Marie aufgewachſen; ſie gehört zur vornehmen und gebildeten Geſellſchaft ihrer Gegend, iſt von Natur an Leib und Seele zart geſtaltet, und da ſie alle ihr zugänglichen Bildungsmittel mit empfänglichem Sinne und weiblichem Takte benutzt hat, iſt ſie in der That ein Mädchen geworden, das ſich mit unſern liebenswürdigſten Städterinnen in Allem, was Anmuth, Zartheit des Benehmens betrifft, meſſen könnte, nicht zu gedenken der Sinnigkeit ihres Weſens, das ſie vor den gebildetſten Städterinnen voraus hat. Ein ſolches Weſen muß ſich hier ſehr einſam fühlen, und ſie war gezwungen, ſich hierher zu verbannen, da ihr beide Eltern ſtarben und der Glöckner ihr einziger Verwandter auf Erden iſt. — Merkſt du's, daß wir zwei Einſamen einander nothwendig ſind? Fühlſt du, was mir den Weg von der Thür zum Herde erleichtert hat? Ich bitte dich herzlichſt, mache dir das klar, ſtelle dir das ganze Unglück der Verlaſſenheit in den wahrſten Farben vor, erkenne, wie nothwendig es einem liebevollen, zarten, gemüthsreichen Geſchöpfe iſt, ſich anzuſchließen, mitzutheilen, geliebt zu werden, vielleicht auch zu lieben, auf daß du nicht den leiſeſten Gedanken in dir aufkommen läſſeſt, wenn ich dir ſage, daß Marie und ich, daß wir heute gute, intime Freunde ſind, deren höchſtes Glück ſich in der kurzen Stunde des Glockenläutens konzentrirt. Mache dir auch klar, wie groß das Bedürfniß des

Anſchließens in mir geweſen und wie zudringlich, vielleicht überredend mich dieſes Bedürfniß gemacht hat. So ein gutes Geſchöpf iſt ja waffenlos gegen ſolche wohlwollende und gut gemeinte Zudringlichkeit. Außerdem bringe ich ihr Bücher, erzähle ihr von der Welt, beantworte ihre wißbegierigen Fragen und bin gewiß eine Quelle der Zerſtreuung und der geiſtigen Beſchäftigung für ſie. Wäre die Tugend, die ein ſolches Zuſammenleben verbieten wollte, nicht ſehr grauſam? Und doch müſſen wir es verbergen und auf die kurze Zeit des Mittagsläutens beſchränken. Freilich wird auch des Morgens geläutet und des Abends wieder. Aber des Morgens darf ich zu Marie nicht kommen, wegen der zu frühen Stunde, und des Abends nicht wegen der Dämmerung. Iſt unſer Glück ein Geheimniß, ſo ſieht es doch der helle Tag; es ſoll ſich nicht wie ein Verbrechen in die Schleier der Dämmerung verſtecken. So iſt das Gefühl Marie's, und ich will auf nichts beſtehen, was ihrem überaus ſenſitiven Seelenleben widerſtrebt.

Nun weißt du ungefähr Alles. Lebe wohl! — Ich bitte dich, verurtheile ein Mädchen nicht, weil es Rendezvous hat.

Dein Max.

Den 25. Mai.

Das Glück der Liebe iſt ſchweigſam wie der Tod. Vielleicht ſind Beide ſo, weil ſie viel zu viel zu ſagen hätten. Ich bin glücklich; ich bin würdig des wunderſchönen Monats Mai. Eine kleine Veränderung irgend eines kleinen Umſtandes, welche große Veränderung kann ſie in unſerm Gemüthe hervorbringen. Ein Schritt über die Stubenſchwelle hat mich um tauſend Schritte in meinem Glücke weiter gebracht. Jetzt ſitze ich mit Marie die kleine halbe Stunde lang in der Stube, und ich kann es dir nicht ausdrücken, welch unendliches Behagen ich empfinde, wie wonnevoll ich mich fühle, wenn ich ſo in der kleinen Stube daſitze oder, den Arm um ihren Hals gelegt, in dem dämmerigen

Raum umherwandle und mich mit allen Gegenständen vertraut mache, die sie jeden Tag und jede Stunde ansehen. Es ist so nett, so lieblich in der Stube. „Nicht jedes Mädchen hält so rein."

Die Möbel unterscheiden sich nur wenig von den gewöhnlichen. Möbeln in unseren Dorfhäusern: ein massiver, etwas ausgeschweifter brauner Tisch mit einer kleinen, sehr ursprünglichen Malerei in der Mitte: dahinter eine rothe Bank mit rother Lehne; daneben ein harter, ungepolsterter Lehnstuhl; einige gewöhnliche Stühle; ein schwarzer Kachelofen, der in eine Art Thurmspitze im Jesuitenstyle endet und die Decke berührt; das Bett des Oheims, so einfach wie ein Feldbett, aber von blauen, schöngefältelten Vorhängen umschattet. An den Wänden in schwarzen Holzrahmen einige Schlachtbilder in Holzschnitt, welche eigentlich nur Illustrationen zu den ringsumher in gothischer Schrift gedruckten Kriegsliedern und Balladen sind. Da ist der Prinz Eugen, der edle Ritter, mit der Belagerung von Belgrad, da ist der General Laudon und sein Ueberfall der Preußen bei Olmütz, da die Schlacht bei Leipzig mit Napoleon auf der einen und den alliirten Potentaten auf der andern Seite. Auch einige Heiligenbilder sind da mit einem kleinen Weihkesselchen und einigen frischen Zweigen von Ostern. Du weißt, ich liebe die Attribute der Frömmigkeit nicht; aber hier gefällt mir das Weihkesselchen eben so sehr, wie die Resedatöpfe vor den Fenstern, welche klein und niedrig nur ein dämmerisches Licht hereinlassen. Wir sind in der Wohnstube; die Schlafstube Mariens ist unter dem Dache. — Da sitze ich nun, und die Glocke läutet, und ich bin sehr glücklich. Das ist mein Schmerz, daß ich nicht länger bleiben kann, als die Glocke läutet, ja, nicht einmal so lange; denn sobald die kleinere Glocke das kurze Geläute beginnt, das man hier das Ave Maria nennt, fängt Maria an, Abschied zu nehmen, und mit Schmerzen sage ich oft: Ave Maria, gratia plena..., was sie mir als eine Blasphemie strenge verweist. Sie ist überhaupt fromm, und wie klug, wie verständig und klar sie auch alle weltlichen Dinge beurtheilt, wie schnell sie auch bei der

kleinſten Andeutung Alles erräth, was zur geiſtigen Bildung beitragen kann, ſo beharrlich treu bleibt ſie Allem, was ſie in ihrer Kindheit lieben gelernt. Ich nehme das als ein Zeichen der Treue und freue mich, dieß Symptom auf unſere Liebe zu übertragen. Indeſſen umwölkt dieſer Myſtizismus doch manche Minute meiner glücklichen halben Stunde. Oft macht ſie ſich Vorwürfe darüber, daß das Glockengeläute, das Andere zur Andacht ruft, von ihr zu liebendem Geplauder mißbraucht werde. Glücklicherweiſe gehen dieſe Schatten ſchnell vorüber, denn ſie ſagt ſich ſelbſt, daß dieſe Vorwürfe nur aus Gewohnheit entſpringen und daß ſie ſich im Grunde doch glücklich und nicht im Mindeſten in ihrer Liebe und in ihrem Glücke ſündhaft fühle. Ernſthafter ſind die Gewiſſensbiſſe, die ſie ſich in Bezug auf den Oheim macht. Daß der alte, würdige, brave Mann ſelber das Zeichen geben müſſe zu unſerm heimlichen Glücke, das ſcheint ihr hinterliſtig, und in der That, wenn ich es ganz ruhig betrachte, iſt es auch ſo; ja es hat ſogar etwas Komiſches, das einem ſo braven, guten Kerl gegenüber zur Sünde wird. — Aber iſt Das alles unſre Schuld? — Würde er, wenn er um unſere Liebe wüßte, uns ſo ruhig und glücklich zuſammen laſſen? würde er nicht jeden von uns wieder in ſeine traurige Einſamkeit und Verlaſſenheit zurückjagen? würde er nicht durch Verbot und Ueberwachung unſer ſo reines Verhältniß trüben und durch Verdächtigung beflecken? und ſollen wir dieſer kleinen Rückſicht unſer ſo großes, ſo ungeheures Glück opfern? — Wahrlich, das Opfer ſtünde in keinem Verhältniß zu den Zwecken. —

Du ſiehſt, daß in unſerm lichten Gemälde auch kleine Schatten ſind. Aber wo ſind nicht Schatten? — Der Maler, der zuerſt mit Schatten malte, hat die Kunſt auf den höchſten Gipfel gehoben, denn ſie machen das Licht erſt zum Lichte. Und ſo will ich auch nicht klagen; ich wäre der undankbarſte Menſch, wenn ich klagen wollte. Neben allem Glücke gibt mir dieſe Liebe ſo viele Erfahrungen über mich ſelbſt und über das menſchliche Gemüth, lehrt ſie mich das Schöne der Beſchränkung und des

Maßes — lehrt ſie mich ihre hohe Alchymie, die aus ſcheinbar Geringem pures Gold und Edelſteine ſchafft, daß ich in ihr einen Schacht von Schätzen beſitze. Außerdem iſt das ganze Verhältniß wie für mich gemacht. Nur in der Stille und Einſamkeit, nur zu Zweien konnte ich ſo glücklich werden; in der Welt hätte mich eine ſo heiße Liebe, bei meiner eiferſüchtigen Natur, in beſtändige, häßliche Unruhe verſetzt und mir das Leben verbittert. So habe ich mich über nichts zu ärgern, als über das Ave Maria, das zum Aufbruch mahnt und uns ſcheidet.

Alles, was zu dieſer Liebe gehört und in der kaum ſechs Wochen alten, aber unendlich reichen Geſchichte meiner Liebe eine Rolle ſpielt — Alles iſt ſchön, ſelbſt der Ton der Glocke, der unſre Reden und — unſre Küſſe begleitet. Er iſt bei aller Fülle und Kraft, bei allem Ernſt und aller Tiefe hell und klar wie reines Silber und füllt das ganze, waldumfaßte Thal mit Harmonie; bei gewiſſen Verhältniſſen der Atmoſphäre zittert er lieblich und melancholiſch über die Hügel und Wälder hinweg, bis in die benachbarten Dörfer, die uns um dieſen Schatz beneiden. Es iſt auch keine gewöhnliche Dorfglocke. Sie iſt das Geſchenk eines Prager Fürſterzbiſchofs, der im ſiebzehnten Jahrhundert in unſerm Dorfe geboren worden. Der gute Erzbiſchof! Gott habe ihn ſelig. Wie viele Generationen hat ſein Geſchenk ſchon erfreut, wie viele wird es noch erfreuen. Er hatte gewiß nur die Abſicht, die Gläubigen zum Gebete einzuladen, und dachte nicht im Traume daran, daß ſeine Glocke eine Liebe einläuten und begünſtigen und hold durchtönen ſollte. Möge ihn die theilweiſe Verfehlung ſeines Zweckes und die Profanation in ſeiner Gruft zu St. Veit nicht beunruhigen — meine Liebe iſt ſo innig, wie das gläubigſte Gebet, und die Liebe Mariens ebenfalls, deß bin ich gewiß. — Wenn ich ehemals in den Ferien heimkam, fühlte ich mich erſt recht zu Hauſe, wenn ich die Glocke ertönen hörte; was Wunder, daß es mir ſcheint, als ob ich bei Marien für immer in den Hafen eingelaufen ſei... Lebe wohl....

Den 10. Juni.

Die Nachricht, daß ich bei Marien in der Stube ſitze, daß ich, den Arm um ihren Hals, mit ihr auf und nieder gehe, hat dich aufgeſchreckt, und du kommſt mit Warnungen, du treuer Eckart. Du biſt ein guter Freund, thuſt deine Pflicht und haſt in deinem Sinne Recht. Aber die anders denken, weil ſie anders fühlen, haben auch Recht. — Du kommſt mit deiner Warnung zu ſpät, und wäreſt du früher gekommen, ſie hätte auch nichts gefruchtet. Die Liebe, eine wahre Liebe geht ihren unwiderſtehlichen Lauf, wie das Schickſal; die Umwege macht oder ſich durch Verſtand, Rückſichten oder äußere Verhältniſſe den Weg verlegen, die ſich irgendwie in der Mitte abſchneiden läßt, die iſt es nie geweſen. Ihr höchſtes Streben iſt die Vereinigung; erſt mit der Vereinigung iſt der Kreis geſchloſſen, iſt das Unendliche und Unmeßbare da, das man Liebe nennt, das dieſen Namen verdient. Alles Vorhergehende iſt nur Vorbereitung, nur Einweihung, Leben in den Propyläen. Der Mann kommt früher nicht zu jener Ruhe, die ihn allein zum Manne macht, die ihm die Kraft gibt, Entſchlüſſe zu faſſen und zu handeln. Das fühlt das Weib, und ſie gibt ſich als Opfer hin, und wehe Dem, dem ſie in dieſem Augenblicke und von dieſem entſcheidenden Augenblicke an nicht heilig iſt. Ich bin ein anderer Menſch, ich weiß, daß Marie mein iſt; ich bin ein Mann, und ich durfte nicht erſt Entſchlüſſe faſſen. Es iſt Alles fertig in mir. Nenne du Marie immerhin meine Geliebte; ſie iſt es, ſie iſt mein Weib. Ich erwarte deine Antwort mit Ruhe.

Den 15. Juni.

Freilich will ich ſie heirathen: Es iſt nicht wahr, daß man „eines ſolchen Verhältniſſes“ müde wird. Was du von „Achtung,“ „Reinheit,“ „Profanation“ ꝛc. ſagſt, iſt dummes Zeug. Du biſt ein unerfahrener Menſch, der ſich auf ſeine negative Tugend etwas zu Gute thut und ſeine Weisheit aus ſchlechten moraliſchen

Büchern holt, welche jedes wahre Gefühl und die schönste Menschlichkeit verleumden. Müde werden? „Verlöschen?“ Ich fühle einen Vorrath von Wärme in mir, daß selbst, wenn von einem Ausgeben und nicht von einem beständigen Empfangen die Rede wäre, ich getrost bis in das späteste Alter wandern kann, ohne ein Auskühlen zu befürchten. Gluthen genug, um das kalte Alter an ihren Kohlen zu erwärmen. — „Achtung?“ — Welch ein reines Weib ich an Marie besitze, weiß ich erst, seit ich sie besitze. Ich bitte dich, sprich nicht hergebrachtes Zeug. Die Sonne steht, und wir sagen nach hergebrachter Weise, sie geht auf und unter. In der moralischen Welt sind die Täuschungen noch größer. Mit Widerwillen denke ich an meine tugendhafte Studienliebe, an Adele, die zu mir sagte: Seien wir wie Bruder und Schwester! und mit der innersten Verehrung denkt jeder meiner Gedanken Mariens. Was ich immer denken mag, der Gedanke an sie steht immer daneben; er ist der Begleiter aller meiner andern Gedanken; ich denke zweifach. — Lieber Freund, sei nicht tugendhaft, wie es geschrieben steht, und predige mir nicht mit allen Mitteln der Rührung. Warum hast du mich der Unannehmlichkeit ausgesetzt, nach jedem deiner Sätze ein innerliches Connu! Connu! auszurufen, als hätte ich ein banales Buch gelesen? — Was sprichst du mir pathetisch von Vater und Mutter? Ich soll ein vortreffliches Geschöpf, das besser ist als alle Schwiegertöchter, die sich meine Mutter aussuchen könnte, das sich mir mit Leib und Seele hingegeben, das mir alle Minuten meines Lebens mit Glück und Schönheit ausfüllt, ich soll es den Vorurtheilen meiner Eltern aufopfern? — und nicht lieber diese Vorurtheile besiegen? — Das hast du nicht gewollt, mein Schweizer! Geh in dich und thue Buße und schreibe in deiner liebenswürdigen Weise, daß du deine Pflicht gethan, wie's hergebracht, und daß du eine Dummheit gemacht hast.

Ich will dir erzählen, auf daß du erkennest, wie Alles zwischen mir und Marie eine eigenthümliche Weihe hat; daß unsre Liebe, ebenso wie sie holdestes Glockengeläute durchtönt, in Allem

auf die geheimnißvolle, faſt möchte ich ſagen, myſtiſche und große Weiſe durchweht iſt.

Es war ein tropiſch-heißer Tag, der aller Welt unheimlich vorkam, weil er plötzlich auf einen anhaltenden, vierzehntägigen Regen folgte, der die Bauern um ihre Saaten beſorgt machte. Der Himmel war bis gegen zwei Uhr wie ein glühendes Erz, wie der Himmel über einer afrikaniſchen Wüſte. Plötzlich verwandelte er ſich in das ſchwefelhafteſte Gelb, und die Luft wurde unheimlich drückend, als ob man irgend einem großen Naturereigniſſe entgegengienge. Wie auf einen Schlag war der ganze Horizont von den dunkelſten Wolken umgeben, während die Sonne auf ihrer Höhe noch von einem großen gelben Hofe umſchloſſen war und die glühendſten Strahlen herabſchickte. Die Wolken rückten immer höher, und es ſah aus, als ob ſich Heere ſammelten, um eine gewaltige Schlacht zu liefern. Dort und da, an den verſchiedenſten Seiten rollte ſchon ein einzelner Donner, zuckte ein verlorener Blitz, während die Sonne in ihrem immer enger werdenden Bereiche zu brennen und grell zu leuchten fortfuhr. — Die Bauern des ganzen Dorfes ſammelten ſich, wie immer, wenn ſie rathlos ſind, vor dem Hauſe meines Vaters und ſahen ſtumm zum Himmel hinan. Sie fürchteten übermäßige Gewitterregen, die den Reſt ihrer Hoffnungen nach den vierzehntägigen Wolkenbrüchen zu nichte machen würden. Plötzlich rief Einer, warum man denn nicht die Glocken läute, um die Gewitterwolken zu zerſtreuen? Und ſofort ſetzten ſich Mehrere in Bewegung, um den alten Haller zu holen. Als gebildeter Menſch wollte ich Einſpruch thun gegen dieſen alten Aberglauben, aber es fiel mir ein, daß ich einmal zu ungewöhnlicher Stunde Marie ſehen konnte, und zwar etwas länger als ſonſt, und ich ließ ſie ziehen und den alten Haller holen. Auch hatte ich Marie ſeit vier Tagen nicht geſehen; ich war eben mit meinem Vater von einer Geſchäftsreiſe heimgekehrt, und meine Sehnſucht nach ihr war unendlich. Ohne das Gewitterläuten hätte ich bis morgen Mittag warten müſſen. Ich ließ alſo die Bauern bei ihrem

Aberglauben und näherte mich auf einem andern Wege, durch die Gärten, dem Hause des Glöckners. Die Bäume mit ihren Blättern und Blüthen, die Gräser zitterten; dort und da neigte sich ein einzelner Baum etwas tiefer als die andern, als hätte er ein besonderes Leben; das Vogelgezwitscher war überall verstummt; geraden Weges, mit einem lang anhaltenden Tone flogen wenige verspätete Bienen ihren Stöcken zu. Alles hatte Angst. Ich dachte, wie die kleine empfindliche, sensitive Marie Angst haben müsse, sie, die sich so gern in die Schauer alles Unerklärlichen versenkt, und ich konnte es nicht erwarten, zu ihr zu gelangen und sie zu beruhigen. Mit den ersten Tönen, die die Glocken von sich gaben, man läutete beide, die schöne große Glocke und das kleine Glöcklein, mit dem das Ave und die Agonie geläutet wird — sprang ich aus dem Garten und in das Haus. — Es war indessen ganz dunkel geworden, so daß ich die Gegenstände in der Stube des Glöckners kaum unterscheiden konnte. „Marie!" rief ich — keine Antwort — sie war nicht da. — Auch in der Küche nicht. — Da stand ich an der Treppe, die hinaufführt in ihr Stübchen. Ich lehnte mich ans Geländer und aufgeregt, wie ich war — durch die Gewitterluft, durch das ganze metereologische Phänomen, durch die Hoffnung des Wiedersehens und durch die Zaghaftigkeit, sie in ihrer Stube aufzusuchen — zitterte ich wie jene Bäume in den Gärten, die ich eben kopfschüttelnd betrachtet hatte. Ich hatte nicht den Muth, die Treppe hinaufzusteigen. Da fiel ein furchtbarer Donnerschlag, und er war noch nicht verhallt, als ich schon in Mariens Stübchen stand. Sie lehnte an ihrem kleinen Fensterchen und sah entsetzt hinaus in die schauerliche Welt, der Untergang drohte. Mit einem Freudenschrei wandte sie sich und lag in meinen Armen. — „Wie lieb, wie gut, daß du gekommen bist," sagte sie mit blassen Lippen: „ich wäre vor Angst vergangen. Das ist ja ein schrecklicher Tag. Aber jetzt fürchte ich mich nicht mehr." — So sprechend, schloß sie mich mit solcher Inbrunst in ihre Arme, schmiegte sie sich so eng an mich, daß ich es mit Glück fühlte,

wie viel ich ihr war — ihr Freund, ihr Schutz, ihre Hülfe, ihr Troſt — und ich ſchwor mir, es ihr immer zu ſein. — Ich ſtreichelte ihr die Scheitel, wie man einem bangen Kinde thut, und konnte kein Wort hervorbringen vor Rührung. — Sie ſah mich an und mochte wohl ſo was in meinem Auge entdeckt haben und lächelte, und der ſeligſte Kuß ließ uns die Welt und den donnernden Himmel vergeſſen. — Dann ſah ich mich in der kleinen Stube um. Mein Freund, es gibt nichts Schöneres, nichts Rührenderes als ſo eine kleine Stube eines armen, ſchönfühlenden Geſchöpfes; ſo ein Stübchen, wo der Mangel und die Dürftigkeit mit Anmuth verhüllt und zu Harmonie geordnet ſind. Die Blumen waren vom Fenſterbrett vor dem Gewitter gerettet und ſtanden in einem Winkel, den alten Freund Jakob verbergend, der ſich hinter ihnen verſteckte und nicht wagte, einen unharmoniſchen Ton hören zu laſſen. An der einen Wand die wenigen Kleidchen neben einander hängend und von einem weißen Tuche bedeckt; an einem Balken des Dachſtuhles ein kleines Spiegelchen, kaum ſo groß wie Mariens Geſicht; doch verſuchten wir es, uns zu gleicher Zeit Wange an Wange darin zu ſehen. „Jetzt haſt du auch hineingeſehen," ſagte ſie, als ob ſie ſagen wollte: Jetzt iſt der Spiegel etwas werth — und fügte dann in demſelben Sinne hinzu: „Jetzt biſt du auch in meiner Stube geweſen." — Links dem Fenſter gegenüber ein kleines, kleines Bett, von einer großen Decke bedeckt; daneben ein Tiſchchen mit der Silhouette ihrer Mutter und einige Bücher von mir und ein Bleiſtift, den ich in einem der Bücher hatte ſtecken laſſen. Wieder einen Kuß für dieſen Ehrenplatz, den der Bleiſtift einnahm, und einen noch wärmeren Kuß für die getrockneten Feldblumen, die ich einmal von der Jagd mitgebracht und die jetzt über dem Bett an einem Bande hingen. Da ſaßen wir, vor dieſem Bett, und die Stube wurde immer dunkler, die Donner rollten wie tauſend Schlachten, und blaue und gelbe Blitze tauchten uns in die grellſten Lichtſtröme, und die Glocken läuteten wie raſend, und wir hörten nichts und ſahen nichts. Wir hörten nur die Liebe und das Glück und

die Jugend. Die Welt kämpfte und war bange und zitterte; wir waren auf einer seligen Insel — die Welt vergessend und vergessen von der Welt, ganz nur uns angehörend und untergehend in der Seligkeit des Nehmens und Gebens.

Später.

Ich hätte dir noch Vieles zu sagen, aber denke ich jenes Nachmittags, schwinden mir alle andern Gedanken. Jener donnernde, blitzende Nachmittag mit seinem Abend hat so große Seligkeiten für mich, daß ich ihn in meinen Gedanken noch nicht erschöpft habe; erinnere ich mich sein, bin ich zu nichts Anderm fähig — am Wenigsten, ihn zu beschreiben. Sein Andenken wird mich ewig begleiten, und Alles, was darauf folgte, ist seiner vollkommen würdig.

Den 22. Juni.

Du fährst beharrlich fort, ein Philister zu sein. Ich verzeihe dir, weil du diese Tugend der Beharrlichkeit auch in der Freundschaft übst. Du findest Leichtsinn, Frivolität darin, daß wir so glücklich sein, daß wir Alles vergessen konnten, während die Elemente im Aufruhr, die Menschen voll Bangen und Zagen, die Hoffnungen Tausender bedroht waren. Das klingt sehr schön, besonders in einer Predigt. Aber ich bedaure, daß du den hohen Ernst, der mit einem hohen Glücke verbunden ist, noch nicht kennst. Wahrlich, ich sage dir, nichts ist so rein, so hoch, so erhebend wie das Glück. Des schönsten Glückes Kern ist gewiß der schönste Ernst. Ueber deinen Vorwurf bin ich ganz ruhig. Marie ist heiter. Das ist mir genug. Wäre in jenen glücklichen Stunden irgend eine befleckende Sekunde, auf dem reinen Spiegel dieser Seele hätte sich eine Trübung geäußert. Aber sie ist heiter und fleckenlos glücklich. — Fahre du fort mit deinen Ermahnungen, wie du willst; aber Eines verbiete ich dir mit dürren Worten: Keine, auch nicht die leiseste Verdächtigung gegen Marie;

erlaube dir nicht irgend eine, auch nicht eine berechtigte Berechnung bei diesem uneigennützigsten, hingebendsten Geschöpfe vorauszusetzen. — Sie liebt, das ist Alles. — Du hast gut von Opfern sprechen, die ich ihr bringen müßte. Als ob das so leicht wäre, ihr ein Opfer zu bringen, ihr, die zu jedem bereit ist und jedes dargebrachte zurückweist. — Als ich ihr von Heirath gesprochen, schüttelte sie den Kopf. — „Die Verhältnisse," sagte sie, „sind zu verschieden; sind nicht nach Heirath."

„Glaubst du, daß ich den Widerstand meiner Eltern nicht besiegen könnte?"

„Gewiß könntest du das, aber du sollst für mich keine Hindernisse besiegen; du sollst nicht in den geringsten Widerstreit gerathen um meinethalben; ich soll in deiner Familie, in deinem Leben nicht das kleinste Wölkchen machen."

„Hast du nicht ein Recht darauf, meine theure Marie, daß ich Alles für dich thue und dulde?"

„Ja, ich habe dieses Recht, und ich schenke es dir. Wozu Verdruß und Hin- und Herreden und alle diese häßlichen Sachen? Sind wir nicht so glücklich?"

Kenntest du sie, mein Freund, sähest du ihr nur eine Sekunde ins Auge, du wüßtest, daß Das alles so wahr ist, wie das Lallen eines Kindes — leider zu wahr für mich, denn ich bin entschlossen, sie zu meinem Weibe zu machen, und fürchte die Hindernisse nur von ihrer Seite. Sie ist ein eigenthümlicher Charakter. Jeder Gedanke, jedes Gefühl, jeder Entschluß, den sie faßt, schlägt so schnell und so starke Wurzel, umrankt ihr ganzes Wesen mit einer solchen Energie, daß sie ihm angehört und sich seiner Herrschaft nicht mehr entziehen kann. So weiß ich, daß sie jetzt ganz ihrer Liebe angehört, so fürchte ich, daß sie von unserm Glücke, wie es jetzt ist, nicht lassen kann, daß sie irgend eine andere Form desselben nicht annehmen würde. In der That ist es so schön als möglich. Die letzten Tage haben wir auf die herrlichste Weise verlebt.

Der alte General Graf P... hat auf sein sechs Meilen von

hier gelegenes Schloß zu seinem siebenzigsten Geburtstag alle in dieser Gegend noch lebenden Kriegskameraden von Anno 13 geladen. Der alte Wachtmeister Haller, ehemals ein Liebling des Generals, durfte nicht fehlen. Mit seinem Kreuz auf dem Invalidenrock marschirte er ab, nachdem er seine Glocken einem andern alten Soldaten übergeben, und blieb volle fünf Tage aus. O diese fünf Tage, für mich fünf Jahrhunderte der Wonne, der reichsten Genüsse.

Gleich am ersten Tage verabschiedete ich mich von meinen Eltern unter dem Vorwande einer geologischen Wanderung und ging zu Marien. Mit dem ersten Schritte über ihre Schwelle gab ich der Welt hinter mir einen Stoß, ungefähr wie Tell dem Schiffe des Landvogts, als er ans Land sprang. Ich schob den Riegel vor die Thür, und meine Welt war abgeschlossen. — Ein glücklicheres Paar ist wohl selten zu sehen hier unter dem wandelnden Mond. Das Schönste war die Ruhe, mit der wir uns freuten; das Glück des Zusammenseins genügte uns. Die Grundmelodie unseres harmonievollen Idylls war wohl die Melodie zu:

Hand in Hand und Lipp' auf Lippe,
Liebes Mädchen, bleibe treu.

Wie Philemon und Baucis saßen wir ruhig neben einander auf der Ofenbank und ließen draußen die Sonne scheinen, die Blüthen dufteten und die Vögel sangen. Was wir so lange vergebens gewünscht hatten, uns ruhig, ohne Beschränkung der Zeit, ohne Hast ausplaudern, Eins das Andere in Ruhe genießen, ansehen, anhören zu können, etwas mit einander zu lesen, Das alles war uns nun in vollem Maße gegönnt. Auch den hohen Genuß, schweigend und sinnend, sich in sein Glück vertiefend neben einander zu sitzen, haben wir gekostet. Wie oft dachte ich dein mit einer gewissen Schadenfreude, dein und deiner Bedenken, ob ein solches Mädchen vom Lande mit seiner Bildung und seinem Benehmen zu mir und in die Gesellschaft, in der ich zu leben

bestimmt bin, passe. Die Dichter, die ich ihr vorlas, nahm sie mit einem Verständniß auf, daß ich mir hundert Mal sagte, wie sie nach kurzer Zeit alle die Damen eurer gebildeten Gesellschaft beschämen würde. Ihre Anmuth, um die sie, wie um ihre Hände und Füße, jede Herzogin beneiden könnte, war mir längst bekannt — diese Bildungsfähigkeit, oder besser, diese ursprüngliche Bildung des Geistes und des Gemüthes dazu, und ich fordere diese ganze Gesellschaft, die ich mit ihr entbehren kann, in die Schranken. — Gegen Mittag ging man an die Bereitung einer kleinen Mahlzeit, und ich half treulich mit in der Küche. Da ertönte die Glocke. Aus alter, lieber Gewohnheit umarmte und küßte man sich, so lange die Glocke tönte, und als das Ave kam, lächelte man, daß man sich nicht zu trennen brauchte. — Dann saß ich vor einem schön gedeckten Tische und durfte nicht von der Stelle und mußte mich bedienen lassen. Wir aßen Beide mit frischem Appetit, wie Kinder, wenn sie im Spiele Mahlzeiten halten. Nach Tische stiegen wir hinauf in das liebe kleine Stübchen, das ich seit jenem Gewittertage, seit jenem glücklichen Tage nicht gesehen hatte. Ich mußte mir sagen, daß ich heute noch glücklicher bin, und ich dachte unwillkürlich an Goethe, der diese höchste Poesie des ruhevollen Glückes versteht, weßhalb er so oft mißverstanden wird von den Leuten, die nicht wissen, daß Ruhe so viel bedeute, wie Tiefe — daß nur im Maße sich das Unendliche fasse, und daß die unruhige Leidenschaft nur das Vergängliche, das Momentane darstelle.

So tiefe Ruhe, wie da träumt der Fromme,
Daß sie nach letztem Kampf ihn überkomme,
So tiefe Ruh, wie junge Liebe denkt,
Daß sie nach erstem Kuß sich niedersenkt —

solche tiefe Ruhe, ihrer selbst bewußt, deßhalb doppelten und dreifachen Genusses fähig, gab unsern Tagen den Ton und die Stimmung. Ich weiß nicht, welchen von ihnen der Preis gebührt; erzählbar ist nur der letzte. —

Ich erhob mich, der Verabredung gemäß, schon vor Tagesanbruch vom Lager, und als ich zu Marien kam, fand ich sie schon angekleidet und zum Aufbruch gerüstet. Wir wollten ungesehen aus dem Dorfe kommen und den Tag in Wald und Feld verbringen. Das ganze Dorf lag noch im tiefsten Schlafe, als wir an den letzten Häusern dahinhuschten; nur die Brunnenröhre murmelte, und die Schwalben zwitscherten. Ein Kalb, das man im Dorfe die Nacht durch weiden ließ, blökte uns freundlich an und machte uns einige Freudensprünge vor. Marie drückte mir den Arm und lachte vor Seligkeit. Sie war so frisch und blühend, wie ich sie noch nicht gesehen hatte. Sie trug ihr Sonntagskleid von blauem, leichtem Merino; über den Kopf hatte sie eine Art von schwarzem Schleier oder Tuch geworfen, das sie nach der Weise unserer Bäuerinnen vorn unter dem Kinn zusammenband. Schwarz und Blau scheint mir die schönste Farbenkombination, besonders seit ich ihr blaues Auge mit den schwarzen Wimpern und Brauen kenne; denn sie hat schwarze Wimpern und schwarze, feine Augenbrauen, trotz dem blonden Haar. — Laufend kamen wir ins freie Feld, wo schon die Lerchen sangen und die Thaue zu glänzen anfingen, obwohl der kleine Bach noch so laut plauderte, wie er nur in dunkler Nacht zu thun pflegt. Wir eilten, so fern als möglich vom Dorfe zu kommen, und sprachen wenig; nur daß wir uns von Zeit zu Zeit ansahen und lachten und die gute Idee dieser Wanderung nicht genug preisen konnten. Jeder suchte das Verdienst der Erfindung dem Andern zuzuschieben. — Auf einem Hügel angekommen, blickten wir zurück und überschauten die Gegend und unser Dorf. Unsre Gegend ist nicht schön; es hat Alles einen kleinen Charakter und nichts Erhebendes; aber in der Morgenbeleuchtung, hier und da von Nebeln verhangen, hatte sie doch etwas Romantisches, und Friede wehte aus allen Winkeln. Das Haus meines Vaters mit dem rothen Dache und den blechernen Thürmchen ragte stolz aus dem Dorfe hervor, stolzer als das kleine Schloß; links im Thale lagen nach einander den Bach entlang seine Hämmer mit dem großen, alten

Verwaltungsgebäude, das noch vom vorigen Jahrhundert her roth und weiß angestrichen ist und mit breiten Rundbogenfenstern glänzt. Auf einem fernen Hügel, uns gegenüber, machte sich eine große Meierei breit, die ebenfalls meines Vaters Eigenthum ist. — „Siehst du," sagte ich zu Marie, auf deren Schultern mein Arm lag, „siehst du, Das alles soll dein sein!" — „Weiche von mir, Versucher!" lispelte sie und zuckte die Achseln und wurde traurig. — Zum Glück fing eben die Morgenglocke zu läuten an; diesem Zeichen konnte unsere holde Gewohnheit nicht widerstehen, und sie lag in meinen Armen, so lange die Glocke läutete — zum ersten Male bei der Morgenglocke.

Dann ging es weiter den Hügel hinab, und das Dach verschwand, und wir waren in einer ganz neuen, fremden Gegend, fern von unserer Welt. Noch über eine Reihe von Hügeln, dann begann ein schöner Laubwald, der uns in seine Dämmerung verschlang, eben als die übrige Welt in der schönsten Morgensonne zu leuchten begann. Zu uns kam die Sonne nur in gebrochenen Strahlen, oder im Wiederschein eines Thautropfens, oder als goldene Blättchen, die auf dem Wege lagen. In den Zweigen huschte, raschelte und sang es. Käfer und Mücken suchten den Weg in die Sonnenstrahlen und summten ungeduldig, daß sie mit ihrem Zickzackfluge immer wieder von den Lichtpfaden abkamen. Wie mit raschem Entschlusse erhoben sie sich plötzlich und fuhren laut summend wie im Triumphe graden Weges aus der Dämmerung heraus in die Sonne. Marie sah und hörte Alles; nicht der geringste Vorgang im Leben der Blätter, Gräser und der kleinen Thierchen entging ihr; sie errieth alle ihre Wünsche und Schicksale und sprach mit einer Ueberzeugung davon, wie ein glückliches Kind, und mit einer märchenhaften Einsicht, als wäre sie die kluge Frau des Waldes. Nie war sie wegen der Erklärung irgend welcher Erscheinung in Verlegenheit und brachte so manchen holden Unsinn hervor, der mich laut lachen machte; das ermunterte sie nur, und der holde Unsinn wurde zu ganzen Märchen, die sich an Blumen, Steinen, Bäumen und Ameisen

auf unserem Wege fortspannen. — Es ist wunderbar, wie in ihr, neben dem klarsten Verstande, Phantasie und Gemüth unabhängig fortarbeiten und ihr Alles bedeutend machen, was in ihr Leben tritt, und sei es das Aeußerlichste und Zufälligste. Sie hat das, wie ich aus mancherlei Erzählungen entnahm, von ihrer Mutter. Diese starb, weil sie bei einem Besuche am Grabe ihres Mannes stolperte und auf das Grab fiel. Sie nahm das als Vorbedeutung und starb in demselben Jahre, nachdem sie Alles mit Ruhe geordnet hatte. Ihrer Tochter hinterließ sie die Regel, sich von der Welt fern zu halten, denn jede Berührung mit dieser, jede Veränderung im Leben habe verhängnißvolle Folgen, die unberechenbar und unabwendbar seien. Es gebe Menschen, die gewaffnet seien gegen die gewaltigsten Ereignisse, andere erliegen einem Stecknadelstiche, ja dem Glücke sowohl, wie dem Unglücke. Sie, Marie, gehöre zu den letztern. Daß ein Rabe der Vermittler unserer Bekanntschaft gewesen, hat ihr schon manche trübe Stunde gebracht, und der arme Vogel hat ihre Freundschaft verloren und ist endlich verschenkt worden. Umsonst arbeite ich gegen diese Art, die Dinge zu sehen; sie wurzelt tief in ihr, wie Alles, was sie einmal in sich aufgenommen. Hätte ich sie als verständiger und vorsorglicher Vater zu erziehen gehabt, ich hätte ihr vielleicht eine rein mathematische Erziehung gegeben, um diesem Wesen ein Gegengewicht zu bieten und sie vor sich selbst zu schützen.

Doch das schreibe ich jetzt mit kaltem Blute; auf jener Wanderung im Walde hätte ich um alle Schätze der Welt ihren symbolisirenden Uebertreibungen nicht Einhalt gethan; sie berauschten mich, sie umwoben mich mit einer Atmosphäre, daß ich in einem Märchen zu leben glaubte; sie vergoldeten und erhoben mir die Welt, daß sie mir lieb wurde, daß ich sie in einem Lichte sah, wie niemals.

Die Sonne stand schon hoch, als wir auf einer Lichtung ankamen, von der aus man das Land nach zwei Seiten hin überblicken konnte. Marie war müde, denn es war heiß geworden,

und sie war früh aufgestanden. So lagerten wir uns in das Moos unter einem alten knorrigen Eichenbaum. Sie lehnte ihr liebes Köpfchen an meine Brust, plauderte immer weiter, und während sie plauderte, näherte sich der Schlummer, den sie diesen Morgen zu früh verlassen hatte, machte seine Rechte geltend und drückte sanft seine Hand auf die beiden blauen, lieben Sterne. Während sie schlief, hatte ich mit Anschauen des holden Gesichtes genug zu thun — aber je länger ich es ansah, desto trauriger wurde ich, ohne zu wissen, warum. Neben der holden Ruhe lag ein Zug von Melancholie darauf, der mir zu Herzen ging, und dämonischerweise kam mir einmal übers andere der Gedanke: So würde sie aussehen, wenn sie todt wäre. Und im vollsten Genusse meines Glückes erinnerte ich mich an alles Elend, das dieses Leben erfüllt oder bedroht, und da schien mir ein solcher friedlicher, ewiger Schlummer unendlich wünschenswerth, für mich und für sie. Wie der Chor in der griechischen Tragödie, der beim höchsten Glücke vor dem Neide der Götter zu warnen anfängt und jene selig preist, die ausgekämpft — so stand Etwas neben mir und außer mir, das solche Lieder sang. Ich schüttelte mich vor Schauer, und Marie erwachte. Ein Blick in ihre Augen, und die behagliche, unheimliche Stimmung verschwand.

Wir wanderten weiter, Arm in Arm, den Berg hinab, durch ein breites Thal, in der Geisterstunde des Mittags, da die Gegenstände keinen Schatten haben und eben darum unwahrer erscheinen, so zu sagen, abstrakt. Alles schwieg; die hohen Saatfelder rechts und links standen aufrecht und ruhig, und die Aehren glühten. Man horchte vergebens nach einem Laut. In einem Kornfelde lag ein Wanderbursche mit dem Gesicht zur Erde gedreht und schlief; auf der Schläfe, die sichtbar war, standen große Schweißtropfen. Marie ging auf den Fußspitzen, schloß sich enger an mich, und wir wandten uns einem Gehöfte zu, das freundlich hinter Linden versteckt lag. Unter einem der Bäume waren Tisch und Bänke angebracht; dahin setzten wir uns und wurden, da uns der Hund ankündigte, von einer hübschen jungen

Frau, so einer Goethe'schen Pächterin, sehr gastlich empfangen. Ich stellte uns als Bruder und Schwester vor, und daran anknüpfend erfand Marie gleich eine ganze Geschichte, im übermüthigsten Tone, wie unser Vater, Verwalter des Grafen P..., von einem Gute auf das andere versetzt sei — die Pächterin hatte richtig von der Versetzung sprechen hören — wie unsre Habseligkeiten auf der großen Straße dahingebracht würden, wir es aber vorgezogen hätten, durch das schöne Land abseits von der Straße zu wandern, um bei dieser Gelegenheit die Ruinen des Schlosses Kaiser Karls IV. zu sehen ꝛc. Wie ich, der Bruder, der eigentlich zur Advokatur bestimmt gewesen, nun auch in die Landwirthschaft eintreten werde, weil ich als Student auf der Universität tolle Streiche gemacht und nichts gelernt hätte. Darauf kam eine lange Reihe toller Streiche, die sie mit ausgelassenster Phantasie ersann und in deren Aufzählung sie sich durch nichts stören ließ. Aber nach und nach wurden aus tollen Streichen wahre Großthaten und ich aus einem Taugenichts ein romantischer Held, der das Unerhörteste gethan und sich immer für seine Freunde aufs Großmüthigste geopfert. So nimmt in diesem Kopfe Alles, Dichtung und Wahrheit, am Ende eine Wendung zum Ernsthaftesten und Romantischsten. — Für diese Märchen bewirthete uns die gute Frau, so gut sie konnte, mit Allem, was eine solche Meierei aufzubieten vermag. Zuletzt brachte sie uns noch ihr Kind, einen hübschen weißköpfigen Jungen von drei Jahren, der für Marie sofort eine lebhafte Neigung faßte. — Wie sie ihn auf dem Schooße hielt, sah sie aus wie eine vorraphaelische Madonna, und wie sie mit ihm spielte und ihm Geschichten zu erzählen anfing, hatte ich allerlei ernsthafte und schöne Gedanken. Sie mochte Aehnliches gedacht haben, denn von Zeit zu Zeit hielt sie im Spielen und Erzählen inne, sah den Knaben lang und ernsthaft an und erröthete, ohne sich nach mir zu wenden. Endlich, da die Schatten länger wurden, mußten wir aufbrechen, wir nahmen herzlichen Abschied und gingen. Lange hörten wir noch den Jungen, der nach Marien schrie. „Na, sieh mal das

Kind !“ sagte sie gerührt und blieb mehrere Mal stehen, um ihm noch einen Gruß zuzuwinken.

Wir wanderten dem Bache nach, der aus dem Querthal in das Hauptthal führte, an dessen Ende unser Dorf liegt. Wirklich war es, wie Marie der Pächterin sagte, unsre Absicht gewesen, das Schloß Kaiser Karls IV. zu besuchen, aber jetzt war nicht mehr daran zu denken, und in der That, wir bedurften keines Reisezweckes und keines äußern Gegenstandes, um den Tag abzukürzen oder auszufüllen. Ich mußte Marien von meiner Vergangenheit, von unsrer Häuslichkeit, von meiner Mutter erzählen; sobald ich aber auf unsre Zukunft kam und mit ihr schwärmen wollte von den Tagen, die da kommen sollten, lenkte sie das Gespräch immer wieder auf die Vergangenheit. — Der Abend war da, ehe wir uns dessen versahen, aber wir hatten keine Ursache, deßhalb schneller vorwärts zu schreiten. Wir schlenderten so fort in angenehmer Dunkelheit und kamen erst spät in der Nacht am Dorfe an. Ich stand mit Marien an der Thür ihres Hauses; sie griff unter die Schwelle, wo der Schlüssel versteckt war und schloß auf. In der Thür stehend, legte sie beide Arme auf meine Schultern und sagte mit bebender Stimme: „Max, mein Freund, mein theurer Max — wie glücklich —“ Sie konnte vor Schluchzen nicht weiter sprechen; ich wollte sie beruhigen, aber bevor ich ein Wort gesprochen, war die Thür zugefallen und der Riegel vorgeschoben.

Ende Juni.

Mein Freund! Es wäre schrecklich, wenn jene schönen Tage der Höhepunkt unsers Glückes gewesen wären; wenn es jetzt abwärts ginge in dunkle Schluchten ohne Sonne und Blumen! Das ist eine der traurigsten Seiten unsers Lebens, daß es von einer Stunde zur andern nicht die geringste Sicherheit gibt! Das ist ein Gemeinplatz, aber wenn man selber die Erfahrung macht, ist sie immer neu und traurig. Zwar berechtigt mich nichts

Positives zu diesen Jeremiaden, aber ich bin verdrießlich. — Seit ich dir geschrieben, habe ich Marie kaum gesehen. Der Oheim kam von seinen Invalidenfesten und dem langen Marsche ganz ermüdet zurück und überließ sein Glöckneramt auf unbestimmte Zeit dem Stellvertreter. Da tönen mir nun die Glocken nutzlos und zwecklos, und ich stehe am Fenster und ärgere mich, so lange es läutet. Nur einen Augenblick in allen diesen Tagen gelang es mir, Marien im Garten zu sprechen, und da hatte sie mir auch nichts zu sagen, was mich aufgerichtet hätte. — Der alte General Graf P. hat durch den Oheim erfahren, daß noch eine Tochter seines Lieutenants da sei, und will nun für sie sorgen. Seine Tochter, die Baronin L., soll sie zu sich in die Stadt nehmen, und zwar schon nächsten Winter — für ihre Bildung sorgen, ihr vielleicht einen Mann verschaffen — Freilich ist Das alles so in die Luft gesprochen; der Oheim läßt Marien volle Freiheit, zu thun und zu lassen, was sie will, und ich kann ja auch dem ganzen Plane ein Ende machen. Doch ärgert es mich, daß sich fremde Menschen und Pläne in unser Leben drängen, und schrecklich ist es mir, daß ich von Marien nicht erfahren kann, was sie zu alle Dem denkt. — Als ich sie fragte, antwortete sie nur mit gebrochenen Sätzen: — „Wer weiß — es wäre vielleicht am Besten" — „wenigstens für dich" — „denken wir nicht an die Zukunft." — Dann mußte sie mich wieder verlassen, und ich sitze da und ärgere mich und kann es nicht erwarten, sie wieder zu sehen, sie zu umarmen und die ganze trübe Stimmung all der Tage in einen glücklichen Moment zu versenken.

Den 14. Juli.

Eine Ewigkeit habe ich geschwiegen, und doch schreibe ich dir in keiner glücklicheren Stimmung. Der Tag nach meinem letzten Schreiben war der Tag meiner Erlösung, aber er war vom Zufall schlecht gewählt. Der Ohm trat bei einer unglücklichen Gelegenheit wieder sein Amt an. Das ganze Dorf war in Trauer ver-

setzt. Eine junge, schöne, von Allen geliebte Bäuerin, Mutter von vier Kindern, die in den glücklichsten Verhältnissen lebte, wurde plötzlich vom Tode dahingerafft. Das Todtenglöcklein versetzte die ganze Gemeinde in die größte Niedergeschlagenheit; überall Klagen und Weinen, das sich wiederholte, als sich sechsunddreißig Stunden später beide Glocken in Bewegung setzten, um mit ihrem Heimatsklange den Sarg zu begleiten, der, vom halben Dorf gefolgt, auf den Kirchhof der nächsten Stadt gebracht wurde, da wir in unsrer kleinen Gemeinde selbst keinen haben. Das Geläute dauert bei solcher Gelegenheit so lange, bis man von der Höhe des Thurmes die Beerdigung auf dem fernen Friedhofe als beendigt erkennt — d. i. beinahe zwei Stunden, da sich ein solcher Zug sehr langsam bewegt. — Ich hatte Marien seit so vielen Tagen nicht gesehen, ihre Erzählung von den Plänen des alten Grafen, die Art, wie sie dieselben aufnahm, alles Das beunruhigte mich, versetzte mich während der ganzen Zeit in die fieberhafteste Aufregung, so daß ich von dem Unglück des ganzen Dorfes kaum berührt wurde und an nichts dachte, als wie ich wieder zu Marie gelangen könnte. — Was Wunder, daß, als das Grabgeläute erscholl und ich wußte, daß der Oheim wieder an der Glocke war, ich mich sogleich aufmachte und zu Marien eilte. — Aber ich fand die Thür verschlossen, und als ich pochte, öffnete sich das Fenster, und Mariens lieber Kopf erschien hinter den Resedatöpfen.

„Ich wußte, daß' du kommst, sobald die Glocken läuten," sagte sie in vorwurfsvollem Tone, — „und seien es auch Todtenglocken, und habe mich darum eingeschlossen. Heute darfst du nicht herein, lieber Max, — sieh, die gute, schöne Marianne wird begraben."

„Wie!" rief ich, „nachdem ich dich so viele Tage nicht gesehen und gesprochen, kannst du mich hier vor deiner Thür so stehen lassen? — schiebst du mir den Riegel vor?"

„Ach," seufzte sie und legte die Hand aufs Herz, „das ganze Dorf ist so traurig, und die armen Kinder — und Alles denkt

jetzt an Tod und Kummer, und wir sollen glücklich sein — das ist so herzlos, so hart."

Wie sie sprach, sah sie unsäglich gut und lieb aus, daß ich ihr unwillkürlich die Arme durchs Fenster entgegenstreckte, aber sie zog sich in die Stube zurück, und unwiderstehlich angezogen, sprang ich ihr durch das Fenster über die Resedatöpfe nach. Voll Angst, daß ich bei dem hastigen Sprunge falle, fing sie mich mit beiden Armen auf, und halb lächelnd, halb grollend sagte sie: „Das ist nicht recht, Max, das ist gewiß nicht recht."

„Böses Mädchen!" rief ich, ganz glücklich, sie wieder in meinen Armen zu halten — „kannst du mich nach so vielen Tagen der Trennung so behandeln? — nachdem ich all die Zeit aufs Schmerzlichste über deine Kälte, mit der du mir die Pläne des alten Grafen mittheiltest, gebrütet habe! Hast du denn gar kein Herz mehr für mich? War jener Tag im Walde ein Abschiedstag?"

Obwohl Das alles scherzend gesagt war, erkannte sie doch die innere Bewegung, die mich diese Worte sprechen ließ, und gab es auf, mich gegen die Thür zu drängen. Ich war so glücklich, wieder bei ihr zu sein! Ich war wie berauscht; ich nahm sie auf meine Arme und trug sie wie ein Kind in der Stube auf und ab.

„Gewiß," wiederholte sie, „es ist nicht recht, so glücklich zu sein — ein Glück, zu dem die Todtenglocken das Zeichen geben! — Ist das nicht eine Sünde?"

„Kannst du nicht auch sündigen für mich?" fragte ich.

Gegen dieses Wort war sie waffenlos. Ein dunkler Wunsch, mich zu überzeugen, daß sie mir nicht verloren sei — nachdem sie mir all die Tage so fern gerückt schien, sie neu zu erringen — ein wilder Drang, mich vor mir selbst als den Herrn aller ihrer Aengstlichkeiten, aller ihrer Gefühle zu bewähren, und der Rausch, in den mich ihre traurige, umhüllte Anmuth und das Glück des Wiederzusammenseins versetzte, machten, daß ich mich ganz und ihre gefühlvollen, gewiß berechtigten Rücksichten ebenso sehr vergaß, wie ich den Ton der Grabesglocke überhörte. — Als sie mich

eine Stunde später zur Thür hinausdrängte, sagte sie, auf der Schwelle stehend, ruhig, aber blaß und die Hand an die Stirn legend: „Heute haben wir eine Sünde begangen. Ich nehme die Strafe und die Folgen auf mich."

Ich kam am folgenden Tage wieder. Es wollte keine rechte Freude zwischen uns aufkommen. Marie war schwermüthig. Sie setzte sich mit mir auf die Bank, nahm meine Hand und schwieg, so lange die Glocke läutete. Mir ist ganz bange zu Muthe, als ob mir ein Kampf mit Schatten bevorstände.

Den 17. Juli.

Mein Freund, ein Unglück! — Eine Kleinigkeit, eine Thorheit, eine äußerliche Zufälligkeit, und doch — ich kann's nicht anders nennen, Etwas wiederholt es mir fortwährend: es ist ein Unglück. Es geschah heute, vor wenigen Stunden. Ich war bei Marien; die Glocke läutete — sie war wieder heiter. Sie stand am Herd, ich neben ihr, den Arm um ihren Hals. Wir plauderten. Plötzlich ein schauerlicher, unheimlicher, durch und durch häßlicher Ton. Die Glocke war gesprungen. Marie fuhr zusammen; ich fühlte, wie ihr Leib unter meinem Arm durch alle Nerven erzitterte; der letzte Blutstropfen floh aus ihrem Gesichte, sie fuhr sich mit beiden Händen über Stirn und Scheitel und sah mich starr an mit entsetzten Augen. Ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust. Ich faßte mich schnell und suchte sie zu beruhigen, aber sie hörte nicht und antwortete nur mit einem schmerzlichen Lächeln: „Siehst du's nun? Siehst du's? — Ich nehme Alles auf mich." So sprechend, ging sie ruhig in die Stube. Ich stürzte fort und fand das ganze Dorf in Aufruhr. — Die geliebte Glocke, der Stolz des Dorfes, sein schönster Schatz war ja dahin! Alles stürzte der Kirche zu, um den kaum sichtbaren Sprung zu betrachten. Bei der Gelegenheit erfährt man, daß die Glocke beinahe zweihundert Jahre lang zu Leid und Freud des Dorfes geklungen. Seit Stunden spricht man nur von dem Unglück, und

Jeder knüpft seine Betrachtungen daran, und Niemand weiß, was sie mir gewesen — und mir ist, als wäre ein schöner Ton aus meinem Leben geschieden für immer.

Den 21. Juli.

Der Ton der Glocke ist gräßlich. Man fährt fort, sie zu läuten, weil man keine andere hat; manchmal versucht man es mit dem Todtenglöckchen, mit dem ehemals im alltäglichen Leben nur das Ave Maria geläutet wurde. Und die zersprungene Glocke, wie das Ave Maria-Glöckchen — ich erinnere lieber an seine heiterere Bestimmung — geben den Ton unserer Liebe an, sind die Stimmgabeln für unsere Harmonie geworden. Ist das nicht schrecklich? — Bin ich nun bei Marien, horchen wir unwillkürlich dem Geläute. Ist es die gesprungene Glocke, denken wir Beide, daß unser Glück einen Riß bekommen, wenn wir es uns auch nicht sagen; ist es das Ave Maria-Glöckchen, dann denken wir aus alter Gewohnheit nur an Scheiden. Der Oheim ist verdrießlich geworden, denn es hat sich im Laufe der Jahre zwischen ihm und der schönen Glocke ein intimes Verhältniß gebildet, und er kann ihren Tod nicht verschmerzen. Er bildet sich ein, Mariens Traurigkeit entspringe aus dem langweiligen Leben mit ihm, und spricht davon, sie nächstens dem alten Grafen vorzustellen, daß er sie nach der Stadt zu seiner Tochter schicke. — Ich habe Marien vorgeschlagen, dem Unbehagen ein Ende zu machen und meinen Eltern meine Liebe und den Entschluß, sie zu heirathen, mitzutheilen. — „Um Gotteswillen nicht!" — rief sie entschieden — „warum den Kummer deiner Eltern noch zu meinem Unglücke fügen?"

„So bist du unglücklich, Marie?" —

„Nicht durch dich, nicht durch unsere Verhältnisse; ich bin es durch mich. Du bist es auch seit einiger Zeit, und du bist es durch mich. Siehst du, so wäre unsere Ehe; sie ist nicht gut eingeläutet! Darum soll auch nichts daraus werden, aber ich kann ohne dich nicht leben."

Sie ſchwieg; dann fuhr ſie fort: „Erinnerſt du dich des holden Kindes, mit dem ich bei der Pächterin geſpielt habe? Das Glück der Pächterin iſt mir nicht beſchieden, — vielleicht iſt das eine Strafe, vielleicht ein Verhängniß.“

Solche Andeutungen verrathen mir ihre geheimſten Gedanken, denen ſie nicht klare Worte zu geben wagt. Was andere Mädchen bei einem ſo innigen Zuſammenleben ängſtigen würde, ängſtigte ſie im entgegengeſetzten Sinne — zugleich mit der Erinnerung an jene ſündhaft glückliche Stunde, da man die arme Marianne begrub. Beide Gedanken ſpielen ineinander, und es entſteht ein vages Gefühl von Tod, Sünde, Strafe, Unglück, die einen Schleier von Schwermuth um ihr Leben, Phantasmagorien vor ihre Augen weben. Alle meine Bemühungen, ſie aus dieſem Zuſtande zu reißen, ſind vergeblich, denn jeder Anhaltepunkt ergibt ſich als unfaßbar. — Aber nach und nach werde ich mit ihr myſtiſch. So hoffe ich jetzt viel von einer neuen Glocke, und da die Subſkriptionsliſte zu meinem Vater kam, bewog ich ihn, eine große Summe zu zeichnen, damit die Angelegenheit ſo ſchnell als möglich erledigt werde. Wenn nur erſt das Todtenglöcklein und das Todesgeröchel der alten Glocke verhallt ſind, die uns geſpenſterhaft verfolgen! Vielleicht wird Marie bei einem friſchen Tone wieder aufblühen und wieder heiter. Freilich, der alte Ton wird es nicht wieder ſein; das fürchte ich, das weiß ich.

Den 19. Auguſt.

Wieder habe ich lange geſchwiegen und dieß Mal nicht, weil ich zu glücklich war. Anfangs, weil ich einen Entſchluß gefaßt hatte und dir nur den ausgeführten, und wie ich hoffte, freudig und als glücklicher Verlobter mittheilen wollte. Das hat ſich leider nicht verwirklicht, und ich fürchte, dich mit meinen ferneren Klagen zu langweilen. Marie wird immer ſchwermüthiger. Nur ein entſcheidender Schritt, ſagte ich mir, kann ſie aus dieſem Zuſtande reißen; es hat ſich immer als heilſam bewährt, wenn man

schwankende Zustände in feste, genau umschriebene verwandelte. — So blieb ich denn — es sind heute fünf Tage — nachdem die arme Glocke ausgeläutet und Marie kaum zehn Worte gesprochen hatte, und erwartete den Oheim festen Fußes. Marie sah mich fragend an, ließ mich aber gewähren. Der Oheim, als er mich in der Stube fand, war etwas erstaunt, zog seine alte Soldatenmütze, rief sein Parbleu! — eines der wenigen Wörter, die er aus Frankreich mitgebracht und häufig anwendet — und fragte mich höflich, was ich wollte.

„Parbleu!“ rief ich dagegen, „wir wollen die Sache soldatisch kurz abmachen; ich bin in Ihre Nichte, in Fräulein Marie, verliebt.“

„Parbleu!“ rief wieder der Oheim und sah seine Nichte an, die ruhig in der Thür stand. „Parbleu!“ wiederholte er, „glaub's wohl! nettes Kind! Parbleu! Und dann?“

„Nun, ich möchte sie heirathen.“

„Die Tochter eines braven Offiziers, Parbleu! Und Ihre Eltern?“

„Um ihre Einwilligung ist mir nicht bange, wenn Sie nur erst die Ihrige versprochen haben.“

Der alte Wachtmeister strich sich den Schnurrbart, sah mich mit einem prüfenden Blick an und murmelte:

„Parbleu! netter Kerl, gute Partie — guter Ruf — Nichts dagegen. Parbleu! Aber ist Mariens Affaire —“

Ich wandte mich zu Marien. Sie faßte meine Hand und zog mich über die Schwelle und schloß die Thüre hinter sich. Sie schlang beide Arme um meinen Hals, und ein Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen.

„Danke, mein Freund, mein theurer Freund,“ schluchzte sie, „aber höre, was in mir fest steht und unerschütterlich. Du wärest nicht glücklich mit mir. Ich habe dich durch alle die Monate ausgehorcht; ich kenne dich besser, als du dich selber kennst; du mußt in der Welt leben, du mußt das Leben genießen und thätig sein

Großen, im Gewühle der Welt und der Unternehmungen.

Anders ist kein Glück für dich; ich bin für die Einsamkeit gemacht, nur für Den, den ich liebe, und für mich. Wir können nicht zusammengehen. Wie du dich hier, bis wir uns zusammenfanden, gelangweilt hast, so würdest du dich bald mit mir langweilen. Das alles sehe ich klar. Aber es ist noch Vieles da, das ich nicht klar sehe und das eben so wichtig ist und uns eben so sehr, vielleicht noch stärker trennt. Was ich an Glück in dieser Welt genießen sollte, habe ich genossen; was davon noch übrig ist, werde ich genießen, dann wird es aus sein. Ich weiß noch nicht recht wie, aber es wird zu Ende gehen. Dir danke ich Alles — so viel Glück, als Andere in einem langen Leben nicht kennen lernen, und wenn du mich jetzt von dir stießest, anstatt um mich zu werben, ich wäre dir dankbar bis zum Tode. — Mache dir niemals Vorwürfe meinetwegen, was auch immer kommen möge. — Ich bin glücklich, alle Schuld mit mir zu nehmen.

„Welche Schuld?" fragte ich erschüttert.

„Ach, schweigen wir davon, nennen wir es nicht — es ist ja Alles gut" — sagte sie abwehrend. — „Wir werden," fuhr sie fort, „noch so glücklich sein und noch so lange, als es geht. — Du kannst jetzt kommen, so oft und wann du willst — aber denke nicht an Heirath, mein Freund. — Einst wirst du heirathen und glücklich sein, ich verspreche es dir. Ich bin zufrieden, das vorübergehende Glück deiner Jugend gewesen zu sein; das war meine Bestimmung." — Sie brachte Das alles so schnell, so aufgeregt und doch so entschieden hervor, daß es mir unmöglich war, ihr ins Wort zu fallen. Endlich, da sie ermüdet und tief athmend ihren Kopf auf meine Brust fallen ließ, sagte ich:

„Aber, Kind, welche Schuld? Welche böse Träume plagen dich?"

Sie erhob ihren Kopf, sah mich mit großen, vorwurfsvollen Augen an und sagte, indem sie sich wie in Frost schüttelte: „Denkst du nicht jener Stunde? Die Todtenglocken läuteten; ein liebes gutes Weib trug man zu Grabe, vier Waisen waren in

unſerer Nähe, Alles weinte, Alles war von Todesſchauern, von Mitleid, von Barmherzigkeit erſchüttert — wir vergaßen Gott und Menſchen, alle Geſetze, alles Leiden der Andern, und wir freuten uns und waren glücklich. Iſt das keine Schuld? Das iſt ſchlimmer als ein Mord — gewiß, das muß geſühnt werden. Das iſt gewiß, o ſo gewiß!"

Mit Schrecken erkannte ich die Krankheit dieſer zarten, empfindlichen Seele. Sie mißverſtand den Ausdruck meines Geſichtes und ſagte lächelnd mit einem beruhigenden Tone:

„Sei getroſt! das Sühnopfer iſt gefunden und auserwählt."

Mein Freund! Der Seidenwurm, der vom Zweige fällt, an das er ſein zartes Geſpinnſt hängen wollte, macht keinen zweiten Verſuch, hinaufzuſteigen; er rollt ſich in ſich zuſammen und ſtirbt. Eben ſo thut er, wenn man ſein zartes Geſpinnſt unſanft berührt. Man erzählt auch von der Schwalbe und von andern Vögeln, daß ſie den Bau ihrer Neſter unterbrechen und aufgeben, wenn eine fremde Hand irgend einen ſtörenden oder unreinen Gegenſtand herbeigetragen. Solche Seelen gibt es, die ſich aufgeben, wenn in den reinen Bau, in das zarte Geſpinnſt ihres Lebens etwas geworfen wird, das ihnen fremd, das eine Schuld iſt. Ja, es iſt genug, daß es nur den Schein einer Schuld trage. Du kannſt mit der Schwalbe und mit dem Seidenwurm nicht rechten, du kannſt ſie nicht aufwecken zu einem neuen Bau, zu einem neuen Leben — ihnen gebietet ihre Natur, und ſie geben ihr Neſt auf und ihr Leben.

Und ſo ſchreibe ich dir betrübt und hoffnungslos, da ich gehofft hatte, dir als glücklicher Verlobter ſchreiben zu können.

Den 1. September.

Unglück, ſollſt willkommen ſein, kommſt du nur allein! Ein Sprüchwort, ein Wahrwort. Aber das Unglück wächst nur in Familien wie gewiſſe Bäume. Wo eines aus dem Boden ſprießt, kann man ſicher ſein, bald ein anderes nachwachſen zu ſehen!

Es war für Marien an jenem unglückſeligen Begräbnißtage und an der geſprungenen Glocke genug. Nun mußte noch etwas hinzukommen. Erinnerſt du dich der ſchönen Pächterin, von der ich dir geſchrieben und die wir vor zwei Monaten auf unſerer glückſeligen Wanderung kennen lernten? — Doch ich muß dir erzählen, wie wir wieder zu ihr kamen.

Die geſprungene Glocke wurde aus dem Thurme genommen. Mit ihr und mit der geſammelten Summe wurde der Oheim in die Stadt geſchickt, um beim Glockengießer eine neue einzutauſchen oder zu kaufen. Wir waren wieder allein, ganze Tage allein wie damals; wir waren wieder glücklich, aber es war ein verſchleiertes, ein dunkel verſchleiertes Glück. Wir ſind ja Beide nicht mehr ſo hoffnungsvoll wie damals. Marie immer voll Liebe und Güte und Anmuth, ja ſelbſt immer lächelnd, aber immer auch wie in ein Schickſal ergeben. Ich hoffte, die alte Stimmung in ihr zu wecken, wenn ich ſie wieder dieſelben Wege führte, und ich ſchlug ihr vor, die Pächterin und ihr Kind zu beſuchen, von dem ſie immer mit Liebe geſprochen hatte. Sie nahm den Vorſchlag mit Freuden an, und ich richtete es ſo ein, daß Alles ſo war wie damals. Mit Tagesanbruch gingen wir, ich ſuchte dieſelben Wege auf, und es war ein eben ſo heiterer Tag wie damals. Nur die Saaten fehlten; hie und da ſahen uns traurige Stoppelfelder an. In der Natur war nicht mehr jene Fülle des Lebens, und Marie erzählte nicht ſo viele Märchen. Wir ſprachen viel und ernſt — über Gegenſtände, die uns nichts angingen. Wir fühlten Beide den Unterſchied zwiſchen einſt und jetzt, und trotz manchem Scherz waren wir Beide gedrückt. Wie, um mich um Verzeihung zu bitten, gab mir Marie von Zeit zu Zeit einen Kuß, und wie, um mir zu ſagen, daß ſie mir jetzt nicht ferner ſtehe als damals, drängte ſie ſich, an meinem Arm hängend, eng an mich und nannte ſie mich mit den liebevollſten Namen. — Um Mittag ſaßen wir wieder auf der Bank unter der Linde; wir ſchlugen in die Hände, um Jemand herbeizulocken. Die Pächterin kam — aber wie war ſie verändert —

[illegible] ein Zimmer erwachen. — „Was ist Ihnen geschehen?“ rief Mina erschrocken und hielt mir [illegible] — „wo ist Werthers Kind?“ fragte sie nach meiner . . .

„Schlafen es [illegible] ruhig,“ antwortete die Frau, indem sie [illegible] die Hände in einander legte. — „Mein Gott ist [illegible] Sie [illegible] Tage mit Ihrem Kinde . . .“

Mina wandte sich mit Heftigkeit zu mir, und aus ihren Augen erkannte ich, daß sie das Unglück wieder und mehr bezog. Sie nahm [illegible] Löwchen von dem Kopf und setzte ihn, die Hand der Frau ergreifend, mit dieser auf die Bank. — Schweigend saßen wir lange da, schweigend nahmen wir Abschied, und schweigend wanderten wir nach Hause. Bei diesem Tage kann mir [illegible] Leben [illegible] Mina ließ sich dadurch nicht überraschen; sie bemerkte es kaum, und an meinem Arme gingen sie durch die [illegible] Männer und Frauen, die uns erstaunt betrachteten und [illegible] grüßten.

„Ein [illegible] Paar!“ rief eine Bekannte: „wie kann das [illegible]?“

Mina hörte es nicht; sie war in sich versunken, [illegible] und stumm. . . . Mein Freund, ihr Gemüth ist [illegible] krank, und unglücklicherweise kommt [illegible] jeden Augenblick etwas hinzu, die Grille zu steigern. Die ganze Luft scheint mir voll von unsichtbaren [illegible] Geistern. Seitdem ist mir der Gedanke gekommen, ob nicht irgend eine gewaltige Krisis, vielleicht [illegible] eine regenerirende Krankheit zu wünschen wäre. Doch weg! Gott bewahre. Dieses zarte Gebäude würde einem unbeugsamen, rasenden Geist nicht widerstehen können. Ich bitte dich herzlich, schreibe mir [illegible] und gib mir einen Rath. Hätte ich es bei Marien mit Leidenschaften, mit Unverstand oder etwas der Art zu thun, ich würde damit fertig — aber diese Ahnungen, diese Schwermuth, diese Unfaßbarkeiten des Gemüthes finden mich ganz und gar hilf- und waffenlos. Verdammt sei die Romantik unserer ganzen Bildung, die uns Allen in den Gliedern steckt und die einem Kaufmannschen, einem Tuchhandlungsmann, einem Gliedentin mehr

Gewalt einräumt, als dem vernünftigsten Gedanken. Kämpfe du mit Schatten, die unsterblich sind und deren Glieder, nach jedem Schwerthieb, sich wieder aneinander schließen. Lebe wohl!

Den 20. September.

Du drängst und willst Nachrichten, und ich habe dir eigentlich nichts zu sagen; oder vielmehr, was zu sagen ist, weiß ich nicht in Worte zu fassen. Es kommt der Tag, und der Tag vergeht, und nichts verändert sich, nur daß es immer herbstlicher und daß Marie immer bleicher wird und immer milder und sanfter und dabei immer starrer, immer verstockter in ihren fixen Ideen. — Da stehen wir am Fenster, sie an meinen Arm gelehnt, und sehen zu, wie zum Klang der Glocke die Blätter fallen. — Man hat sich nämlich, als man die Glocke abnahm, überzeugt, daß der Glockenstuhl morsch und daß für die neue Glocke ein neuer Stuhl nothwendig geworden. An diesem arbeitet man jetzt im Thurme, und die Axt des Zimmermanns erschallt von dort. Das Todtenglöcklein, das jetzt alle Aemter verrichtet, hat man indessen in die hohe Linde, unweit von Mariens Hause, aufgehängt. Wenn es nun gezogen wird, fallen die losen Herbstblätter und zittern, vom Klange des Todtenglöckleins begleitet, zur Erde nieder. Diesem Spiele sehen wir vom Fenster aus zu; wahrlich, es ist nicht erheiternd. Da hast du unser Leben.

Den 2. Oktober.

Nun wissen auch Andere, was ich längst gewußt habe, daß Marie sehr krank ist, denn sie liegt im Bette und sieht aus wie eine Sterbende. Meiner Mutter habe ich die Geschichte meiner letzten sechs Monate erzählt, und die gute Frau sitzt mit mir am Krankenbette und pflegt sie wie ihre Tochter. Sie wollte Marien zu uns ins Haus nehmen, um besser für sie sorgen zu können, aber sie will ihr Stübchen nicht verlassen. — Mein Freund,

welche Tage, welche Nächte ich verlebe — es ist nicht auszudrücken. Es ist mir manchmal, besonders wenn Marie so liebevoll und so voll Hoffnung für meine Zukunft spricht, als müßte mir das Herz zerspringen, und ich warte und harre, daß dieß geschehe. Ich weiß nicht, wie ich es ertragen werde. — Der Oheim sieht mich an wie einen Feind; doch drückt er mir manchmal die Hand, als ob er sagen wollte: Uns Zweien, uns Zweien geht es herzlich schlecht. —

Den 15. Oktober.

Wenn du kommen kannst, wie kannst du noch fragen, ob du sollst? — Ich werde dich nicht mehr Freund, ich werde dich Wohlthäter nennen. Du wirst mir theuer sein mein ganzes Leben, wenn du sie gesehen hast, wenn sie dir, den sie seit so lange kennt, die Hand gedrückt hatte. — Dein Onkel soll die ganze Klinik im Stiche lassen und mit dir kommen. Er kennt meinen Vater sehr genau; sage ihm, es handle sich um dessen Schwiegertochter, meine Braut. — Aber beeile dich; komme bald!

April 184 . .

Viel Glück, mein Freund, zum überstandenen letzten Examen. Nun ist es Zeit, mit dem Vorschlag herauszurücken, den ich seit lange in petto habe. Die Carriere, die du erwählt hast, ist nichts für dich; du bist arm und müßtest dich durch Jahre voll Entbehrung schlagen, bis du zu einem nur halbweg erträglichen Loose gelangtest. An mir hast du in jenen verhängnißvollen Wochen, vor und mehr noch nach dem Tode Mariens, des Guten so viel gethan, daß ich es dir mit einem sorgenlosen Leben, mit einer guten und einträglichen Stellung nur schlecht bezahle. Ich werde immer dein Schuldner bleiben, und ich sträube mich nicht dagegen — bin ich doch der armen Marie verschuldet bis zu meinem letzten Hauche. Du kommst zu uns; wir stehen an der

Spitze einer großartigen Unternehmung, bei der du mit deinen juriſtiſchen Kenntniſſen uns und dir nützlich ſein kannſt. Halte dich an das Poſitive, mein Freund; nur im Poſitiven, nur im Schaffen, das einen direkten, ausgeſprochenen Zweck hat, iſt das Heil. Ich habe einen Schauer vor allem Unbeſtimmten, vor all den Gemüths- und Phantaſiedämmerungen, in denen man wie in Wolken wandelt, wie der Byron'ſche Kain im Bodenloſen und Leeren. Ich halte mich an das Nächſte und ſtudire Landwirthſchaft, Geologie, Hütten- und Maſchinenweſen. Ich hoffe, daß mit der Zeit etwas Rechtes aus mir wird, beſonders in deiner Geſellſchaft. Komme bald! Heute iſt es ein Jahr, daß ich Marien kennen gelernt; bald wachſen Blumen auf ihrem Grabe. Komme bald zu deinem

Max.

Die alte Jungfer.

I.

Das Dorf liegt auf einem niedrigen Plateau und ſieht ärmlich und ſchmucklos aus, ja ſelbſt etwas finſter, wie die meiſten ächtböhmiſchen Dörfer. Die Bauernhütten ſtehen in einem großen Kreiſe; in der Mitte klaffen tiefe, mit Regenwaſſer angefüllte Lehmgruben, in denen Gänſe und Enten ein einförmiges Leben führen. Auf dem großen Raſenplatze erhebt ſich ein wilder Kaſtanienbaum, der mit ſeinen breiten Zweigen einen ſandſteinernen, weiß, ſchwarz und roth angeſtrichenen heiligen Johannes von Nepomuk beſchattet. Anders iſt es in dem Thale, welches mit ſeinem Bache das Plateau auf zwei Seiten begränzt. Hier wohnte von jeher ein handeltreibendes Völkchen, und man erzählt, daß die Federnhändler dieſes Thales ſich ſchon unter der Kaiſerin Maria Thereſia bis über die Gränzen des Landes und bis auf die Leipziger Meſſe gewagt haben. An die Fremde und an Reiſen gewohnt, hatten einige junge Leute zur Zeit der Franzoſenkriege, beſonders als dieſe über die Gränzberge Böhmens drangen, Muth genug, ſich der Armee Kaiſer Franzens anzuſchließen und als Lieferanten ihr Glück zu machen. Die einzige Schlacht von Kulm und Arbeſau mit ihren Vor- und Nachſpielen hatte ihnen ſo viel eingebracht, daß ſie als wohlhabende Leute in ihr Thal zurückkehren und ſich noch ihr Leben lang als Gläubiger des

Kaisers rühmen konnten. Von ihren Reisen brachten diese unternehmenden Leute nebst dem Gewinne noch Mancherlei mit, das zur Bequemlichkeit gehört und bisher in diesen Gegenden unbekannt gewesen; die Häuser, die sie sich bauten, entfernten sich von dem bäuerlichen Style des Dorfes, und der Hausrath bekam ein ganz städtisches Aussehen. Aber die größte und gründlichste Veränderung datirt aus jener Zeit, da die Industrie unter dem Schutze eines sicheren Friedens — Kulm und Arbesau, sagte man stolz im Dorfe, haben nicht wenig zur Sicherheit dieses Friedens beigetragen — sich auf dem Kontinente auszubreiten begann und die Reisenden ihre Wunder in der Fremde anstaunen konnten. Die Berge rings in der Gegend waren von Eisenerzen angefüllt; die Wälder boten prächtiges Bau- und Brennholz; in einem benachbarten Bezirke fristeten reiche Steinkohlenbergwerke, überflüssig, wie sie schienen, ein ärmliches Leben, und das Flüßchen, das lustig das Thal durchrauschte, verschwendete leichtsinnig eine höchst kostbare Wasserkraft. Spekulative Köpfe, und unter ihnen hervorragend der kleine Handelsmann Justinus Liebert, einer der Helden von Kulm und Arbesau, bemächtigte sich dieser unbenützten Schätze und Kräfte, eröffnete Eisengruben, baute Straßen nach den Steinkohlenlagern, legte Eisenhämmer, Schaufelschmieden, Walkmühlen ꝛc. an, führte Häuser auf, wie sie aufblühenden k. k. ausschließlich privilegirten Fabrikanten würdig schienen, und nach wenigen Jahren war es den Einwohnern selbst schwer, in dem lebensvollen Thale voll niedlicher, eleganter Wohnungen ihre ursprüngliche Heimat zu erkennen. Sie datirten die große Veränderung von jenem Zeitpunkte her, da am Eingange des Thales, an den Eisenhütten des Herrn Justinus Liebert, jene himmlische Esse aufgeführt worden, welche alle Zainhämmer und Streckhämmer der Umgegend überflügelte oder, wie man sich ausdrückte, aufs Maul legte und ihren Besitzer in sehr kurzer Zeit zu einem ansehnlich reichen Mann machte. Damals, als die Esse aufgeführt wurde, erregte sie außerordentliches Aufsehen; an Sonntagen strömten alle Umwohner herbei, um das Riesen-

werk anzustaunen, und die alten Leute sagten, das sei unerhört, das hätten sie selbst in Prag und Leipzig nicht gesehen, und als man die ältesten Federnhändler fragte, versicherten sie, sie hätten deßgleichen in Frankfurt am Main nicht gesehen, und es war ausgemacht, daß mit dem Baue dieser Esse, wie mit dem Baue des babylonischen Thurmes, eine neue Zeit beginne. Ob eine gute oder böse neue Zeit, das wisse Gott allein.

Es sah aber aus, als sollte die neue Zeit eine gute werden. Es wurde viel gebaut, trotz dem bis dahin in dieser Gegend viel geltenden Satze: Stützen soll man ein altes Haus und kein neues bauen.

Häuser, Hausart und Menschen wurden immer schmucker, doch behielt Alles einen ländlichen Charakter, da die Häuser nicht in Gassen gedrängt und gereiht standen, sondern einzeln, von Gärten umgeben, in denen die Töchter Blumen pflegten. Freilich waren diese Blumen erst nur noch Sonnenblumen, halbwilde Rosen — aber bei Lieberts waren auch schon Georginen angekommen, und es war Hoffnung vorhanden, daß sich die Nachkommen der Liebert'schen Georginen über die andern Gärten ausbreiten würden. Man lebte ja sehr friedlich und gemüthlich unter einander, theilte einander gerne mit, und Käthchen Liebert war besonders froh, wenn sie alles Schöne, womit sie ihr Vater umgab, mit Andern genießen konnte.

In der That sah man schon im Herbste nach Ankunft der Georginen mehrere ihrer Töchter über die graue Stakete der Tabaktrafikantin Rosalie glänzen und liebäugeln. Das Flüßchen war regulirt und für Zeiten des Wassermangels in angemessenen Entfernungen mit Bassins versehen worden, welche von Weiden oder schnell wachsenden Akazien umgeben waren. Auf einem der Wasserbecken schwamm ein grün angestrichener Kahn, ein in dieser Gegend nie gesehenes Fahrzeug. Die kleine Stadt in der Nähe, die amtliche Hauptstadt des Bezirkes, welche früher das Dorf als zu ihren Domänen gehörig beherrscht hatte, strich die Segel vor den Annehmlichkeiten und dem Reichthum des Dorfes, und wie

man ehemals aus dem Dorfe in die Stadt gegangen, so ging man jetzt aus der Stadt in das Dorf, um Neues zu sehen und zu hören, und vor Allem, um sich gut zu unterhalten. Die Beamtenfrauen und Töchter ärgerten sich zwar über den Luxus der Dorfleute, aber die Herren liebten den guten Tisch, und Keller der Fabrikanten und verwiesen den Frauen ihre Vorurtheile. Obenerwähnte Georginen sind nicht durch einen Wind des Zufalls aus dem Garten des Herrn Justinus Liebert in den Garten Rosaliens, der Tabaktrafikantin, verpflanzt worden; Käthchen Liebert selbst hat drei Setzlinge, an den drei Bassins vorbei, in ihren Händen dahingetragen und den kurzen und trockenen Dank dafür in Empfang genommen.

Wie Alles in der Welt seine Bedeutung hat, so war auch das Erscheinen der Liebert'schen Georginen im Garten Rosaliens nicht bedeutungslos. Rosalie mußte die Erstlinge von Allem haben, und was man ihr anbot, brachte man nicht wie ein Geschenk, sondern wie einen Tribut oder ein Opfer dar, und es wurde auch demgemäß von ihr angenommen. Sie war in alle Gesellschaften geladen, sie empfing ihr Theil von den besten und seltensten Schüsseln, die im Thale verzehrt wurden, besonders in jenen Häusern, in denen erwachsene Töchter dem Haushalt vorstanden; denn Rosalie war, wenn nicht die wichtigste, so doch nach Herrn Liebert die einflußreichste Persönlichkeit des Ortes, und sie wachte mit Eifersucht über ihr Ansehen und ließ es nicht einen Augenblick verfallen. Dieses Ansehen verdankte sie ihrer Herkunft, ihrer Stellung, ihrem Charakter, wie ihrem Alter und, in Folge ihres Alters, der Tradition.

Ihr Vater war ein braver Soldat gewesen, der als Feldwebel quittirte und für seine Dienste mit der Tabaktrafik belohnt wurde. Seine beiden Töchter Rosalie und Marianne wuchsen in großer Schönheit auf, aber er sah mit Schmerzen, wie Rosalie, die ältere, auf sein Ansehen und seine Verdienste, mehr aber auf ihre Schönheit bauend, einen Freier nach dem andern abfahren ließ, wie sie alle jungen Leute der Gegend als tief unter

ihr ſtehend betrachtete und, wie es ſchien, irgend etwas Großes und Ausgezeichnetes erwartete. Als ihr Vater ſtarb, war ſie tief in den Zwanzigern und Jungfrau, ſo wie ihre Schweſter, vor der ſie wie eine abwehrende, undurchdringliche Mauer ſtand, und welcher ſie unter den abgefallenen Freiern, die ſich manchmal zu Marianne wandten, nicht zu wählen erlaubte. Der alte Feldwebel, den man im Dorfe, um ſich und ihn zu ehren, Herr Lieutenant titulirte, hatte, als er die Augen ſchloß, den Einen Troſt, daß ſeine Kinder nicht unverſorgt zurückblieben, denn er hatte es durchgeſetzt, daß ſeine Tabaktrafik auf ſie, als auf Soldatenkinder, überging, und die Einträglichkeit derſelben wuchs von Tag zu Tag mit der Wichtigkeit des Ortes und mit der Anzahl der Arbeiter, welche das neue induſtrielle Treiben in das Thal und in die Gegend zog. Außerdem hatte ja Roſalie ſo viel Geiſt, ſo ſchrecklich viel Verſtand, daß der zärtlichſte Vater ihretwegen nicht beſorgt ſein durfte, und mit dem in der ganzen Gegend berühmten Verſtande noch ſo große Ueberreſte von Schönheit, daß man es kaum merkte, wie es eben nur noch Ueberreſte waren. Seit dem Tode des Herrn Lieutenants waren ſchon wiederholt Jahrzehnte vergangen; Roſalie ſtand bereits in einem unnennbaren Alter; von jenen großen Schönheitsübermaßen waren nur noch kleine Reſtchen vorhanden; verheirathet war ſie auch noch nicht, und doch war ihr Anſehen, ihre Wichtigkeit im Orte auf eine höchſt merkwürdige Weiſe geſtiegen. Dieß verdankte ſie, neben ihren perſönlichen Eigenſchaften, vorzugsweiſe dem Tabakhandel, den Roſalie zu benützen wußte, um ihr Haus — ein nettes kleines Häuschen mit Hof und Garten — zum Mittelpunkte des ganzen Ortes und der Gegend zu machen. Zu dieſem Reſultate iſt ſie durch ein einfaches Manöver gelangt. Sie hatte den Schalter am Fenſter abgeſchafft, durch den ehemals die Tabakpäckchen aus der Stube hinausgereicht worden; jeder Käufer mußte nun in die Stube ſelbſt treten, und da ſah es ſo behaglich aus und ſtanden ſo einladende Großvaterſtühle umher, daß ſich der Käufer, freundlich

aufgefordert, gerne hinſetzte und, von Roſalie geſchickt ausgefragt, Alles erzählte, was er nur an Neuigkeiten, an Hochzeits-, Geburts- und Sterbefällen, an edlen und verbrecheriſchen Thaten, an politiſchen und Privatintereſſen wußte. Roſalie kannte auf dieſe Weiſe das Innerſte aller Häuſer und Familien, und hatte man ſich ehemals bei ihrem Vater verſammelt, um alte Kriegsgeſchichten zum hundertſten Male anzuhören, ſo wanderte man jetzt regelmäßig jeden Abend zu ihr, ſaß man im Sommer bis ſpät in die Nacht hinein auf den Bänken vor ihrem Hauſe, um neueſte Nachrichten aus Oſten und Weſten kennen zu lernen.

Darum nannte man ihr Haus auch das Caſino, und ſpäter, bei ſteigender Bildung und Berührung mit der Welt, den Klub, was Roſalie nicht ungern hörte.

II.

War Roſalie den Männern wichtig als Beſitzerin und Vorſteherin des Klubs, war ſie es den Frauen und Mädchen noch mehr als Putzmacherin — denn das war ihr eigentlicher Stand, für den ſie ſich ausgebildet und für den ſie die natürliche Begabung hatte — und wie ſie es verſtanden hatte, im geeigneten Momente, da der Flecken ſich zu moderniſiren anfing, die Cigarren einzuführen und dadurch ihrem Handel einen neuen Aufſchwung zu geben, ſo hatte ſie es um dieſelbe Zeit auch als Putzmacherin verſtanden, aus den ländlichen Moden herauszutreten und ſich in die ſtädtiſchen hineinzuarbeiten.

Sie war immer zeitgemäß, und ihre Entwicklung als Putzmacherin hielt gleichen Schritt mit der Entwicklung der Induſtrie und des Wohlſtandes.

Ihr alſo hatte man es vorzugsweiſe zu verdanken, daß ſich die weibliche Bevölkerung ihres Auftretens nicht zu ſchämen brauchte, wenn von Zeit zu Zeit Reiſende aus fernen Gegenden

und aus der Hauptstadt ankamen. Rosalie hatte das volle Gefühl Dessen, was ihr die ganze Heimat verdankt. „Wie würden sie mit all ihrem Gelde aussehen, wenn ich nicht wäre!" sagte sie oft zu sich und zu Andern.

Und es ist wahr, daß sie in dieser, wie in vielen andern Beziehungen, für diesen in der Genesis begriffenen Ort von unschätzbarem Werthe war, stellte sie doch auch den Arzt und Apotheker dar. Sie besaß so viele Hausmittel, sie verstand es, so manche Krankheit zu behandeln, daß sich viele Familien immer zuerst an sie wandten und den Arzt aus der Stadt nur bei besonders gefährlichen oder außerordentlichen Fällen holen ließen. Brauchte man wo eine Citrone, Heftpflaster, Salmiak, Thee oder dergleichen, — ohne weiter nachzudenken, wandte man sich an Rosalien, und besaß sie nicht das Verlangte, so hatte sie doch immer ein Surrogat oder irgend Etwas, was besser und dienlicher war, als Das, was der ländliche Verstand ihrer Mitbürger verlangte. So war sie denn das Faktotum bei Gesunden und Kranken, bei Männern und Weibern, bei Jung und Alt. Und wie man sie an allen Abenden der Wochentage dem Klub der Männer präsidiren sah, so sah man sie an allen Nachmittagen der Sonn- und Feiertage an der Spitze der weiblichen Jugend mit großen Schritten über Wiese und Feld, durch Thal und Wald gehen. Das war die Schwäche dieses starken Charakters: Rosalie, die eben so alt war, wie Herr Justinus Liebert, konnte sich doch von der Jugend nicht trennen und liebte es vorzugsweise, im Kreise der Mädchen ihre Herrschaft auszuüben, sich mit diesen zu zeigen und anzudeuten, daß sie noch zu ihnen gehöre. Jedermann fand Dieses lächerlich, nur nicht die weibliche Jugend, auf die sie eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausübte. Die Mütter beklagten das, und die Väter verloren manchmal die Geduld darüber, denn auf ihren Spaziergängen sowohl, wie zu Hause am Nähtische, wo sich Nachmittags ebenfalls die weibliche Jugend versammelte, soll, wie verlautete, Rosalie Grundsätze gepredigt haben, welche Väter und Mütter verderblich

nannten. Nicht Grundsätze, die man gewöhnlich unmoralisch nennt, Gott bewahre! — Niemand konnte Rosalien die geringste Immoralität vorwerfen — aber Grundsätze, die geeignet waren, aus all den jungen Mädchen, die sie umgaben und gläubig ihren Worten lauschten, alte Jungfern zu machen. Daß die Befürchtungen der Väter und Mütter begründet waren, das zeigte eine ganze zu Rosalie gehörige Schaar, die man im Geheimen ihre „alte Garde" nannte und die in der That nur aus reifen und überreifen Jungfrauen bestand und an deren traurigem Zustande, wie man allgemein behauptete, nur Rosalie Schuld war. Rosalie war nicht grundsätzlich eine Feindin der Ehe, sie wollte ja, wie sie es bei jeder Gelegenheit offen gestand, selbst noch heirathen, wenn sich nur ein Mann vorstellte, der ihrer würdig wäre. Seit fünfundzwanzig Jahren hat sich dieser Mann nicht gefunden, und es fand sich auch kein Mann, den sie für würdig gehalten hätte, der Gatte einer ihrer Landsmänninen zu werden. Sie hatte ein merkwürdig geübtes Auge, um an jedem Freier oder Liebhaber ihrer selbst oder ihrer Freundinnen die geheimsten Schwächen oder Fehler seines Charakters oder seiner Erscheinung herauszufinden, und noch eine merkwürdigere Begabung, ihn mit Einem Worte zu brandmarken oder lächerlich zu machen.

War eine ihrer Freundinnen noch so sehr geneigt, auf die Bewerbungen eines jungen Mannes einzugehen — nach der Kritik, der ihn Rosalie in voller Versammlung unterzog, und nach dem Urtheil, das sich am Ende meist in ein Wort konzentrirte, in ein ganz kleines, unvergeßliches Wörtchen, war Das geradezu eine Unmöglichkeit geworden.

Dazu kam, daß Rosalie die Geschichte jedes Einzelnen so genau kannte, daß es ihr ein Leichtes war, ein Charakterbild zusammen zu stellen, vor dem das unerfahrene, heirathslustige Mädchen schauderte. Die jungen Mädchen, meist auch ihre Schülerinnen in allen Handarbeiten, lernten ihr diese Kunst der prägnanten Charakterisirung bald ab und übten früh ihren

und aus der Hauptstadt ankamen. Rosalie hatte das volle Gefühl Dessen, was ihr die ganze Heimat verdankt. „Wie würden sie mit all ihrem Gelde aussehen, wenn ich nicht wäre!“ sagte sie oft zu sich und zu Andern.

Und es ist wahr, daß sie in dieser, wie in vielen andern Beziehungen, für diesen in der Genesis begriffenen Ort von unschätzbarem Werthe war, stellte sie doch auch den Arzt und Apotheker dar. Sie besaß so viele Hausmittel, sie verstand es, so manche Krankheit zu behandeln, daß sich viele Familien immer zuerst an sie wandten und den Arzt aus der Stadt nur bei besonders gefährlichen oder außerordentlichen Fällen holen ließen. Brauchte man wo eine Citrone, Heftpflaster, Salmiak, Thee oder dergleichen, — ohne weiter nachzudenken, wandte man sich an Rosalien, und besaß sie nicht das Verlangte, so hatte sie doch immer ein Surrogat oder irgend Etwas, was besser und dienlicher war, als Das, was der ländliche Verstand ihrer Mitbürger verlangte. So war sie denn das Faktotum bei Gesunden und Kranken, bei Männern und Weibern, bei Jung und Alt. Und wie man sie an allen Abenden der Wochentage dem Klub der Männer präsidiren sah, so sah man sie an allen Nachmittagen der Sonn- und Feiertage an der Spitze der weiblichen Jugend mit großen Schritten über Wiese und Feld, durch Thal und Wald gehen. Das war die Schwäche dieses starken Charakters: Rosalie, die eben so alt war, wie Herr Justinus Liebert, konnte sich doch von der Jugend nicht trennen und liebte es vorzugsweise, im Kreise der Mädchen ihre Herrschaft auszuüben, sich mit diesen zu zeigen und anzudeuten, daß sie noch zu ihnen gehöre. Jedermann fand Dieses lächerlich, nur nicht die weibliche Jugend, auf die sie eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausübte. Die Mütter beklagten das, und die Väter verloren manchmal die Geduld darüber, denn auf ihren Spaziergängen sowohl, wie zu Hause am Nähtische, wo sich Nachmittags ebenfalls die weibliche Jugend versammelte, soll, wie verlautete, Rosalie Grundsätze gepredigt haben, welche Väter und Mütter verderblich

nannten. Nicht Grundsätze, die man gewöhnlich unmoralisch nennt, Gott bewahre! — Niemand konnte Rosalien die geringste Immoralität vorwerfen — aber Grundsätze, die geeignet waren, aus all den jungen Mädchen, die sie umgaben und gläubig ihren Worten lauschten, alte Jungfern zu machen. Daß die Befürchtungen der Väter und Mütter begründet waren, das zeigte eine ganze zu Rosalie gehörige Schaar, die man im Geheimen ihre „alte Garde" nannte und die in der That nur aus reifen und überreifen Jungfrauen bestand und an deren traurigem Zustande, wie man allgemein behauptete, nur Rosalie Schuld war. Rosalie war nicht grundsätzlich eine Feindin der Ehe, sie wollte ja, wie sie es bei jeder Gelegenheit offen gestand, selbst noch heirathen, wenn sich nur ein Mann vorstellte, der ihrer würdig wäre. Seit fünfundzwanzig Jahren hat sich dieser Mann nicht gefunden, und es fand sich auch kein Mann, den sie für würdig gehalten hätte, der Gatte einer ihrer Landsmänninen zu werden. Sie hatte ein merkwürdig geübtes Auge, um an jedem Freier oder Liebhaber ihrer selbst oder ihrer Freundinnen die geheimsten Schwächen oder Fehler seines Charakters oder seiner Erscheinung herauszufinden, und noch eine merkwürdigere Begabung, ihn mit Einem Worte zu brandmarken oder lächerlich zu machen.

War eine ihrer Freundinnen noch so sehr geneigt, auf die Bewerbungen eines jungen Mannes einzugehen — nach der Kritik, der ihn Rosalie in voller Versammlung unterzog, und nach dem Urtheil, das sich am Ende meist in ein Wort konzentrirte, in ein ganz kleines, unvergeßliches Wörtchen, war Das geradezu eine Unmöglichkeit geworden.

Dazu kam, daß Rosalie die Geschichte jedes Einzelnen so genau kannte, daß es ihr ein Leichtes war, ein Charakterbild zusammen zu stellen, vor dem das unerfahrene, heirathslustige Mädchen schauderte. Die jungen Mädchen, meist auch ihre Schülerinnen in allen Handarbeiten, lernten ihr diese Kunst der prägnanten Charakterisirung bald ab und übten früh ihren

und aus der Hauptstadt ankamen. Rosalie hatte das volle Gefühl Dessen, was ihr die ganze Heimat verdankt. „Wie würden sie mit all ihrem Gelde aussehen, wenn ich nicht wäre!" sagte sie oft zu sich und zu Andern.

Und es ist wahr, daß sie in dieser, wie in vielen andern Beziehungen, für diesen in der Genesis begriffenen Ort von unschätzbarem Werthe war, stellte sie doch auch den Arzt und Apotheker dar. Sie besaß so viele Hausmittel, sie verstand es, so manche Krankheit zu behandeln, daß sich viele Familien immer zuerst an sie wandten und den Arzt aus der Stadt nur bei besonders gefährlichen oder außerordentlichen Fällen holen ließen. Brauchte man wo eine Citrone, Heftpflaster, Salmiak, Thee oder dergleichen, — ohne weiter nachzudenken, wandte man sich an Rosalien, und besaß sie nicht das Verlangte, so hatte sie doch immer ein Surrogat oder irgend Etwas, was besser und dienlicher war, als Das, was der ländliche Verstand ihrer Mitbürger verlangte. So war sie denn das Faktotum bei Gesunden und Kranken, bei Männern und Weibern, bei Jung und Alt. Und wie man sie an allen Abenden der Wochentage dem Klub der Männer präsidiren sah, so sah man sie an allen Nachmittagen der Sonn- und Feiertage an der Spitze der weiblichen Jugend mit großen Schritten über Wiese und Feld, durch Thal und Wald gehen. Das war die Schwäche dieses starken Charakters: Rosalie, die eben so alt war, wie Herr Justinus Liebert, konnte sich doch von der Jugend nicht trennen und liebte es vorzugsweise, im Kreise der Mädchen ihre Herrschaft auszuüben, sich mit diesen zu zeigen und anzudeuten, daß sie noch zu ihnen gehöre. Jedermann fand Dieses lächerlich, nur nicht die weibliche Jugend, auf die sie eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausübte. Die Mütter beklagten das, und die Väter verloren manchmal die Geduld darüber, denn auf ihren Spaziergängen sowohl, wie zu Hause am Nähtische, wo sich Nachmittags ebenfalls die weibliche Jugend versammelte, soll, wie verlautete, Rosalie Grundsätze gepredigt haben, welche Väter und Mütter verderblich

nannten. Nicht Grundsätze, die man gewöhnlich unmoralisch nennt, Gott bewahre! — Niemand konnte Rosalien die geringste Immoralität vorwerfen — aber Grundsätze, die geeignet waren, aus all den jungen Mädchen, die sie umgaben und gläubig ihren Worten lauschten, alte Jungfern zu machen. Daß die Befürchtungen der Väter und Mütter begründet waren, das zeigte eine ganze zu Rosalie gehörige Schaar, die man im Geheimen ihre „alte Garde" nannte und die in der That nur aus reifen und überreifen Jungfrauen bestand und an deren traurigem Zustande, wie man allgemein behauptete, nur Rosalie Schuld war. Rosalie war nicht grundsätzlich eine Feindin der Ehe, sie wollte ja, wie sie es bei jeder Gelegenheit offen gestand, selbst noch heirathen, wenn sich nur ein Mann vorstellte, der ihrer würdig wäre. Seit fünfundzwanzig Jahren hat sich dieser Mann nicht gefunden, und es fand sich auch kein Mann, den sie für würdig gehalten hätte, der Gatte einer ihrer Landsmänninen zu werden. Sie hatte ein merkwürdig geübtes Auge, um an jedem Freier oder Liebhaber ihrer selbst oder ihrer Freundinnen die geheimsten Schwächen oder Fehler seines Charakters oder seiner Erscheinung herauszufinden, und noch eine merkwürdigere Begabung, ihn mit Einem Worte zu brandmarken oder lächerlich zu machen.

War eine ihrer Freundinnen noch so sehr geneigt, auf die Bewerbungen eines jungen Mannes einzugehen — nach der Kritik, der ihn Rosalie in voller Versammlung unterzog, und nach dem Urtheil, das sich am Ende meist in ein Wort konzentrirte, in ein ganz kleines, unvergeßliches Wörtchen, war Das geradezu eine Unmöglichkeit geworden.

Dazu kam, daß Rosalie die Geschichte jedes Einzelnen so genau kannte, daß es ihr ein Leichtes war, ein Charakterbild zusammen zu stellen, vor dem das unerfahrene, heirathslustige Mädchen schauderte. Die jungen Mädchen, meist auch ihre Schülerinnen in allen Handarbeiten, lernten ihr diese Kunst der prägnanten Charakterisirung bald ab und übten früh ihren

Scharfsinn in Auffindung der Schwächen und Fehler der jungen Männer, so daß sich oft Rosalie gar nicht die Mühe zu geben brauchte, ihnen ihre Bewerber zu verleiden. Nirgends vielleicht kam es so oft vor, wie in dem Thale, daß ein junges, unerfahrenes, siebzehnjähriges Geschöpf einem weitgereisten, gebildeten Mann, der es sich einfallen ließ, ihr den Hof zu machen, ins Gesicht lachte. Die Folge war, daß der Flecken bald einen schlechten Ruf bekam, daß die Einwohner für eingebildet und für Spötter galten, und daß die Freier und die Fremden, wie sehr auch der Wohlstand lockte, immer seltener wurden, daß die ganze Schaar der alten Garde ein ähnliches Schicksal durchmachte wie Rosalie, und daß der ganze Nachwuchs von einem ähnlichen Schicksale bedroht war. Die Mütter seufzten und behaupteten, Rosalie könne es nicht ertragen, daß eine Jüngere vor ihr heirathete, und sie verrathe Das, da sie an Allem Theil nehme, nur nicht an Hochzeiten. Die Töchter antworteten, Das sei wohl möglich; aber man könne nicht leugnen, daß Alles, was sie über Adolf, Heinrich, Hans, Albert ꝛc. sage, die reinste Wahrheit sei.

III.

Um jenes Käthchen Liebert, das die Georginenknollen zu Rosalie trug, thäte es uns leid, wenn sie demselben Schicksale verfallen sollte, wie schon die alte Garde und manche der jungen Garde. So eben, an einem schönen Frühlingsmorgen, trägt sie wieder Pelargoniensamen zu Rosalien, und wie sie so hingeht an den drei Bassins vorbei, den Blumensamen vorsichtig in der hohlen Hand tragend, mit fast noch kindlichem Schritt, und still vor sich hinlächelt, weil sie Jemand eine Freude machen will, sieht sie gerade so aus, als ob sie auch ein großes Glück für Andere, besonders für Einen, einen glücklichen Unbekannten, im Herzen trüge. In einem der Bassins strecken Karpfen ihre

breiten Mäuler aus dem Waſſer; ſie wirft ihnen einen Reſt ihres Frühſtückes zu und lacht, wie ſie nach dem weißen Brode ſchnappen, und bleibt ſtehen, wie ein Kind, das ſeine Kommiſſion vergißt. Ihre Taſchen ſind leer, und ſie hätte faſt Luſt, den Blumenſamen in den Teich zu werfen, um ſich an dem Schnappen der Karpfen noch länger zu beluſtigen, aber derſelbe gehört Roſalien, und ſie wandert weiter. Aus dem andern Baſſin läuft eine offene Rinne in den Bach; ſie nimmt mit der linken Hand vorn ihr blaues Kleidchen zuſammen, ſchließt die andere mit den Körnern zu einer kleinen Fauſt und ſpringt mit einem Hopp, das ſie vor ſich hinſagt, über die Rinne. Aber die Körner waren doch zu viele, und einige ſind bei dem Sprunge auf die Erde gefallen; ſie kniet nieder oder kauert, ſo unbefangen, als ob ſie zu Hauſe wäre, und ſammelt die zerſtreuten Körner wieder ein.

Roſalie ſtand auf der Höhe des Dammes, der ihr Haus vor den Ueberſchwemmungen des Baches ſchützte, wie ſie jeden Morgen pflegte, ſtützte beide Hände an die Hüften, daß die Ellenbogen weit vorragten, und überſah das Thal wie ein Fürſt, der von der Höhe einer Zinne oder eines Berges ſein Reich überblickt. Neben ihr ſtand Suſi, eine von der alten Garde. Dort kommt Käthchen Liebert, ſagte Suſi. — Ich ſehe es! antwortete Roſalie trocken. Wie ſie über die Rinne ſpringt — wie ſie jetzt niederkauert — Das ſchickt ſich doch nicht mehr für ein ſo großes Mädchen — fuhr jene fort.

Warum nicht? — verwies Roſalie — willſt du Die auch ſchon zu einer großen Perſon machen? Käthchen iſt noch ein Kind! wie lange iſt's her, daß ich ihr die Hände gepatſcht habe, wenn ſie unartig war, und ich könnte es heute auch noch thun.

Das ginge doch nicht mehr an, lächelte Suſi etwas ſpöttiſch.

Und warum nicht? weil es Käthchen Liebert iſt? weil es die Tochter Juſtinus Lieberts iſt? Daran liegt mir viel! Ich habe Seiner Wohlgeboren Herrn Juſtinus Liebert, k. k. ausſchließlich privilegirten Fabrikanten, gekannt, als er noch als ganz kleiner

Handelsmann von Dorf zu Dorf zog, und wenn ich gewollt hätte, wäre ich heute Frau Liebert, k. k. ausschließlich privilegirte Fabrikantin.

Und warum hast du nicht gewollt? fragte Susi noch spöttischer als zuvor, ja es drückte sich sogar starker Hohn und Schadenfreude bei dieser Frage in ihrem Gesichte aus. Susi war eigentlich die intimste Feindin Rosaliens, die sie im Innersten dafür verantwortlich machte, daß sie eine alte Jungfer geworden, von der sie sich aber trotzdem nicht trennen konnte. Die Gleichheit des Gemüthszustandes machte sie zu Bundesgenossen.

Weil ich ihn der guten Anna, der armen Anna, meiner Freundin, die närrisch in ihn verliebt war, nicht nehmen wollte! antwortete Rosalie groß und stolz. Man sagt, fuhr Susi immer lächelnd fort, daß er auch in sie so närrisch verliebt gewesen.

Bah! erwiderte Rosalie, Das weiß ich besser — ich weiß, was vorgegangen, ich weiß, welche Anträge er mir gemacht — das ganze Dorf wußte es damals.

Ich erinnere mich freilich nicht — ich war damals ein Kind! sagte die Andere so unbefangen als möglich.

Ein Kind! lachte Rosalie — ein Kind! achtzehn Jahre warst du alt!

Susi biß sich auf die Lippen und schwieg. Aber bald hatte sie eine neue Frage bereit, mit der sie sich für diese Antwort rächen konnte: Und wenn er dich so geliebt hat, warum hat er dich nach dem Tode seiner Frau nicht geheirathet? Damals war doch Niemand da, für den du dich hättest zu opfern brauchen? Und du warst ja schon bei ihm im Hause und hast, wie du selber sagst, bei seinen Kindern Mutterstelle vertreten. Warst du damals vielleicht nicht mehr jung genug? oder nicht mehr schön genug? — Rosalie streckte sich, lachte: Schön genug! haha! — und fügte laut und stolz hinzu: Du weißt, ich hasse ihn. — „Ja, du hassest ihn," fuhr Jene mit besonderem Vergnügen fort. „Du haßtest ihn zuerst, weil er dich das erste Mal nicht geheirathet hat. Aber du wärest zu versöhnen gewesen, wenn er dich nach

dem Tode seiner Frau geheirathet hätte, für die du dich so schön geopfert hast. Man sagt, daß du damals, als er dich ins Haus nahm, um seine Wirthschaft zu leiten, Das ziemlich lebhaft gehofft und daß du dich schon als Frau Justinus Liebert und als reiche Frau benommen hast, mehr als die verstorbene arme, gute Anna je gethan hat. Dein eigentlicher Haß, der ist erst später gekommen, erst vor zwei Jahren ungefähr, weil Justinus Liebert deine jüngere Schwester Marianne an seinen Hauslehrer verheirathet hat, weil er diese Heirath erleichterte, weil er alle Hindernisse, die von der Schwester gekommen sein sollen, beseitigt, weil er dem armen Hauslehrer, dem guten Fischer, eine Stelle an der Realschule in der Stadt verschafft und dir so die Beleidigung angethan, deine um zehn Jahre jüngere Schwester vor dir unter die Haube zu bringen." — Susi hatte, wie Das nur intimen Freundinnen möglich ist, mit feinstem Takte die zwei empfindlichsten Stellen in Rosaliens Herzen berührt.

Daß sie Herr Justinus Liebert nicht geheirathet, auch nach dem Tode seiner Frau, da sie doch seinem Hauswesen vorstand und die gegründetsten Hoffnungen zu haben glaubte, und daß er die Heirath ihrer jüngeren Schwester mit seinem braven Hauslehrer begünstigt — diese zwei Verbrechen konnte sie ihm nicht vergessen, betrachtete sie als tödtliche Beleidigungen — diese zwei Dinge wurmten sie mehr als Alles; um so mehr, als sie sich bei diesen Gelegenheiten Blößen gegeben, ihr Innerstes verrathen und im letzten Falle auch aufgehört hatte, für eine gute Schwester zu gelten.

Man erzählte noch im Dorfe, wie sie gewüthet habe, wie sie sich am Hochzeitstage auf den Damm gestellt und mit aufgehobenen Armen Verwünschungen gegen das Haus Liebert schleuderte, in welchem die Hochzeit gefeiert worden, und wie sie seitdem ihre Schwester nicht habe sehen wollen.

Susi wußte sehr gut, was sie that, als sie über Rosaliens Haß gegen den alten Liebert sprach, und sie hätte das Messer in ihrem Herzen gern noch einige Male umgekehrt, wenn nicht eben Käthchen in den Hof getreten wäre.

Guten Morgen, Roſalie! guten Morgen, Suſi! klang es ſo freundlich und lieblich, daß der Ton viel mehr zu dem Vogelgezwitſcher auf den Bäumen ringsumher, als zu dem eben beendeten Geſpräche und zu dem bitteren Tone deſſelben paßte. — Sieh, Roſalie, fuhr der holde, junge Ton fort, da bringe ich dir friſchen Blumenſamen, zu Blumen, die wir hier noch nicht gehabt haben. Papa hat ihn aus Königswart, aus dem Metternich'ſchen Garten mitgebracht.

Gut! ſagte Roſalie, leg's dorthin auf die Bank; ich habe gerade ein Plätzchen im Garten frei, wo ich den Samen brauchen kann.

Käthchen that, wie Roſalie ihr befohlen, und fuhr fort: Wart, Roſalie, künftig ſollſt du noch mehr bekommen, und von allen möglichen Gattungen. Papa will ein Treibhaus anlegen und einen Gärtner dabei anſtellen: der gute Papa, das hat er mir zu meinem Geburtstage verſprochen.

Papa wird wohl bald Myrten brauchen? fragte Suſi.

Wozu? fragte Käthchen wieder.

Nun, für Fräulein Tochter, wenn Fräulein Tochter ſich verheirathen.

Ach, nein, ſagte Käthchen ganz ruhig lächelnd, daran iſt noch nicht zu denken.

Und warum nicht?

Nun, weil ich noch nicht ein Bißchen verliebt bin, lachte Käthchen.

Ach! nicht in den jungen, dicken Herrn, der dieſe Woche zu Beſuch hier war? Wer iſt denn der dicke, junge Herr?

Ach, er iſt nicht ſo dick, erwiderte Käthchen, und es iſt ein ganz freundlicher, netter Menſch; ſein Vater iſt Gutsbeſitzer bei Karlsbad.

Er beſäet wohl ſelbſt ſeine Felder, fuhr Suſi fort, denn er geht, als ob er immer die Schürze voll Korn vor ſich her trüge.

Käthchen lachte wieder. Das iſt mir gar nicht aufgefallen, ſagte ſie; aber ſchöne Zähne hat er, wie aus Elfenbein.

Die konnte man gut ſehen, ſagte Roſalie achſelzuckend; denn die Unterlippe hängt ihm übers Kinn, wie eine Schürze. Aber dummes Zeug, fügte Roſalie, zu Suſi gewendet, ihrer Bemerkung hinzu, man muß dem Kinde nicht ſchon Heirathsgedanken in den Kopf ſetzen. Dem Herrn Weller iſt es gar nicht eingefallen, auf Käthchen wie auf ſeine Zukünftige zu ſehen.

Gewiß nicht, beſtätigte Käthchen ſehr treuherzig.

Er war hier, um Herrn Liebert eine Steinkohlengrube, die er auf ſeinem Gute hat, zum Kaufe anzubieten.

So? fragte Käthchen; ich habe nicht gefragt.

Gewiß, ſagte Roſalie, ich weiß es! Der Engländer hat es mir geſagt. Lord John wird vielleicht dahin reiſen, ſie zu beſichtigen. Herr Weller verlangt 30,000 fl. für eine dreijährige Ausbeutung; nach dieſer Zeit kann der Pacht unter denſelben Bedingungen auf ſechs oder zehn Jahre erneuert werden; wo nicht, fallen alle Anlagen Herrn Weller als Eigenthum zu. Herr Weller hätte die Ausbeutung ſelbſt übernommen, wenn ſeine Kapitalien in dieſem Augenblicke nicht bei einem Holzgeſchäfte engagirt wären. Auch brauchte er baares Geld, weil er ſeine zweite, nein, ſeine dritte Tochter verheirathet. Die machte eine ſchöne Partie! Sie nimmt einen Juſtiziär, der 800 fl. Gehalt hat. Freilich iſt ſie häßlich, wie ihr Bruder, und hat ſie ſchon eine Geſchichte gehabt mit einem unbeſchäftigten Badearzt aus Marienbad.

So! ſagte Käthchen wieder, das wußte ich nicht; ich habe nicht gefragt. Aber wie du Das alles weißt! fügte ſie lachend hinzu; Roſalie weiß Alles! Weißt du, wie dich Papa heißt? Papa heißt dich die „Allgemeine Zeitung" oder den „Oeſterreichiſchen Beobachter." Das iſt auch eine Zeitung.

Sehr witzig! murmelte Roſalie.

Wie heißt die Zeitung? fragte Suſi.

Der „Oeſterreichiſche Beobachter!" antwortete Käthchen; aber was ich eigentlich noch ſagen wollte. Wir haben Sonntag Gäſte. Du weißt, Papa hat den großen Adler aus Prag bekommen,

der anzeigt, daß Papa's Fabrik eine k. k. privilegirte ist. Der wird Sonntags nach der Messe feierlich über der Thüre aufgehängt werden; dann ist großes Essen bei uns, und Abends werden wir tanzen. Es kommen über zwanzig Herren und Damen aus der Stadt. Nicht wahr, Rosalie, du wirst mir helfen? Ja?

Auf dieses bittende Ja, das mit dem Köpfchen auf der Seite gesagt war, antwortete Rosalie mit einem hölzernen: Ja wohl! Du könntest ja doch nicht fertig werden.

Da Käthchen so schrecklich viel zu thun hatte, ging sie auch bald und mit schnellen Schritten, nicht ohne sich wieder einige Minuten bei den Karpfen aufzuhalten. Die beiden Freundinnen sahen ihr nach, und jede dachte: wie gar schnell diese Dinger aufwachsen! man kann es nicht leugnen, sie ist eine große Person, ein dummes Ding, aber was kümmert Das die Männer — sie sind selbst so dumm — grad solche grüne, unreife Dinger gefallen ihnen.

Hätte mit ihnen noch ein dritter Wohlwollender dem lieben Käthchen nachgesehen, gewiß, er hätte ganz andere Gedanken gehabt, und man hätte sich überzeugt, wie verschiedene Gedanken verschiedene Menschen bei Betrachtung desselben Gegenstandes haben können. Der alte Müller, der, seine Morgenpfeife rauchend, aus dem Fenster sieht und von Käthchen durch den Teich getrennt ist, scheint ein solcher Wohlwollender zu sein. Fräulein Katti, Fräulein Katti! ruft er mit einer Stimme, die gewohnt ist, Mühlräder zu überschreien.

Was ist, Gevatter?

Da gehen zwei sehr schöne Mädels!

Wo denn? fragt Käthchen und sieht sich neugierig um.

Eine oben und eine unten im Teiche!

Käthchen versteht nicht gleich und sucht und sieht in den Teich — dann lachte sie, und der Müller lachte auch.

Der alte Müller wird witzig, sagt Susi.

Wenn die Alten zu reden anfangen, fangen die Jungen an, *zu schweigen*, sagt die erfahrene Rosalie. Komm, hilf mir, sagt

sie dann nach einigem Schweigen und geht ins Haus, wohin ihr Susi folgt.

Nach wenigen Minuten kommen Beide in den Hof zurück und tragen eine große Holzplatte, die sie auf die Bank gegen die Mauer stellen.

Ich weiß es seit lange, sagt Rosalie, daß Justinus Liebert einen Adler vor sein Haus hängen wird. Will er groß thun mit seinem kaiserlichen Adler? ich kann es auch. Seit dreißig Jahren könnte hier ein Adler hängen, wenn wir es gewollt hätten; jede Tabaktrafik hat das Recht, einen doppelköpfigen kaiserlichen Adler auszuhängen. Was Einer kann, kann ich auch, und Herrn Justinus soll die Freude, die Welt mit einem Adler zu überraschen, etwas geschmälert werden; ich will ihm zuvorkommen. So sprechend, hatte sie den rauchenden, hölzernen Türken in rothen Hosen, gelbem Kaftan und blauem Turban von dem Postament über dem Fenster, wo er seit dreißig Jahren prangte, abgenommen und an dieselbe Stelle einen gewaltigen Haken befestigt. Susi reichte ihr die Holzplatte, und nach wenigen Sekunden glänzte, wohl befestigt, ein riesiger, frischgemalter zweiköpfiger Adler mit Szepter und Reichsapfel in den Klauen, mit dem Querbalken und den österreichischen Lerchen in der Mitte, weit in das Thal hinaus. Eingefaßt war das ganze Bild von einem schwarz und gelben Rande, und über den Köpfen des Adlers war in einem Rundbogen und in goldener Schrift auf wolligem Grunde zu lesen: K. K. Tabaktrafik. Rosalie stand stolz davor, betrachtete den Adler und sagte: Was Einer kann, kann ich auch! Der Adler hat mich fünfundzwanzig Gulden gekostet, aber ich bereue das Geld nicht.

Dann ging sie wieder auf die Höhe des Dammes, stemmte beide Hände in die Seiten und sah herausfordernd ins Thal hinaus und hinauf gegen das Haus des Herrn Justinus Liebert mit seinen zahlreichen grünen Jalousien.

Nun hing der Adler auch schon über Herrn Justinus Lieberts breiter, von allerlei Erzgießerei bedeckter Thür. Er war bei

Weitem größer, schöner und besser gemalt, als der Adler Rosa-[illegible] [illegible] ihn ein [illegible] Tuch, das wie ein schwarzes Band in Windungen über ihn hinlief, vor dem Regen. Die Feierlichkeit war vom schönsten Frühlingswetter begünstigt, und die Bauern des oberen Dorfes standen noch mit offenem Munde betrachtend da, während Herr Liebert mit seinen Gästen, darunter der Kreiskommissär, der Bürgermeister der nächsten Stadt, die Raths, der Bergrath, die Berggeschwornen mit ihren respektiven Ehegemahlinnen und anderen kleineren Beamten, oben im großen Saale eine gewaltige, homerische Mahlzeit einnahmen. Da floß nur so der Ungarwein, und die viel zu wenig bekannten Landsleute von Melnik und Czernosek kamen zu Ehren. Herr Liebert brachte einen loyalen Trinkspruch aus, welchem dann die Trinksprüche des Bergraths und des Bürgermeisters auf den edlen Wirth und auf die Fremden und Begründer der hohen Industrie folgten.

Während die Herren sprachen, was sie eigentlich nur aus Höflichkeit sprechen wollten, wurde es ihnen selber klar, wie wichtig in der That die Männer sind, die sie leben ließen, und unwillkürlich fühlten sie sich und ihre Größe Herrn Justinus näher gerückt und stiegen ein wenig herab von ihrer Höhe und wurden zuthunlicher. Was Herrn Justinus selbst betrifft, so hatte er in dieser Beziehung längst ein dunkles Gefühl seiner Wichtigkeit, wenn auch nicht seines Werthes, da er sehr wohl ahnte, was ihm, dem Autodidakten, fehlte, um Das zu werden, was ein großer Industrieller in unserer Zeit und im modernen Staate werden könnte. Längst hatte er es gemerkt, wie enge die Unternehmungen, die er als bloße Geldspekulation angefangen, mit dem Wohl und Wehe des Staates, mit Krieg und Frieden, mit allen Fluktuationen der allgemeinen Zustände zusammenhingen.

Er ahnte, wie eine große Industrie den ganzen alten Staat ndeln, umschaffen, ja verjüngen und kräftigen könne, und , wie sie von Verwaltung, Gerechtigkeitspflege, von der

Politik nach Außen und Innen abhänge. Das Staatswappen an seinem Hause war ihm das Symbol dieses Zusammenhanges seiner selbst mit dem großen Ganzen; er fühlte sich deutlich als ein Glied in der großen Kette, als ein Theil der großen Maschine, und dieß gab ihm ein stolzes Bewußtsein, eine würdige Heiterkeit.

Auch Käthchen, die am andern Ende der Tafel ihm gegenüber saß, war etwas feierlich gestimmt, aber wohl nur, weil sie zum ersten Male bei einem so großen Gastmahle und so vielen hohen Herrschaften die Honneurs machte. Sie fühlte sich als eine große Person, als das Fräulein vom Hause, und Das vielleicht auch zum ersten Male in ihrem Leben. Papa hatte sie auch für diesen Tag so schön angekleidet, daß sie sich förmlich schämte.

Aber stolzer, als Herr Liebert und Tochter, erschien Rosalie. Sie saß zwar nicht mit bei Tische, aber prächtig angekleidet, eine künstliche, hochrothe Rose im dunklen Haare, ging sie mit aufgerichtetem Haupte aus und ein, befahl sie den Dienern mit lauter Stimme und lehnte sich bald da, bald dort an den Stuhl einer der Damen und mischte sich lebhaft ins Gespräch, um fühlen zu lassen, daß sie hier nicht in untergeordneter Stellung, sondern als Freundin des Hauses walte. Den Stolz der Damen wußte sie zu demüthigen, indem sie ihn nicht bemerkte und das Gespräch mit ihnen durch den Ton der Gleichgültigkeit zu erzwingen verstand. Allzu aristokratische schlug sie mit einem Worte über ihre Toilette, für deren Geschmacklosigkeiten sie ein scharfes Auge hatte, nieder und bewog so die Nachbarin durch Schrecken und Mitleid, sie freundlicher zu empfangen. Die Reden der Männer hörte sie mit verschlungenen Armen an und gab ihren Beifall durch zustimmende Bewegungen des Kopfes zu erkennen.

Man muß gestehen, daß sie noch recht stattlich aussah; ein alter, heirathslustiger Wittwer und nach Umständen auch ein achtzehnjähriger Jüngling hätten sie sogar noch schön finden können. Ihre Züge waren etwas scharf, aber doch sehr regelmäßig; die Fältchen auf der Stirne und um die Augen, wenn

auch zahlreich, doch so sehr klein, daß das ganze Gesicht dadurch etwas Feines bekam; auf einige Entfernung waren sie gar nicht sichtbar. Sprechend zeigte sie eine Reihe schöner, kleiner Zähne. Die sehr runden, dunklen Augen hatten freilich einen harten, etwas abschreckenden Glanz, aber diesem widersprach sonderbarer Weise der Ausdruck der Mundwinkel, die viel mehr schmerzlich und bitter als boshaft herabgezogen waren. — In großer Gesellschaft wie heute konnte sie selbst sehr liebenswürdig sein, wie sie sich überhaupt in den gewöhnlichen Verhältnissen gegen Nachbarn und Bekannte zuvorkommend und hülfreich zeigte. Heute nahm sie vorzugsweise die Frau Rentmeisterin für sich ein. Diese folgte ihr nach Tische in die Küche und ließ sich von Rosalien alle Taschen für die lieben Kleinen anfüllen, wofür sie dieselbe mit sämmtlichen Neuigkeiten der Stadt bekannt machte.

Nach aufgehobener Tafel saßen die Herren unter den Bäumen vor dem Hause und tranken Kaffee und rauchten Cigarren. Die Cigarre war damals noch eine seltene und luxuriöse Erscheinung in jenen Gegenden, und mancher der Herren wußte nicht, welches Ende in den Mund zu stecken, und wartete ab, um sich keine Blöße zu geben, wie es der Herr Bergrath oder Herr Liebert machen würde. Der Herr Rentmeister konnte mit seiner Cigarre nicht fertig werden und schnitt sie endlich in Stücke und stopfte sie in die altgewohnte Pfeife. Andere zeigten, daß sie mit dergleichen umzugehen verstanden, und zogen sie vor dem Anbrennen der ganzen Länge nach drei- bis viermal durch den Mund und erklärten den Nachbarn den Nutzen einer solchen Prozedur. — Etwas abseits und allein an einem kleinen Tischchen saß der Maschinenmeister Herrn Lieberts, ein Engländer, der John hieß und den man im Orte Lord John nannte, weil man glaubte, daß alle Engländer Lords seien. Ein Engländer fand sich damals überall, wo eine hohe Esse und eine Dampfmaschine war; man glaubte beinahe, daß der Dampf keine Kraft habe, wenn ihn nicht ein Engländer überwachte, und daß eine Maschine nur unter den Augen eines Engländers fungiren könne.

So war auch Lord John eine wichtige Perſon im Orte; und er fühlte ſeine Wichtigkeit, Das ſah man aus der breiten Art und Weiſe, wie er da ſaß, wie er ſein rothes Geſicht ſtarr und unbeweglich der Geſellſchaft entgegenhielt und ſie mit großen, hellblauen Augen anglotzte, ohne ein Wort zu ſprechen. Er that am Liebſten, als ob er nicht deutſch verſtünde, um ſich nicht ins Geſpräch miſchen zu müſſen, und ſo ſaß er den ganzen Nachmittag da und trank nach dem Kaffee mehrere Gläſer Liqueur, nach dem Liqueur Bier und nach dieſem Wein, ohne ſich weiter viel aufzuregen, nur daß er, je länger er da ſaß, immer lebhafter, gleich einem Pferde, die breite Oberlippe oder vielmehr den großen, öden Raum zwiſchen Mund und Stumpfnaſe herauf und herunter bewegte, auf- und zuklappte. So ſaß er noch da, als es oben im Saale wieder lebendig zu werden begann. Nach Tiſche war das junge Volk aus der Stadt gekommen, Söhne und Töchter der Eingeladenen und junge Beamte des Magiſtrats und des Bergamtes; unter dieſen letztern viele in ihrer ſonntäglichen Bergmannstracht, dem ſchwarzen Kittel mit breiten Aermeln, ausgeſchweiftem Kragen und glänzendem Ledergürtel, auf dem Kopfe das grüne Filzkäppchen. Man tanzte luſtig darauf los.

Aber das arme Käthchen tanzte nicht; ſie ſaß nur am Klavier und ſpielte zum Tanze auf, da der Schulmeiſter, den man eigentlich zu dieſem Zwecke geladen hatte, nach Tiſch unfähig war, Takt zu halten. So mußte ſie ſich denn als gaſtliche Tochter des Hauſes um ſo mehr aufopfern, als unter den Söhnen und den Töchtern der Stadt Niemand da war, der einen Walzer hätte aufſpielen können. Sie arbeitete gewiſſenhaft darauf los, bis ihr der Schweiß in hellen Perlen auf der Stirne ſtand. Doch ſah ſie manchmal auf und warf einen ſehnſüchtigen Blick auf die Tänzer; was ſie aber vorzugsweiſe beſchäftigte, ſie beinahe aus dem Takt gebracht hätte, war ein junger Mann in Bergmannstracht, den ſie nicht kannte und der beſonders ſchön tanzte und die Damen ſo anmuthig und zart in den Armen hielt, daß es wünſchenswerth ſcheinen mußte, mit ihm einige Touren zu machen.

Er war mit dem ganzen Haufen junger Leute gekommen und von der Rentmeisterin nur Herrn Liebert und Rosalien vorgestellt worden, und Käthchen hätte für ihr Leben gern gewußt, wer denn der neue Praktikant sei. Er war gar zu hübsch, zu eigenthümlich, und er stach durch seine Manieren wie durch seine Physiognomie gar zu sehr von den Andern ab. Käthchen war ordentlich froh, als er zu tanzen aufhörte und im Saale umherging und die Kupferstiche besah. Sie blickte auf die Tasten nieder, als er endlich am Klavier stehen blieb und seine großen braunen Augen, wenn auch bescheiden, doch prüfend auf ihr ruhen ließ. Als er ihr gar auf die kleinen Finger sah, glaubte sie plötzlich aufhören zu müssen, und doch spielte sie schneller als früher, daß die Tänzer ihr gar nicht nachkommen konnten und ein großer Lärm im Saale entstand. Käthchen bemerkte es nicht, denn der fremde Praktikant näherte sich ihr plötzlich und sprach aufs Verbindlichste:

Mein Fräulein, Sie müssen schon müde sein; wollen Sie mir nicht erlauben, daß ich Sie einige Zeit ablöse?

Gern und mit Dank! erwiderte Käthchen und wurde roth. Stimme und Aussprache klangen ihr so eigenthümlich. Er ist ein Ausländer, sagte sie zu sich selbst — wie liebenswürdig sind doch die Ausländer!

Aber wie nun der Fremde am Klavier saß und kräftig zu spielen anfing, stand sie ganz verdutzt da. Jetzt erst fiel es ihr ein, daß sie ja doch nicht mit ihm tanzen könne, und Das that ihr sehr leid, und sie war ganz verdrießlich, als nun sämmtliche junge Männer, wie es sich schickte, auf sie zueilten, um das Fräulein vom Hause einzuladen. Es lag ihr gar nichts am Tanze mit diesen Herren; am Liebsten hätte sie sich nach dem Fremden erkundigt, und Das konnte sie nicht, da sie nun fortwährend tanzen mußte und von Hand zu Hand ging. Endlich beschloß der Fremde den Walzer mit einem sehr kühnen Laufe, und die ganze Gesellschaft brach in Applaus aus: Bravo, Herr West, bravo!

West heißt er, murmelte Käthchen, West!

Der Applaus freute sie. Sie blickte nach West, und siehe da, er hatte sie eben auch angesehen, und Das mit so freundlichem Auge, daß sie sich tröstete, nicht mit ihm getanzt zu haben. Er stand auf und wollte offenbar auf sie zugehen, aber die Rentmeisterin stellte sich ihm in den Weg, faßte ihn an einem Knopf und überhäufte ihn mit so vielen Komplimenten über sein Spiel, daß er stehen bleiben mußte. Trotzdem er freundlich antwortete und sein Blick lächelnd auf die Hand, die seinen Knopf hielt, niederglitt, sah es ihm Käthchen doch an, daß ihm der Aufenthalt nicht recht war, und Das war ihr wieder angenehm, doppelt angenehm, denn sie fühlte, daß sie verlegen sein würde, wenn er sie anspräche. Sie hatte Angst, daß er es doch thun könnte, und flüchtete sich zu Rosalien.

Was ist Herr West, Rosalie?

Ein Praktikant und Kurmacher der Rentmeisterischen Ludmilla.

Das ist nicht wahr, sagte Käthchen heftig.

So? fragte Rosalie gedehnt und sah Käthchen mit prüfendem Blicke an. — Und woher weißt du, daß es nicht wahr ist?

Weil — weil ich gesehen habe, wie er mit ihr getanzt hat und daß er kaum ein Wort mit ihr sprach.

So? fragte wieder Rosalie — Das alles hast du gesehen?

Und, fuhr Käthchen fort, er tanzte erst mit ihr, als ihn die Rentmeisterin dazu aufforderte.

Das alles hast du gesehen! — spottete Rosalie — und ich dumme Person habe geglaubt, daß du in dein Spiel so sehr vertieft bist. Ich sage dir, fügte Rosalie kurz und schneidend hinzu, es ist Alles abgemacht; die Rentmeisterin hat es mir selbst gesagt — sie erwartet jeden Tag, daß er um Ludmilla anhalte.

So sprechend, kehrte ihr Rosalie den Rücken und ging, um Erfrischungen für die Gesellschaft zu bestellen. Käthchen blieb mitten in der Gesellschaft wie in voller Einsamkeit stehen. — Ludmilla, dachte sie, die paßt ja gar nicht zu ihm; er hat etwas so Edles, so Ausgezeichnetes in seinem ganzen Wesen — aber die Rentmeisterin ist so zudringlich, und sie setzt Alles durch.

Solches und Aehnliches denkend, und mit dem dunklen Gefühle, daß sie eigentlich ihre Pflicht versäume und daß sie mit den Gästen sprechen sollte, ging sie schweigend durch den Saal, bis sie mit Einem Male an der Hand gefaßt und zurückgehalten wurde.

So nachdenklich, mein Käthchen?

Es war ihr Vater, der sie zurückhielt und so sprach, ohne eine Antwort abzuwarten.

Ich stelle Ihnen hier meine Tochter vor — Käthchen, das ist Herr West, Bergpraktikant.

Beide verneigten sich; Käthchen stützte sich auf den Arm ihres Vaters, der ihr die Hand streichelte und im Gespräch mit Herrn West fortfuhr:

Das ist doch merkwürdig! — Sie sind also ein Schüler der Pariser polytechnischen Schule und der école des mines; — das ist sehr merkwürdig und sehr interessant. Unsere jungen Leute begnügen sich meist mit Chemnitz und gehen höchstens nach Freiburg in Sachsen. Wie kamen Sie dazu, Ihre Studien an diesen berühmten Schulen zu machen?

Der Fremde war etwas verlegen, was Käthchen nicht entging, und antwortete mit zaubernder Stimme:

Verschiedene Schicksale, eigenthümliche Verhältnisse — die Verbindungen meines Vaters. — Allerlei, was — ich kann Das nicht so kurz erklären.

Seien Sie froh, sagte Herr Liebert, daß es sich so gefügt hat. Ich habe von diesen Schulen so viel gehört — ich wollte, ich könnte meinen Jungen auch dahin schicken. — Sie waren wohl lange in Paris?

[illegible] habe beinahe meine ganze Jugend dort zugebracht.

[illegible] daher der fremde Accent — rief Herr Liebert — Sie [illegible], als ob das Deutsche nicht Ihre Muttersprache wäre.

[illegible] sah bei Seite.

[illegible] rr Liebert, ich habe Ihnen nichts Unange- [illegible] n — im Gegentheil; es klingt ganz hübsch,

es steht Ihnen ganz gut! — Nicht wahr Käthchen, die Aussprache des Herrn West ist ganz angenehm?

Gewiß! bestätigte Käthchen sehr rasch, — gewiß, fügte sie dann langsamer hinzu, und um das allzurasche „Gewiß" schnell vergessen zu machen, sagte sie: Sie sprechen wohl sehr gut französisch?

Als wäre es meine Muttersprache, antwortete West aufathmend, mit einer Wärme, die Käthchen auffiel.

Natürlich, sagte Herr Liebert, wenn man an diesen beiden Schulen studiert hat. Herr West, ich bin sehr glücklich, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Sehen Sie, ich verstehe eigentlich sehr wenig von all dem Wesen, dem ich vorstehe und das mein Eigenthum ist; ich bin ein armer Autodidakt, der nur nachmacht, was er anderswo sieht. Ich fühle, daß so Manches in meinen Gruben und Hütten anders sein könnte und besser, aber ich weiß nicht, wie es anders zu machen. Ich bin immer sehr froh, wenn ich mit Männern von Fach zusammenkomme, und nehme gern und dankbar guten Rath an. Die Herren vom Bergamt sagen mir, daß Sie als ausgezeichneter Montanist und Techniker empfohlen sind, und daß Sie sich schon im Annenschacht und beim neuen Waschwerk als solcher bewährt haben.

West verneigte sich, Käthchen sah ihn mit Interesse an.

Sie haben gewiß schon mannigfache Gruben und Hüttenwerke gesehen?

Ich habe Frankreich, Belgien und England bereist, antwortete West.

O! rief Herr Liebert, die gelobten Länder meiner Industrie! Wie dankbar wäre ich Ihnen, wenn Sie meine Werke besichtigen, wenn Sie wieder kommen wollten.

Mit größtem Vergnügen will ich wieder kommen, sagte West und verneigte sich so, daß man nicht wußte, ob er sich vor dem Vater oder der Tochter verneigte.

Bravo! und wann?

Sobald ich meinen freien Tag habe — nächsten Mittwoch!

Gut, nächsten Mittwoch. Sie sind sehr gütig, Herr West,

wie wollen wir herumwandern. Vergiß nicht, Käthchen, daß Herr West nächsten Mittwoch mit uns speist.

Der Bürgermeister kam; Herr Liebert wandte sich zu ihm und zwang seine Tochter, die er am Arme hielt, mit ihm die Schwenkung zu machen und dem Fremden den Rücken zu kehren.

Ein herrlicher junger Mann, sagte er im Umdrehen, nicht wahr, Käthchen?

Schon sprach Herr Liebert wieder mit dem Bürgermeister, ohne Käthchens Antwort abzuwarten, und er ließ ihren Arm fahren. Sie wollte sich, plötzlich ganz heiter, wieder in die Gesellschaft mischen, als plötzlich das Klavier zu klingen anfing. Mit Freuden sah Käthchen den Schulmeister, der sich indeß etwas gefaßt hatte, daran sitzen. — Ich werde tanzen — er wird mit mir tanzen — dachte sie, und sie hatte den Gedanken noch nicht ausgedacht, als er schon vor ihr stand, und Käthchen tanzte so leicht und so gut, wie sie nie glaubte getanzt zu haben. Die Musik klang ihr zwar eigenthümlich melancholisch, obwohl es ein ganz lustiger Walzer von Labitzky war, und sie selbst fühlte sich so sonderbar schwermüthig, und doch war es ihr so wohl. Es schien ihr, als ob sie Flügel hätte, und als müßte sie wie die Bauern, wenn sie in der Schenke tanzen, laut aufjauchzen. Auch ließ sie gegen alle Regel das kleine Blondköpfchen nach der Seite hängen, als wollte es auf die Schultern Wests fallen. Nach beendigtem Tanze wußte sie ihn mit einer Geschicklichkeit, die sie sich nie zugetraut hatte, in ein Gespräch zu verwickeln, in dem gleich so viele Gegenstände aufs Tapet kamen, daß sie mit Freuden darin den Stoff für stundenlange Unterhaltung erkannte. Und der Fremde wußte von seinen Reisen, von Paris und von Allem so schön und dabei so anspruchslos und einfach zu erzählen, daß sie sich ganz unbefangen, ja ganz gescheidt fühlte und sich sagen mußte, daß sie sich noch nie mit irgend einem der Herren aus der Gegend so sicher gefühlt hatte. Es kam ihr vor, als machte sie an sich selbst eine neue Bekanntschaft, und als kennte sie Herrn West seit langer, langer Zeit. In der That bildete sie sich

ein, daß sie sich zu allen Zeiten einen angenehmen jungen Mann, einen liebenswürdigen Kavalier gerade so und nicht anders vorgestellt habe, und Das war doch gewiß nicht wahr, da an dem jungen Praktikanten so viel Fremdes und Fremdartiges und für sie ganz Neues war, von seiner Aussprache und der Art seiner Unterhaltung angefangen bis auf den Schnitt seines Gesichtes, seine schlichten, sehr dunklen Haare, kurz bis auf den ganzen Typus und die ganze Art.

Käthchen erklärte sich das Fremdartige nur damit, daß er eben anders und ausgezeichneter war, als Alles, was sie an Männern bisher kennen gelernt. Sie vergaß über dem Gespräche mit ihm so sehr ihre Pflichten als Dame des Hauses, daß man in der Dunkelheit munter getanzt haben würde, wenn nicht Rosalie für Licht gesorgt hätte. Als es mit Einem Male hell wurde, erwachte sie wie bei Morgendämmerung aus einem schönen Traume. Sie sah die Rentmeisterin und dachte an ihre Tochter Ludmilla und entfernte sich auf eine so kurze und abschneidende Weise von ihrem Tänzer, daß er ein wenig betroffen war. Es zog sie zu Ludmilla, und — wie räthselhaft werden uns weibliche Gemüther, selbst siebenzehnjährige immer bleiben — und sie unterhielt sich mit ihr, für die sie doch nicht die geringste Sympathie hatte, aufs Freundschaftlichste, bis sie auch sie plötzlich verließ und zwar mit hocherhobenem Kopfe, mit Freude und einigem Triumph im Gesichte.

Wie dumm und abgeschmackt ist sie! sagte das kleine Käthchen zu sich selber und machte den ganzen Abend die Honneurs mit großer Sicherheit, als wäre sie um fünf Jahre älter geworden und um einen Kopf größer. Auch Herrn West, der sie noch einige Male zum Tanze aufforderte, kam sie mit ruhigerer und älterer Sicherheit entgegen; sie hörte ihm kälter zu und widersprach ihm auch manchmal. Aber als er sich gegen Mitternacht mit den andern Gästen empfahl und in der Nacht verschwand, glaubte sie wieder die melancholische Musik von vorhin zu hören, und als es mit Einem Male im Hause wieder stille war, und als

auch im Hause das letzte Geräusch verstummte — vier Eisenarbeiter luden Lord John auf ihre Schultern, um ihn heimzutragen — und sie in ihre Schlafstube trat und sich auf einen Stuhl vor dem Bette setzte und sich nicht entkleidete und vor sich hinsah, sinnend, träumend, da war es wieder das alte, stille, liebe Käthchen.

Am andern Tage war die trotzige Stimmung vollends verflogen. Wäre sie eine gebildete romantische Person mit einigem Bewußtsein von Bildung und Romantik gewesen, sie hätte sich geschämt, immer nur an die Küche und an das Mittagsessen für nächsten Mittwoch zu denken. So aber, wie sie war, gab sie sich diesem Gedanken hin, und Das war sehr gut, denn es überwucherte den Gedanken an Ludmilla, der manchmal störend auftauchte und die zwei Tage, die sehr glücklich hätten sein können, hie und da in ihrer Reinheit störte. Wie gerne hätte sie sich mit Rosalien, der sie Alles vorzutragen gewohnt war, über das Mittwochsessen besprochen. Aber kam die Geschichte mit Ludmilla nicht von Rosalien? und ist es nicht lächerlich, aus einem Essen für einen jungen Praktikanten so viel Wesens zu machen? Auch war sie fest entschlossen, nicht davon zu sprechen, als sie endlich doch am Dinstag zu ihr hinunter wanderte; sie wußte nicht warum? aus alter Gewohnheit — weil sie mit Jemand sprechen mußte — über irgend etwas — vielleicht über West — am Liebsten aber nicht. Sie hatte eine gewisse Angst vor Rosalien, sie konnte etwas sagen, das unangenehm war. Aber was liegt daran? — sage sie, was sie will — ich besuche sie.

Rosalie stand vor einem Haubenstock und setzte einige Rosaschleifen zurecht; Susi saß ihr gegenüber und strickte Socken.

Da kommt sie ja! rief Susi, als Käthchen eintrat; sie wird uns Genaueres sagen können.

Man sollte es meinen, sagte Rosalie, denn sie hat sich lange genug, beinahe unschicklich lange, mit ihm unterhalten. Ich muß dir sagen, Käthchen, daß man sich nicht so dem Ersten, Besten an den Hals wirft.

Ich? ich habe Das gethan? fragte Käthchen verlegen.

Ja, du! antwortete Roſalie kurz und fuhr vor ſich hinſprechend fort: Käthe wird aber ſo wenig von ihm wiſſen, wie die Andern. Kein Menſch weiß was über ihn, ſelbſt die Rentmeiſterin nicht, die ihm doch ihre Tochter geben will. Es iſt eine leichtſinnige Frau, und ſie ſchlägt ihre ſieben Töchter um jeden Preis los. Ich aber ſage, ich gebe meine Tochter lieber dem buckligen Schreiber, von dem ich doch weiß, wer ſeine Hühner und Gänſe ſind, als ſo einem Hergelaufenen. Ja, ja, es iſt ein Hergelaufener — wer weiß, was dahinter ſteckt. Es iſt nicht herauszubringen, woher er gekommen; was iſt er, wie heißt er? Er hat nicht einmal in Chemnitz ſtudiert und iſt nicht in Joachimsthal geweſen, das habe ich Alles gehört, wie er mit deinem Vater geſprochen, und wer ſein Vater iſt und ſeine Anverwandten, kann man auch nicht erfahren. Hat man je gehört, daß ein Praktikant hierher gekommen, der nicht in Chemnitz geweſen oder in Joachimsthal, oder wenigſtens in Kuttenberg? Nirgends iſt er geweſen, Das ſagen alle Praktikanten. O, ich habe mich ſchon erkundigt! ich will nicht, daß ſo ein Hergelaufener in ein Haus komme, wo ich an den Kindern Mutterſtelle vertreten habe, Das habe ich gethan, Das mußt du zugeſtehen, Käthchen, ich bin wie deine Mutter, obwohl es dein Vater nicht an mir verdient hat. Wer aus anſtändiger Familie iſt und wer nichts Schlechtes gethan hat, der braucht ſich nicht zu verſtecken, der nennt ſeinen Namen vor allen Leuten, Das ſage ich, Roſalie Schimmel.

Das behaupte ich auch, ſagte Suſi.

Aber, bemerkte Käthchen mit einiger Schüchternheit, aber er ſagt ja ſeinen Namen.

Freilich? Weſt! nicht wahr? Hat ſich was mit Weſt, lachte Roſalie, ich weiß Alles! Kein Menſch glaubt, daß er Weſt heißt. In der erſten Zeit hat er gar nicht gehört, wenn man ihn Weſt rief, und einmal hat er ein Aktenſtück Veſt mit V und ein anderes Mal mit W unterſchrieben. Wenn ich ſchon ein Betrüger bin, ſo ſei ich es recht, und wenn ich ſchon einen falſchen Namen trage,

ſo muß ich ihn zu tragen wiſſen, als ob er mir auf den Leib gewachſen wäre, und nicht wie ein geſtohlenes Kind, Das ſage ich.

Aber Das iſt ja ſchrecklich, rief Suſi und ließ Strumpf und Hände in den Schooß fallen, ohne die Stricknadel fahren zu laſſen.

Käthchen wußte nicht, was zu ſagen, und ſah vor ſich hin. Sie war froh, als Suſi nach einiger Zeit hinzufügte: Mein Gott, und ſeinen Taufnamen kennt man auch nicht!

Doch, rief Käthchen ſchnell, Gaſton heißt er, Gaſton! — aber ſie verſtummte ſchnell wieder, als die beiden Jungfrauen in ein ungeheures Gelächter ausbrachen.

Gaſton! riefen ſie, Gaſton! hat man je einen ſolchen Namen gehört! und gar in hieſiger Gegend! Gaſton! es iſt zum Todtlachen.

Und Roſalie fügte hinzu: Ich wette, daß, wenn man alle Kirchenbücher aller Kirchſpiele auf dreißig Meilen in der Runde nachſchlüge, man fände nicht einen ſolchen Namen darin. Gaſton! ſo ein Name exiſtirt gar nicht, das iſt ein Romanname, grad ſo ein Name, wie man ihn annimmt, wenn man keinen andern ehrlichen Namen hat. Gaſton! ſo was iſt noch nicht vorgekommen.

Und woher iſt er eigentlich, dieſer Herr Gaſton Weſt? fragte Suſi und ſtrickte weiter, welche Heimat gibt er wenigſtens an?

Davon wird gar nicht geſprochen, erwiederte Roſalie. Ich wette mein Haus, daß er kein Deutſcher iſt. Er ſpricht ein Deutſch, das iſt was Schreckliches, da ſpreche ich lieber gleich böhmiſch. Das iſt geradezu beleidigend, daß er es wagt, gebildeten und anſtändigen Leuten ein ſolches Deutſch vorzuſprechen, das zerreißt die Ohren, ich bin überzeugt, er iſt ein Kroat.

O, ſagte Käthchen, etwas muthiger als vorhin, Das habe ich doch nicht gefunden, Roſalie. Seine Ausſprache klang mir ganz hübſch, und ich glaube —

Er hat dir dumme Komplimente gemacht, darum, du eitles Ding, fiel ihr Roſalie in die Rede. Uebrigens kann ſo was Anfangs und einmal der Sonderbarkeit wegen gefallen, das

zweite Mal ist es lächerlich. Ich lasse mich nicht betrügen! Ist es nicht lächerlich, zu sagen: der Labitzky ist ein „reißender" Komponist?

Wieder brachen Susi und Rosalie in Lachen aus. Auch Käthchen mußte mitlächeln, aber es that ihr leid, daß sie lächelte, und sie stand auf, um zu gehen.

Was hast du eigentlich gewollt? fragte Rosalie.

Nichts! antwortete Käthchen und ging.

Ich weiß es besser, als du, was du gewollt hast, sagte Rosalie, nachdem Käthchen schon draußen am Fenster vorbeigegangen war, du hast wissen wollen, wie uns dein Herr West gefällt, denn dir gefällt er gar sehr, Gänschen! unterfteht sich schon, mit dem Praktikanten anzufangen.

Susi lächelte und zuckte die Achsel.

Käthchen kam sehr gedankenvoll zu Hause an. Das Gespräch, die Bemerkungen, das Gelächter der alten Jungfern hatten einen gewissen Eindruck auf sie gemacht, und eine halbe Stunde lang war sie verstimmt. Aber bald dachte sie: und wenn er auch einen falschen Namen trüge? Was liegt daran! Der Name macht nicht den Mann, und da steckt vielleicht ein sehr schönes Geheimniß hinter diesem falschen Namen. Und daß Gaston ein häßlicher Name sei, Das soll ihr kein Mensch einreden, und ob Gaston durch seine fremdartige Aussprache zum zweiten Male lächerlich werde, Das wolle sie doch morgen sehen, aber sie glaube es nicht. Käthchen lachte, wenn sie an das Gespräch bei Rosalien dachte, und sagte sich zu wiederholten Malen, daß sie sich ganz und gar nicht darum kümmere, was dort unten auch immer gesagt werde. Aber sie mußte doch immer wieder an den falschen Namen und an alle mit einem solchen Inkognito verknüpften, unangenehmen Möglichkeiten denken, und dann wieder an Ludmilla, und zum ersten Male seit langer Zeit schlief sie eine Viertelstunde nicht, nachdem sie sich ins Bett gelegt, und zum ersten Male seit lange war sie mit Sonnenaufgang aus dem Bette und in den Kleidern.

Sie überdachte noch einmal, was sie schon gestern unzählige Male durchdacht hatte; es litt sie nicht in der Stube, und sie wollte in den Garten und arbeiten. Aber im Hofe ging schon Gaston auf und ab; er hatte die gewöhnliche, schwarzleinwandene Bergmannstracht, die vom Einfahren schon hie und da schadhafte Spuren trug; in der Hand hielt er einen Hammer. Er war auch so noch sehr hübsch, aber Käthchen dachte sogleich: Er ist ganz und gar wegen Papa, wegen der Hütten und Minen, und nicht im Geringsten meinetwegen gekommen; er hätte sich sonst ein wenig eleganter gemacht. Sie begrüßte ihn sehr höflich und sehr kühl, und da er ihr guten Morgen sagte und sie nach ihrem Befinden nach dem lärmenden Sonntage fragte, war sie wirklich geneigt, seine Aussprache etwas lächerlich zu finden. Aber es gelang ihr nicht. Es ist doch hübsch, dachte sie, auch wenn mans zum zweiten Male hört.

Papa hat Sie aus Ihren täglichen Beschäftigungen herausgerissen, sagte sie und wußte an diese Worte, mit mehr Geschick als ihr irgend Jemand im Orte zugetraut hätte, ein Gespräch über sein tägliches Leben zu knüpfen und ihn über alle Stunden des Tages auszuforschen. Es war ihr vorzugsweise um Ludmilla zu thun und zu erfahren, welche Zeit ihm für Besuche bei Rentmeisters übrig bleibe. Da erfuhr sie denn genau, welche Zeit er im Schacht, im Pochwerke, in der Schmelzhütte, in der Kanzlei und Abends im Lesezirkel zubrachte, und daß er sehr wenig Umgang habe und fast gar keine Familie besuche. Sie war sehr zufrieden mit dem Ergebniß dieser Mittheilungen; für Rentmeisters Ludmilla blieb auch nicht Eine Stunde im Tage. Wahrhaftig sehr wenig für eine Geliebte und zukünftige Braut! — Sie wäre wohl nun selbst sehr mittheilsam geworden, wenn nicht der Vater gekommen wäre. Dieser fing sogleich von seinen Hütten und Minen an, entwarf einen Plan für den Tag, und da Herr West schon gefrühstückt hatte und Herr Liebert es nicht erwarten konnte, dem Schüler der Pariser Ecole des Mines seine Werke zu zeigen, machten sich die beiden Männer sofort auf den Weg.

Käthchen war wieder verstimmt. Es war ihm so leicht, ein Frühstück anzunehmen, wenn ihm etwas daran lag, noch ein halbes Stündchen zu bleiben. Aber diese Männer! So ein schwarzer Hammer, so ein schmutziger Schacht ist ihnen mehr werth, als die Gesellschaft der Damen. Vorhin, als sie ihn über seine tägliche Beschäftigung verhörte, hatte es sie gefreut, als er sagte, das Bergwesen sei seine einzige Leidenschaft, jetzt ärgerte sie sich über die Uebertreibung dieser Leidenschaft, und alle Zweifel, die sie gestern und in der Nacht geplagt, kamen wieder. Sie ging endlich ins Haus, und da sie gegen neun Uhr das Mittagessen bestellte, unterdrückte sie auf ihrem Programme einen schönen Rahmkuchen — aber um eilf Uhr, da es noch Zeit war, gab sie Befehl, daß der Rahmkuchen doch gemacht werde.

Die beiden Männer wanderten indessen auf schwarzen, aus Schlacken aufgeschütteten Wegen den Hütten zu. Am Eingange in den Hochofen stand Lord John mit verbundenem Kopfe und gähnte in den Morgen hinaus. Er war verwundet. Die Arbeiter, die ihn am Sonntage nach Hause getragen, hatten ihn fallen und einen Damm hinunter rollen lassen. In den Hütten war man überzeugt, daß sie es absichtlich gethan, und Niemand machte ihnen einen Vorwurf darüber, denn Niemand mochte Lord John leiden. Er empfing seinen Herrn und dessen Begleiter mit einem kurzen, stummen Gruße. Inspektion! Inspektion! murmelte er zwischen den Zähnen — I dont want Inspection! — rief er lauter. Glücklicherweise verstand Herr Liebert nicht englisch. Gaston, der es verstand, lud Lord John ein, ihnen in den Maschinenraum zu folgen, was dieser auch mit Brummen that.

An den Ventilen standen kleine Jungen, die sie schlossen und aufthaten. Gaston sah Das mit Staunen. Wie? sagte er zu Herrn Liebert, können Sie die Jungen nicht besser verwenden? Eine kleine Vorrichtung, und Das alles fungirt von selbst.

Er sah sich um, nahm einen Draht, der in einem Winkel lag, und indem er sagte, „hier kann ich es Ihnen gleich zeigen," befestigte er den Draht mit dem einen Ende an der Klappe, mit

dem andern an einem der Hebel, die ſich über der Klappe auf und niederbewegten, und die Klappe ging von ſelbſt auf und zu. „Du biſt entlaſſen!“ ſagte er lächend zu dem Knaben, der ebenſo wie Herr Liebert lächelnd zuſah, wie der Draht ſeinen Dienſt verrichtete.

An den andern Klappen wird es etwas komplizirter, aber nicht ſchwerer ſein, ſagte Gaſton weiter.

Das hätte ich ebenſo gut machen können — das hätte ich! brummte Lord John.

Warum haben Sie es nicht gemacht? fragte Herr Liebert verdrießlich.

Das liegt ja auf der Hand — brummte John wieder — Kleinigkeit, nonsense, nonsense.

Aber auf dieſe Kleinigkeit kommt es hier an, Herr Maſchinenmeiſter! herrſchte ihm Herr Liebert zu.

Die Arbeiter verſammelten ſich, um das Wunderding anzuſehen und um Zeugen von Lord Johns Beſchämung zu ſein. — Dieſer ſchlich fluchend davon. Die Arbeiter folgten ihrem Brodgeber und ſeinem Gaſte und hörten mit Intereſſe die Bemerkungen, die er machte, die Verbeſſerungen, die er vorſchlug. — Der verſtehts anders, als der Lord! raunten ſie ſich in die Ohren. Herr Liebert konnte nicht umhin, mit ſeinen Arbeitern Blicke des Beifalls und des Einverſtändniſſes zu wechſeln.

Als es weiter ging in die Streckhämmer und zu den Minen, und verſchiedene Inſtrumente mitgenommen werden ſollten, waren alle eben unbeſchäftigten Arbeiter bereit, mitzugehen. — Herr Liebert wählte den Rieſen der Hütte, einen ſeiner vertrauteſten Arbeiter, einen gewaltigen Cyklopen, von dem Herr Liebert zwar ſagte, er habe mehr als alle andern Feuerarbeiter ein verbranntes Gehirn, ſei aber trotzdem die treueſte Seele, auf die man ſich verlaſſen könne und der gewiß nicht ausplaudern werde, was er etwa hören könnte. Der Cyklope Fleiſchmann lachte mit breiten, weißen Zähnen vor Freude, denn offenbar hatte er Gaſton, den er mit zärtlichen Blicken anſah, ſchon ins Herz geſchloſſen.

Als sie aus dem Hochofen traten, kamen eben einige zweispännige Wagen mit Eisenerz beladen an.

Woher kommt dieses Erz? fragte Gaston.

Aus meiner Grube, die wir bald sehen werden; sie liegt dort auf der Höhe, die Sie von hier aus sehen können.

Wem gehören die Felder zwischen hier und jener Höhe? fragte Gaston weiter.

Zum größten Theile mir, antwortete Herr Liebert.

Und ist die Grube ergiebig?

Es ist mein reichster Schacht und wird wohl noch lange vorhalten.

Dann sehe ich nicht ein, warum Sie nicht eine Eisenbahn anlegen? Ein Pferd würde Ihnen dann an einem Tage größere Dienste leisten, als alle diese Pferde in einer Woche.

Herr Liebert kratzte sich hinterm Ohr. — Eisenbahnen, sagte er — man glaubt noch nicht recht an Eisenbahnen in hiesiger Gegend — und dann wie Das anfangen? wo die Schienen hernehmen? und die Kosten! — wie lange kann Das dauern, bis so eine Eisenbahn fertig wird.

Ach! — lächelte Gaston — es ist nur das Unbekannte, das Sie fürchten. In höchstens zwei Monaten kann die Bahn fix und fertig sein; die Schienen gießen Sie selbst, und die Kosten haben Sie in einem Vierteljahr herein.

Herr Liebert wurde nachdenklich. Gaston trat auf die Höhe eines Eisenerzhaufens, sah sich um und fuhr fort: Hier müssen überall Eisenbahnen hin; alle diese Hütten und Schachte müssen durch Eisenbahnen verbunden werden. Die Arbeit wird dadurch erleichtert und gefördert und sehr viel Arbeitskraft erspart. — Sehen Sie nur, dort steckt ein Karren in einem ausgefahrenen Geleise, der Gußeisen nach dem Puddelwerke bringen sollte. Wie viele Arbeiter werden sich da Stunden lang abmühen, bis sie den Karren wieder herausbringen. Das wird nicht geschehen, sobald Sie eine Eisenbahn haben.

Fleischmann, der Cyklop, fand Alles, was Gaston sagte,

[illegible] und rieb sich die Hände. Herr Liebert schüttelte den Kopf und sagte: Ich fürchte, Sie weiter zu führen, denn Sie werden auf Schritt und Tritt neue Pläne aussinnen. Doch kehren wir.

Sie wanderten weiter. In der That hatte Gaston in den Schachten eben so viele neue Ideen und Vorschläge wie in den Hütten. Fleischmanns Zufriedenheit mit ihm und seinen Plänen drückte sich immer deutlicher und lebhafter aus; Herr Liebert wurde immer nachdenklicher. Jeden Plan, den er im ersten Momente mit Kopfschütteln aufnahm, bedachte er auf der weitern Wanderung, und immer, wenn ein neuer aufs Tapet kam, war der erste schon berechnet, wohl auch erweitert und meist angenommen.

Auf einer Höhe machten sie vor einer Eisenmine Halt, aus der mehrere Arbeiter in Kübeln Wasser zogen. — Halten wir uns nicht lange hier auf, sagte Herr Liebert — ich werde diesen Schacht wieder verfallen lassen.

Und warum? fragte Gaston.

Er lohnt nicht der Mühe. Er hat zu viel Wasser.

Könnte man nicht einen Stollen anlegen?

Wohl, aber er würde zu lang, und das steht nicht dafür.

Herr Liebert wandte sich, um weiter zu gehen; aber Gaston blieb, das Kinn in die Hand gestützt.

Suchen Sie wieder Mittel? sagte Herr Liebert lächelnd — lieber Freund, man muß auch einen Gedanken wie einen Schacht aufgeben können; man muß nicht alle Hindernisse besiegen wollen.

Eine Windmühle, eine Windmühle! rief Gaston anstatt aller Antwort.

Was haben Sie wieder? fragte Herr Liebert verwundert.

Eine Windmühle würde hier treffliche Dienste leisten. Die Lage ist vortrefflich. Eine Windmühle! — Das kostet nichts und bringt das Wasser wie das Erz heraus.

Eine Windmühle! sagte Herr Liebert, das hat man in hiesiger Gegend noch nie gesehen.

Darum ist es Ihnen auch nicht eingefallen, erwiderte Gaston, eine zu bauen; sonst wären Sie gewiß auf die Idee gekommen.

Gewiß, eine Windmühle, sagte Fleischmann, der nie eine gesehen hatte, aber so voll Vertrauen in Gastons Kenntnisse war, daß er auch diesem Plane seine volle Zustimmung gab, und noch lebhafter that er es, als dieser, weiter wandernd, seine Gedanken auseinandersetzte und in Kurzem auch Herrn Liebert gewann.

Ueber diesen Wanderungen und Plänen vergaßen die beiden Herren ihren Hunger und das Mittagsessen, das für drei Uhr bestimmt war und nun zur größten Verzweiflung Käthchens auf das Schmählichste verdarb — denn sie kamen erst mit anbrechender Dämmerung zurück.

Käthchen war nahe daran, sie verdrießlich und mit Vorwürfen zu empfangen, wenn ihr nicht Fleischmann, der mit kam, die gute Laune wiedergegeben hätte. Fräulein Käthchen, flüsterte er ihr zu, welch ein Mann, dieser Herr West, so was habe ich mein Lebtag nicht gesehen. Der kann Alles — Eisenbahnen, Maschinen, Windmühlen, das ist ihm Alles nichts. Sagen Sie doch Ihrem Papa, daß er Ihnen den Herrn West zum Manne gebe — Das wäre ein Mann! den könnten wir brauchen. Ich sage Ihnen, der macht Ihnen aus dem ganzen Thal einen einzigen Hochofen und eine einzige Eisenbahn.

Narr! alter Narr! lachte Käthchen und befahl, daß man ihm ein Glas Bier und etwas Tüchtiges zu essen gebe.

Gut, sagte der alte Fleischmann zu sich selbst, jetzt weiß ich etwas, was mir recht ist.

Bei Tische verdroß es Käthchen, daß der Papa den Gast jedes Mal, wenn er sich an sie wenden wollte, mit Maschinen, Eisenbahnen u. dgl. unterbrach und kein anderes Gespräch aufkommen ließ, obwohl es Gaston zu wünschen schien. Aber es freute sie, wie Herr Liebert den jungen Mann mit Aufmerksamkeit behandelte, wie er ihm die größte Achtung, ja eine Art von väterlicher Liebe zeigte, und ihr Herz pochte gewaltig, als endlich

beim Nachtiſche ihr Vater ſo zu ſprechen anfing, und zwar mit Wärme und einer gewiſſen Feierlichkeit:

Herr Weſt, ſagte er, ſtoßen Sie mit mir an. Ohne Phraſen — ich bin ſehr glücklich, Ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben. Wie ſonderbar es Ihnen, dem jungen Manne, aus dem Munde eines beinahe ergrauten Mannes auch klingen mag: auf gute männliche Freundſchaft!

Gaſton erröthete, nahm das Glas und ſagte: Sie ſind ſehr gut, Herr Liebert, mit Herzlichkeit ſtoße ich an.

Darauf ſchüttelten die beiden Männer einander die Hand. Käthchen war ganz gerührt, und zitternd ſtieß ſie mit ihrem Glaſe an, als ihr Gaſton das ſeinige entgegenhielt.

Und nun bitte ich Sie, fuhr Herr Liebert fort, nicht falſch zu verſtehen, was ich Ihnen offen und in der beſten Abſicht ſagen will. Sie haben viel gelernt, und was Sie gelernt haben, wiſſen Sie mit Geiſt und mit erſtaunlichem Scharfſinn anzuwenden. Es iſt traurig, daß ſolche Fähigkeiten durch viele, viele Jahre brach liegen ſollen, und Das iſt im Staatsdienſte nothwendigerweiſe der Fall. Jahre lang müſſen Sie als Praktikant zuſehen und kommen Sie nicht zu ſelbſtändigem Schaffen. Jahre müſſen vergehen, bis Sie einen Poſten bekommen, der Sie anſtändig ernährt. Erlauben Sie mir die Frage: iſt es Ihnen gleichgültig, Ihr Wiſſen ſo lange Zeit unverwerthet liegen zu laſſen? und iſt es Ihnen gleichgültig, Jahre lang auf einen nährenden Poſten zu warten? Haben Sie Vermögen genug, um zuſehen zu können? Verzeihen Sie dieſe indiskret ſcheinenden Fragen; — von Ihrer Beantwortung hängt das Weitere ab, das ich Ihnen ſagen will.

Gaſton lächelte, wie um Herrn Liebert über ſeine Indiskretion zu beruhigen, ſchlug aber doch die Augen nieder, als er ſagte:

Gewiß, mein Herr Liebert, erſcheint es mir wünſchenswerth, bald eine praktiſche Thätigkeit zu haben, und wünſchenswerth iſt es mir auch, aus meinen Kenntniſſen bald poſitiven Nutzen zu ziehen. Ich habe das Vermögen nicht, um lange warten zu

können — auch sind meine Verhältnisse der Art, daß ich eines einträglichen Postens sehr nothwendig bedarf.

Gut! sagte Herr Liebert, aber ich muß mir noch eine Frage erlauben. Sind Sie so aristokratisch wie die meisten jungen Herren, Ihre Kollegen? glauben Sie, daß Sie Ihre Würde nur im Staatsdienste wahren können? Sehen Sie nicht auch mit einiger Geringschätzung auf unsere bürgerlichen Unternehmungen herab? Würden Sie es unter Ihrer Würde halten, sich an solchen Unternehmungen zu betheiligen?

Gaston lachte laut auf, und lachend sagte er: Nein, Herr Liebert, ich bin bürgerlich, sehr bürgerlich.

Käthchen, ohne zu wissen, warum, lachte herzlich mit; der Vater aber sprach ernsthafter und inniger als zuvor:

So kommen Sie zu mir! Verlassen Sie den Staatsdienst und kommen Sie zu mir! Längst habe ich mich nach einem Menschen, wie Sie sind, gesehnt. Ich habe zu Ihnen, zu Ihrem Wissen, zu Ihrem Charakter das größte Vertrauen, und Sie bringen mir Alles mit, was mir fehlt. Ich kann nur nachmachen, was ich anderswo sehe, und muß so zu sagen den alten Ochsenschritt fortgehen — und doch fühle ich, daß wir in einer neuen Zeit stehen, daß viel Neues zu schaffen ist. Mit Ihnen zusammen könnte ich Alles. Sie wären der Kopf, ich der Arm! Sie würden die Pläne machen, ich würde die Mittel herbeischaffen, sie auszuführen und zu verwerthen. Sehen Sie, ich habe Niemand, der mir beistünde. Mit dem Engländer geht es nicht länger; er ist unwissend und bei allen Arbeitern verhaßt, Sie würden mir Alles mitbringen, was ich brauche — dafür haben Sie auch das Recht, ganz nach Gutdünken Ihre Bedingungen zu machen. Sie können gleich in eine Stellung eintreten, die, was die materiellen Vortheile betrifft, Ihnen erst nach zwanzigjährigem Staatsdienste aufbewahrt ist. Sie werden unabhängig, Sie können heirathen, wenn Sie irgend eine solche Idee haben, Sie können einen Verwandten unterstützen, wenn Ihre Familienverhältnisse darnach sind, oder Sie können Ersparnisse bei Seite legen. Kommen Sie,

mein Freund — rief Herr Liebert, in einer Art von Ekstase, indem er Gaston die Hand entgegenstreckte — Kommen Sie zu mir, wir wollen Prächtiges und Großes mit einander schaffen — schlagen Sie ein!

Während dieser Rede des Vaters zitterte die Tochter vor Aufregung. Ihre Augenlider gingen auf und zu, je nachdem sie die Wirkung der Worte auf dem Gesichte des Angeredeten beobachten oder ihre Aufregung und Theilnahme verbergen wollte.

Gaston hörte mit niedergeschlagenen Augen zu und ließ die Hände unter dem Tische und schlug nicht ein. Käthchen ließ den Kopf hängen und konnte nicht umhin, ihn mit vorwurfsvollen Blicken anzusehen, und hatte alle Mühe, einen zudringlichen Seufzer zu unterdrücken.

Endlich faßte Gaston die dargebotene Hand. Käthchen ließ dem gefesselten Seufzer die Freiheit, aber sie erschrak, als Gaston sagte: Ich schlage nicht ein! ich muß nur die Hand fassen, die mir so freundschaftlich geboten wird. Herr Liebert, lassen Sie mir Zeit zur Ueberlegung. Ach, ich habe so viel zu überlegen — wenn Sie wüßten — Vorurtheile — Verhältnisse — Rücksichten —

Er stieß diese letzen Worte in größter Aufregung hervor, fuhr sich mit der Hand über die Stirne und sprang vom Tische auf. Käthchen hätte ihr Leben dafür gegeben, wenn sie gewußt hätte, was in ihm vorging. Sie hoffte, daß der Vater ihn fragen und in ihn dringen würde. Dieser aber sagte ganz ruhig:

Sie haben Recht! Ueberlegen Sie und geben Sie mir Antwort — wann?

In wenigen Tagen! rief Gaston, nahm seine Mütze, drückte Vater und Tochter hastig die Hand und eilte fort.

Rosalie hat Recht, sagte Käthchen vor sich hin, da sie Gaston nachsah und er, wie fliehend, über die Brücke dem Wege nach der Stadt zustürzte — da steckt ein Geheimniß dahinter. Aber welches Geheimniß? — In wenigen Tagen! — was versteht er unter wenigen Tagen? — Ach, könnte ich die Zeit verschlafen!

IV.

Aber nach wenigen Tagen war Käthchen geschäftiger und ruhiger als je. Etwas über hundert Schritte von der jetzigen prächtigen Wohnung Herrn Lieberts stand das bescheidene kleine Haus, das er als armer Mann bewohnt hatte. Dort galt es, zwei Stuben zu scheuern und neu einzurichten. Es fehlte an allen Enden; die Möbel daselbst schienen Käthchen doch gar zu alt und altmodisch, und sie war bereit, das ganze neue Haus zu plündern, um nur die zwei Stuben des alten auszustatten. Das ging nicht an, aber sie nahm doch, was zu nehmen war, und besann sich nicht einen Augenblick, ihre eigenen so schönen Fenstervorhänge dahin zu tragen, wohin sie mit ihrem neuen Glanze, mit ihrem Mädchenzimmerduft und mit ihrer Länge doch so wenig paßten. Mit aufgeschürzten Armen und ganz vernachlässigt im Anzug, mit einer Schürze vor wie eine Arbeiterin, ging sie zwischen den Häusern hin und her und griff überall selbst zu, denn die Mägde machten es ihr nicht recht, und Alles ging zu langsam. Wer sie da beobachtet und die geheimsten Gründe ihrer Geschäftigkeit errathen hätte — er würde nicht gesagt haben: Käthchen Liebert ist in Gaston West verliebt — er würde wie Rosalie gesagt haben: Käthchen Liebert wirft sich Gaston West an den Hals. Armes Käthchen! Beides ist wahr. Sie war verliebt, und in der Einfachheit ihres Herzens that es ihr wohl, für ihn zu arbeiten wie eine Magd. Denn für ihn richtete sie die Zimmer des alten Hauses ein. Er war auf den Antrag Papa's eingegangen. Mein Gott, die Freude, als ihr Papa sagte: Käthchen, richte zwei Stuben für Herrn West ein! Es klang ihr, wie: Käthchen, heirathe Herrn West! Und was kümmerte sie sich um alle Geheimnisse, um alle Verdächtigungen, um Rentmeisters Ludmilla? — sie arbeitete mit einer Freude, als ob sie sich ein Nest baute — wie eine Braut an ihrer Ausstattung arbeitet.

Bei all Dem aber hatte sie eine unbestimmte Angst, irgendwie

in dem süßen Gefühl, das sie erfüllte, gestört zu werden, vor Allem eine instinktive Scheu vor Rosalien, und so war sie auch schon seit vielen Tagen nicht im Casino erschienen, obwohl sie sich gern über Manches berathen hätte. Es war darum nicht zu verwundern, daß Rosalie plötzlich in der Thür des alten Hauses stand, wo sie eine laute Lache aufschlug, als sie Käthchen mit einem Besen in der Hand erblickte, wie sie an einem uralten Flecken im Fußboden ihre schwachen Kräfte ermüdete.

Rosalie! rief Käthchen erschrocken und wurde roth bis über die Ohren.

Man sieht dich ja gar nicht mehr! sagte Rosalie so freundlich als möglich.

Ach, — ich bin so beschäftigt, — habe so schrecklich viel zu thun!

Das sehe ich, und harte Arbeit, lächelte Rosalie spöttisch, was soll denn Das alles bedeuten? warum wird denn die alte Barake wieder aufgefrischt?

Papa sagte mir, ich soll zwei Stuben scheuern und einrichten lassen.

Und zu welchem Zwecke? für wen denn? wer soll sie denn bewohnen?

Käthchen hatte nicht den Muth, die Wahrheit zu sagen, und auch nicht zu lügen.

Ich weiß nicht recht, stammelte sie, Papa hat verschiedene Absichten; ich glaube, er will neue Beamte engagiren.

Wenn du es nicht weißt, sprach Rosalie, so will ich es dir verrathen. Die beiden Stuben richtest du für Herrn West ein.

Richtig, erwiderte Käthchen, für Herrn West. Meinst du, Rosalie, für Herrn West?

Dein Vater hat ihn geworben. Er hat bereits den kaiserlichen Dienst verlassen und wird hier so eine Art Maschinenmeister werden und Lord John ersetzen.

Maschinenmeister! rief Käthchen entrüstet — Lord John ersetzen? — gar nicht! Das ist etwas ganz Anderes mit Herrn

Weſt, das iſt ein Gelehrter und ein prächtiger junger Mann, wie Papa ſagt. Das iſt gar nichts, wie ein Dienſt, den er annimmt; Papa läßt ihm ganz freie Hand, er kann machen, was er will, er verſteht Alles beſſer als Papa, er kann ſich ſelbſt die Bedingungen machen, er iſt ein Freund von Papa, das iſt ganz was Anderes — ich weiß es ja, ich bin ja ſelbſt dabei geweſen.

So? fragte Roſalie gedehnt, du biſt dabei geweſen, du weißt Alles beſſer, und doch weißt du nicht, für wen du hier arbeiteſt?

Die beiden Stuben, ſagte Käthchen, die beiden Stuben, ich hätte freilich vermuthen ſollen —

So haſt du auch gar nicht vermuthet, wem du deine ſchönen Vorhänge geopfert haſt?

Roſalie lachte wieder, während Käthchen die Vorhänge anſah und in ihrer Verlegenheit die Blicke nicht abzuwenden vermochte.

Es kamen Mägde herein. Roſalie nahm das arme geplagte Mädchen unter den Arm und führte es in den Hof, wo ſie auf- und abgehend eine Rede mit: „Schämſt du dich nicht, du Gelbſchnabel," anfing, eine Rede, die ſo lange währte, bis ſie durch die plötzliche Erſcheinung Lord Johns, der mit geballten Fäuſten und glänzenden Augen auf den Hof ſtürzte, unterbrochen wurde.

Lord John kam von den Hütten.

Dort in den Hütten war bereits Gaſton eben ſo geſchäftig, wie Käthchen in der Haushaltung. Im Hochofen war eben eine Campagne zu Ende. Dieſen Umſtand benützte Gaſton, um Herrn Liebert zu verſchiedenen Reformen zu bewegen. Man konnte nun in das Innere des Hochofens ſehen, und Gaſton machte darauf aufmerkſam, wie ſich während der Campagne „Raſt" und „Geſtell" erweitert haben, wie die niedergeſchmolzenen Wände des Raſt und des Geſtells *nicht* durch geſinterte Maſſen wieder geflickt worden. Es war ihm leicht, zu beweiſen, wie unter dieſen Umſtänden die Erzeugung von grauem Roheiſen erſchwert, welche Aufopferung von Brennmaterial ſie erfordern würde. Auch war das Geſtell zu klein. Gaſton wollte es erweitert haben. Herr

Liebert wollte nicht nachgeben, denn er hatte seine Hochöfen nach den Hochöfen Steiermarks, dem klassischen Lande der Hochöfen, konstruiren lassen, und er war stolz auf diese Nachahmung. Umsonst predigte ihm Gaston, daß die Verhältnisse in Steiermark andere, wie nur dort bei Erzeugung des weißen Eisens solche Schachtformen ersprießlich seien und wie man bei Erzen, welche strengflüssiger sind, als z. B. Spatheisensteine, bei einem solchen Ofen den Rohgang zu befürchten hätte. Es half nichts. Gaston mußte sich hinsetzen und, um Herrn Liebert leichter zu überzeugen, einen Ofen seiner Art, und zwar einen zylindrischen, im Modell konstruiren. Die Arbeiter umstanden ihn bewundernd, und Fleischmann fand Alles vortrefflich, während der Lord brummend hin und her ging. Er kam sich selbst wie den Arbeitern abgesetzt vor und suchte seinen Verdruß in Bier zu ertränken. Niemand horchte mehr auf ihn, während sich Alles beeilte, jedem Wunsche Gastons zu willfahren; ja seine Befehle wurden dann erst vollzogen, wenn man die Genehmigung Gastons eingeholt hatte.

Wenn dergleichen vorkam, stellte er sich, mit beiden Händen in den Taschen, vor Gaston hin und fragte: Bin ich der Werkmeister hier? bin ich?

Sie sind! antwortete Gaston lächelnd.

I am, ich bin! brummte John und setzte seine Wanderung fort. Aber trotz dem Gelächter der Arbeiter, das solche Fragen zu begleiten pflegte, kam er bald wieder mit der neuen Frage:

Sind Sie der Werkmeister hier? — sind Sie?

Nein, ich bin es nicht, antwortete Gaston wieder gelassen.

You are not! Sie sind nicht! — Sind Sie?

Und wieder nach einiger Zeit:

Mr. West! habe ich hier zu befehlen?

Mr. John, Sie haben hier zu befehlen.

I have indeed — ich habe. — Habe ich, Mr. West?

Aber je ruhiger West wurde, desto aufgeregter wurde der Engländer. Endlich blieb er, nach langem Auf- und Abgehen,

vor West stehen, sah ihn herausfordernd an, warf den Rock ab, schob die Hemdärmel zurück, ballte beide Fäuste und stellte sich in Boxerposition.

Haben Sie Muth? Haben Sie? rief er, indem er Miene machte, die rechte Faust Gaston unter die Nase zu schieben.

Gaston sprang erzürnt auf von der Arbeit und wollte antworten, als sich plötzlich Fleischmann der Cyklop zwischen ihn und Lord John stellte, ebenfalls die Hemdärmel zurückschob, die Fäuste ballte und einen gewaltigen Arm erhob. — Ich habe Muth, Lord John, ich habe — rief er mit einer Lache, daß das Gebäude zitterte; sämmtliche Arbeiter schoben in diesem Augenblicke die Hemdärmel zurück, andere, die aus Gewohnheit, trotzdem nicht geheizt war, nackt umhergingen und die Hemdärmel nicht zurückzuschieben brauchten, zeigten ihm ebenfalls Fäuste und Arme, so daß Lord John sich plötzlich von einer großen Anzahl Feinde umringt sah. Er blickte sie ruhig an, sagte: nonsense! hob seinen Rock auf und ging und verschwand.

Er ist betrunken! sagte Gaston und setzte sich wieder zur Arbeit.

Ich sage, Herr West, — murmelte Fleischmann — es wird mit dem verrückten Engländer und Ihnen zusammen nicht gehen — Das sage ich. Ich kenne ihn — der hat's dick hinter den Ohren.

Fleischmann hätte gern noch fortgesprochen und Vorschläge gemacht, wie man sich des Engländers, den Herr Liebert gegen die Meinung der ganzen Hütte behalten, auf die kürzeste Weise entledigen könne — aber ein gewaltiger Lärm vom Gebläse her hinderte ihn, fortzufahren. Die Hufeisen oder Hosenapparate wurden vom Gichtensand und Asche gereinigt und außerdem gehämmert; von Zeit zu Zeit ließ man Dampf aus der Maschine, die geheizt war, behufs der Reinigung durch die Röhrentour zischen. Und Zischen und Gehämmer verursachten einen Lärm, der geeignet war, Gaston in das Leben, das er nun zu führen bestimmt war, energisch und mit einem Ruck einzuweihen.

Als der Lärm ſchwieg, ging Weſt an den Windheizungsapparat, um die Mündung der Röhrentour zu meſſen. Fleiſchmann folgte ihm.

Warum gehſt du mit? fragte Gaſton.

Es iſt immer gut, einen Freund bei ſich zu haben, grinste der Cyklop, und als Gaſton das Maß an die Mündung legte, fuhr er fort: Sie ſehen wohl, daß ich Recht habe, denn Sie ſind nicht vorſichtig genug! Und ſo ſprechend, wandte er ſich einer Oeffnung zu, die zur Dampfmaſchine führte, und rief hinein: Keinen Dampf! Herr Weſt iſt an der Röhre!

Aber kaum hatte er es gerufen, als mit furchtbarem Geziſch weißer Dampf herausdrang. Weſt ſtieß einen Schrei aus und prallte zurück; ſeine rechte Hand war wie roth glühendes Eiſen.

Verdammt! rief Fleiſchmann, ich will den Schurken ſehen, der Das gethan hat!

Mit einem Sprunge war er im Raume der Dampfmaſchine.

Ich habe ihn! ich habe ihn! ſchrie er, und die andern Arbeiter, vom Schrei Gaſtons herbeigezogen, eilten ihm nach. Sie fanden Fleiſchmann, wie er Lord John, der ſich vergebens loszuringen ſuchte, an der Kehle hielt.

Da iſt er, der Schuft, ſchrie Fleiſchmann, ich habe es gleich gedacht. Er hat ſich fortſchleichen wollen, aber ich habe ihn noch in der Thüre erwiſcht. Soll ich beſſer drücken? fragte er, den Arbeitern zugewendet.

Zugedrückt! riefen die Einen. Nein, in die Gicht mit ihm! riefen die Andern. In die Gicht mit dem Mörder!

Laßt ihn los! befahl Gaſton, der dazu kam, die verbrannte Hand in der Bruſt haltend.

Nicht zu viel Güte, Herr Weſt, ſagte Fleiſchmann beleidigt, ich thu' ihm gewiß nicht Unrecht, wenn ich ihn erdroßle. Thu' ich? fragte er höhniſch den Engländer, ſeine engliſche Redeweiſe nachahmend, und dann wieder zu Gaſton: Der Kerl iſt ein Mörder. Wußte er, wo Sie der Dampf trifft? Wäre er Ihnen ins Geſicht gekommen, Sie wären todt oder blind. Und daß

er absichtlich den Dampf losgelassen, das beschwöre ich bei Hölle und Himmel. Ich kenne ihn! Kenn' ich dich?

In die Gicht mit ihm! riefen wieder die Arbeiter.

Dummes Zeug, erwiderte Fleischmann, der Ofen ist ja nicht geheizt.

In den Dampfkessel!

In den Dampfkessel! schrieen die Arbeiter, und in demselben Augenblicke war John in der Luft und auf den Schultern. Jetzt zeigte es sich, wie sehr Recht Herr Liebert hatte, wenn er sagte, daß alles Volk, das am Feuer arbeitet, verbranntes Hirn habe. Ohne weiter zu prüfen, ohne John zu Wort kommen zu lassen, ohne irgend welche Folgen zu berücksichtigen, wollten sie einen Mord begehen, wollten sie die Gelegenheit benützen, sich des Verhaßten zu entledigen. Umsonst warf sich ihnen Gaston entgegen; seine Worte verhallten in dem Geschrei, das sie um ihr Opfer erhoben, und seine verbrannte Hand, die er ihnen abwehrend entgegenstreckte, vermehrte nur noch ihre Wuth.

Was soll der Lärm? scholl plötzlich eine Stimme von der Thür her.

Der Patron! der Patron! Herr Liebert! riefen die Arbeiter, und sein Blick und die altgewohnte Autorität stellten schnell die Ordnung her. John wurde auf den Boden gestellt, aber nicht ganz von Fleischmann freigelassen, der ihn wie mit einer Zange an der Schulter hielt. Alles fing auf einmal zu erzählen an; Herr West mußte seine verbrannte Hand zeigen. Herr Liebert war außer sich über den traurigen Anfang, den sein Leben in den Hütten nahm, und befahl vor Allem, daß man schnell Baumwolle hole und die verbrannte Hand umhülle. Dann zu John gewendet, sagte er ruhig: Herr John Kottel, Sie sind entlassen! Gehen Sie in die Kanzlei, lassen Sie sich Gehalt für drei Monate voraus ausbezahlen und betreten Sie meine Hütten nicht mehr.

Well! sagte John.

Fleischmann ließ ihn nicht gerne los, aber auf einen Wink

Herrn Lieberts hob er seine gewaltige Kralle von Johns Schulter, und dieser ging mit gemessenen Schritten aus der Hütte. Erst draußen fing er zu fluchen an; auch die Arbeiter ihrerseits schickten ihm einige Flüche nach und ärgerten sich, daß er während dieses ganzen Vorganges, da es ihm ernstlich ans Leben ging, auch nicht mit den Augen gezwinkert, mit keinem Worte um Gnade gebeten und überhaupt die kaltblütigste Ruhe an den Tag gelegt hatte.

In Folge dieser Entlassung erschien er vor dem Hause Herrn Lieberts, wo die Kanzlei und Kasse war, und im Hofe, wo Rosalie seit beinahe einer Stunde Käthchen Moral predigte und ihr bewies, daß sie sich auf unwürdige Weise benehme.

John blieb einen Augenblick stehen und starrte die Beiden an, ohne zu grüßen. Er schien über etwas nachzudenken, oder vielmehr, mit Mühe seine Gedanken zu sammeln. Plötzlich zog er die Mütze vom Kopfe, verneigte sich vor Rosalie und sagte: Guten Morgen, mein Fräulein, ich habe die Ehre, Sie zu grüßen, wie befinden Sie sich? Ich befinde mich wohl, ich danke Ihnen. Ohne eine Antwort abzuwarten, wandte er sich und ging ins Haus und in die Kanzlei.

Der will was von mir, dachte Rosalie, aber er ist recht höflich.

Käthchen hätte über das sonderbare Benehmen des Engländers gerne gelacht, wenn ihr sein Aussehen nicht Angst und Besorgniß eingeflößt hätte.

Ich fürchte, sagte sie, es ist etwas in den Hütten vorgegangen. Der Mensch sieht so aufgeregt und wild aus — auch kommt er sonst nie um diese Tageszeit.

Wild und aufgeregt, sagte Rosalie, ich finde ihn sehr höflich; dir fällt nur auf, daß er dich nicht gegrüßt hat; Das kommt daher, daß du dir keinen Respekt bei den Leuten deines Vaters zu verschaffen weißt. Herr West wird dich auch bald wie ein Stubenmädchen behandeln, wenn er sieht, wie du für ihn arbeitest, als wärest du dafür bezahlt.

Ach nein — Rosalie — was sagst du da? Er soll gewiß nicht sagen können —

Käthchen wurde hier durch den Cyklopen unterbrochen, der mit gewaltigen Schritten in den Hof trat und ausrief: Fräulein Käthchen, Baumwolle! Fräulein Rosalie, Baumwolle! Viel Baumwolle! Ist keine Baumwolle da? Herr Liebert schreit nach Baumwolle. Zum Teufel, wo sollen wir in der Hütte Baumwolle hernehmen?

Wozu? was ist geschehen? fragte Käthchen. Fleischmann, um Gotteswillen, was ist geschehen?

Aber Fleischmann gab keine Antwort. Er stürzte auf John los, der eben aus dem Hause trat und Geld zählte.

Da ist er, der Kerl, und trägt noch eine Handvoll Silber fort; drei Monate Sold — ja, drei Jahre im Loche hätte er eher verdient!

John sah ihn über die Schulter an und ging unbehelligt aus dem Hofe, Dank der Aengstlichkeit Käthchens und der Neugierde Rosaliens. Beide faßten Fleischmann an den Armen und zogen ihn zurück und bestürmten ihn mit Fragen.

Da kommen sie ja selbst, die Herren, sagte Fleischmann und deutete auf Herrn Liebert und West, die den Bach herab und dem Hause entgegen kamen.

Es ist keine Zeit zu verlieren, Fräulein Käthchen, sagte Fleischmann, schaffen Sie Baumwolle her. Sie sehen, Herr West trägt die Hand im Kittel — sie ist gebraten, gesotten, gekocht, Gott weiß was, und sieht aus wie ein Krebs.

O Gott, mein Gott! rief Käthchen und eilte ins Haus.

Herr Liebert führte West indessen in das alte Haus und in die zwei ihm bestimmten Stuben.

Schau, schau! sagte er lächelnd, hat das arme Kind gearbeitet! Was hat sie aus den alten, verrotteten Stuben gemacht. Sehen Sie sich um, West, ist es nicht hübsch hier? — weiß Gott, ich habe mich geschämt, Ihnen diese Wohnung anzubieten, und jetzt sehe ich, daß man ganz nett hier hausen

kann. Was ſo Weiber können! — Wo hat's nur das Kind gelernt?

Es iſt reizend hier und heimlich, ſagte Weſt, indem er ſich umſah, es kommt mir vor, Herr Liebert, als ſollte ich hier ſchöne Stunden verbringen.

Hoffen wir, hoffen wir!

Indeſſen war Käthchen eingetreten und mit ihr Roſalie und die alte Haushälterin und Fleiſchmann und die ganze Nachbarſchaft, die etwas von einem Unfall gehört hatte und ſelbſt ſehen wollte.

Papa, hier iſt Baumwolle, ſagte ſie zitternd, indem ſie Herrn Liebert einen ganzen Pack hinhielt.

Weſt, die Hand her! ſagte Herr Liebert.

Weſt ſtreckte die verbrannte Hand hervor.

O Gott, wie ſchrecklich! ſchrie Käthchen.

Roſalie warf einen prüfenden Blick auf die Hand und ſagte mit jener Ruhe, die ſie ſich als Heilkünſtlerin des Dorfes angeeignet hatte: Ich glaube, daß Oel beſſer wäre.

Oel, Oel! wiederholte Käthchen, und ſchon war ſie fort, um Oel zu holen. Nach einer halben Minute war ſie ganz athemlos wieder da. Sie hatte zu fragen vergeſſen, welches Oel ſie bringen ſollte, ob gewöhnliches Lampenöl oder Salatöl, und ſo kam ſie gleich mit zwei Flaſchen zurück.

Hier iſt Oel! ſagte ſie, indem ſie die Flaſchen auf den Tiſch ſtellte. Ach, ich habe ja noch Haaröl, fügte ſie ſich beſinnend hinzu, das iſt wohl reiner und feiner — und fort war ſie wieder, um Haaröl zu holen. Aber als ſie mit dem Haaröl zurückkam und das Fläſchchen auf den Tiſch ſtellte, ſprach Jemand von geriebenen Kartoffeln, als einem vortrefflichen Kühlungsmittel, und wieder lief ſie, um geriebene Kartoffel zu beſtellen. Dann hörte ſie Bierhefe als ein beſſeres Mittel, und dann von Rahm, dann von Pomade, und immer lief ſie hin und her und brachte das Beſtellte, ſo daß der Tiſch in kurzer Zeit ganz von Flaſchen und Töpfen beſetzt war und ſie athemlos daſtand, immer noch

nach allen Seiten horchend, ob nicht etwas als dienſtlich und hülfreich empfohlen werde.

Roſalie ſtand vor dem Tiſche mit der Ruhe eines Apothekers; Käthchen neben ihr und ſah ſie mit hülfeflehenden Augen an. Aber ſie wurde beſtürzt, als ihr Roſalie ins Ohr flüſterte: Mit deiner Dienſtfertigkeit machſt du dich nur lächerlich!

Fragend, ob Dem wirklich ſo ſei? blickte ſie ſchüchtern zu Weſt auf.

Barmherzige Schweſter! ſagte dieſer mit einer Innigkeit, mit einer Rührung im Tone der Stimme, daß ihr wieder ganz wohl wurde.

Sieh dich nur an, in welchem Zuſtande du biſt! flüſterte wieder Roſalie.

Käthchen ließ den Blick über ihre Kleider gleiten, und in der That erſchrack ſie über ihr Ausſehen. Von ihrer Arbeit bei Einrichtung der Stuben hatte ſie noch Aermel und Kleid aufgeſchürzt; vorn auf der Bruſt, an Armen, Händen und Kleidungsſtücken, überall Spuren der Arzneimittel, die ſie in Haſt herbeigetragen: Flecken von Oel und Rahm, Ueberreſte von Hefen und Kartoffeln, hie und da Flocken von Baumwolle. Am Liebſten wäre ſie gleich davon gelaufen, aber ſie konnte nicht, ſo lange Gaſton nicht verbunden war, ſo lange ſie nicht gehört hatte, daß er keine Schmerzen mehr habe. Sie ſtellte ſich hinter Roſalien und ſah ihr über die Schulter zu, wie kunſtvoll und geſchickt ſie die verbrannte Hand verband, und beneidete ſie, und manchmal kam es ihr vor, als ob ſie es beſſer machen könnte, und als ob ſie es eigentlich thun ſollte.

Allen dieſen Aufregungen, die Käthchen bald wohl, bald wehe thaten, machte Herr Liebert ein Ende, indem er nach vollendetem Verbande befahl, die Stube zu räumen. Dieß iſt, ſagte er, von nun an die Wohnung Herrn Weſts. — Herr Weſt, fuhr er fort, indem er ihm die Hand reichte, ſeien Sie mir in meinem Hauſe willkommen, und möge die Fortſetzung unſeres Zuſammenlebens erfreulicher ſein, als dieſer Anfang, den wir

als einen Abkauf für alle möglichen künftigen Unannehmlichkeiten betrachten wollen.

So sei es! rief Gaston freudig und schlug mit der gesunden Hand ein.

So sei es! wiederholte Käthchen in ihrem Herzen.

Jetzt, fügte Herr Liebert hinzu — ist diese Stube eine Junggesellenstube, und die Damen werden gebeten, dieselbe zu verlassen.

Das versammelte Publikum that nach diesen Worten. Käthchen, wie sie die Schwelle des alten Hauses überschritt, sah sich traurig um, und es schien ihr, wenn sie gegen sich selbst aufrichtig sein sollte, ungerecht, daß sie dieselben Stuben, die sie so schön und mit so viel Sorgfalt eingerichtet, nicht mehr betreten sollte. Dieser Gedanke und alles am heutigen Tage Erlebte und die Lehren Rosaliens — Alles ging ihr so wirr im Kopfe herum, daß sie sich erst spät besann, für das Nachtessen zu sorgen, an dem Gaston nun als definitiver Tischgenosse theilnehmen sollte, und wieder einmal ein wenig Toilette zu machen.

Herr Liebert war noch bei Gaston in der Stube, als dessen Habseligkeiten, eine große Bücherkiste und ein kleiner Kleiderkoffer, ankamen.

Ist Das alles? fragte Herr Liebert.

Alles! antwortete Gaston, etwas verlegen lächelnd.

Desto besser!

Desto besser?

Bah! sagte Herr Liebert — ich bin ein interessirter Fabrikant und denke nur an meinen Vortheil — wenn Sie arm sind, kann ich mich Ihrer leichter bemächtigen und Sie ausbeuten — darum desto besser!

Gaston mißverstand seines neuen Brodherrn Scherz nicht. — Ich versichere Sie, sagte er, auf den Ton eingehend, es bedürfte meiner Armuth nicht, — ich würde es Ihnen auch ohne diese erleichtern, sich meiner zu bemächtigen und mich auszubeuten.

Noch einmal desto besser! rief Herr Liebert — machen Sie

es ſich bequem, richten Sie ſich ein, verlangen Sie, was Ihnen fehlt, pflegen Sie Ihre Hand, und wenn Sie zu Tiſche kommen, ſagen Sie dem lieben Kinde, ich meine meine Tochter, daß Sie ſich hier behaglich fühlen. Seit vielen Tagen hat ſie an dieſen Stuben gearbeitet, wie eine Magd.

Pardi! ſagte Gaſton, als ihn Herr Liebert verlaſſen hatte, — ob ich es ihr ſagen will! Aber ſonderbar, daß mir dieſem jungen Ding gegenüber, ſo oft ich ihr etwas Angenehmes ſagen will, die Worte im Munde ſtocken. Mein ganzes Leben vergeſſe ich es nicht, wie ſie vorhin her- und hingelaufen. Welch ein Herz? welch ein liebes Gemüth? Sind ſie alle ſo, dieſe blonden, deutſchen Dinger?

V.

Roſalie ging, da ſie Niemand eingeladen hatte, zum Nachteſſen zu bleiben. Es iſt wahr, daß ſie auch ohne Einladung bleiben konnte, aber ſie hatte das Bedürfniß, allein zu ſein. Mit einem gemiſchten Gefühle ging ſie drei Baſſins entlang. Sie hatte wieder das ſtolze Bewußtſein, daß ſie eigentlich aller Welt nothwendig ſei, daß man ohne ſie nicht fertig werden konnte. Aber an dieſen Gedanken ſchloß ſich ſeit lange, ſo oft er auftauchte, der andere: und doch biſt du allein, und das ſtolze Bewußtſein zerrann in Traurigkeit. Heute kam noch Anderes hinzu. Sie konnte es ſich nicht leugnen, daß ihr der junge Mann, dem ſie die Hand verbunden, außerordentlich gefallen, daß ſie, während ſie mit ihm beſchäftigt geweſen, eine Art mütterlicher Zärtlichkeit empfunden habe. Das Mädchen, ſagte ſie ſich, iſt über die Ohren in ihn verliebt, und Das wird jetzt, da er im Hauſe iſt, immer ärger werden. Der Vater iſt beinahe eben ſo verliebt in ihn wie die Tochter — und ich weiß, was Käthchen noch nicht weiß, daß es keiner großen Mühe

bedürfte, um auch ihn lichterloh brennen zu laſſen. Wenn die Drei einig ſind, was kann da hindern und ſtören! Der junge Menſch hat einen eiſernen Willen, das ſah ich an ſeiner Ruhe während der größten Schmerzen — Liebert ſieht nicht auf Geld und braucht einen Schwiegerſohn wie der — alſo. — Es iſt doch am Beſten, ſich dieſe Leute als Freunde zu erhalten. Laſſen wir die Dinge gehen. Dann aber dachte Roſalie wieder an die Beleidigung, die ihr Juſtinus Liebert angethan, indem er ſie nicht geheirathet — und dann wieder an Fiſcher. Das war eigentlich der ſchmerzlichſte Gedanke. Dieſer Fiſcher war vielleicht der einzige Mann, den ſie geliebt hatte. Sie wollte ihn nur aus alter Gewohnheit ein wenig bangen laſſen und warten — aber man ließ ihr nicht Zeit dazu, man lenkte ſeine Gefühle auf ihre Schweſter, man verheirathete ihn mit dieſer, ehe ſie ſich beſinnen konnte. Und ich wäre eine ſo gute Frau geworden! Sie liebte es, ſich ſelbſt dieſe Verſicherung zu geben, und ſie hatte vielleicht Recht; ſie täuſchte ſich in dieſer Beziehung nicht. Jetzt auf ihrem einſamen Gange ſagte ſie ſich wieder, an Fiſcher denkend: Und ich wäre eine ſo gute Frau geworden! Sie wollte dieſen Gedanken ausdenken und blieb am Geländer, das den dritten Teich umgab, ſtehen und lehnte ſich daran. Sie empfand eine gewiſſe Angſt, in das einſame Haus zurückzukehren, das in der halben Dämmerung, ungefähr fünfzig Schritte weit, von ihr lag. Sie ſah es an und dachte: Es iſt ein hübſches Häuschen, es iſt ſo ſauber gehalten, die beiden Gärtchen, die Staketen, die Wände, der Hof, aber wer es anſieht, muß ſich ſagen: Hier wohnt eine Perſon, die für Niemand zu ſorgen hat, als für ihre Gärten, ihren Hof, ihre kahlen Wände; hier wohnt eine alte Jungfer! Ich habe mich gehütet, einen kleinen Hund oder auch nur eine Katze zu halten, ich habe mich vor allen altjungfräulichen Gewohnheiten gehütet, und ſiehe da, mein ganzes Haus ruft: Hier wohnt eine alte Jungfer! Und ich wäre eine ſo gute Frau geworden! ſagte ſie ſich wieder und ſtützte den Kopf in beide Hände und ſah hinab in den Teich. Sie war

vielleicht nie so aufrichtig gegen sich gewesen, wie in diesem Augenblicke. Ihr Leben schien ihr verfehlt und verloren, und zum Theil habe sie Das verdient. Wie wollte sie hegen und pflegen, was zu ihr gehörte, einen Mann, und sollte er sie noch so sehr mißhandeln, und gar ein Kind!

Ihre Phantasie spann sich eine unendliche Reihe häuslicher Szenen und Vorgänge ab; bei jeder verweilte sie mit Freuden, selbst bei häßlichen oder unglücklichen. In ihrer Phantasie beugte sie das Haupt unter die Mißhandlungen eines rohen Mannes und fühlte sich glücklich. Wer es immer wäre, der sein Loos mit dem ihrigen vereinigen wollte, wie wollte sie ihn verhätscheln und gar keinen Dank dafür erwarten. Wie viel Gutes hat sie im Dorfe gethan! und hat man es ihr gedankt? Diesem hochmüthigen Gedanken widersprach sofort ein anderer, der da sagte: du hast auch Böses gethan, Rosalie. Sie sah traurig nieder. Auf der Böschung des Teiches hoben unzählige Gänseblümchen ihre sanften Köpfchen hervor. Jedes Jahr kommen neue — dachte Rosalie — umsonst zertritt man die Einen, der nächste Frühling bringt andere. Es ist lächerlich und verbrecherisch, gegen den Lauf der Natur arbeiten zu wollen. Alle diese jungen Mädchen wollen lieben und heirathen und glücklich sein.

Einen Augenblick lang wollte sie zu Liebert zurückkehren und Käthchen sagen, daß die ganze Geschichte mit Ludmilla eine Einbildung der Rentmeisterin, daß West in der That, wie Herr Justinus sagte, ein prächtiger junger Mann sei, daß ihn seine Aussprache ganz und gar nicht lächerlich mache, und daß sie glücklich sein und ihn lieben solle, wie es ihr Herz gebietet; daß sie sich dieser Liebe ohne Rückhalt, ganz und ohne Zagen hingeben solle. Schon hatte sie sich Lieberts Hause zugekehrt — aber plötzlich hob sie den Kopf, und mit einem: Was geht Das alles mich an! schritt sie rasch ihrem Hause zu.

Dort, auf ihrem Hofe, war es heute früher still geworden, da die Besitzerin nicht zu Hause gewesen. Doch saß noch Jemand auf der Bank, rauchend und den Ellenbogen auf das Kinn

gestützt. Rosalie sah in der Dämmerung erst nur das Feuer in der Pfeife, und dann erst erkannte sie in dem Raucher Lord John. — Nach den Vorgängen in den Hütten war sie etwas verdutzt, gerade Lord John hier zu finden, und da sie allein zu sein wünschte, wollte sie an ihm vorbei und ins Haus gehen. Aber Lord John grüßte sie sehr höflich und bat sie, ein wenig zu verweilen, da er ihr etwas zu sagen habe.

Die alte Neugierde erwachte wieder in ihr; sie wollte Näheres über die Geschichte erfahren und setzte sich auf die Bank.

Haben sie da oben viel Schlechtes von mir gesagt, Fräulein Rosalie? fragte John — haben sie?

Kein Wort haben sie gesagt.

So viel besser, ist auch nichts zu sagen — dummes Zeug — nonsense. — Er hat sich die Hand verbrannt, und ich soll's haben gethan. Glauben Sie, ich habe? — Fräulein Rosalie?

Ich glaube gar nichts!

So viel besser — unvorsichtiger junger Mensch — ungeschickt. — Hat mich auch um mein Brod gebracht — rascal. — Never mind — Dampfmaschine geht nicht ohne Engländer. Wird Herr Liebert schon wieder kommen.

Das kümmert mich alles nichts, sagte Rosalie, was wollen Sie von mir?

Ich habe Ihr viel zu sagen, Fräulein Rosalie, kann Sie englisch verstehen?

Warum nicht gar, jetzt soll ich auch noch englisch verstehen? Was soll ich nicht Alles?

Never mind! Ich könnte es besser englisch sagen, denn ich habe viel zu sagen, in der That, viel.

Worüber?

Ueber Heirath!

Heirath? Lord John über Heirath! lachte Rosalie.

Yes, Lord John über Heirath, wiederholte der Engländer ganz ruhig. Warum nicht? ich habe nur vierundvierzig Jahre und werde bald wieder bei den Maschinen Mr. Lieberts sein.

Warum nicht Lord John und Heirath? Will Sie nicht Lady John werden?

Roſalie lachte wieder.

Look, fuhr Lord John fort, wir Engländer kurz, beſonders in deutſch. Sie iſt ſehr clever, das iſt zu ſagen, ſehr klug und ſehr geſchickt. Schön iſt Sie auch noch, hat Haus und Geld — hat Sie nicht? Sie hat! Immer, wenn ich Sie geſehen habe und gehört, habe ich geſagt zu mir: she is very clever, wie gemacht für mich, der Menſch muß doch ſich ſelbſt verheirathen — und Sie iſt ein great character, ein großer Charakter. People, die Leute heißen Sie: Napoleon — das ſchickt ſich nicht für einen Engländer — ich heiße Sie Duke of Wellington, eiſerner Herzog, Iron Duke — iſt Sie nicht? Hab' ich recht? will Sie nicht heirathen? Will Sie?

Roſalie lachte wieder, aber nicht mehr ſo laut wie vorhin.

Nicht lachen — ſagte John — ernſt!

Wirklich wurde ſie ernſt. Es erſchien ihr wie eine Fügung, daß ihr unmittelbar nach ihrem Selbſtgeſpräch auf dem Damme ein Heirathsantrag gemacht wurde. Sie erinnerte ſich, daß ſie ſich vorgenommen, ſelbſt auf eine Unglück drohende Ehe einzugehen, daß ſie ſich über die Art und Weiſe, wie ſie bisher ſolche Werbungen angenommen, Vorwürfe gemacht — Alles, was ſie dort gedacht und gefühlt, zitterte noch lebhaft nach in ihr, ſie nahm ſich zuſammen, ſie that ihrer eingewurzelten Gewohnheit Gewalt an und ſagte:

Sprechen Sie im Ernſt, John?

Im Ernſt? ſehr ernſt, ich verſichere Sie.

Sie ſehen ein, fuhr ſie in mildem Tone fort, daß man eine ſolche Anfrage nicht ſo ſchnell beantworten kann.

Wir Engländer machen gleich ab, ſagte John.

Wir Deutſchen nicht, erwiderte Roſalie, wir überlegen.

Well, ſagte John, überlegen Sie. Ich hoffe, Sie wird ſagen: Ja, aber wenn Sie ſagt: Ja, habe ich noch eine Bedingung.

Eine Bedingung? rief Roſalie neugierig und ſtolz zugleich.

Ja, ſei Sie ruhig, nicht für Sie, eine Bedingung für dort oben, ſagte John und ſtreckte die Hand gegen Lieberts Haus.

Ah! in Beziehung auf Lieberts?

Yes!

Was iſt's?

Look, ſagte John und rückte näher zu Roſalie, Sie iſt der eiſerne Herzog — Sie kann Alles, was Sie will — Sie weiß Alles — Sie bringt Alles zu Ende. Dieſer gelbe Schnabel, der mich um mein Brod gebracht hat, muß aus dem Haus. Ja, er muß — ich muß haben meine Rache — und bald, ſonſt geht viel vor. Der alte Bull gibt ihm ſeine Tochter, wenn er nicht bald fort muß. Die kleine Grasmücke iſt in Liebe mit ihm. Der Rascal wird reich und Maſter, wo ich gedient habe — er muß fort. Sie muß machen, daß er fortgejagt wird. Das iſt die Bedingung. Hier mein Ehrenwort, mein engliſches Ehrenwort, I shall be damned, ich heirathe Sie einen Tag darauf, wenn er weggejagt iſt, wenn aus ſeiner Heirath nichts wird.

Roſalie ſtand beinahe entrüſtet auf und ging ins Haus.

John murmelte: it will do it — das wird's thun, ſtand ebenfalls auf und ging ihr ruhig nach.

Es war ziemlich ſpät und ſehr dunkel. Niemand hat ihn ins Haus und Niemand herausgehen ſehen. Aber am andern Morgen ſah man Roſalien, mit einem Hut auf dem Kopfe, Handſchuhe an den Händen und einen Regenſchirm unterm Arme, über die Wieſen der Stadt entgegen gehen. Wie ſie dahin ſchritt, ſtolz und trotzig, hatte ſie nicht die geringſte Aehnlichkeit mehr mit jener Roſalie, die geſtern Abends ſo traurig und gebrochen über das Geländer in den Teich geſehen, als ob ſie ſich hineinwerfen wollte. Aus ihren Zügen und aus einzelnen vor ſich hingeſprochenen Worten hätte man erkennen können, daß ſie Pläne in ihrem Kopfe umherwälze, und daß dieſe Pläne nicht auf das Wohl des Nächſten abzielten. „Vor Allem muß ich wiſſen, wer er eigentlich iſt," wiederholte ſie, „das Andere wird dann nicht ſo ſchwer

ſein.“ Oder: „Wer ein Geheimniß hat, ſteht auf ſchwachen Füßen, und Weſt hat ein Geheimniß — es wird leicht ſein, ihn zum Fall zu bringen.“ Sie kam am erſten und zweiten Tage nicht zurück, und am dritten Tage erfuhr man, daß ſie mit dem Stellwagen nach Prag gereist ſei. „Dieſe Reiſe wird uns wieder Geld koſten,“ ſagten die Männer, und ihre Frauen und Töchter freuten ſich auf die neuen Moden, die Roſalie mitbringen werde.

Indeſſen verlebten Diejenigen, welche die Reiſe Roſaliens am Nächſten betraf, die glücklichſten Tage: Käthchen und Gaſton, die Flittertage der Liebe. Gaſton konnte an ſeinem Modell nicht arbeiten und mußte ſeine Hand pflegen; ſo begnügte er ſich damit, die angefangenen Arbeiten in den Hütten und an den Eiſenbahnen manchmal zu inſpiziren; die übrigen Stunden, beſonders die Abendſtunden, verbrachte er in Geſellſchaft von Vater und Tochter oder, wenn der Vater mit ſeiner Korreſpondenz beſchäftigt war, auch nur mit der Tochter. Dieſe hatte Roſalien die Kunſt, einen Verband zu machen, ſo gut abgeſehen, daß ſie nun ſelbſt Gaſton die Hand verbinden konnte; ſie glaubte bei dieſer Gelegenheit manchmal einen Druck zu empfinden, aber er war ſo leiſe, daß es ihr leichter war, ſich ihn nach einigen Minuten wieder als eine Täuſchung wegzuleugnen, obwohl ſie im Momente ſo feſt daran glaubte, daß ſie erröthete. — Es blieb auch nicht beim Verbande. Der Vater ſelbſt hatte die Idee, daß Gaſton das ſchlechte Franzöſiſch, das Käthchen von ihrem Lehrer Fiſcher nothdürftig erlernt hatte, vervollkommnen ſollte, und nun ſaßen ſie des Abends da, und Käthchen las Franzöſiſch, und Gaſton ſpielte den Lehrer. Wenn er nur nicht immer ſo ſanft und nachſichtig geweſen wäre! Käthchen hatte den ſonderbaren Wunſch, daß er ſich einmal gegen ſie ereifern, daß er ihr harte Dinge ſagen, daß er fühlen ſolle, wie viel er ihr zu befehlen habe. Und abſichtlich las ſie und ſprach manchmal erſchrecklich ſchlecht und mißhandelte die grammatikaliſchen Regeln auf eine empörende Weiſe. Aber Gaſton lachte nur und fand Das reizend. Endlich mußte ſie es ihm doch ſagen, daß er eigentlich

ein ſehr ſchlechter und gewiſſenloſer Lehrer ſei, und daß er am Beſten thäte, ihr von Zeit zu Zeit böſe Wahrheiten zu ſagen, ja, ihr harte Strafen aufzuerlegen.

Das wäre mir nicht möglich! ſagte Gaſton lachend.

Wie nicht möglich! liegt Ihnen ſo wenig daran, ob ich Fortſchritte mache oder nicht?

Außerordentlich wenig! ſagte Gaſton wieder lachend.

Das iſt hübſch, daß Sie mir Das offen ſagen; wie wenig Sie ſich intereſſiren, ob ich — ſie konnte nicht weiter ſprechen, ohne ihre Aufregung zu verrathen — ſie fühlte, daß, wenn es ihr auch gelänge, die Thränen zurückzuhalten, ſie doch mit der Stimme weinen würde.

Sie wollte das Buch zuſchlagen, aber Gaſton hinderte ſie daran, denn ſein Mund drückte einen raſchen Kuß auf die Hand, die das Buch gefaßt hatte. Käthchen blieb bewegungslos ſitzen. Die Hand blieb, wo ſie war, der Blick haftete an den Buchſtaben, die er eben zufällig nachgeſehen hatte — aber die ſchmollenden Züge des Geſichtes verwandelten ſich nach und nach in ein glückſeliges Lächeln, das wieder unbeweglich und unveränderlich ihren Mund umſpielte, als Gaſton mit zitternder Stimme und abgebrochen vor ſich hinſagte:

Nicht intereſſiren — für Sie? — für meine liebe Pflegerin? — für das holde, liebe, gute Kind? — Intereſſiren iſt ein häßliches Wort, Fräulein Käthchen — ich weiß — ich weiß ein ſchöneres —

Gaſton ſchwieg. Käthchen wußte ſehr wohl, was er ſagen wollte. „Ich weiß ein ſchöneres Wort," wollte er ſagen — ſie fühlte es ſehr wohl, und ſie forſchte mit ihrem ganzen Weſen, mit ihrer ganzen Seele, ob er das ſchönere Wort nicht ſagen werde. Aber als ob er ihre Gedanken errathen hätte, rief Gaſton: Ach, ich darf es nicht ſagen! Er ſchlug ſich mit der Hand vor die Stirne, ſprang auf und eilte aus der Stube in ſeine Wohnung.

Käthchen war plötzlich aus ihrem Himmel geſtürzt. — Das

Geheimniß — lispelte sie vor sich hin — das Geheimniß ist Schuld daran, daß er mir nicht gesagt hat: ich liebe Sie, ich liebe dich. — Ach, das Geheimniß! wüßte ich nur, was es ist! hätte ich nur den Muth, ihn zu fragen. — Aber er liebt mich! er liebt mich!

Und sie legte beide Arme auf das Buch und die Stirne auf die Arme und träumte.

Und so allerlei Glückliches träumend, faßte sie auch die verschiedensten Entschlüsse und unter anderen beschloß sie auch, ihrem Vater zum ersten Male in ihrem Leben ungehorsam zu werden. West war nicht zwei Tage im Hause, als sie schon ihrem Vater Andeutungen über seinen falschen Namen gemacht und ihn zu bewegen suchte, den Fremden, über den Niemand Auskunft zu geben wußte, über seine Vergangenheit, vor Allem aber über seinen eigentlichen Namen zu befragen. Herr Justinus Liebert aber hatte solche Zumuthungen von sich gewiesen und Käthchen aufs Strengste geboten, das Geheimniß zu ehren und ihre Neugierde zu unterdrücken. — Nun aber nahm sie sich vor, West bei erster Gelegenheit gerade heraus nach Allem, was sie wissen wollte, zu fragen. Es schien ihr, daß jetzt die Verhältnisse und die Lage der Dinge anders seien, und daß sie nach dem Kusse auf ihre Hand und nach seinen so zärtlich gestammelten Worten ein Recht habe, ihn offen zu fragen. Sie überredete sich sogar, ihm Das schuldig zu sein.

Aber Gaston gab ihr in all den folgenden Tagen nicht die geringste Gelegenheit zur Ausführung ihres Entschlusses. Er wich ihr offenbar aus. Seine Hand, so sagte er, war so weit geheilt, daß er wieder arbeiten konnte, und so verbrachte er die Tage in den Hütten, die Abende in seiner Stube, wo er Pläne zeichnete. Nur bei Tische bekam ihn Käthchen zu sehen, und da konnte sie ihn wegen der Gegenwart des Vaters nicht fragen. — Er ahnt etwas — dachte Käthchen — er will nicht gefragt sein — er hat also gewichtige Ursachen, sich zu verbergen. — Fast wäre sie ihm böse geworden, aber er schlich noch trauriger umher

als sie, und wenn sie ihn ir traurig sah, hätte ihr das Herz brechen mögen, und sie verzieh ihm alle diese Verbrechen, die sie ihm in ihren Grübeleien nach den Ursachen seines Inkognito's angedichtet hatte. Er leidet vielleicht für Andere und trägt großmüthig die Folgen fremder Schuld. Wie gerne würde sie ihm selbst tragen helfen. Aber diese Ungewißheit ertrug sie nicht länger. Und wieder, ist es nicht ein wahres Verbrechen, diesem edlen, offenen, so lieb traurigen Gesichte zu mißtrauen? — Aber das ist's ja eben, die Verbrecher sehen nicht so arg aus, wie sich's Kinder vorstellen — um zu täuschen, muß man täuschend aussehen, und Rosalie sagt, die gefährlichsten Abenteurer sehen am Liebenswürdigsten aus: Rosalie hat ihr so viele, wahrhaft schreckliche Beispiele erzählt. Das Endergebniß dieser innern Kämpfe war, daß sie Gaston vertrauen und daß sie ihn auch fragen wolle. Nur bis Sonntag sollte es ihm gelingen, sich ihr zu entziehen. Sonntag sollte ein Fest gefeiert werden. — Das untere Dorf des industriellen Fleckens bekam Marktgerechtigkeit und einen eigenen Namen. Es wird Karolinenthal genannt werden, nach dem Namen und zu Ehren der regierenden Kaiserin. Das alles hatte Herr Liebert durchgesetzt, und er sollte erster Bürgermeister von Karolinenthal werden. — Große Messe, großes Gastmahl, Tanz, Feuerwerke, Wasserfahrten sollten dieses Fest verherrlichen. Gerade im Lärm und Gedränge wird es ihr leicht sein, sich mit Gaston unbelauscht zu besprechen.

Diesen Grübeleien, solchen Gedanken verfallen, war sie wenig geeignet, sich mit den Vorbereitungen zu dem großen Feste zu beschäftigen. Rosalie hatte ihr nie so gefehlt, wie jetzt. Aber wo war Rosalie?

Rosalie war verschwunden, wie vom Erdboden verschlungen. Tag auf Tag verging, aber keiner brachte Nachricht von ihrem Aufenthalte, von ihrem Thun und Treiben. Im Klub war es still. Susi saß in der Stube und verkaufte Tabak; bis spät in die Nacht saß der Engländer auf der Bank vor dem Hause, ließ sich die Liqueurvorräthe Rosaliens ausliefern, trank, rauchte und

erwartete Roſaliens Ankunft. So oft er ſich nach Mitternacht erhob, um mit ſchweren Schritten ſeiner jetzigen Wohnung im Wirthshauſe entgegen zu taumeln, murmelte er: Noch nicht da — devilish woman! — wo ſteckt ſie? — was treibt ſie? — was wittert ſie aus? — Die kommt nicht eher, als bis ſie eine Neuigkeit mitbringt, die man brauchen kann. Devilish woman! Capital woman! — Was thut nicht ſo ein old girl, um zu heirathen. Devilish woman! Capital woman!

Erſt in der letzten Nacht vor dem großen Tage, der dem Flecken einen eigenen Namen, Marktgerechtigkeit und einen Bürgermeiſter bringen ſollte, wanderte Roſalie von der Stadt her ihrer Heimat zu. Ihre lange Geſtalt zeichnete ſich, wie ſie über den Berg ſchritt, an dem klaren Sommerhimmel ſo ſcharf und deutlich ab, daß ſie Herr Liebert, der in ſeiner Pritſchka hinter ihr herfuhr, ſchon aus weiter Ferne erkannte. Sie kam ihm etwas geſpenſterhaft vor, wie ſie ſo allein durch die Nacht dahinſchritt, auf dem Berge ohne Hintergrund doppelt lang erſcheinend. Trotz der Verſpätung, da ihn die auf den morgigen Tag bezüglichen Geſchäfte zu lange in der Stadt aufgehalten, hatte er, über allerlei nachdenkend, ſein Pferd langſam gehen laſſen, jetzt trieb er es an, um Roſalien zu erreichen.

Potz Tauſend Roſalie! noch ſo ſpät auf den Beinen?

Roſalie ſah ſich überraſcht um und ſagte: Biſt du es, Liebert? mit einem Tone, als ob ſie hinzufügen wollte: Sonderbar, ich habe eben an dich gedacht.

Ich bin überzeugt, fuhr Herr Liebert fort, daß du dich bei deiner Schweſter, bei Frau Fiſcher, ſo lange verweilt haſt.

Nein! erwiderte Roſalie kurz.

Biſt du ihr noch immer böſe? Roſalie, ſchau, Das iſt nicht hübſch von dir, ich habe ſie beſucht, die arme Marianne iſt krank, ich glaube ſehr krank. Roſalie, es iſt deine einzige Anverwandte!

Liebert! rief Roſalie, du haſt was Anders zu thun, als mir Moral predigen. Ich thue und laſſe, was mir beliebt. Mit meiner Schweſter laß mich in Ruh; ich will nichts von ihr wiſſen.

So ſprechend, wandte ſie ſich, um weiter zu gehen.

Nun, wie du willſt, Roſalie, ſagte Herr Liebert begütigend, wir wollen nicht weiter davon ſprechen. Aber du könnteſt einſteigen, ich will dich nach Hauſe bringen.

Danke! habe gute Beine! erwiderte Roſalie und ging emporgehaltenen Kopfes, und wie um ihre Worte zu bekräftigen, ſtrammen Schrittes vorwärts.

Herr Liebert murmelte einen leiſen Fluch, gab ſeinem Pferde die Peitſche und fuhr im Galopp an ihr vorbei.

Auf ihrem Hofe angekommen, fand ſie daſelbſt den Engländer. Ah, Miß Roſalie! rief er überraſcht, da iſt ſie! Well, was Neues! Hat Sie was?

Ich habe genug! ſagte ſie trocken, ſchritt an ihm vorbei und ins Haus, das ſie hinter ſich verſchloß.

Sie hat genug! Devilish woman, indeed!

VI.

Wir wollen den Tag der großen Feſtlichkeiten nicht erſt beſchreiben. Mit wenig Phantaſie kann ſich Das der Leſer alles ſelbſt ausmalen: wie nach der Meſſe der eigens zu dieſem Zwecke delegirte Kreiskommiſſär zwei Aktenſtücke vorlas: das erſte, wonach der Flecken für ewige Zeiten Karolinenthal genannt ſein ſollte; das zweite, wonach ihm für ebenfalls ewige Zeiten das Recht gewährt werde, alljährlich zwei Märkte zu halten. Wie ſich nach Verleſung des erſten Schriftſtückes unter Tuſch und großem Jubel über dem Giebel des Liebert'ſchen Hauſes eine große Fahne entfaltete mit der Inſchrift auf der einen Seite: An Gottes Segen iſt Alles gelegen, und auf der andern Seite: Vivat Karolinenthal! Wie dann Herr Juſtinus Liebert als erſter Bürgermeiſter des Marktfleckens proklamirt wurde und hierauf ſämmtliche, zahlloſe Gäſte und nach ihnen die Arbeiter aus den

Gruben und Hütten in festlichen Kleidern ihre Glückwünsche abstatteten. Dann wurde von einem Ausrufer der erste Markt als eröffnet erklärt, und die Leinwand fiel von allen Buden, die die drei Bassins entlang und auf den Dämmen zwischen denselben und überall zwischen den Häusern aufgeschlagen waren, und viele ländliche Herrlichkeiten jeglicher Art wurden sichtbar.

Aus der ganzen Umgegend waren Neugierige herbeigeströmt, und das Volk drängte sich zwischen den Buden, als wäre es die Leipziger Messe. Nun begann nach den Instruktionen ihres Vaters Käthchen ihren Rundgang. Er hatte ihr die Börse mit Gold gefüllt und ihr aufs Angelegentlichste empfohlen, Alles auszugeben, damit der erste Markttag gut ausfalle und die Krämer zufrieden seien. Von allen ihren Freundinnen umgeben, von Töchtern des Ortes und der Stadt, ging sie von Bude zu Bude und kaufte in jeder, was ihr gefiel, und theilte mit vollen Händen aus. Da hatte sie manche Freude — aber Stunde auf Stunde verging, und was sie von diesem Tage gehofft hatte, ging nicht in Erfüllung, denn das Füllhorn ihrer Freigebigkeit, das sie wie eine Fortuna trug, war Ursache, daß sie nicht einen Augenblick allein blieb und Gaston in dem Gedränge nur von Zeit zu Zeit und aus weiter Ferne zu Gesichte bekam. Auch ihm waren von Herrn Liebert für diesen wichtigen Tag so viele Geschäfte anvertraut, daß, wenn er auch gewollt hätte, er mit Käthchen kaum ein Wort hätte wechseln können.

Nach dem Besuche auf dem Markte kam das große Gastmahl im Liebert'schen Hause, wo Käthchen allein die Honneurs machen mußte. Im Drange der Geschäfte hatte ihr der Vater gar nicht gesagt, daß Rosalie von ihrer Reise zurückgekehrt sei, und diese ließ sich nicht sehen.

Und so wurde es Abend, das Gastmahl verlängerte sich, und es kam nicht einmal zum Tanze, der doch auch auf dem Programme stand, und auf den sich Käthchen so sehr gefreut hatte. Gaston hätte ja doch mit ihr tanzen müssen — da hätte sie vielleicht Gelegenheit gefunden, mit ihm zu sprechen und das ganze

glückliche Gefühl, das sie damals empfunden, als sie das erste Mal mit ihm tanzte, hätte sich wohl wieder eingestellt. Das hoffte sie mit Zuversicht, wie eine Erlösung aus ihrer Bangigkeit. Nun war auch damit nichts. Sie wollte fast verzagen, während sie mit aller Welt freundlich sein und, dem Tage angemessen, fröhlich erscheinen mußte.

Da man erst spät vom Tische aufstand, sollte unmittelbar darauf das Feuerwerk folgen, und da war Gaston vollends unsichtbar, denn das Feuerwerk stand ganz unter seiner Leitung.

Die Gäste und vieles Volk versammelten sich im dunklen Hofe vor dem Liebert'schen Hause; diesem gegenüber aber lagen die Liebert'schen Gärten, auf dem Abhange, der vom oberen Dorfe in das Thal führte. Herr Liebert hatte diesen Abhang in Terrassen abtheilen und die Terrassen bepflanzen lassen. Vor grünen Wänden standen weiße Statuen; auf der mittleren Terrasse öffnete sich eine Grotte mit Bänken und einem kleinen Springbrunnen. Alles Das sollte bengalisch beleuchtet werden, wovon man sich einen großen Effekt versprach, besonders vom Liebert'schen Hofe aus. Die Pracht mußte aus einiger Entfernung gesehen werden; es durfte darum Niemand in den Garten, in welchem Gaston mit seinen Arbeitern beschäftigt war, und vor dessen Thüren Fleischmann als Wächter stand und unbarmherzig jeden Neugierigen zurückwies. Käthchen stand mit unter den Neugierigen, die ungeduldig warteten. Plötzlich erkannte sie bei einem vorbeigetragenen Lichte Gaston, der in der Grotte beschäftigt war. Jetzt ist er allein! dachte sie und drängte sich durch die Menge der Gartenthüre zu. Fleischmann grinste sie freundlich an und ließ die Tochter vom Hause ohne Anstand durch. Nachdem sie einige Schritte im Garten gemacht, rief ihr Fleischmann nach: Herr West ist in der Grotte. Sie stutzte und wollte umkehren. Weiß man schon, daß ich ihn liebe? dachte sie. Mögen sie, fügte sie rasch in Gedanken zu und schritt weiter unter dem Schutze der Gesträucher und des Dunkels der Nacht.

Sie nahm ihren ganzen Muth zusammen und beschloß, so

wie sie jetzt gerade auf Gaston losging, gerade so und ohne Umwege die Frage an ihn zu richten, die ihr so am Herzen lag. Sie fühlte, daß, wenn sie sich in ein Gespräch einließe, sie den Muth wieder verlöre, und wußte, daß ihr nicht viel Zeit übrig blieb.

So entschlossen, stand sie in der Grotte. Gast —, Herr West! ich bin es! rief sie mit zitternder Stimme.

Fräulein Käthchen, rief er dagegen überrascht und streckte unwillkürlich seine Hand nach der ihrigen aus.

Sie ließ sie ruhig fassen und sagte: Herr West, ich habe zwei Worte mit Ihnen zu sprechen. Warum haben Sie sich all die Tage nicht sehen lassen? Sind Sie böse?

Ich Ihnen böse, Fräulein! rief Gaston und drückte ihr die Hand.

Nun, wenn Sie nicht böse sind, beantworten Sie mir schnell diese Fragen: Wer sind Sie? Wie heißen Sie? Welches ist das Geheimniß, das Sie drückt?

Mein Fräulein! rief Gaston bestürzt und ließ ihre Hand fahren.

Käthchen legte die Hand aufs Herz und sagte mit zitternder Stimme: Gewiß, ich frage nicht aus alberner Neugierde. Glauben Sie mir, Herr West, aber ich muß es wissen, ich kann sonst — Es lag so viel Traurigkeit im Tone dieser Worte, daß Gaston die Thränen in die Augen traten. Er faßte wieder ihre Hände und sagte: Fräulein Käthchen, in einem Augenblicke wird die Grotte beleuchtet sein, wenn Sie die Leute hier sähen — ich kann Ihnen jetzt nichts sagen — ein anderes Mal — ich muß fort, daß man mich nicht mit Ihnen sehe.

Nach diesen hastig ausgesprochenen Worten eilte er aus der Grotte und verschwand in der Nacht. Käthchen zitterte am ganzen Leibe vor Aufregung. Gaston, Gaston! lispelte sie vor sich hin, als ob sie ihn riefe, und wollte sich anstrengen, um aus der Grotte zu kommen. Eben wollte sie den ersten Schritt machen, als sie sich am Arme gefaßt fühlte und ihr diese Worte ins Ohr

geſagt wurden: Du willſt wiſſen, wer er iſt, ich kann es dir ſagen.

Roſalie! rief Käthchen, die die Stimme erkannte, du hier?

Ja, ich, ſprach Roſalie haſtig weiter, ich weiß es, wer er iſt: Ein Verbrecher iſt er, ein Verbrecher aus verbrecheriſcher Familie, die nicht in ihr Vaterland zurück darf, die aus Frankreich gejagt iſt, es iſt gewiß, daß er einen falſchen Namen trägt.

O Gott! ſeufzte Käthchen.

Und noch etwas, fuhr Roſalie fort, verlobt iſt er und hat ſeine Braut ſitzen laſſen. Siehe zu, daß ihn dein Vater ſobald als möglich aus dem Hauſe jage.

Ach, Roſalie, hilf mir, ſeufzte Käthchen, aber Roſalie war ſchon davon geeilt.

In dieſem Augenblicke wurde der Garten mit Statuen und Grotte in den hellſten roſigen Tag getaucht. Ein Schrei der freudigſten Ueberraſchung erhob ſich aus der gedrängten Maſſe der Zuſchauer. Nachdem die Blicke im Garten von Winkel zu Winkel, von Statue zu Statue geirrt waren, konzentrirten ſie ſich auf der Grotte, die mit der Statue im Hintergrunde einen beſonders ſchönen Effekt machte, und da jauchzte ein Theil des Publikums auf, als es auf der Bank in der Grotte Fräulein Liebert in dieſer herrlichen Beleuchtung ſo ſchön ausgeſtreckt und unbeweglich daliegen ſah. Man ſagte ſich ſchnell, das ſei wohl ein lebendiges Bild nach der neueſten Mode, das Herr Liebert ſeinen Gäſten zum Beſten gebe, und viele Hände regten ſich, um ſtädtiſch zu applaudiren. Im Lärm des Applauſes hörte man den Angſtſchrei des Vaters nicht, und da es gleich wieder Nacht wurde, ſah man auch Gaſton nicht, der über die Blumenbeete der Grotte zuſtürzte.

Als er Käthchen am Fuße der Terraſſe auf ſeinen Armen dem Vater entgegentrug, war das Mädchen wieder zu ſich gekommen, und es war ihr wohler und leichter, als Einem ſonſt nach einer Ohnmacht zu ſein pflegt. Auf ihren Lippen brannte

ein Kuß, und in ihren Ohren und in ihrem Herzen widerhallten noch die Worte: Käthchen, mein Engel, ma bien aimée, nur etwas Vertrauen, nur noch wenige Tage.

VII.

Am andern Morgen ging Herr Liebert mit seiner Tochter in der oberen großen Stube Arm in Arm auf und ab. Sie war etwas bleich, und er betrachtete sie mit Besorgniß. Von Zeit zu Zeit streichelte er ihr die Wangen oder drückte ihren Arm und sagte: Du hast dich gestern zu sehr angestrengt, das war Alles, du arbeitest zu viel, mein Käthchen, du mußt mir nicht mehr ohnmächtig werden, das schickt sich nicht für eine Jungfrau vom Lande.

Käthchen beantwortete die Liebkosungen nur mit Lächeln. Ihre Gedanken — die Gedanken siebzehnjähriger Töchter, wie undankbar sind sie väterlichen Liebkosungen gegenüber — ihre Gedanken waren offenbar anders beschäftigt. Manchmal öffnete sie die Lippen, sagte aber nichts. Der Vater bemerkte es. Du willst was sagen, Käthchen, sprich! Sieh, jedes Verschweigen macht mir nach dem gestrigen Unfall Sorgen.

Mein guter Papa, es ist nichts, was uns Beide anginge.

Wen sonst?

Herrn West!

Nun, ich glaube, wir Beide sind ihm gute Freunde.

Käthchen schwieg wieder.

Papa!

Nun, mein Kind?

Man sagte mir gestern, Gaston sei ein Verbrecher! — stieß Käthchen rasch hervor.

Sie standen eben am Fenster. Gaston trat aus seiner Wohnung und wollte offenbar herüberkommen; doch blieb er gedankenvoll auf seiner Schwelle stehen.

Mein Kind, sagte Herr Liebert, sieh ihn an — so sieht kein Verbrecher aus.

Nicht wahr Papa, so sieht kein Verbrecher aus! — rief Käthchen und schlang beide Arme um den Hals ihres Vaters, um die Thränen zu verbergen, die ihr in die Augen drangen.

Der Vater sah sie gerührt an und drückte einen langen Kuß auf ihre Stirne.

Dessen kannst du sicher sein, mein Käthchen, fuhr Herr Liebert fort, so sieht kein Verbrecher aus. Es ist gewiß, daß West ein Geheimniß hat, aber sieh, ich habe so großes Vertrauen in ihn, daß ich ihm meine Tochter zum Weibe geben möchte — und ich bin gar nicht gewillt, mein Käthchen dem Ersten, Besten an den Hals zu werfen.

Käthchen sah nicht auf, aber sie drückte ihren Kopf an die Brust des guten, vertrauensvollen Vaters, und er legte die Hand wie segnend auf dieses geliebte Haupt.

So standen sie, als Gaston eben ins Haus treten wollte und als vor der Thüre plötzlich ein eleganter Reisewagen hielt.

Herr Liebert öffnete das Fenster, um den Besuch zu erkennen; sah aber bald, daß der Besuch nicht ihm galt, sondern Gaston.

Aus dem Wagen sprang ein junger Mann in leichter, modischer Reisekleidung, der kaum den Boden berührte, als er sich schon Gaston in die Arme warf.

Ah Gaston, theurer Gaston, da habe ich dich ja gleich — rief er in französischer Sprache, que le diable l'emporte, in welchen Winkeln der Erde muß ich dich aufsuchen. Nun, und wie geht es dir? — Herrlich siehst du aus, c'est-à-dire, von Gesicht — deine Toilette ist scheußlich. Du siehst ja aus wie ein Ouvrier! Mein Gott, wenn dich deine Schwiegermutter so sähe, die ganze Perrücke vom Boulevard des Gants würde sie sich ausraufen.

Das und noch vieles Andere sprudelte so rasch aus dem Munde des Franzosen, daß Gaston kaum Zeit hatte, ihm zu

antworten. Vater und Tochter, die unfreiwillige Zuhörer und Zuſchauer waren, lachten Anfangs über das ſonderbare, bewegliche Weſen des Fremden, aber bei Erwähnung der Schwiegermutter zuckte Käthchen zuſammen und runzelte auch Herr Liebert die Stirne.

Gaſton lud ſeinen Gaſt ein, ihm in ſeine Wohnung zu folgen. Aber der Fremde ſträubte ſich. Du mußt gleich mit mir fort! . . rief er — weißt du, warum ich gekommen bin? Um dich todt zu ſtechen! Parole d'honneur, theurer Gaſton, um dich todt zu machen. Du wirſt doch noch nicht ſo weit encanaillirt ſein, um dich von einem Gentilhomme, wie ich bin, mit Vergnügen todt ſtechen zu laſſen? — Aber vorher mußt du noch deine Schwiegermutter geſehen haben. Sie iſt mit mir gekommen, ſie erwartet dich hier in dem Neſte, in der nächſten Stadt — hol der Teufel die böhmiſchen Namen — hier in der Stadt. Schöne Stadt, ma foi! Komm! Wir müſſen gleich fort!

Laß mich doch erſt etwas Toilette machen, bat Gaſton.

Nein, nein! rief der Fremde, die alte Douarière muß dich ſo ſehen, das gibt einen Hauptſpaß, als Ouvrier verkleidet muß ſie dich ſehen.

Gaſton dachte einen Augenblick nach; dann ſagte er: Ja, es iſt beſſer, daß ſie mich ſo ſehen! — C'est impayable! — jubelte der Franzoſe — komm, ſteig ein.

Ich muß mich noch von meinem Herrn verabſchieden, ſagte Gaſton, indem er ins Haus ging.

Von ſeinem Herrn! de son maître! Es iſt zum Todtlachen, als ob er von Charles X. ſpräche! rief der Franzoſe immer lachend und ſtieg wieder in den Wagen.

Als Gaſton in die Stube trat, fand er Herrn Liebert allein. Die Reden des Fremden hatten Käthchen ſo aufgeregt, daß ſie nicht glaubte, ſie könne ſich vor Gaſton ſehen laſſen, und der Vater, ohne ſie weiter zu fragen, oder ein Wort über ihre Aufregung zu ſagen, hatte ſie ſelbſt in ihr Zimmer geführt.

Sie wollen verreiſen, rief er Gaſton mit heiterem Geſichte zu.

Auf einige Stunden, vielleicht auf einige Tage, es iſt möglich, daß ich nach Prag muß, zu meinem Vater.

Gut! reiſen Sie glücklich, kommen Sie wohl zurück.

Herr Liebert!

Lieber Weſt?

Ich wollte eben, als der Fremde eintraf, zu Ihnen herüber kommen, um mit Ihnen über einen gewiſſen Gegenſtand zu ſprechen.

Nun — und?

Nun denke ich, ich werde ausführlicher und beſſer mit Ihnen ſprechen können, wenn ich zurückkomme.

Lieber Weſt, Sie kommen mir eigenthümlich vor. Wozu ſagen Sie mir Das? Sie werden mich alſo über Ihren Gegenſtand ſprechen, wenn Sie zurückkommen.

Ich wollte Sie nur bitten, dieſes dem Fräulein Käthchen zu ſagen.

Sehr wohl! ſagte Herr Liebert und ſah den jungen Mann dankbar an und reichte ihm die Hand. Reiſen Sie glücklich!

Gaſton faßte ſeine Hand und drückte ſie heftig. Er wollte ſprechen, konnte aber nicht. Herr Liebert, der ihn immer ſo ruhig und beſonnen geſehen, war gerührt, wie er endlich die Worte hervorſtammelte: Ich gehe, um mit meiner ganzen Vergangenheit definitiv zu brechen!

Nach einer Minute entführte der Wagen die beiden jungen Männer. Sogleich nahm der Franzoſe wieder das Geſpräch auf. Farceur va! wir wiſſen Alles, was vorgeht, ſagte er.

Natürlich, antwortete Gaſton, ich habe ja dieſer Tage meinem Vater geſchrieben und ihm Alles mitgetheilt.

Ah bah! wir wußten Alles früher und ausführlicher.

Habt ihr mir Spione nachgeſchickt? fragte Gaſton verdrießlich.

Nein, der Spion hat ſich freiwillig eingeſtellt. Sprich, Gaſton, womit haſt du dir eine alte Jungfer zum Feind gemacht?

Eine alte Jungfer?

Uralt wie Methuſalem — nota bene für eine Jungfrau — für eine Matrone, je ne dis pas. — Eine ſonderbare Kreatur! — Hier in dieſer kleinen Bergſtadt hat ſie nicht ausfindig machen können, wer du biſt; der Bergrath, den ſie durch eine Beamtenfrau anbohren ließ, hat ſich brav gehalten und dich nicht verrathen. Aber ſie muß doch irgend einen Anhaltspunkt erwiſcht haben und lief nach Prag und trieb ſich da unter der Dienerſchaft der ganzen franzöſiſchen Geſellſchaft herum, bis ſie es heraus hatte. Deinen Vater wußte ſie in ſeiner Dachſtube auf dem Malteſerplatze aufzuſtöbern, und nachdem ſie dem alten Marquis ihren Beſuch gemacht, erfreute ſich auch die alte Comteſſe ihrer Aufwartung. Vom Bedienten deines Vaters hat ſie es herausgelockt, daß du eigentlich mit der kleinen Comteſſe verlobt biſt. Sie hat dich und deine Liebe mit einer Leidenſchaft denunzirt, daß es eine Freude war, ſie anzuhören.

Gaſton ſchüttelte den Kopf. Er begriff nicht, wie irgend Jemand in der Gegend ein Intereſſe haben konnte, ſeinen Namen auszuſpähen und ſeine Liebe zu Käthchen, die er für ein Geheimniß hielt, wem immer zu denunziren.

Die aber dieſes Intereſſe hatte, ſtand, während dieſes Geſpräch ſtattfand, auf der Höhe des Dammes und ſah dem Wagen nach. Sie hatte ihn gleich dieſen Morgen bei ſeiner Ankunft geſehen; denn ſeit ihrer Rückkehr wartete ſie, daß irgend etwas von Prag aus geſchehe. Als der Wagen aber bei Liebert in den Hof fuhr, war Lord John bei Roſalien und jauchzte auf, da dieſe ſagte: Es hat gewirkt! Ich glaube, Herr Gaſton wird entführt.

Roſalie ſah ihn über die Schulter an und ging hinaus auf ihre Warte. Als der Wagen der Stadt zufuhr, ſtrich ſie ſich mit beiden Händen über die Stirne. Wenn er mit im Wagen ſitzt, ſagte ſie vor ſich hin, dann wird dort oben geweint. Und ſie ſah zu Liebert hinauf; auf dem Wege dahin blieben ihre Augen an dem Geländer haften, an dem ſie ſich vor einiger Zeit ſo weich und gut gefühlt hatte. Sie ſah wieder weg und dem

Wagen nach, bis er hinter dem Hügel verſchwand, dann blieb ſie noch daſtehen, ſtarr und unbeweglich wie eine Bildſäule, nicht mehr herrſchend und herausfordernd wie ehemals, immer die Augen dem Wege nach der Stadt zugewendet.

Lord John kam und fragte, ob Weſt in dem Wagen geſeſſen?

Ich weiß es nicht! antwortete Roſalie, ohne ihn anzublicken, und in einem barſchen Tone, daß er nicht den Muth hatte, weiter zu fragen.

Aber das iſt ja das Wichtigſte — in der That — murmelte Lord John — das muß ich wiſſen, das muß ich! — Ich laufe dem Wagen nach bis in die Stadt — in der That! —

In der That machte er ſich auf und eilte dem Wagen nach. Er war ſo eilig, daß er kaum den Mann bemerkte, der ihm gemeſſenen und vorſichtigen Schrittes auf dem Wege nach der Stadt entgegenkam. Auch Roſalie, die doch in dieſelbe Richtung ſah, bemerkte zuerſt den Mann nicht, ſo gedankenlos, zerſtreut oder vertieft ſtarrte ſie vor ſich hin. Sie bemerkte ihn erſt, als er vom Wege abbog und den Wieſenpfad einſchlug.

Die ſchlanke Geſtalt in dunkler Tracht hob ſich ſehr bemerklich von dem Wieſengrunde ab. Roſalie fuhr zurück, als ihr Auge zufällig auf dem Manne haften blieb. Sie glaubte ſich zu täuſchen und ſah aufmerkſamer hin und ſah, daß der dunkle Mann etwas Weißes ſehr vorſichtig auf beiden Armen trug, daß er manchmal mit Sorgfalt auf das weiße Paket niederſah, manchmal ſtehen blieb und etwas ordnete.

Sie bog den Kopf vor und hielt die Hand wie einen Schirm vor die Augen, die ſie zuſammenzwickerte. Es iſt Fiſcher! Bei Gott, es iſt Fiſcher! murmelte ſie. Was will er? Was bringt er da? Er geht wohl zu Lieberts.

Aber er bog nicht den Pfad ein, der zu Lieberts führte, ſondern den andern Wieſenpfad rechts, der zu Roſalien führte.

Er kommt zu mir! was will er von mir? Habe ich ihm nicht mein Haus verboten? rief ſie, während ihr altes Geſicht *erröthete.*

Sie lief ins Haus zurück und setzte sich hinter den Tisch an die Arbeit. Aber die Nadel zitterte in ihrer Hand.

Nach wenigen Minuten ging Fischer am Fenster vorbei, immer mit dem Paket auf beiden Armen, und gleich darauf pochte es unten an der Thüre, wie wenn man mit dem Fuße klopft. Rosalie sagte nicht herein und rührte sich auch nicht vom Platze.

Rosalie, öffne, rief es von draußen, ich kann nicht, ich kann meine Hände nicht brauchen.

Aber Rosalie antwortete nicht und blieb auf ihrem Platze sitzen. Da hörte sie, wie die Klinke ungeschickt gehoben, und sah, wie die Thüre mit dem Fuße aufgestoßen wurde.

Fischer trat ein mit dem Pakete auf dem Arme.

Ich bin es, Rosalie, sagte er etwas schüchtern.

Die Angeredete stand auf, warf den Kopf zurück und sah ihm zornig ins Gesicht. Aber da bemerkte sie eine so tiefe Trauer und Niedergeschlagenheit auf seinen Zügen, daß sie vor Schrecken zusammenfuhr.

Was ist? was ist geschehen? fragte sie milder und sah zu Boden.

Deine Schwester, Marianne, ist todt, sagte Fischer, und seine Thränen stürzten auf das geheimnißvolle Ding, das er immer auf den Armen hielt.

Todt! — wiederholte Rosalie kaum vernehmbar. Sie taumelte zurück. Ihr Kopf fiel an das Fensterkreuz, und so angelehnt, halb mit dem Gesichte nach Außen gekehrt, blieb sie stumm und unbeweglich stehen. „Todt!“ murmelte sie von Zeit zu Zeit ohne aufzublicken, ohne sich zu bewegen. Fischer sah sie prüfend an und dachte: Es ergreift sie tiefer, als ich erwartet habe.

Aber seine Aufmerksamkeit wurde von Rosalie ab und auf die Hüllen von Kissen und Tüchern auf seinen Armen gelenkt. Da drin fing es an, sich zu regen, und wurde die Stimme eines kleinen Kindes laut. Fischer legte seine Last auf den Tisch und

entfernte ein Tuch, das über das ganze Paket gebreitet war. Die Kissen öffneten sich, und ein Säugling von einigen Monaten, ein Knäblein, streckte Füße und Hände in unbeholfenen Bewegungen in die Luft.

Ihr Kind! rief Rosalie und sah es vom Fenster aus mit starren Augen an, ohne sich zu regen.

Ja, ihr Kind — sagte Fischer — ich bringe dir das arme, verwaiste Würmlein. Bei mir wäre es schlecht aufgehoben. Den ganzen Tag verbringe ich in der Schule und mit Stundengeben; ich kann es keiner Wärterin anvertrauen — du wirst es gut pflegen — bei dir wird es gut aufgehoben sein, deß bin ich gewiß.

Rosalie antwortete nicht und regte sich noch immer nicht. Aber da Fischer anfing, sich mit dem Kinde zu beschäftigen, es zurecht zu legen und seinen kleinen Anzug und die Kissen neu zu ordnen, Alles mit jener Ungeschicklichkeit, die die Männer in solchen Fällen auszeichnet, war es, als könnte Rosalie dergleichen nicht mitansehen. Sie raffte sich zusammen und näherte sich dem Tische.

Wer wird denn ein Kind so anfassen! rief sie halb zornig und wollte es selbst aus dem Kissen heben, aber in demselben Augenblicke fiel sie mit dem Gesichte in die Kissen und fing laut zu schluchzen an, indem sie dem Kinde die kleinen, strampelnden Füßchen küßte.

Aber bald faßte sie sich wieder, und mit eben so barschem Tone wie vorhin rief sie: Wer wird das Kind so hinlegen auf den Tisch! Sie nahm es sammt dem Kissen und trug es in ihr Bett, wo sie es ganz enthüllte und sich damit zu schaffen machte. Das schöne Kind! murmelte sie, das schöne Kind! und dann lauter, ohne sich zu Fischer zu wenden: die Wäsche hier im Tuche, ist Das Alles!

Alles! wiederholte Fischer.

Nun, Das ist nicht viel!

Nach diesen Worten lief sie in den Hof und rief einem der

gegenüberſtehenden Häuſer zu: Suſi! Suſi! und kam ſogleich wieder in die Stube und ans Bett zurück. Nach einigen Minuten erſchien Suſi. Sie betrachtete Fiſcher mit erſtaunten Augen und mit noch mehr Erſtaunen das Kind auf dem Bette. Sie fing zu fragen an und verlangte Erklärungen. Roſalie verwies ihr alles Geſchwätz und befahl ihr, nur auf das Kind zu achten und ſich an das Bett zu ſetzen. Dann ging ſie an einen Schrank und holte allerlei Leinen hervor, das ſie auf dem Tiſche ausbreitete und muſterte, dann ging ſie zwiſchen dem Tiſche und dem Bette hin und her und nahm das Maß. Ihre frühere Arbeit warf ſie unter den Tiſch, und nach kurzer Zeit war ſie in Meſſen und Zuſchneiden ſo vertieft, daß ſie Fiſchers Gegenwart und ſelbſt das Kind, überhaupt alles Andere vergeſſen zu haben ſchien. Fiſcher ſtand noch immer, da ihn Roſalie nicht ſitzen geheißen hatte, und ſah ihrem eigenthümlichen Gebahren mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu. Seine kummervollen Züge nahmen nach und nach einen getröſteteren Ausdruck an, denn er dachte, mein Kind iſt hier gut aufgehoben. Mit einer Hand auf den Tiſch geſtützt, beobachtete er, wie ſich unter Roſaliens Scheere die Bruchſtückformen zu Leibchen, Hemden und anderem Kinderzeuge entwickelten. So verging Viertelſtunde nach Viertelſtunde. Mit Einem Male rief Roſalie: Aber mein Gott, das arme Kind muß ja hungern! Ich alte Nähmamſell habe zuerſt nur an die Wäſche gedacht. Sie ſprang auf und eilte in die Küche. Fiſcher lächelte, und heiterer, als er gekommen war, verließ er das Haus, um Herrn Juſtinus Liebert, ſeinen ehemaligen Brodherrn, zu beſuchen und ihm ſeinen ſchmerzlichen Verluſt anzukündigen.

Roſalie gab dem Kinde zu eſſen und lief mit ihm in der Stube auf und ab, wenn es weinte. Dann ſaß ſie wieder an der Arbeit und nähete, ohne aufzuſehen, mit unermüdlichem Eifer. Sie wollte durch nichts geſtört ſein, ſelbſt nicht durch Suſi's Fragen, die zu wiſſen wünſchte, wie Das alles gekommen, und vor Neugierde faſt verging. Nur wenn das Kind ſich regte, ſtand Roſalie auf. Sie hörte ſeine geringſte Bewegung, jeden Laut,

den es von ſich gab. Manchmal blieb ſie betrachtend und in Gedanken vertieft davor ſtehen und murmelte unverſtändliche Worte. Man ſoll ſehen, welche gute Mutter ich ſein kann! rief ſie mit Einem Male und kehrte wieder an ihre Arbeit zurück. Ihre Arbeit ging, ſo zu ſagen, ſchneller als die Zeit. Schon lag ein Hemdchen fix und fertig da. Sie betrachtete es mit Wohlgefallen; dann nahm ſie das Kind auf ihren Schooß, um zu ſehen, ob es ihm auch paſſe. Du ſiehſt ja aus, wie ein Prinz! rief ſie und drückte es in ihre Arme.

Da ſtürzte Lord John, erhitzt, mit rothglühendem Geſichte in die Stube. Bin ich gelaufen! bin ich! rief er noch athemlos. Bis in der Stadt bin ich geweſen — bis in der Stadt! Be damned — Sind ſie zugefahren! Aber Weſt war mit — er war, indeed! Miß Roſalie, er war! indeed!

Herr John! ſagte Roſalie, die wie aus einem Traume erwachte, was geht Das mich an?

Lord John bemerkte jetzt erſt das Kind auf ihrem Schooße. Was iſt das für ein Kind? fragte er, wo kommt das Ding her, das Ding hier?

Herr John, antwortete Roſalie, das iſt mein Kind, mein Kind!

Ihr Kind? iſt es? fragte Lord John und ſah ſie mit großen Augen an. — Schöne Mitgift! iſt es nicht? fragte er weiter, zu Suſi gewendet.

Herr John, fuhr Roſalie mit entſchiedenem Tone fort, das geht Sie weiter nichts an.

Geht mich weiter nichts an? geht es nicht?

Nein! wir haben von jetzt an nichts mehr mit einander zu thun!

Haben wir nicht?

Nein, Herr John!

Oh — ſo viel beſſer, Fräulein Roſalie.

Und verlaſſen Sie mein Haus.

Oh!

Ja! und das sogleich.

Wie es Ihnen gefällig ist, Miß Rosalie.

John wandte sich und ging. Rosalie wandte den Kopf dem Fenster zu und sah hinauf zu Liebert. Allerlei Gedanken schienen in ihr zu kämpfen. Armes Käthchen! seufzte sie vor sich hin.

Susi, hast du nichts von Käthchen gehört? — Sie hatte gestern Abend eine Ohnmacht; hast du nicht erfahren, wie sie sich heute befindet?

Nein, ich habe nichts gehört, antwortete Susi, man hat sie heute noch nicht gesehen.

Sie ist vielleicht krank, sagte Rosalie, sie hat auf jeden Fall eine schlechte Nacht gehabt.

Wieder versank sie in Nachdenken. Mehrere Male stand sie auf, als ob sie fort wollte, um sich bald wieder zu setzen. Offenbar kämpfte sie mit einem Entschlusse, der sie große Ueberwindung kostete. Endlich raffte sie sich auf. Susi, nimm indessen das Kind und behüte es wohl, ich muß auf eine halbe Stunde fort.

Susi nahm das Kind, aber Rosalie ging nicht. Sie stand wieder am Fenster und sah hinauf zu Lieberts. Ah! rief sie plötzlich, da kommt Käthchen!

Käthchen hatte seit der Abreise Gastons auch nicht lauter weiche Seide gesponnen. Das Vertrauen des Vaters und die Botschaft, die er ihr im Namen Gastons bestellte, hatten sie zwar etwas beruhigt, aber die Worte des Fremden, der von einer Schwiegermutter und von Todtstechen gesprochen, klangen ihr immer in den Ohren. Dazu kam die geheimnißvolle Art der Abreise Gastons, das sonderbare Wesen des Fremden, der, wie der Vater behauptete, nach Anzug und Redeweise zu schließen, ein Aristokrat sein müsse. Auch schien Papa, seit er den Fremden gesehen und gehört, selbst in seinem Vertrauen erschüttert; jedenfalls war er nachdenklich. Was steckte hinter all den Geheimnissen? Sie sagte sich, sie müsse verrückt werden, wenn sie nicht bald klar sehe. Unterdessen konnte sie nichts Anderes thun, als sich in ihr Zimmer einschließen und weinen. Ihr Schicksal schien

ihr so traurig, wie nie eines gewesen. Und die Stunden schlichen so langsam, und doch waren schon mehrere vergangen, und Gaston kam nicht zurück. Wie sollte sie es ertragen, wenn er wirklich mehrere Tage ausbliebe, wenn er gar nicht mehr zurückkäme. Und das Todtstechen! Freilich hat der Fremde nur lachend davon gesprochen, aber wer kann wissen? So ein Franzose spricht vom Todtstechen, wie ein Anderer vom Tanzen spricht. O diese Franzosen, sie sind mit Recht so verrufen. Käthchen hatte Karl X. in der Veitskirche zu Prag beten sehen! So ein alter Mann! und doch hatten die Franzosen nicht das geringste Mitleid mit ihm. Ein schreckliches Volk, diese Franzosen! Wenn sie so einen alten Mann so behandeln konnten, warum sollten sie nicht auch ihren Gaston ermorden können?! Der Fremde — dessen erinnerte sie sich erst — sah so blutgierig und grausam aus, er hätte auch nicht so lustig sein können, während Gaston, der arme Gaston, so traurig war, offenbar sehr traurig! Aber Gaston ist ja auch ein Franzose, und Das wußte sie sehr gut: alle Franzosen sind Abenteurer, gewissenlose junge Leute, die es lieben, den Mädchen den Kopf zu verdrehen, um sie dann sitzen zu lassen. Es gab keinen Ausweg aus diesem Labyrinth, sie konnte nichts als weinen.

Als der alte, geliebte Lehrer kam und vom Tode Mariannens erzählte, schien Käthchen die ganze Welt unsäglich traurig, und sie ließ ihren Thränen freien Lauf. — Mein Gott! Mein Gott! wie unglücklich sind doch die Menschen! rief sie einmal übers andere und ging händeringend in der Stube auf und ab. — Der Vater erkannte die eigentliche Ursache ihrer Trauer, und um sie zu zerstreuen, forderte er sie auf, Rosalie zu besuchen, sie zu trösten und das Kind anzusehen.

Ach ja, das Kind! sagte Käthchen und ging, und mit verweinten Augen trat sie leise in die Stube Rosaliens. Sie grüßte nur mit einem Kopfnicken, nahm Rosaliens Hand und setzte sich schweigend zu ihr. Rosalie sah vor sich hin — das Kind schlief. Endlich sagte Käthchen: Darf ich das Kind sehen?

Roſalie nickte. Käthchen ging an das Bett und hob den einen Zipfel des Schleiers auf, der das Geſicht des Kindes bedeckte. — Es iſt der Schleier, den ich dir geſchenkt habe, Roſalie — das freut mich, lispelte ſie, und dann das Kind betrachtend: O, wie hübſch! o das Engelchen!

Aber der kleine Junge fing plötzlich laut zu ſchreien an. Ach, ich habe ihn geweckt, ſagte Käthchen erſchrocken. Sie nahm das Kind ſammt den Kiſſen auf ihren Arm, wiegte es und trippelte ſingend mit ihm in der Stube auf und ab.

Du wärſt eine hübſche Mutter! ſagte Suſi.

Roſalie lächelte und ſah Käthchen nach auf ihrem ganzen Wege durch die Stube. Als das Kind ſchwieg, ſagte ſie: Suſi, ich habe Käthchen etwas zu ſagen, laß uns allein.

Ich? fragte Suſi verdrießlich.

Ja, du! — laß uns allein!

Suſi erhob ſich trotzig und verließ die Stube.

Jetzt, Käthchen, komm, ſetze dich hieher.

Käthchen erblaßte. Sie erinnerte ſich an Das, was ihr Roſalie in der Grotte geſagt hatte, und fürchtete eine Fortſetzung.

Ach, Roſalie! ſeufzte ſie aus tiefſtem Herzen.

Sei ruhig, Käthchen, ich habe dir nur Gutes zu ſagen — ſetze dich — komm hieher — in den Großvaterſtuhl und höre gut zu — ſo —

Käthchen horchte mit dem ganzen Geſichte, ſie wußte, daß Roſalie von Gaſton ſprechen werde. Aber dieſe ſchwieg noch und ſchien nach Worten zu ſuchen.

Gib mir das Kind, ſagte ſie dann — ſo — höre.

Käthchen neigte ſich vor.

Käthchen, ſagte Roſalie ſchnell, und indem ſie die Worte einzeln, raſch, aber in Bruchſtücken hervorſtieß, Käthchen — vergiß, was ich dir geſagt habe — ich muß es wieder gut machen — Gaſton iſt kein Verbrecher — ſein Vater hat auf ehrenhafte Weiſe ſein Land verlaſſen — ich verſtehe nicht viel davon — ſie ſind Emigranten — weil ſie dem alten König in Prag treu

geblieben ſind — Gaſton iſt ein vortrefflicher Menſch — er ernährt ſeinen Vater, der nichts hat — aber ein großer Herr iſt — ich weiß nicht recht, wie Das alles iſt, aber es iſt Alles gut, Alles ehrenhaft — ich habe den Alten geſehen — du kannſt deinen Gaſton ohne Angſt lieben.

Ro—ſa—lie — ſtammelte Käthchen in höchſter Aufregung — was ſagſt du — ja? — ich ſoll ihn lieben? — ach, ich liebe ihn ja! — Und dann iſts auch nichts mit ſeiner Verlobung?

Doch — erwiderte Roſalie — da iſt etwas daran — aber du haſt gewiß nichts zu fürchten, wenn er dir geſagt hat, daß er dich liebt.

Ach ja, das hat er beinahe geſagt.

Dann kannſt du ruhig ſein, dann iſt er gewiß nicht gebunden. Aber — fügte Roſalie zögernd hinzu — etwas iſt doch da, was mich beſorgt macht.

Was iſts, du gute Roſalie? fragte Käthchen, und der ſelige Ausdruck auf ihrem Geſichte verſchleierte ſich wieder.

Weißt du, wie er eigentlich heißt?

Wie heißt er denn?

Er heißt — fuhr Roſalie mit zögernder Stimme fort — er heißt Marquis v. Godencourt und iſt der Abkömmling einer der adeligſten Familien Frankreichs.

O mein Gott! rief Käthchen vernichtet — wie ſoll er denn eine ſo kleine Perſon, wie ich bin, heirathen können?

Ich glaube, ſagte Roſalie, er macht ſich aus Dergleichen nicht viel, wenigſtens habe ich ſo etwas gehört.

Plötzlich verließ Käthchen ihre ganze Niedergeſchlagenheit. Sie erinnerte ſich jedes Wortes, das ſie von Gaſton gehört hatte, und ſo erinnerte ſie ſich jetzt, wie er, als er das erſte Mal im Hauſe zu Tiſche geweſen, zu ihrem Vater lächelnd geſagt hatte: Herr Liebert, ich bin bürgerlich, ſehr bürgerlich! — Sie ſprang auf, klatſchte in die Hände und rief voll Freude: Ich bin bürgerlich! ſehr bürgerlich!

Stille! Du weckſt mir ja das Kind, das ſo ſchön ein-

geſchlafen iſt! ſagte Roſalie verweiſend, und in der That fing der Kleine zu ſchreien an. — Da haben wir die Beſcherung! rief Roſalie wieder — geh du lieber nach Hauſe und höre, welche gute Zeitung dein Gaſton bringt, der eben dort von der Stadt hereilt.

Käthchen ließ ſich Das nicht zweimal ſagen, da ſie wirklich Gaſton vom Berge herunter kommen ſah, und eilte nach Hauſe. Sie ſaß ſelig in ihrer Stube, noch bevor Gaſton bei Herrn Liebert eintrat. Sie lehnte die Thür nur an, um ſehen zu können.

Gaſton trat erhitzt und ſehr aufgeregt in das Zimmer Herrn Lieberts; dieſer ſtürzte ihm beinahe eben ſo aufgeregt entgegen. Käthchen bemerkte Das und ging.

Sie haben mir etwas zu ſagen, Weſt!

Sehr Vieles, Herr Liebert! — Gott ſei Dank, daß endlich der Moment gekommen iſt, da ich offen mit Ihnen ſprechen kann. Seit Wochen fühlte ich mich Ihnen gegenüber wie ein Verbrecher.

Setzen wir uns.

Sie ſetzten ſich; Weſt begann.

Herr Liebert, ich muß etwas weit ausholen. Mein Vater war franzöſiſcher Emigrant der großen franzöſiſchen Revolution. Ich wurde ihm kurz vor dem Falle Napoleons auf deutſchem Boden geboren. Er kehrte mit ſeinem Könige nach Frankreich zurück, nahm am Hofe Ludwigs XVIII. dieſelbe Stelle ein, die ſein Vater am Hofe Ludwigs XVI. bekleidet hatte, und ließ mich nach einiger Zeit als kleinen Knaben aus Deutſchland nachkommen.

Ich ſollte mich dem Kriegsdienſte widmen und trat als Jüngling in die polytechniſche Schule. Während ich daſelbſt mit meinen Studien beſchäftigt war, brach die Julirevolution aus; Karl X. zog in die Verbannung; als treuer Diener folgte ihm mein Vater ins Exil — erſt nach England, dann nach Prag. — Mir war die militäriſche Carrière abgeſchnitten, da mein Vater nicht wollte, daß ich dem Bürgerkönig den Eid leiſte, doch ſetzte ich meine Studien im Inſtitute fort, und nachdem ich dieſe vollendet, trat ich in die école des mines.

[illegible] Zeit [illegible] geben. [illegible] wozu [illegible] End= [illegible], der [illegible] und [illegible] zu bringen. [illegible] von [illegible] Schule [illegible] hatte [illegible] meines Vaters [illegible]

[illegible] die An= [illegible] mög= [illegible] — [illegible] blieb der [illegible], nur [illegible] Frucht [illegible] Ehe [illegible] mein Vater die [illegible] Verhältnissen betrachtete. [illegible] — die gute alte Zeit, die [illegible] durch die Julirevolution [illegible] — die jungen Köpfe, welche [illegible] gesehen, werden [illegible] Der ganze Gedankengang [illegible] in die Vergangenheit [illegible] in einer [illegible]

Während der Reſtauration beſchäftigte er ſich mehr mit der Befeſtigung der alten Dynaſtie auf dem alten Throne als mit Wiedererlangung ſeiner Güter und mit der Entſchädigung, die damals die Aufmerkſamkeit der meiſten heimgekehrten Emigranten ſo ſehr in Anſpruch nahm, daß ſie höhere Intereſſen darüber vergaßen. — So fand ihn ſein zweites Exil, das plötzlich über ihn hereinbrach, ohne alle Mittel — die kleinen Reſte ſeines Vermögens verwendete er auf meine Erziehung — oder verlor er, als er in den Prozeß der Miniſter, als vertrauter Freund des Herrn v. Peyronnet, hineingezogen wurde. Mit Schmerzen ſah ich ihn, als ich nach Prag kam, in einem kleinen Stübchen unter dem Dache, ihn, der in St. Cloud ein eigenes Appartement hatte — und jeden Tag zu Fuß den Hradſchin hinaufkeuchen, um ſich nach dem Befinden ſeines Königs zu erkundigen, da er keinen Fiaker bezahlen konnte. Später, da der König Prag verließ, war es ſein einziger Kummer, daß er nicht wenigſtens Ein Mal im Jahre, am Karlstage, die Reiſe zu ihm machen konnte — da das Reiſegeld fehlte.

Dieſen Verhältniſſen dankte ich es, daß er mir endlich erlaubte, gegen allen adeligen Brauch mein Wiſſen zu verwerthen und ein kleines Amt anzunehmen. Aber er gab mir dieſe Erlaubniß nur unter der Bedingung, daß ſein uralter und ſtolzer Name nicht durch das kleine Amt und die untergeordnete Stellung entehrt werde. Ich verſprach ihm, einen andern Namen anzunehmen und meinen eigentlichen und meine Herkunft, ſo lange er lebe, in dieſer untergeordneten Stellung nicht zu verrathen.

Sie verſtehen jetzt auch, Herr Liebert, warum ich zögerte, als Sie mich aufforderten, in Ihr Geſchäft zu treten. Sie kamen mir ſo freundſchaftlich entgegen, mit ſo viel Vertrauen — Alles hier muthete mich ſo wohlthuend an, daß es mir ſchwer war, Ihnen gegenüber — und ich will es geſtehen — auch Fräulein Käthchen gegenüber dieſen erlaubten Betrug durchzuführen. Deshalb und wegen der Annahme einer rein bürgerlichen Stellung mußte ich bei meinem Vater anfragen — er erlaubte mir, bei

Ihnen einzutreten — offenherzig gesagt, weil er gerührt und dankbar war, der gute Vater, daß einer meiner Beweggründe die Erleichterung seiner Lage gewesen — aber er erlaubte mir nicht, meinen eigentlichen Namen zu verrathen. O Gott, welche schmerzlichen Stunden hat es mir verursacht, Ihnen und Fräulein Käthchen nicht Alles sagen zu können.

Zu all Dem kam noch etwas Anderes. Eine alte Freundin meines Vaters, eine Dame, die sich mit der Herzogin v. Berry in der Bretagne kompromittirt hat, sehr reich und aus altem Hause, wollte ihren Schwiegersohn nur in den dem Könige treugebliebenen Familien wählen und wo möglich nur unter den Familien, die sich wie mein Vater mit ihrem Herrn freiwillig exilirt haben. Diese Dame ist eine ächte Vendéerin. Zwischen ihr und meinem alten Vater wurde nach alter Sitte meine Verheirathung mit ihrer Tochter besprochen, beschlossen und als abgemachte Sache betrachtet. Nach der Heirath, die mich zum reichen Manne machen sollte, würde ich, so hoffte man, meine bürgerlichen Ideen von Arbeit, von Selbsterwerb und Thätigkeit aufgeben. Ich widersprach, aber man kehrte sich nicht daran — man träumte weiter von dieser projektirten Heirath, und da ich im Herzen vollkommen frei war, hatte ich nicht Energie genug, diese Träume der beiden glücklichen Alten zu stören. Das junge Fräulein, das in einem Kloster des sacré coeur zu Lyon erzogen wird, habe ich nie gesehen. Vor Kurzem schrieb ich endlich über diese Angelegenheit einen entscheidenden Brief an meinen Vater. — Aber —

Nun? sagte Herr Liebert. Sie stocken? Fahren Sie fort — ich höre mit größtem Interesse.

Ich gebe Ihnen das Ehrenwort eines Mannes — sagte Gaston und legte die Hand aufs Herz — nie habe ich Jemand in meine Gefühle eingeweiht, aber noch bevor mein Vater meinen Brief erhalten, wußte er und wußte die Gräfin — ich meine seine Freundin — was Sie, Herr Liebert, noch nicht wissen, daß es mein innigster Wunsch ist...

Was? ſagte Herr Liebert, fahren Sie fort.

Fräulein Käthchen, Ihre Tochter, als meine Frau heimzuführen.

Gaſton ſchwieg und ſah zur Erde nieder.

Ihre Erzählung iſt noch nicht aus, Herr Weſt.

Gaſton ſah den alten Herrn fragend an — dieſer lächelte — Gaſton fuhr fort:

Sie haben den jungen Mann geſehen, der mich heute Morgens abholte; es iſt ein alter Spielkamerad, ein ehemaliger Page vom Hofe Ludwigs XVIII., ſpäter Offizier Karls X., und Couſin der mir beſtimmten jungen Dame. Er begleitete ſeine Tante, meine Schwiegermutter, wie er ſie nannte, als Cavalier hierher, in die Bergſtadt. Sie eilte herbei, um ſich ſelbſt von meinem Wahnſinn zu überzeugen und mich zu fragen, ob ich in der That die Hand ihrer Tochter ausſchlage und eine Mesalliance einzugehen im Begriffe ſtehe? Um es kurz zu ſagen: die Sache war ſchneller abgemacht, als ich gehofft hatte. Nachdem ich ihr erklärt, daß ich feſt entſchloſſen ſei, mein Leben lang zu arbeiten und mir mein Brod zu erwerben, daß es mein höchſter Ehrgeiz ſei, Ihre Hütten und Hämmer, Herr Liebert, in Flor zu bringen, verſtand es ſich von ſelbſt, daß ſie ihre Güter und ihre von Jean de Montfort abſtammende Tochter nicht mit einem ſo encanaillirten Menſchen verheirathen könne. Doch lachte ſie mich nur gutmüthig aus, mehr noch den Couſin, der glaubte, die Ehre ſeiner Couſine mit dem Degen vertheidigen zu müſſen. Das, Herr Liebert, iſt Alles. Nur meinen Namen darf ich Ihnen nicht nennen, unter dieſer Bedingung hat mir mein Vater in jeder andern Beziehung vollkommene Freiheit gelaſſen.

„Marquis v. Godencourt“ liſpelte etwas hinter ihm. Gaſton ſah ſich erſtaunt um und erblickte den Kopf Käthchens, der ſich ſtrahlend vor Glück über ſeine Schulter neigte.

Pſt! ich habe nichts gehört! ſagte Herr Liebert, und da Gaſton aufſprang und ſich die beiden Liebenden in den Armen lagen und ein ſeliger Kuß genommen und gegeben wurde, fügte er lächelnd hinzu: Und nichts geſehen!

Nach wenigen Wochen war die Hochzeit. Hätte Roſalie nicht Trauer getragen, es wäre die erſte Hochzeit geweſen, der ſie als Gaſt beigewohnt hätte; ſo machte ſie ſich nur in Küche und Keller nützlich. Wie hätte man bei einem ſo großen Feſte ſonſt fertig werden können! Nur von Zeit zu Zeit lief ſie die drei Baſſins entlang hinab, um nach dem Kinde zu ſehen.

Gaſton wurde Theilhaber des Liebert'ſchen Geſchäftes, und im Verein mit ſeinem Schwiegervater und ſpäter mit deſſen Sohn, der von der Schule zurückkam und ſich unter Gaſton weiter ausbildete, dehnte er das Geſchäft, die Hütte und das Grubenwerk immer mehr aus. Karolinenthal verwandelte ſich unter ſeiner Hand, wie durch Zauber, und wurde immer blühender. In dem größeren Getriebe, in der immer mehr anwachſenden Bevölkerung hätte die Wichtigkeit Roſaliens vielleicht auch abgenommen, ſelbſt wenn ſie ſich nicht freiwillig ganz und gar auf ihr Haus beſchränkt hätte. Völlig beſchäftigt, wie ſie war, mit der Pflege und Erziehung des Kindes, kümmerte ſie ſich nicht mehr um Das, was bei andern Leuten vorging, und war wie aus der Welt verſchwunden. Wollte man ſie wo in Geſellſchaft ziehen, hatte ſie den Muth, die Achſel zu zucken und zu ſagen: „Was hat man von einer alten Jungfer?“

Märchen und Geſchichten

aus

Oſten und Weſten.

Meiner verehrten Freundin

der

Fürſtin Katherine Orloff,

geb. Trubetzkoi,

zur Erinnerung.

Als ich Ihnen Weltgeſchichte erzählte, gewöhnte ich mich daran, Ihnen Märchen zu erzählen. Das war Ihre Schuld. Sie waren ein ſo unſchuldiges und unbefangenes Geſchöpf, daß ich Angſt hatte, die Klarheit Ihrer Seele mit den oft kraſſen Wahrheiten der Geſchichte zu trüben. — So ſcheint es mir heute, da ich Ihnen dieſe Märchen als die Gabe eines alten Freundes darbringe, als ob ich nur jene glücklichen Stunden unter den Buchen des Waldes von Fontainebleau fortſetzte. Auch Sie werden jener ſchönen, mit Waldesrauſchen, Nachtigallengeſang, Homer und Beethoven dahingegangenen Zeit nie vergeſſen — und darum dieſe Widmung nicht mißverſtehen. Sie gilt nicht der Fürſtin — ſie gilt der lieben Freundin, die eben friſch und blühend ins Leben tritt und der man ſich gern mit Beweiſen der Liebe nähert; und ſie gilt jenem theuren Kinde, an deſſen geiſtigem Erwachen der alte Freund ſein Theil und ſeine Freude hatte. — Was die Fürſtin betrifft — der mögen Andere ihre

Werke widmen, und Das wird auch geſchehen, denn Sie werden ſich immer einen offenen Sinn für die Werke der Kunſt bewahren, und Ihr Vaterland, das Land, das ſchon große Dichter beſeſſen und das heute in Iwan Turgenieff einen der größten Novelliſten unſerer Zeit beſitzt, wird hoffentlich noch manche ſchöne Blüthe treiben. Sie werden dann mit Ihrem freien, wackern Gemüthe den Begabten vom Schmeichler und Schmarotzer zu unterſcheiden und mehr mit Ihrer Weiblichkeit als mit Ihrer Fürſtlichkeit aufzumuntern wiſſen. Sie werden ſich nie überheben, Sie werden nie von einer eingebildeten Höhe auf die Schöpfungen des Geiſtes herabſehen; Sie werden nie glauben, daß Protektion und alle Mittel der Mächtigen dieſer Erde jemals ein Kunſtwerk zu ſchaffen, einen geiſtigen Blüthenflor oder gar eine Literatur zu wecken im Stande ſeien. Dazu kennen Sie die Geſchichten und Literaturen der Völker zu gut; Sie wiſſen, daß dieſe das Produkt der Völkerentwicklung ſind und daß die Louis XIV., für Kleines groß belohnt, ſich mit Dem ſchmücken, was auch ohne ſie entſtanden wäre. — Sie werden, wie ich mit Zuverſicht hoffe, auch nie vor geiſtigem Schaffen die Angſt empfinden, welche die Ariſtokratie von Heute auszeichnet. Erſchrocken vor der Revolution, die ſie ihrer Privilegien beraubte oder zu berauben drohte, fing ſie gegen Fortſchritt, Bildung, Aufklärung, gegen jedes Streben, an dem ſie doch im vorigen Jahrhundert in der Literatur, wie an den Höfen halb und halb Theil genommen, zu predigen an und predigte ſo lange, bis ſie an ihre Doktrin ſelbſt zu glauben anfing — und allein glaubt. Da ſteht ſie nun und weiß es nicht, wie einſam ſie daſteht, und iſt von dem Reſt der Welt, die auf ihre Predigten nicht hörte, überflügelt. Sie hat ſich im eigenen Netze gefangen. Ihre ariſtokratiſchen Landsleute, die ſich den großen und wohlgemeinten Reformen widerſetzen und bei dieſer Gelegenheit verrathen, wie wenig ihnen an Humanität, an Bildung ihres Volkes, an der Menſchenwürde und an der Ehre ihres Vaterlandes im Angeſichte der Weltgeſchichte gelegen, werden Das zuerſt erfahren. Glücklicherweiſe gehören Sie, meine verehrte

Freundin, nicht zu Denen, und wenn ich ungewohnter Weiſe mein Büchlein einer Fürſtin widme, ſo iſt es eine Fürſtin, deren Leibeigene nächſtens freie Leute ſein werden. Haben Sie doch noch außerdem ein Recht darauf, da zwei der nachfolgenden Märchen aus dem Munde einer Ihrer Leib- und Seeleneigenen ſtammen.

Mit dem herzlichſten Gruße

Ihr

Moritz Hartmann.

I.

Aus dem Orient.

Der Heilige.

Scheich Abdallah der Andaluſier, der in Bagdad lebte und lehrte, war einer der größten, heiligſten Scheichs, ein klarer Spiegel aller Weisheit und aller Tugenden und werth, nach den zwölf großen Imams genannt zu werden. Einer ſeiner Schüler ſagte: „Abdallah iſt ſo dunkel wie ein tiefer Brunnen, aber was er aus ſeiner Tiefe ſpendet, iſt klar und erfriſchend.“ Ein Anderer ſprach: „Als ich zu ihm kam, war ich rohe Erde, nun bin ich Eiſen, und bleibe ich länger, ſo werde ich Stahl.“ Ein Dritter ſprach: „Wäre ich der Chalif, an Gürtel, Schwertgriff und Turban würde ich ſeine Worte tragen anſtatt der Diamanten.“ Ein Vierter ſprach: „Wenn er mich aus ſeiner Schule jagte, würde ich ſagen: ‚Warum verurtheilſt du mich zum Tode und ſchickſt mich aus dem Leben im Lichte?‘“ Ein Fünfter ſprach: „Wenn alle ſechzigtauſend Schüler Abdallahs ſo ſprächen, wie wir, würde ich ſagen: ‚Nun iſt die Vorrede ſeines Lobes gemacht; wann beginnt der Text?‘“

Und ſo ſprachen alle ſechzigtauſend Schüler über Abdallah, ſo ſprach die ganze Welt der Gläubigen, und er verdiente Das.

Einmal überkam den Scheich große Reiſeluſt. „Reiſen,“ ſagte er, „ſind Eroberungen, ſie erweitern das Reich des Wiſſens mit

neuen Provinzen." — Mehr als vierzigtausend Personen begleiteten ihn, als er aus Bagdad zog, um mit ihm die Welt zu sehen; er aber verabschiedete sie nach drei Tagereisen und sprach: „Kehret zurück!" Sie thaten es und benetzten den Sand des Weges mit ihren Thränen. Nur vierzig Schüler und Diener durften mit ihm wandern, und unter den ersteren war der treue Scheich Schibly.

Wieder nach drei Tagen kamen sie in eine Stadt der Nazarener. Alle Gassen waren voll von Priestern, Mönchen und Patriarchen, und ohne Schleier und Pantoffeln gingen die Weiber von einem Hause zum andern, daß es eine Schande war. In jeder Gasse waren unzählige Kirchen und auf jeder Kirche unzählige Glocken, die beständig läuteten. Die Kirchthürme waren so groß und dick, daß man aus jedem zehntausend Minarete hätte bauen können; so gegen alle Regel bauen die Ungläubigen. Am Ende der Stadt näherte sich Scheich Abdallah der Andalusier einer Fontaine, um die Waschung vorzunehmen, und wie er sich durch die Weiber drängte, die den Brunnen umstanden, sah er ein Mädchen, das die Wäsche wusch und in Gold, Seide und Edelgestein gekleidet war. Um den Hals trug sie viele goldene Kreuze. Aber wer sie nur ansah, mußte ausrufen: „Allah! welch ein schönes Mädchen!" — Plötzlich fühlte der heilige Scheich sein Herz voll Liebe, und ohne die Waschung verrichtet zu haben, ging er in die Herberge, setzte sich auf den Divan und starrte vor sich hin. Drei Tage und drei Nächte vergingen, und der Scheich sprach kein Wort, nahm keinen Bissen in den Mund und vergaß Gebet und Waschungen. Manchmal rollte eine Thräne über die Wangen in seinen schwarzen Bart. Mehr aber weinten seine Schüler und Diener über den offenbaren Kummer ihres Herrn.

Da sprach Schibly zu ihm: „O, mein Sultan! welcher Kummer drückt dich? Sage es an deinen treuen Schülern und Dienern, die um dich weinen; denn drei Tage und drei Nächte hast du nichts gegessen oder getrunken und hast die Gebete und

Verbindungen vergessen. Wie ungeheuer groß muß dein Kummer sein?"

Scheich Abdallah, der Andalusier, antwortete: „Seit ich jenes wunderschöne Geschöpf gesehen, ist meine Kraft gebrochen, mein Herz erstickt in der Ueberfülle von Liebe. Gefallen bin ich in den See der Nächtigkeit, die Zügel meines Selbst sind meinen Händen entsunken, und ich kann mich nicht mehr lenken und lenken. Von diesem Orte zu scheiden, ist mir unmöglich; ich bin gebunden an Händen und Füßen, an Geist und Herz. Gehe hin, o Schibly, und erkundige dich nach dem wunderschönen Geschöpfe."

Schibly ging, kam wieder und sagte: „Sie ist die Tochter des Königs der Ungläubigen."

„So werde ich wohl in Sklaverei versinken," sprach der Scheich mit Ergebung. — „Ihr aber, Schüler und Diener," fuhr er fort, „überlasset mich dem Schicksale, das mir aufgezeichnet ist. Kehret heim in Frieden und vergeßt mich nicht in euren Gebeten."

Schibly, der die Geschichte Abdallahs dem Gedächtniß der Menschen bewahrte, erzählt: „O Scheich," sprach ich, „du thust dem Glauben große Unehre an und willst unter Ungläubigen dein Zelt aufschlagen."

„Dieß ist mir Alles wohl bekannt," antwortete der Scheich, „aber meine Kraft ist verdunstet wie Wasser, gegossen auf einen heißen Stein."

Dann warf er sich auf sein Angesicht in den Staub und weinte so heftig, daß alle Bäume und Steine und selbst die Ungläubigen und ihre Glocken mit ihm weinten. „Vergeßt mich nicht in euren Gebeten," sprach er noch einmal, „und ziehet hin in Frieden!"

„Herr der Welt, verlaß ihn nicht, denn du weißt Alles!" so riefen wir und gingen. Aus Bagdad kamen uns über fünfundsiebenzigtausend Personen entgegen, um den Scheich Abdallah zu empfangen. Da wir ihnen erzählten, was geschehen und daß der Weise und Heilige bei den Ungläubigen zurückgeblieben aus

lauter Liebe, ſtießen ſie ein ſolches Geſchrei aus, wie ſeit der Sündfluth nicht gehört worden iſt und wie fürder bis zum jüngſten Tage nicht gehört werden wird. Viele Perſonen ſtarben vor Schmerz, andere wurden ſchwer krank.

Schibly, der Treue, fährt fort und ſagt: Kummer nagte an meinem Herzen und Gram an meinem Eingeweide. Die Freunde, die zu mir kamen, fragten: „Biſt du es ſelbſt, Schibly, oder Schatten Schibly's, biſt du es?“ Als ſo ein Jahr vergangen war, machte ich mich auf, von Sehnſucht getrieben, um Kunde von meinem Meiſter zu holen, und kam bis in die Nazarenerſtadt. Da ich alle Gaſſen und Plätze durchrannt hatte, ohne ihn zu finden, fragte ich beim Volke, was aus dem großen Scheich Abdallah, der ſo viele Kommentare und Ueberlieferungen niedergeſchrieben, geworden wäre. Das Volk antwortete: „Dein großer Scheich, der ſo viele Kommentare und Ueberlieferungen niedergeſchrieben, hat um die Tochter unſers Königs angehalten; der König verlangte, daß er ihm, anſtatt der Morgengabe, ein Jahr lang die Schweine hüte, und dein großer Scheich Abdallah, der ſo viele Kommentare und Ueberlieferungen niedergeſchrieben, iſt nun draußen vor der Stadt auf den Hügeln und hütet die Schweine.“

Auf dem Wege zu den Hügeln fühlte ich, wie meine Seele in mir weinte und wie ihre Thränen auf meine Eingeweide fielen; auch mein Auge fing zu ſtrömen an, als ich ihn auf dem Hügel ſitzen ſah, einen Hut auf dem Kopfe, eingehüllt in eine Mönchskutte, einen Strick um den Leib und rings um ihn große Schweineheerden!

„O Scheich!“ rief ich, „ſchickt ſich Das für einen ſo großen Imam, wie du biſt?“

„O Bruder!“ antwortete er, „ich war ein Hirt der Seelen, nun bin ich ein Hirt der Schweine. O Freund Schibly, du Treuer, vergiß und erniedrige dich nie ſo weit. Ich liege im Abgrunde der Niedrigkeit.“ — Und die Augen gen Himmel kehrend, rief er aus: „Allah, ich habe Das nie erwartet.“

Ich warf mich nieder und betete: „O Allah! nach dir blicken wir um Hülfe, du biſt der Helfer, dir vertrauen wir; befreie uns von dieſem Grame, denn du nur kannſt es!“

Und wieder ſprach ich und bat: „O Scheich, ſammle deinen Geiſt und denke an Kommentare und Ueberlieferungen.“

„Alles Das,“ ſagte er weinend, „habe ich vergeſſen, nur zwei Verſe habe ich gemerkt, die geſchrieben ſtehen: ‚Wer aus dem Glauben in den Unglauben fällt, irrt vom rechten Wege ab,‘ und ‚Jede Seele wird ihren Platz erhalten nach ihren Werken.‘ Ferner habe ich noch dieſe Worte der Ueberlieferung im Gedächtniß behalten: ‚Wer ſeinen Glauben ändert, den ſollt ihr tödten.‘ Das iſt Alles.“

„Allah im Himmel ſei geprieſen und gelobt!“ rief ich aus, „mehr thut nicht Noth, und du biſt erlöst.“

Auch antwortete der Scheich: „Gehe hin und erwarte mich mit den verſammelten Freunden auf der Ebene von Bagdad; die Welt hat mich wieder!“

Schibly eilte in Haſt mit der Freudenbotſchaft nach Bagdad zurück. Kaum hatte er ſie verkündet, als hundertachtundſechzigtauſend Menſchen zum Thore hinausſtrömten. Alle ſaßen ſie erwartend da, die Augen dem Wege zugekehrt, auf dem der Scheich kommen ſollte. Nach drei Tagen ſahen ſie ihn ſingend und betend den Weg am Strome herabkommen, und es erhob ſich ein ungeheures Freudengeſchrei. Wenn Sonne, Mond und Sterne und alles Licht, das in Holz, Steinen und Metallen verborgen iſt, erloſchen und die Erde durch tauſend Jahre in Nacht getaucht wäre, und dann Gott mit Einem Male wieder das Licht erſchüfe, ein ſolches Freudengeſchrei würde es begrüßen, wie das, welches den Scheich Abdallah, den Andaluſier, begrüßte. An dem Tage nahmen drei- bis vierhundert Ungläubige den wahren Glauben an.

Wieder ſaß der Scheich wie ehemals in ſeinen Gärten mitten unter den Schülern. Er legte den Koran aus und ſagte ihnen Worte der Ueberlieferung.

Schibly, der Treue und Gläubige, erzählt weiter: Wir

saßen und horchten. Da pochte es an die Thür, und wir gingen und öffneten. Es stand ein verschleiertes Weib vor der Thür, das sprach: „Ich bin die Magd des Scheich Abdallah.“ Wie sie über die Schwelle trat, wurde er blaß und zitterte wie ein Blatt, das vom Baume fallen soll. Er weinte und fragte: „Wer schickt dich, Tochter des Königs der Nazarener?“

„Mich schickt ein Geist,“ sprach sie.

„Und wie sah dieser Geist aus?“ fragte der Scheich weiter.

„Er trug einen grünen Kaftan,“ antwortete sie, „im Gürtel trug er ein Horn, am Halse eine Kette von Eisen, auf dem Kopfe eine grüne Filzmütze und einen grünen Shawl.“

„Dieses ist der Geist Hassans, des großen Imams von Kufa,“ sagte Abdallah, „und wie kam er zu dir?“

„O mein Sultan,“ antwortete die Tochter des Königs der Nazarener, „da du fortgegangen warst, schwand ich hin in Trauer und Sehnsucht. Ich fiel in Krankheit, und im Traum erschien mir der Scheich. Willst du, so sprach er zu mir, den Götzendienst verlassen und den rechten Weg wandeln? so wird es Gottes Gnade thun, daß du zu deinem Sultan gelangst. — Ich will den rechten Weg wandeln, antwortete ich voll Freude. — Darauf sprach er mir das Kehinai-Schahadat (das Glaubensbekenntniß) vor, und ich sprach es nach. Er sagte: Amin, nahm mich an der Hand und führte mich vor die Stadtmauer, wo er verschwand. Ich wanderte durch die Wüste, ohne Dattel und ohne Schlauch, ich begegnete keiner Palme und keiner Quelle, und doch haben mich die Kräfte nicht verlassen, bis ich hierher gelangt bin, zu dir, o mein Scheich, mein Heil, mein rechter Weg!“

Schibly, der Treue, erzählt weiter: Wir waren erstaunt über so viele Wunder und beteten an. Abdallah, der Heilige, führte die Königstochter in seinen Harem und unterrichtete sie so gründlich im Glauben, daß sie eine der heiligsten Personen Bagdads und des ganzen Reiches wurde.

In seinem spätern Alter erzählte Schibly weiter: Als die Königstochter im Sterben war und der Scheich weinte, sagte sie

zu ihm: „Weine nicht, o Scheich, denn bald werden wir auf Einem Throne im Paradiese zusammensitzen.“ Und in der That habe ich sie im Traume einer Sommernacht gesehen, wie sie vereint auf einem Throne saßen und wie siebenzigtausend Huris sie bedienten. Dann gingen sie Hand in Hand durch die grünen Gärten, die von Quellen durchflossen sind, auf und nieder und schwenkten ihre seligen Leiber hin und her. Allah sei uns Allen gnädig! —

Die Bürgschaft.

Im Lande Tham — wer weiß, wo es liegt? — wahrscheinlich gegen Aufgang und zwischen Iran und Arabien — lebte ein großer und gewaltiger Emir. Wollte ich aufzählen, was er an Sklaven, Kameelen, Schaf- und Rinderheerden, Pferden, Juwelen und kostbaren Stoffen besaß, die Sonne würde darüber niedergehen und wieder aufgehen und wieder niedergehen. Nur um seine Schafheerden überschauen zu können, hatte er mitten in der Ebene einen himmelhohen Thurm gebaut, auf den er stieg, wenn sie versammelt waren. Die Stufen, die zur höchsten Spitze dieses Thurmes führten, waren aus den Büchern gebaut, die nichts enthielten, als das Verzeichniß seiner kostbarsten Edelsteine. Aber so reich der Emir war, so edelmüthig und fromm war er auch. Er lebte nach den Gesetzen des Korans und den Ueberlieferungen seines Stammes. Nach diesen Ueberlieferungen hatte er zwei Tage in der Woche bestimmt und den einen den „guten Tag“, den andern den „bösen Tag“ genannt. Heil dem Manne, der die Schwelle des Emirs an dem guten Tage überschritt. Er selber wurde wie ein Emir oder wie ein heiliger Scheich empfangen, mit Pauken und mit Zymbeln, mit Bädern, Tänzen und dem lieblichsten Gastmahl. Hurisgleiche Mädchen wuschen ihm die Füße, salbten ihn und hüllten ihn in seidene und goldene Kaftans. Fort zog er mit Kameelen und Mauleseln, welche unter der Last

der Geschenke über die Grausamkeit der Menschen seufzten, die ihnen so viel aufbürden. Aber wehe dem Manne, der sich dem Kiosk des Emirs am „bösen Tage" näherte! Seine ärgsten Feinde hätte der Emir nicht so behandelt, wie diesen Unglücklichen, ihm wäre besser gewesen, sich in der Wüste zu verirren und am heißesten Mittage bei einer ausgetrockneten Quelle und einem dürren Dattelbaume einzukehren. Er wurde betrachtet wie Einer, von dem die Feder in das Buch des Schicksals geschrieben: „Deine Tage sind verloren!" Denn die Schergen des Emirs fielen über ihn her, warfen ihn nieder und schnitten ihm mit scharfen Messern den Kopf vom Rumpfe.

Damals lebte ein frommer Mann, Namens Ajin. Wohl um ihn zu prüfen, hatte Allah seinem grünenden Wohlstande so viele Leiden geschickt, als Hagel seinem Saatfelde, und aus Ajins Augen flossen so viele Thränen, als ehemals Regentropfen auf seine Gerste. Er sprach: „Mein Leiden ist so groß, daß ich es nicht überblicken kann, wenn ich mich auf die höchsten Berge stelle, so groß, so breit und so weit ist es. Den Horizont färbt es dunkel gegen Morgen und Abend, gegen Mittag und Mitternacht, so schwarz ist es. Die tiefsten Quellen in der Erde vergiftet es, und die Edelsteine und das Gold in den tiefsten Schachten blendet und verderbt mein Leiden, so tief ist es. Es hat den Mond verfinstert, die Sonne befleckt und die weiße Milchstraße beschmutzt, so hoch ist es." So sprach er. Sein Weib und seine Kinder weinten vor Hunger. Da machte er sich auf, um zum Emir von Tham zu wandern und ihn um Brod zu bitten; denn viel hatte er von dessen Reichthum gehört und von den Wohlthaten, die er ausstreuete wie ein Regen.

Durch göttliche Fügung, oder weil es von der Welt Anfang so geschrieben war — wir wissen nur, was uns geoffenbart ist, aber Gott weiß Alles — kam Ajin gerade an dem bösen Tage im Hause des Emirs an. Der Emir sah ihn mit einem düstern Auge an, und Ajin erinnerte sich an die Sitten des Stammes, die er in seiner Noth vergessen hatte. Er warf sich vor dem Emir nieder

und ſprach: „O Emir von Tham, mein Leben iſt verfallen, was geſchrieben ſteht, wird das Waſſer meiner Augen nicht auslöſchen, und ich bin ein Muſelmann (d. i. ein in ſein Schickſal Ergebener). Aber mein Weib und meine Kinder ſterben vor Hunger; ſehnſuchtsvoll ſehen ſie von der Thür meines Zeltes aus nach mir, ob ich nicht komme und ſie rette. Gib mir Brod, auf daß ich es ihnen in Eile bringe, und ehe die Sonne ſinkt, dieß verſpreche ich, kehre ich zurück, und du thue an mir nach deiner Sitte. Im Buche ſteht: Der Gläubige erfüllt ſein Verſprechen. Und ferner ſteht im Buche: Wenn du zu irgend etwas Ja ſagſt, ſo thue es, denn das Verſprechen bindet den Guten — ſagſt du aber Nein, ſo weißt du und dein Nächſter, was davon zu denken; euch Beiden wird es leicht und wohl, und Niemand kann dich Lügner heißen."

Der Emir, wie er dieſe Worte des Korans hörte, fühlte Mitleid mit dem frommen Manne; er wollte nicht, daß ſein Weib und ſeine Kinder Hungers ſtürben, und er ſprach: „Ich will dich ziehen laſſen mit dem Brode, wenn du mir einen Bürgen ſtellſt, daß du vor Sonnenuntergang wiederkehrſt. Aber unfehlbar ſtirbt der Bürge, wenn du nicht wiederkehrſt, an deiner Statt."

Flehend blickte Ajin umher; alle die Verwandten und Freunde des Emirs, die ſie umſtanden, ſchlugen die Augen nieder und ſchwiegen. Nur einer, der Verwalter — Merwan hieß der Gute — fühlte, wie ſich die Barmherzigkeit in ſeinem Herzen regte, gleich einem Vogel im Neſte, das im Hanffelde liegt. Erſt regt er ſich nur leiſe in der Morgendämmerung, dann ſteigt er auf und ſingt, und es wird Tag. — Merwan trat vor und ſprach: „O Emir, ich bin der Bürge dieſes Gläubigen."

Der Emir gab dem armen Manne Brod, und dieſer eilte fort. Früher aber ſprach Ajin: „Erwartet mich vor Sonnenuntergang!" und zu Merwan: „Der Mond hat ſein Licht von der Sonne, der Menſch wird vom Throne Gottes erleuchtet."

Und wie die Zeit des Nachmittagsgebets kam, das man Aſer nennt, ſprach der Emir: „O Merwan! Aſer iſt da, aber

der Araber wird nicht kommen." Merwan erwiderte: „Die Frist endet erst mit Sonnenuntergang, und Abend ist noch nicht da."

Und wie der Abend kam, sprach der Emir: „O Merwan! thue, was du noch thun willst, und dann sei bereit."

Merwan sprach: „Ich bin bereit!" Und er machte die vorgeschriebenen Waschungen, betete und kniete hin, wo er enthauptet werden sollte.

Da sah man etwas in der Ferne, erst nur wie einen Vogel, dann wurde es größer und größer, und immer schneller kam es heran, wie jene Pfeile, von denen man sagt, daß sie immer schneller fliegen, je näher sie dem Ziele kommen. Es war Ajin, mit Staub und Schweiß bedeckt. Sein Athem war ihm entflohen, und er sank auf dem Richtplatze hin, wo Merwan kniete.

Der Emir senkte das Haupt vor Verwunderung bis auf die Knie und sprach: „Im Buche der Großmuth lese ich Wunderdinge. O Ajin und Merwan, ich war jung und bin alt geworden. Solches habe ich noch nicht gesehen, und Solches hat man mir noch nicht erzählt. Auf den Brief der Wahrheit habt ihr euer Siegel gedrückt, und den Ring des Versprechens habt ihr neu gelöthet. Lebet! — Die Sitte aber sei weggelöscht in meinem Stamme von heute an zur Hälfte, und nur der gute Tag leuchte wie ein Diamant weiter. Euch aber sei das ganze Leben ein guter Tag. Von meinem Schatze nehmet, so viel euch behagt, auf daß erfüllet werde, was im Buche geschrieben steht: Das Leben sei dem Gläubigen leicht und voll Wohlbehagen."

Die Rothbärte.

In einer der größten Städte des glücklichen Arabiens lebte einst ein großer Kaufmann, der war glücklich, reich, alt und lebenssatt. Als es kam zum Sterben, rief er seinen einzigen Sohn und Erben, einen ausgezeichneten Jüngling, an sein Lager

und ſprach zu ihm, wie folgt: „Mein theurer Sohn, geliebter Nadir, die Zeit iſt gekommen, ich werde ſterben. Weine nicht! das Maß des Glückes, das einem Sterblichen zugemeſſen iſt, habe ich geleert; die Neige des Lebens könnte nur noch Bitterniſſe für mich enthalten. Ich gehe ruhig aus dieſer Welt, und dieſe Ruhe iſt der Anfang des paradieſiſchen Lebens, das mich erwartet. Ich hinterlaſſe dir ungeheure Schätze, die ich im Laufe eines langen Lebens mit Klugheit, Fleiß und Redlichkeit geſammelt habe. Danke mir nicht! denn die Freuden, die ein guter Sohn wie du ſeinem Vater bereitet, ſind mehr werth, als alle Schätze, die er erben kann. Der Vater eines guten Sohnes geht immer als ein Schuldner aus der Welt. Ich gehe, und ich habe das frohe Bewußtſein, daß jede Empfehlung der Tugend, jede Ermahnung, dich der Wittwen und Waiſen anzunehmen, überflüſſig iſt. Aber zwei Ermahnungen oder, wenn du willſt, zwei Bitten kann ich aus Sorge für dein irdiſches Heil nicht unterdrücken: Gehe nie übers Meer und mache nie ein Geſchäft mit einem Rothbart! Dieſe Ermahnungen müſſen dir als einem Kaufmann ſehr ſonderbar erſcheinen, denn das Meer iſt die breite Straße der Reichthümer, und die Geſchäftsfreunde ſollen nicht nach der Farbe des Bartes gewählt werden. Dennoch muß ich dich um kindliche Berückſichtigung meiner beiden Wünſche bitten aus Sorge für dich, auf daß es dir wohlergehe. Das Meer iſt wandelbar, heuchleriſch und treulos. So lange du im Hafen biſt, lockt es dich und lächelt es dir mit unwiderſtehlicher Gewalt; es glänzt und blinkt, als wäre es der himmliſche Weg zum Glück; es ſpiegelt den Himmel wie die Seele eines Frommen. Aber unter dieſem Spiegel ſind Abgründe und Seeungeheuer; ſein Weg führt ins Unendliche ohne Wegweiſer; ſein Lächeln am Ufer verwandelt ſich auf offener See in Sturm und Ungewitter, in Schrecken und Geheul. Durch Jahre trägt es dir Schätze ins Haus; in Einer Nacht macht es dich zum Bettler. — Aber treuloſer als das Meer iſt der Rothbart! — Ein gutes Schiff, ein kluger Steuermann, ein glänzender Stern können

dich aus den Gefahren des Meeres erretten; vor einem Rothbart gibt es keine Rettung. Sieht er dich an, hat deine Gefahr begonnen; hörst du sein Wort, bist du umstrickt; nimmst du seinen Handschlag, bist du verloren. Er führt nicht Schwert oder Dolch, aber sein Athem ist Betäubung, sein Wort, sein Blick ist Fallstrick. Er besitzt die Kleider jeglicher Tugend und kleidet darin jegliches Laster; was ihm Schatten heißt, ist Licht, was ihm leuchtet, ist Nacht. Sein Ja ist Nein, sein Nein ist Ja. — Vor dem Rothbart wird der Scharfblick des Menschenkenners und wird die Weisheit des Gesetzgebers zunichte. Die Worte in seinem Munde sind Schlangen in ihrem Neste; die Gedanken in seinem Kopfe sind die Phiolen im Schranke des Giftmischers. Der Herr warnt die Menschen vor dem Rothbart, denn die Röthe seines Bartes ist nichts Anderes als der Wiederschein des hölliſchen Feuers. Darum, mein geliebter Sohn, halte dich fern vom treulosen Meere und noch ferner von den treulosen Rothbärten. Willfahre diesen meinen beiden Wünschen, auf daß es dir wohlergehe und du glücklich seiest auf Erden!"

Nadir versprach, mit Thränen in den Augen, der letzten Wünsche seines geliebten Vaters ewig eingedenk zu sein. Dieser schloß beruhigt die Augen, lächelte selig und starb.

Nachdem Nadir die angemessene Zeit der Trauer um den Hingeschiedenen gewidmet, ging er an die Ordnung der Hinterlassenschaft. Wochen und Monate bedurfte er, bis er die Verzeichnisse sämmtlicher ihm zugefallener Reichthümer aufgesetzt, und je mehr er sich mit den Waarenlagern und mit den Rechnungsbüchern beschäftigte, desto größere Freude gewann er an dem Besitze, und desto lebendiger erwachte in ihm der Trieb, diese Reichthümer in Ordnung zu erhalten, ja sie wo möglich zu vermehren. Dieses erschien ihm sogar als Pflicht, sich selbst und dem verstorbenen Vater gegenüber, der, wie jeder Vater, es wünschen mußte, daß sein Sohn auf seinen Bahnen weiter wandle. So arbeitete er immer fort, bis er eines Tages in ein sehr entferntes, am Hafendamme gelegenes großes Waarenlager

kam, das in allen seinen weiten Räumen von Hölzern ganz eigenthümlicher Art, wie sie Nadir niemals gesehen hatte, angefüllt war. Da lagen sie in Scheiten, Brettern und Balken aufgeschichtet bis hoch an die Decke. Nadir wußte nicht, was mit diesen Hölzern anzufangen. Sie schienen ihm nutzlos einen kostbaren Raum einzunehmen, der besser verwendet werden konnte. Er ließ die Arbeiter kommen und das überflüssige Holz vor das Thor des Waarenlagers hinauswerfen. Während er dastand und der Arbeit zusah, kam ein Derwisch vorbei, der in der ganzen Stadt wegen seiner Klugheit berühmt war.

„Was beginnst du mit diesem Holze?" fragte er Nadir.

„Nichts!" — antwortete Nadir — „ich mache Platz in meinen Magazinen, welche von diesem Holze nutzlos überfüllt sind."

„Allah!" rief der Derwisch, „du zeigst dich groß in der Verblendung der Menschen; ihre besten Kräfte und ihre schönsten Reichthümer verkennen sie am Liebsten." — Und zu dem jungen Kaufmanne gewendet, fuhr er fort: „Du weißt also nicht, was du an diesem Holze besitzest?"

„Holz ist Holz!" antwortete Nadir etwas ärgerlich über die spöttische Miene des Derwisches.

„Die Dinge sind, wofür man sie hält" — sagte dieser dagegen. „Du sagst: Holz ist Holz. Ich sage dir, dieses Holz ist der schönste und größte Theil deines Reichthums. Du bist jung und mußt noch Vieles lernen; darum erfahre von mir, daß dir dieses Holz in dem Lande Edomia mit mehr als Golde aufgewogen würde, wenn man es auch hier nicht zu schätzen weiß."

„Wo liegt das Land Edomia?" fragte Nadir hastig.

„Edomia ist eine Insel im Südmeere."

„Ah," seufzte Nadir, „dann kann ich es nicht dahin bringen, denn ich habe meinem Vater versprochen, nicht über die See zu reisen."

Der Derwisch sah ihn verwundert an, dann brach er in ein großes Gelächter aus. „Ein Kaufmann, der nicht zu See gehen will!" rief er immer lachend, und so rufend und lachend, ging

er weiter, und als er schon um die Ecke gebogen hatte, rief er noch wie verwundert: „Ein Kaufmann, der nicht über See will! — hat man Das je gehört?"

Nadir blieb sehr verdrießlich vor dem Holzhaufen stehen; dann gab er diesem einen Fußtritt und ging. Aber am nächsten Morgen kehrte er wieder dahin zurück und betrachtete das Holz, das so große Schätze werth sein sollte, sehr gedankenvoll. — Wieder kam der Derwisch vorbei. Er stellte sich Nadir gegenüber und lächelte höchst spöttisch. Als er merkte, daß ihn dieses zu verdrießen begann, nahm sein Gesicht einen ernsthaften und beinahe betrübten Ausdruck an, und mit ruhiger Stimme sprach er wie folgt: „Nadir, du bist ein unerfahrener junger Mann; du hast deinen Vater verloren; es ist die Pflicht jedes redlichen Menschen, dir mit seinem Rathe beizustehen, wo er sieht, daß du dich auf deinen wahren Vortheil nicht verstehst. Darum wiederhole ich dir: Verachte dieses Holz nicht — am geeigneten Orte kannst du dafür Schätze austauschen, die Königreiche werth sind. Das macht den Kaufmann, daß er für seine Waaren die rechten Orte aufsucht. Lade dieses Holz auf dein Schiff und fahre damit nach Edomien, jener Insel, deren Bewohner es höher halten als Gold und Edelsteine."

„Ich kann ja nicht!" — rief Nadir — „mein Vater hat mich gebeten, nicht über See zu gehen."

„Kindischer Mann!" — sagte der Derwisch verweisend — „wenn die Menschen nie Das gethan hätten, was die Alten fürchteten, wenn die Söhne immer nach den Wünschen, Ansichten und Vorurtheilen der Väter gelebt hätten, wir beteten noch heute den Mond und die Sterne und die scheußlichsten Götzenbilder an, wir wohnten in Höhlen und trügen ein Fell um unsere Lenden, wir grüben das Feld mit unsern Nägeln auf und äßen Wurzeln anstatt des Brodes. Gehorche du deinem Vater, wo er Vernünftiges befiehlt, und ehre ihn, indem du seine Verlassenschaft klug vermehrst und das Geschäft, das er dir übermacht, besser als er weiterführst."

Nach dieſen Worten ging der Derwiſch weiter. Am dritten Tage erſchien er wieder auf demſelben Platze. Da war das Holz verſchwunden, oder vielmehr es lag ſchon wohl geſchichtet in den Räumen des großen Schiffes, das am Damme vor Anker lag. Die Diener Nadirs waren mit Ausrüſtung beſchäftigt; Nadir überwachte ſie.

„Bravo!“ rief der Derwiſch — „Bravo! du gehſt? du reiſeſt? glückliche Reiſe! Eine rechte Ermahnung am rechten Orte hat immer ihre Früchte getragen. Du wirſt als der reichſte Handelsherr der Welt heimkehren.“

„Du irrſt,“ ſagte Nadir, „ich gehe nicht ſelber mit; ich ſchicke nur meine Knechte.“

„Thor, dreifacher Thor!“ rief der Derwiſch — „ein ſolches Geſchäft, ſolche Schätze Knechten anzuvertrauen! Nie werden ſie wiederkehren. Mit den Reichthümern, die ſie für das Holz gewinnen, werden ſie ſich Königreiche kaufen. Du wirſt umſonſt jammern und dein Recht ſuchen, denn ſie werden eine Macht beſitzen, gegen welche dir kein Recht helfen kann. Wären ſie die ehrlichſten Menſchen, der Anblick der Reichthümer würde ſie verderben und zu Treuloſigkeit verleiten. Du biſt verloren, verrathen, beſtohlen.“

Während der Derwiſch ſo ſprach, hoben ſie die Anker und begann der Steuermann, das Steuer zu bewegen. Eine ungeheure Angſt ergriff den jungen Kaufmann; es war ihm, als wollten ſeine Knechte mit ſeinen Schätzen entfliehen. Er that einen Sprung und ſtand auf dem Verdeck des Schiffes. Ein günſtiger Wind wehete, die Segel ſchwollen, und ehe er aus ſeiner Betäubung erwachte, war er aus dem Hafen und auf offener See.

Kaum draußen, verwandelte das Meer ſeinen ganzen Charakter. Die ſtillen und blauen Wellen wurden wild und ſchwarz — warfen ſich hin und her, ſprangen empor, ſchwollen, ſetzten weiße Schaummützen auf ihre Häupter — wurden immer größer *und gewaltiger* — kämpften unter einander — überſtürzten ſich,

und es war, als ob die Berge eines unendlichen Gebirges plötzlich in einen allgemeinen Kampf geriethen. Wie unten in der See wurde es oben in den Lüften. Die leisen, sanften Winde bliesen immer stärker, bis sie zu einem Orkane wurden und mit Heulen und Pfeifen dahinfuhren. Wie unten die Wellenberge, so bekämpften sich oben Berge schwarzer Wolken, die wie feuerspeiende Berge aussahen, denn Blitz auf Blitz fuhr aus ihrem Schooße, und ihr Donner übertobte noch den Schlachtlärm der Meereswogen. Aus allen diesen Stimmen und Zeichen glaubte Nadir die Vorwürfe seines todten Vaters zu hören, dessen Mahnung er so wenig und nun zu spät beachtete. Gern wäre er umgekehrt, aber das war unmöglich, denn der Sturm trieb sein Schiff wie ein leichtes Blatt immer weiter vom Lande ab. Die ältesten Seeleute auf dem Schiffe versicherten, nie einen solchen Sturm erlebt zu haben, und behaupteten, es müsse sich ein großer Sünder am Bord befinden, der dieses Strafgericht Gottes über sie heraufbeschwöre. Wenn sie wüßten, wer der Sünder sei, sagten sie, sie würden ihn ins Meer werfen, um das Schiff von seiner Sündenlast zu befreien und die zürnende Gottheit zu versöhnen. Nadir kannte den Sünder wohl. „Ach," sagte er zu sich, „wenn meine Schiffer etwas vom letzten Willen meines Vaters gehört haben und sich nun dessen erinnern, bin ich verloren." So schwebte er in doppelter Gefahr und sah er die verzweifelten Gesichter der Schiffsmannschaft mit demselben Schaudern, wie die empörten Wellen. — In diesem Zustande beständiger Todesangst verlebte er Tage und Wochen und konnte sich nicht abhärten dagegen, da immer neue Schrecken und neue Gefahren zum Vorschein kamen. Bald tauchten Klippen aus der Tiefe, von denen der Steuermann behauptete, daß sie sonst niemals dagewesen, bald kamen ihnen schwimmende Inseln in den Weg, die das Schiff zu zerquetschen droheten. Einmal blieben sie in einer Art von Gallerte stecken, in die sich plötzlich das Meer umwandelte, und kaum hatten sie sich herausgearbeitet, als am Horizonte die große Seeschlange *erschien*, die nur ihren Rachen zu öffnen

brauchte, um sie Alle sammt dem Schiffe auf einmal zu verschlingen.

So ging es durch Wochen und Monate, bis sie der Sturm eines Morgens in den Hafen einer großen und glänzenden Stadt schleuderte. Sie warfen die Anker, und kaum war dieß geschehen, als der Sturm plötzlich schwieg und der schönste Himmel herniederlachte. Sie erkundigten sich und erfuhren, daß sie in der Hauptstadt der Insel Edomia gelandet und so glücklicherweise den Ort ihrer Bestimmung erreicht hatten. Am Damme, an dem sie lagen, wimmelte es von einem sehr geschäftigen Volke. Nadir betrachtete es von der Höhe seines Schiffes, und es fiel ihm an diesem Volke etwas Sonderbares auf, wovon er sich aber nicht sogleich Rechenschaft zu geben wußte. Während er so sinnend dastand, drängte sich ein Mann aus der Menge hervor und kletterte an der Leiter mit großer Behendigkeit zu ihm empor. Dieser Mann hatte einen großen rothen Bart, und jetzt erst merkte Nadir, was ihm an dem Volke als sonderbar aufgefallen war — alle Männer dieser Stadt hatten rothe Bärte; er war offenbar im Lande der Rothbärte. Nadir erschrak bei dieser Entdeckung, und der Mahnung seines Vaters gedenkend, nahm er den Mann, der sich ihm sehr höflich nahete und ihm sehr gefällig seine Dienste im fremden Lande anbot, mit großer Kälte auf. Kaum daß er seine geschäftigen Fragen beantwortete oder daß er sich für die Dienstbereitwilligkeit des Rothbarts bedankte.

Aber je schroffer und kälter sich Nadir benahm, desto freundlicher und höflicher wurde der Rothbart. Er fragte ihn nach dem Zwecke seiner Reise und nach der Art der Geschäfte, die er auf der Insel zu machen gedenke.

Auf diese Frage mußte Nadir nun als Kaufmann antworten. — „Siehe," sagte er, „dieses Holz, das in Balken und Scheiten alle Schiffsräume ausfüllt; ich komme, um es hier zu verkaufen, da man mir sagte, daß es auf eurer Insel besonders geschätzt werde."

Der Rothbart sah sich das Holz mit verächtlichen Blicken an

und rief dann mit einer Stimme, in der sich das innigste Mitleid ausdrückte: „Armer Jüngling! du kommst zu spät. Einst, das ist wahr, ist dieses Holz auf unserer Insel fast den Edelsteinen gleichgeschätzt worden, aber da hat man uns auf Tausenden von Schiffen aus allen Weltgegenden so große Mengen desselben herbeigebracht, daß es im Preise sehr gefallen und heute kaum den gewöhnlichsten Hölzen gleichgeachtet wird. Unglücklicher Jüngling, wie bedaure ich dich ob all der Mühen, die du auf deiner Reise ertragen, um alle Drangsale und um alle Kosten, die du dir in dieser schlechten, höchst verfehlten Spekulation gemacht hast!"

Nadir sah traurig auf seine Waare hinab und dachte: „Also hast du deinem Vater das gegebene Wort für nichts gebrochen! und hattest obenein noch alle Last und Drangsale der Seefahrt zu überstehen."

Der Rothbart bemerkte seine Niedergeschlagenheit, näherte sich ihm freundlich, legte die Hand auf seine Schulter und sprach zu Nadir in der väterlichsten Weise:

„Unsre, der älteren Männer Pflicht ist es, den Jünglingen zu rathen; wo sie in Fährlichkeiten kommen, sie herauszuziehen; wo sie verzweifeln, sie zu trösten. Du tröste dich! dein Holz kann in diesem Lande dermaleinst noch zu Ehren kommen. Du kannst es freilich nicht abwarten, da es sehr lange dauern möchte, und mußt in dein Vaterland zurückkehren. Ich aber wohne hier und kann mich in Geduld fassen. Ich will dir dieses Holz abkaufen und sollte mein Gewinn auch nur darin bestehen, einem strebsamen jungen Kaufmann aus der Verlegenheit geholfen zu haben. Sprich, was verlangst du als Preis dieses Holzes?"

Nadir sah überrascht auf den Rothbart, der ihn seinerseits mit einer herzgewinnenden Freundlichkeit betrachtete.

„Lasse dir Zeit, lasse dir Zeit!" — rief der Rothbart, — „Gott bewahre, daß ich dich zu einer Uebereilung verleiten sollte. — Siehe hier diese Mütze" — damit zog der Rothbart seine ziemlich große Mütze vom Kopfe — „siehe hier diese Mütze —

ich fülle dir ſie, womit du ſie gefüllt wiſſen willſt. — Sprich, ſoll ich dir ſie mit Silber oder mit Gold füllen?“

Nadir zauderte. Das Glück ſchien ihm, nach ſeiner vorigen Niedergeſchlagenheit, vom Himmel gefallen, und er wußte nicht, was von all Dem zu denken.

„Laſſe dir Zeit, laſſe dir Zeit!“ wiederholte der Rothbart — „ich will dir nur einen Gefallen erzeigen, wie man das einem Fremdling ſchuldig iſt. Du wirſt mir morgen früh die Antwort geben, damit du Zeit habeſt zur Ueberlegung. Gott bewahre mich, daß ich durch Ueberraſchung ein Geſchäft zu Ende führte. Ueberlegung verlange ich von meinem Geſchäftsfreunde, Berückſichtigung ſeines Vortheils, wie ich von mir ſelber Ehrlichkeit verlange. — Für jetzt lade ich dich ein, mir zu folgen und mein Gaſt zu ſein, d. i. mein Wohlthäter zu werden; denn eine Wohlthat erzeigſt du mir, wenn du mir die Gelegenheit bieteſt, die Pflichten der Gaſtfreundſchaft, dieſe ſüßen Pflichten, zu üben. Was mein armes Haus vermag, ſteht dir zu Gebote; walte darin nach deinem Belieben, denn du biſt deſſen Herr und Gebieter.“

So ſprechend, hatte der Rothbart Nadirs Hand gefaßt und ihn über das Brett vom Schiffe auf den Damm geführt, noch bevor ſichs dieſer überlegen konnte, ob er ihm folgen ſolle oder nicht. Er war von ſo viel Güte und Zuvorkommenheit wie betäubt und ſchämte ſich, der Aeußerung ſo freundſchaftlicher und menſchenfreundlicher Geſinnungen das geringſte Mißtrauen entgegenſetzen. Bevor er ſich gefaßt hatte, ſtand er vor der Schwelle des Rothbarts. Weib und Kinder ſtürzten heraus und empfingen ihn mit den Zeichen der größten Freude und der wohlwollendſten Gaſtlichkeit. Schon lag er auf dem Divan, ſchon hatte man ihm die Reiſekleider abgezogen und ſie durch die weichſten und bequemſten Hausgewänder erſetzt, ſchon prangten die köſtlichſten Speiſen und Getränke vor ihm, ehe er nur zu Worte kommen konnte. Die Frau des Rothbarts und ſeine Kinder umgaben ihn [illegible]ende Sklaven und erzählten ihm Märchen und allerlei

Geschichten, daß er von all Dem wie betrunken war, und er hätte sich ganz behaglich gefühlt, wenn ihn nicht die keimenden Bärte röthlicher Farbe um das Kinn der Knaben in seinem Behagen ein wenig gestört hätten. Selbst die Frau und die Töchter hatten einen röthlichen Flaumanflug auf der Oberlippe.

So kam der Abend heran. Der Vater Rothbart entschuldigte sich, in Geschäften ausgehen zu müssen, und verließ das Haus, nicht ohne den Gast noch seiner Familie aufs Angelegentlichste empfohlen zu haben. In der That erneuerte diese ihre Anstrengungen, Nadir zu zerstreuen und mit Tänzen, Erzählungen, Scherzen jeglicher Art zu unterhalten, und sie gaben sich besondere Mühe, wenn sie bemerkten, daß er Miene machte, aufzustehen, oder wenn er den Gedanken hatte, einen Gang durch die Stadt zu machen. Aber diese Anstrengungen ermüdeten endlich die Familie, und die Frau und ein Kind nach dem andern entschlief. Dieß benutzte Nadir, um leise aus der Stube und aus dem Hause zu schleichen. Er bedurfte der frischen Luft; denn, offen gestanden, war es ihm etwas ängstlich geworden unter seinen liebenswürdigen Wirthen. Ihre allzugroße Freundlichkeit schien ihm unnatürlich, und wenn er von Zeit zu Zeit bemerkte, daß sie sich Blicke des Einverständnisses zuwarfen, war es ihm sehr unheimlich. Darum that ihm nun ein Spaziergang durch die Gassen der Stadt doppelt wohl, obgleich es überall stockdunkle Nacht war und nirgends auch nur das kleinste Lämpchen brannte.

Lange irrte er so umher, besorgt, unruhig, nachdenklich, bis er durch einen Lichtschimmer und einen eigenthümlichen Lärm angelockt wurde. Beides, Lichtschimmer und Lärm, kamen aus einem sehr tiefliegenden Fenster, das mehr als halb unter dem Erdboden stak. — Nadir, unter dem Schutze der Nacht, legte sich vor dieses Fenster und sah hinab in einen großen, weiten, unterirdischen Saal, und welch ein eigenthümliches, erstaunliches Schauspiel bot sich seinen Blicken, und welche merkwürdige Reden boten sich seinem Gehöre dar! —

Der unterirdische Raum war ein weiter Saal der Versamm-

lung, herrlich und würdig aufgeputzt mit Säulen, Bildern, Inſchriften u. dergl., wie die Verſammlungsſäle geſetzgebender oder gelehrter Körperſchaften zu ſein pflegen. Auf den halbmondförmigen Sitzreihen ſaßen die verſammelten Männer, junge und alte, und ſämmtliche verſammelte Männer waren Rothbärte. Ihr Angeſicht wandten ſie einer erhöhten Bühne zu; auf dieſer ſtand eine Art von Thronſeſſel und auf dem Thronſeſſel ſaß der oberſte Rothbart, deſſen rother Bart, lang und breit, ſchier wie Feuer glänzte. Zwiſchen den Sitzreihen und dem oberſten Rothbart ſtand eine Tribüne, die ein Redner nach dem andern beſtieg. Aber was ſagten dieſe Redner? — Nadir, der am Fenſter horchte, gerann das Blut in den Adern, wie er dieſe Reden anhörte. Die Reden nämlich beſtanden in nichts Anderem, als in Erzählungen ungeheurer Betrügereien, die die Redner an dieſem Tage ausgeführt hatten. Je nach der Größe der Betrügerei oder nach der Geſchicklichkeit, mit der ſie ausgeführt worden, belobte der oberſte Rothbart den Redner und klatſchten die verſammelten Rothbärte Beifall. Manchmal, wenn die Betrügerei ganz ungeheuer war, gerieth die Verſammlung in förmliche Begeiſterung; die Rothbärte weinten vor Freude, umarmten einander, lobten und prieſen den Betrüger wie einen Helden und großen Mann. Der Jugend, die auf den Galerien verſammelt war und andächtig zuhorchte, wurde ein ſolcher Mann als Muſter hingeſtellt, und der oberſte Rothbart rief ihr zu: „Jünglinge, ſo zu werden, wie dieſer, ſoll euer eifrigſtes Streben ſein.“ Mancher Redner hingegen, der ſich eine Ungeſchicklichkeit zu Schulden kommen laſſen und einen Betrug nicht mit dem erwünſchten Erfolge zu Ende geführt hatte, wurde von der Verſammlung ausgeziſcht, verhöhnt und, nachdem er vom oberſten Rothbart einen Verweis erhalten, der Jugend als abſchreckendes Beiſpiel dargeſtellt. Der oberſte Rothbart knüpfte dann an einen ſolchen Vorgang manche Belehrung und gab die Mittel an, die der Unglückliche hätte anwenden ſollen, bei welcher Gelegenheit der oberſte Rothbart bewies, daß er würdig war, die hervorragende Stellung einzunehmen.

Da trat z. B. ein Mann auf, der erzählte, wie er heute die millionste Kiste Kropfpulver verkaufte; ein Anderer, der Kühe mit sechs Füßen fabrizirte und sie als Naturwunder den Gelehrten des Westens für theures Geld verkaufte, ein Dritter, der nach Mohrenland starken Handel trieb mit Seife, um die Mohren weiß zu waschen; ein Vierter, der einem Fremden mehrere Kisten kostbarer alter Münzen für nichts abkaufte, weil er ihm einredete, das alte Gold sei verfault u. dergl. m.

Nadir, der horchte, war entsetzt. Aber wie wurde ihm erst zu Muthe, als sein Gastfreund auftrat und sprach, wie folgt: „Ehrwürdige Rothbärte, erhabener oberster Rothbart! Heute Morgen ist ein junger Gelbschnabel von Kaufmann in unsern Hafen eingelaufen. Sein Schiff ist angefüllt mit jenem kostbaren Holze, das alle Schätze unserer Insel nicht zu bezahlen vermögen. Ich habe mich durch allerlei Schmeichelreden seiner bemächtigt und ihn in Bezug auf sein Geschäft vollkommen entmuthigt, indem ich ihm einredete, daß dieses Holz auf unserer Insel allen Werth verloren habe. Damit er nicht das Gegentheil erfahre, habe ich ihn als meinen Gast in mein Haus geführt, wo Weib und Kinder beschäftigt sind, ihn zu zerstreuen und festzuhalten. Morgen früh wird das Geschäft abgemacht. Ich fülle ihm diese meine Mütze, womit er sie gefüllt haben will, und das kostbare Holz ist mein. Der Dummkopf ist auf diesen Antrag eingegangen."

Nachdem er so gesprochen, blickte der Rothbart triumphirend im Saale umher, erschrak aber sehr, als der oberste Rothbart so begann: „Du nennst den Fremden einen Dummkopf? — Du selber bist ein Dummkopf, der größte aller Dummköpfe."

„Wie so? erhabener oberster Rothbart?" — fragte Nadirs Gastfreund. „Was wird er verlangen? eine Mütze voll Gold. Und wenn er eine Mütze voll Diamanten verlangte, ich kann sie ihm geben, denn bei der Kostbarkeit des Holzes ist er dann doch noch tausendfach betrogen."

„Wenn er aber eine Mütze voll lebender Flöhe verlangt" — rief der oberste Rothbart — „*kannst* du ihm die auch geben?"

Der Rothbart war verdutzt und blieb mit offenem Munde ſtehen. Die Verſammlung brach in Lachen aus und pries die Weisheit ihres Vorſitzenden. — „Es wird ihm nicht einfallen,“ murmelte Nadirs Gaſtfreund und ſtieg beſchämt und niedergebeugt von der Tribüne.

Nadir hatte genug gehört und gelernt. Er verließ das Fenſter, pries ſein Geſchick, das ihn dahin geführt hatte, und ſchlich nach Hauſe und auf ſein Lager.

Als er des Morgens die Augen aufſchlug, ſtand der Rothbart vor ihm. „Nun,“ ſagte er mit dem ſüßeſten Lächeln — „nun, du edler Fremdling, womit wünſcheſt du, daß ich dir dieſe Mütze fülle?“

„Mit lebenden Flöhen,“ — donnerte ihm Nadir entgegen und ſah ihn dabei mit einem durchbohrenden Blicke an.

Der Rothbart erblaßte und fiel in ſich zuſammen, als wäre er in dieſem Augenblicke um fünfzig Jahre älter geworden. „Ach,“ ſtammelte er, „ich ſehe, du biſt ſo weiſe wie der oberſte Rothbart, und an dir iſt nichts zu betrügen. So wollen wir einen ehrlichen Handel machen, bei dem wir Beide beſtehen können; aber ich bitte dich, laſſe dich ein klein wenig betrügen, damit ich mich vor meinen Mitbürgern ſehen laſſen kann und daß ſie nicht mit Fingern auf mich deuten. Ich bin dieſe Rückſicht meinen Kindern und meinem bisher fleckenloſen Rufe ſchuldig.“

Nadir verſprach, ſein Möglichſtes zu thun, ging durch die Stadt der Rothbärte, erforſchte die Preiſe und ſchloß dann mit ſeinem Gaſtfreund einen Handel ab, bei dem ſie Beide beſtehen konnten und er noch immer ein klein wenig betrogen blieb. Mit einem Schiffe voll Diamanten und andern Koſtbarkeiten verließ er darauf ſo ſchnell als möglich die Inſel der Rothbärte, auf der er ſich ſo unheimlich und mit ſeinem ſchwarzen Barte ſo einſam fühlte.

Wieder, ſobald er auf offener See war, begann eine lange *Reihe von Gefahren* — die wir aber nicht weiter aufzählen

wollen, weil diese Aufzählung nur langweilig werden könnte — bis er endlich nach langer, langer Fahrt, zwar als der reichste Mann des Morgenlandes, aber auch müde und matt und aufgezehrt von Gewissensbissen, seines Vaters Wünsche so wenig beachtet zu haben, in den Hafen seiner Vaterstadt einlief.

Der erste Mensch, den er erblickte, als er den Fuß auf das feste Land setzte, war der Derwisch. „Nun," rief dieser, indem er mit Behagen seinen glänzend schwarzen Bart streichelte, „nun, mein Freund Nadir, bist du zurück? Bekenne, daß ich dir das Beste gerathen, als ich dich aufforderte, dein altes Holz nach der Insel Edomia überzuschiffen."

Aber Nadir kochte beim Anblick des Derwisches und bei diesen Worten vor Zorn das Blut in den Adern. „Elender," rief er, „du hast mich verleitet, die Rathschläge meines Vaters zu mißachten, du hast mich in tausend Gefahren gestürzt und du hast mich in ein Land geschickt, wo ich zwar Schätze erworben, aber den schönsten Schatz, das Vertrauen in die Menschen, verloren habe."

So sprechend, faßte er den Derwisch am Nacken und warf ihn in seinem Zorne in den Hafen. Er verschwand unter dem Wasser. Nach einiger Zeit arbeitete er sich wieder empor — aber er war schwer zu erkennen, so sehr verändert war er. Aus seinem Barte floß mit dem Seewasser die schwarze Farbe, und als er den Damm hinangekrochen war, stand er vor Nadir als ein vollkommener Rothbart. Jetzt begriff Nadir Alles.

Diese Geschichte erzählte ein Rothbart. — Alle Rothbärte erzählen sie, wobei sie krampfhaft lächeln und so thun, als ob sie das Ganze gar nicht anginge. —

II.

Aus Frankreich.

Die Gaben der Korigans.

Bretoniſches Märchen.

Böſe Stiefmütter gibt es in der ganzen Welt; auch die untere Bretagne und die obere, obwohl beide Länder ſo viele Heilige beſitzen, ſind von der Plage der böſen Stiefmütter nicht verſchont geblieben. Als der heilige Galonek und die anderen Heiligen die giftigen Gewürme, die wilden Thiere und die ſchädlichen Seuchen aus dem Lande getrieben, haben ſie leider die böſen Stiefmütter vergeſſen, und heute kommt kein Heiliger mehr, um ihre Vergeßlichkeit wieder gut zu machen. Jeffik, die gute Jeffik von Joſſelin, hatte eine der böſeſten Stiefmütter der Welt, und ſie mußte mit dieſem ihrem Plagegeiſt ihr ſchönes junges Leben in der Einſamkeit einer Meierei verbringen und von Sonnenaufgang bis gegen Mitternacht arbeiten und arbeiten, daß ihr der Athem verging. Sie hatte nur eine Lebensfreude, die gute Jeffik, und das war ihre Liebe zu dem guten und ſchönen Nedel aus der Nachbarſchaft, und nur eine Hoffnung, die Hoffnung, den ſchönen Nedel zu heirathen und dann glücklich zu ſein. Von dieſer Freude, von dieſer Hoffnung ſprach mit ihm, wenn es ihr manchmal mit Mühe und Noth gelang.

ſich Abends wegzuſtehlen und hinter die Hecke zu ſchleichen, wo er ihrer wartete.

Aber die böſe Stiefmutter hatte bald Alles errathen, denn die Bosheit iſt klug und hat hundert Augen, bis es Gott beliebt, ſie mit Einem Male mit Dummheit und Blindheit zu ſchlagen. Die böſe Stiefmutter ſchlich der guten Jeffik nach, und da ſie ſie hinter der Hecke mit dem ſchönen Nedel fand, faßte ſie ſie an ihren ſchönen blonden Haaren und ſchleppte ſie grauſam und unbarmherzig in den Hof zurück.

„Was!“ rief ſie, „hinter der Hecke ſtehen, mit einem Lumpen, mit einem Habenichts hinter der Hecke ſtehen!“

„Es geſchieht ja in allen Ehren,“ antwortete Jeffik weinend.

„In allen Ehren? Schöne Ehren! Nichts geſchieht in Ehren mit einem Habenichts!“

„Ich will ihn ja heirathen und er mich auch.“

„Das werdet ihr ſchön bleiben laſſen,“ lachte die Stiefmutter. — „Du wirſt einen reichen Mann heirathen, um mich bis an mein Lebensende ernähren zu können, oder bei mir bleiben als Magd auf Hof und Feld, in Stall und Küche.“

Jeffik weinte bitterlich; aber unbarmherzig fuhr die Stiefmutter fort:

„Und wenn du dich noch einmal unterſtehſt und hinter die Hecke gehſt, ſo laſſe ich dich Sonntags vom Pfarrer als eine verlorene Dirne von der Kanzel herab ausſchreien.“

„Das werdet ihr nicht thun, böſe Stiefmutter!“ bat Jeffik mit gefalteten Händen.

„Ja, das werde ich thun, und ich ſchwör's bei allen böſen Geiſtern.“

Jeffik erſchrak ſehr, denn es war das größte Unglück, das einem guten Mädchen geſchehen konnte, von der Kanzel herab als verlorene Dirne ausgeſchrien zu werden, und der Pfarrer that es ſo gern für Geld und gute Worte. Darum nahm ſich Jeffik vor, künftig vorſichtiger zu ſein, nicht aber, treu wie ſie war, ihren Nedel zu verlaſſen, den ſchönen Nedel.

Und am nächſten Abend ſtand ſie wieder mit ihm hinter der Hecke und ſprach wieder von ihrer Lebensfreude, der Liebe, und von ihrer Hoffnung, der Heirath, und vergaß glücklich die ganze Drohung der Alten. Aber als Nebel weggegangen war, überfiel ſie eine große Angſt, und in ihrer Angſt lief ſie, anſtatt dem Hofe zu, hinaus in die Heide, in die große, weite, rothblühende Heide. Es war ihr, als müßte ſie immer ſchneller und ſchneller laufen, um nur den Hof der Stiefmutter ſo weit als möglich hinter ſich zu laſſen. Und ſo lief ſie und lief ſie, bis ſie gegen Mitternacht müde und athemlos mitten in der Heide an einem Hauſe der Korigans (Feen, Elfen und Kobolde) niederſank.[1] Die Häuſer der Korigans ſehen freilich ſchauerlich und wild aus; aber nur den Menſchen ſcheinen ſie ſo; im Grunde ſind ſie herrliche Paläſte aus Diamant und Karfunkelſtein. Jeſſik war ſo müde, daß ſie alle Furcht vergaß und ſich im Hauſe der Korigans ausſtreckte, um auszuruhen. Da ſchlug es Zwölf auf dem ſchönen Thurme von Joſſelin, in dem herrlichen Schloſſe von Joſſelin, und wie es Zwölf ſchlug, wurde es auf der ganzen ſtillen Heide außerordentlich lebendig. Auf jeder Erika — und Gott weiß, daß es da Millionen und Millionen Erikas gibt — ſaß eine Fee, ja auf jeder Blüthe jeder Erika ſaß eine Fee; alle Steine und Steinchen erhoben ſich wie Thüren unterirdiſcher Gänge, und überall kamen Elfen und Kobolde hervor, und Feen und Elfen und Kobolde, kurz alle Korigans ſchrien:

„Wir wollen tanzen und ſingen, tanzen und ſingen bis Sonnenaufgang.“

Auch da, wo Jeſſik lag und mit Staunen und Schrecken dem Schauſpiele zuſah, thaten ſich eine Menge Steine und Steinchen auf, und überall, rings um ſie, tauchten Korigans aus dem

[1] Die alten Druidenſteine, Dolmen, Menhir, Kromlech gelten bei den Bretonen als Aufenthaltsorte der Feen und Kobolde. Die Dolmen oder Tafelſteine, Altäre der alten Celten, beſtehen aus einem großen flachen Steine, welcher auf mehrere kleinere und aufrechtſtehende ſo aufgelegt iſt, daß er ein Dach über einer Höhle bildet.

Erdboden. Dieſe bemerkten Jeffik zuerſt und riefen: „Da iſt ein Menſchenkind, Jeffik aus Joſſelin iſt da, die muß mit uns tanzen.“

„Jeffik aus Joſſelin muß mit uns tanzen!“ wiederhallte es auf der ganzen Heide.

„Auch mit uns ſingen!“

„Ja, auch mit uns ſingen!“ wiederhallte es aufs Neue.

Die gute Jeffik zitterte vor Angſt, denn ſie hatte gehört, daß, wer mit den Elfen zu tanzen anfange, nicht lebendig davon komme, denn er muß ſich ſo lange im Kreiſe ſchwingen und dazu ſingen, bis ihm der Athem aus der Bruſt entflieht und er todt zu Boden fällt. Da ſie aber eine gute Chriſtin war, dachte ſie, daß ſie im Schutze der heiligen Anna und des heiligen Kado ſtehe und daß ihr dieſe Geiſter, wenn es böſe Geiſter waren, nichts anhaben können, und ſie ſagte:

„Liebe Korigans! mit Vergnügen will ich mit euch tanzen und ſingen, da ihr es aufrichtig zu wünſchen ſcheint; aber ihr müſſet bedenken, daß wir Chriſtenmenſchen nicht ſo lange Athem haben, wie ihr, und ihr müſſet mir verſprechen, mich jedes Mal, wenn ich müde bin, gehörig ausruhen zu laſſen.“

„Wir verſprechen es! wir verſprechen es!“ riefen die Korigans.

„Schwöret beim heiligen Kado!“

„Wir ſchwören! wir ſchwören!“

Nun gab ihnen Jeffik die Hand und ſtellte ſich in die Reihen, und der Tanz begann auf der ganzen, weiten, rothblühenden Heide, und wie die Korigans tanzten, ſangen ſie immer dazu:

Alle guten Geiſter — alle guten Geiſter —

Weiter aber kamen ſie nicht; es war, als wüßten ſie den Vers nicht weiter. Das fiel Jeffik auf, und ſie fragte: „Aber warum ſinget ihr nicht den Reim dazu?“

„Singe du! ſinge du!“ ſchrien alle Korigans auf einmal.

Und Jeffik ſang:

Alle guten Geiſter
Loben ihren Herrn und Meiſter!

Und alle Korigans brachen in einen ungeheuren Jubel aus und tanzten und wiederholten:

Alle guten Geiſter
Loben ihren Herrn und Meiſter,

als ob ſie ſich den Vers für ewige Zeiten ins Gedächtniß prägen wollten. Dann baten ſie Jeſſik, weiter zu ſingen, aber ſie ſagte, daß ihr nichts mehr einfalle, und die Korigans wurden traurig. Doch überhäuften ſie Jeſſik, da ſie ſchon müde war und nicht mehr tanzen wollte, mit wilden Liebkoſungen und ſagten alle zugleich und durcheinander: „Du biſt ein gutes Mädchen, Jeſſik! Du haſt uns einen großen Dienſt erwieſen! Wir ſind dir ſehr dankbar! Bitte dir was aus, und es ſoll dir Alles gewährt werden! —“

Jeſſik dachte nach, und da es ihr das höchſte Glück ſchien, ihren Nedel ungeſtört ſehen zu können, ſagte ſie: „Könnt ihr mir nicht irgend ein Mittel geben, daß ich meinen Nedel ſehen kann, ohne von der böſen Stiefmutter geplagt zu werden?“

„Du ſollſt es haben, ſollſt es haben!“ riefen die Korigans, und eine alte, gutmüthig ausſehende Fee gab ihr einen Ring und ſagte dazu: „So oft du dieſen Ring an deinen Mittelfinger ſteckſt, wird deine böſe Stiefmutter gezwungen ſein, in den Garten und auf die Felder zu gehen und die Kohlköpfe zu zählen, und das ſo lange, als du den Ring auf dem Finger behältſt.“

Und da es Morgen war, verſchwanden die Korigans, und Jeſſik kehrte mit ihrem Ringe muthig in den Hof zurück. Als ſie in den Hof trat, ſprang ihr die Stiefmutter mit geballten Fäuſten entgegen. „Landläuferin! Dirne!“ fing ſie an und wollte eben über Jeſſik herfallen, als dieſe ſchnell den Ring an den Mittelfinger ſteckte. Die böſe Stiefmutter ließ ihre Arme ſinken, kehrte ruhig um und ging in den Garten und fing an, die Kohlköpfe zu zählen, und als ſie im Garten fertig war, ging ſie auf das Feld, und als ſie auf dem Felde fertig war, kam ſie wieder in *den Garten* zurück und zählte und zählte und wurde nicht fertig.

Jeffik ſah ihr lächelnd zu; dann ging ſie in die Stube und rief ihren ſchönen Nedel. Nun konnten ſie in der Stube ſelbſt und oben an am Tiſche und vor den Heiligenbildern gemüthlich plaudern, wie zwei ordentliche Brautleute, und waren ſehr glücklich. Erſt als Nedel weggegangen war, zog Jeffik den Ring der Korigans vom Finger, und die böſe Stiefmutter kam ſo müde vom Kohlzählen heim, daß ſie ſchlafend aufs Bett fiel.

Ja, das war eine glückliche Zeit, die auf die Nacht mit den Korigans folgte. Aber welches Glück dauert! Man ſagt, daß auf Erden kein Glück von Dauer ſei. Die gute Jeffik ſollte Das auch erfahren. Sie ſah den ſchönen Nedel ſo oft, ſie plauderte ſo viel mit ihm, daß ſie ihm am Ende gar nichts mehr zu ſagen hatte. So ſaß er manchmal da und gähnte ſchrecklich und ſah ſie nicht einmal an, weil er ſie ſchon auswendig wußte. Am Ende kam es ſo weit, daß die arme Jeffik die böſe Stiefmutter vergebens aufs Kohlzählen ſchickte! Nedel benützte die Gelegenheit nicht mehr, und er, der ſonſt ſtundenlang in Wind und Wetter hinter der Hecke gewartet hatte, er kam nicht, um bequem auf der Bank in der Stube zu plaudern. Er langweilte ſich mit der guten Jeffik, denn ſo ſind die Männer in der Bretagne, daß ſie Das, was ſie leicht und ohne Hinderniß haben können, langweilt und daß ſie nur Das haben wollen, was ſie nicht haben können oder ſollen. Nur in der Bretagne ſind die Männer ſo, und — Gottlob! — ſonſt nirgends in der Welt.

Nach der glücklichen Zeit war Jeffik noch unglücklicher als vorher, denn die böſe Stiefmutter, die ſo viel Zeit mit Kohlzählen verlor, ſah ihre Wirthſchaft vernachläſſigt und war verdrießlich und keifte beſtändig. Nedel kam immer ſeltener, und zuletzt erfuhr Jeffik, daß er ohne ſie zu einer Kirchweih gehen wollte, um dort mit ſchöneren Mädchen zu tanzen. Jeffik weinte bitterlich. Wozu hat der Ring genützt?! Nur um Nedel Ueberdruß einzuflößen, Das wäre nicht geſchehen, und er wäre nicht müde geworden, ſie anzuſehen, wenn ſie anſtatt der Freiheit von den Korigans Schönheit verlangt hätte, da Nedel die ſchönen Mädchen ſo liebte.

lung, herrlich und würdig aufgeputzt mit Säulen, Bildern, Inſchriften u. dergl., wie die Verſammlungsſäle geſetzgebender oder gelehrter Körperſchaften zu ſein pflegen. Auf den halbmondförmigen Sitzreihen ſaßen die verſammelten Männer, junge und alte, und ſämmtliche verſammelte Männer waren Rothbärte. Ihr Angeſicht wandten ſie einer erhöhten Bühne zu; auf dieſer ſtand eine Art von Thronſeſſel und auf dem Thronſeſſel ſaß der oberſte Rothbart, deſſen rother Bart, lang und breit, ſchier wie Feuer glänzte. Zwiſchen den Sitzreihen und dem oberſten Rothbart ſtand eine Tribüne, die ein Redner nach dem andern beſtieg. Aber was ſagten dieſe Redner? — Nadir, der am Fenſter horchte, gerann das Blut in den Adern, wie er dieſe Reden anhörte. Die Reden nämlich beſtanden in nichts Anderem, als in Erzählungen ungeheurer Betrügereien, die die Redner an dieſem Tage ausgeführt hatten. Je nach der Größe der Betrügerei oder nach der Geſchicklichkeit, mit der ſie ausgeführt worden, belobte der oberſte Rothbart den Redner und klatſchten die verſammelten Rothbärte Beifall. Manchmal, wenn die Betrügerei ganz ungeheuer war, gerieth die Verſammlung in förmliche Begeiſterung; die Rothbärte weinten vor Freude, umarmten einander, lobten und prieſen den Betrüger wie einen Helden und großen Mann. Der Jugend, die auf den Galerien verſammelt war und andächtig zuhorchte, wurde ein ſolcher Mann als Muſter hingeſtellt, und der oberſte Rothbart rief ihr zu: „Jünglinge, ſo zu werden, wie dieſer, ſoll euer eifrigſtes Streben ſein.“ Mancher Redner hingegen, der ſich eine Ungeſchicklichkeit zu Schulden kommen laſſen und einen Betrug nicht mit dem erwünſchten Erfolge zu Ende geführt hatte, wurde von der Verſammlung ausgeziſcht, verhöhnt und, nachdem er vom oberſten Rothbart einen Verweis erhalten, der Jugend als abſchreckendes Beiſpiel dargeſtellt. Der oberſte Rothbart knüpfte dann an einen ſolchen Vorgang manche Belehrung und gab die Mittel an, die der Unglückliche hätte anwenden ſollen, bei welcher Gelegenheit der oberſte Rothbart bewies, daß er würdig war, die hervorragende Stellung einzunehmen.

Da trat z. B. ein Mann auf, der erzählte, wie er heute die millionste Kiste Kropfpulver verkaufte; ein Anderer, der Kühe mit sechs Füßen fabrizirte und sie als Naturwunder den Gelehrten des Westens für theures Geld verkaufte, ein Dritter, der nach Mohrenland starken Handel trieb mit Seife, um die Mohren weiß zu waschen; ein Vierter, der einem Fremden mehrere Kisten kostbarer alter Münzen für nichts abkaufte, weil er ihm einredete, das alte Gold sei verfault u. dergl. m.

Nadir, der horchte, war entsetzt. Aber wie wurde ihm erst zu Muthe, als sein Gastfreund auftrat und sprach, wie folgt: „Ehrwürdige Rothbärte, erhabener oberster Rothbart! Heute Morgen ist ein junger Gelbschnabel von Kaufmann in unsern Hafen eingelaufen. Sein Schiff ist angefüllt mit jenem kostbaren Holze, das alle Schätze unserer Insel nicht zu bezahlen vermögen. Ich habe mich durch allerlei Schmeichelreden seiner bemächtigt und ihn in Bezug auf sein Geschäft vollkommen entmuthigt, indem ich ihm einredete, daß dieses Holz auf unserer Insel allen Werth verloren habe. Damit er nicht das Gegentheil erfahre, habe ich ihn als meinen Gast in mein Haus geführt, wo Weib und Kinder beschäftigt sind, ihn zu zerstreuen und festzuhalten. Morgen früh wird das Geschäft abgemacht. Ich fülle ihm diese meine Mütze, womit er sie gefüllt haben will, und das kostbare Holz ist mein. Der Dummkopf ist auf diesen Antrag eingegangen."

Nachdem er so gesprochen, blickte der Rothbart triumphirend im Saale umher, erschrak aber sehr, als der oberste Rothbart so begann: „Du nennst den Fremden einen Dummkopf? — Du selber bist ein Dummkopf, der größte aller Dummköpfe."

„Wie so? erhabener oberster Rothbart?" — fragte Nadirs Gastfreund. „Was wird er verlangen? eine Mütze voll Gold. Und wenn er eine Mütze voll Diamanten verlangte, ich kann sie ihm geben, denn bei der Kostbarkeit des Holzes ist er dann doch noch tausendfach betrogen."

„Wenn er aber eine Mütze voll lebender Flöhe verlangt" — rief der oberste Rothbart — „kannst du ihm die auch geben?"

Der Rothbart war verdutzt und blieb mit offenem Munde ſtehen. Die Verſammlung brach in Lachen aus und pries die Weisheit ihres Vorſitzenden. — „Es wird ihm nicht einfallen,“ murmelte Nadirs Gaſtfreund und ſtieg beſchämt und niedergebeugt von der Tribüne.

Nadir hatte genug gehört und gelernt. Er verließ das Fenſter, pries ſein Geſchick, das ihn dahin geführt hatte, und ſchlich nach Hauſe und auf ſein Lager.

Als er des Morgens die Augen aufſchlug, ſtand der Rothbart vor ihm. „Nun,“ ſagte er mit dem ſüßeſten Lächeln — „nun, du edler Fremdling, womit wünſcheſt du, daß ich dir dieſe Mütze fülle?“

„Mit lebenden Flöhen,“ — donnerte ihm Nadir entgegen und ſah ihn dabei mit einem durchbohrenden Blicke an.

Der Rothbart erblaßte und fiel in ſich zuſammen, als wäre er in dieſem Augenblicke um fünfzig Jahre älter geworden. „Ach,“ ſtammelte er, „ich ſehe, du biſt ſo weiſe wie der oberſte Rothbart, und an dir iſt nichts zu betrügen. So wollen wir einen ehrlichen Handel machen, bei dem wir Beide beſtehen können; aber ich bitte dich, laſſe dich ein klein wenig betrügen, damit ich mich vor meinen Mitbürgern ſehen laſſen kann und daß ſie nicht mit Fingern auf mich deuten. Ich bin dieſe Rückſicht meinen Kindern und meinem bisher fleckenloſen Rufe ſchuldig.“

Nadir verſprach, ſein Möglichſtes zu thun, ging durch die Stadt der Rothbärte, erforſchte die Preiſe und ſchloß dann mit ſeinem Gaſtfreund einen Handel ab, bei dem ſie Beide beſtehen konnten und er noch immer ein klein wenig betrogen blieb. Mit einem Schiffe voll Diamanten und andern Koſtbarkeiten verließ er darauf ſo ſchnell als möglich die Inſel der Rothbärte, auf der er ſich ſo unheimlich und mit ſeinem ſchwarzen Barte ſo einſam fühlte.

Wieder, ſobald er auf offener See war, begann eine lange Reihe von Gefahren — die wir aber nicht weiter aufzählen

wollen, weil dieſe Aufzählung nur langweilig werden könnte — bis er endlich nach langer, langer Fahrt, zwar als der reichſte Mann des Morgenlandes, aber auch müde und matt und aufgezehrt von Gewiſſensbiſſen, ſeines Vaters Wünſche ſo wenig beachtet zu haben, in den Hafen ſeiner Vaterſtadt einlief.

Der erſte Menſch, den er erblickte, als er den Fuß auf das feſte Land ſetzte, war der Derwiſch. „Nun," rief dieſer, indem er mit Behagen ſeinen glänzend ſchwarzen Bart ſtreichelte, „nun, mein Freund Nadir, biſt du zurück? Bekenne, daß ich dir das Beſte gerathen, als ich dich aufforderte, dein altes Holz nach der Inſel Edomia überzuſchiffen."

Aber Nadir kochte beim Anblick des Derwiſches und bei dieſen Worten vor Zorn das Blut in den Adern. „Elender," rief er, „du haſt mich verleitet, die Rathſchläge meines Vaters zu mißachten, du haſt mich in tauſend Gefahren geſtürzt und du haſt mich in ein Land geſchickt, wo ich zwar Schätze erworben, aber den ſchönſten Schatz, das Vertrauen in die Menſchen, verloren habe."

So ſprechend, faßte er den Derwiſch am Nacken und warf ihn in ſeinem Zorne in den Hafen. Er verſchwand unter dem Waſſer. Nach einiger Zeit arbeitete er ſich wieder empor — aber er war ſchwer zu erkennen, ſo ſehr verändert war er. Aus ſeinem Barte floß mit dem Seewaſſer die ſchwarze Farbe, und als er den Damm hinangekrochen war, ſtand er vor Nadir als ein vollkommener Rothbart. Jetzt begriff Nadir Alles.

Dieſe Geſchichte erzählte ein Rothbart. — Alle Rothbärte erzählen ſie, wobei ſie krampfhaft lächeln und ſo thun, als ob ſie das Ganze gar nicht anginge. —

II.

Aus Frankreich.

Die Gaben der Korigans.

Bretoniſches Märchen.

Böſe Stiefmütter gibt es in der ganzen Welt; auch die untere Bretagne und die obere, obwohl beide Länder ſo viele Heilige beſitzen, ſind von der Plage der böſen Stiefmütter nicht verſchont geblieben. Als der heilige Galonek und die anderen Heiligen die giftigen Gewürme, die wilden Thiere und die ſchädlichen Seuchen aus dem Lande getrieben, haben ſie leider die böſen Stiefmütter vergeſſen, und heute kommt kein Heiliger mehr, um ihre Vergeßlichkeit wieder gut zu machen. Jeffik, die gute Jeffik von Joſſelin, hatte eine der böſeſten Stiefmütter der Welt, und ſie mußte mit dieſem ihrem Plagegeiſt ihr ſchönes junges Leben in der Einſamkeit einer Meierei verbringen und von Sonnenaufgang bis gegen Mitternacht arbeiten und arbeiten, daß ihr der Athem verging. Sie hatte nur eine Lebensfreude, die gute Jeffik, und das war ihre Liebe zu dem guten und ſchönen Nedel aus der Nachbarſchaft, und nur eine Hoffnung, die Hoffnung, den ſchönen Nedel zu heirathen und dann glücklich zu ſein. Von dieſer Freude, von dieſer Hoffnung ſprach ſie mit ihm, wenn es ihr manchmal mit Mühe und Noth gelang,

ſich Abends wegzuſtehlen und hinter die Hecke zu ſchleichen, wo er ihrer wartete.

Aber die böſe Stiefmutter hatte bald Alles errathen, denn die Bosheit iſt klug und hat hundert Augen, bis es Gott beliebt, ſie mit Einem Male mit Dummheit und Blindheit zu ſchlagen. Die böſe Stiefmutter ſchlich der guten Jeffik nach, und da ſie ſie hinter der Hecke mit dem ſchönen Nedel fand, faßte ſie ſie an ihren ſchönen blonden Haaren und ſchleppte ſie grauſam und unbarmherzig in den Hof zurück.

„Was!“ rief ſie, „hinter der Hecke ſtehen, mit einem Lumpen, mit einem Habenichts hinter der Hecke ſtehen!“

„Es geſchieht ja in allen Ehren,“ antwortete Jeffik weinend.

„In allen Ehren? Schöne Ehren! Nichts geſchieht in Ehren mit einem Habenichts!“

„Ich will ihn ja heirathen und er mich auch.“

„Das werdet ihr ſchön bleiben laſſen,“ lachte die Stiefmutter. — „Du wirſt einen reichen Mann heirathen, um mich bis an mein Lebensende ernähren zu können, oder bei mir bleiben als Magd auf Hof und Feld, in Stall und Küche.“

Jeffik weinte bitterlich; aber unbarmherzig fuhr die Stiefmutter fort:

„Und wenn du dich noch einmal unterſtehſt und hinter die Hecke gehſt, ſo laſſe ich dich Sonntags vom Pfarrer als eine verlorene Dirne von der Kanzel herab ausſchreien.“

„Das werdet ihr nicht thun, böſe Stiefmutter!“ bat Jeffik mit gefalteten Händen.

„Ja, das werde ich thun, und ich ſchwör's bei allen böſen Geiſtern.“

Jeffik erſchrak ſehr, denn es war das größte Unglück, das einem guten Mädchen geſchehen konnte, von der Kanzel herab als verlorene Dirne ausgeſchrien zu werden, und der Pfarrer that es ſo gern für Geld und gute Worte. Darum nahm ſich Jeffik vor, künftig vorſichtiger zu ſein, nicht aber, treu wie ſie war, ihren Nedel zu verlaſſen, den ſchönen Nedel.

Und am nächsten Abend stand sie wieder mit ihm hinter der Hecke und sprach wieder von ihrer Lebensfreude, der Liebe, und von ihrer Hoffnung, der Heirath, und vergaß glücklich die ganze Drohung der Alten. Aber als Nebel weggegangen war, überfiel sie eine große Angst, und in ihrer Angst lief sie, anstatt dem Hofe zu, hinaus in die Heide, in die große, weite, rothblühende Heide. Es war ihr, als müßte sie immer schneller und schneller laufen, um nur den Hof der Stiefmutter so weit als möglich hinter sich zu lassen. Und so lief sie und lief sie, bis sie gegen Mitternacht müde und athemlos mitten in der Heide an einem Hause der Korigans (Feen, Elfen und Kobolde) niedersank.[1] Die Häuser der Korigans sehen freilich schauerlich und wild aus; aber nur den Menschen scheinen sie so; im Grunde sind sie herrliche Paläste aus Diamant und Karfunkelstein. Jeffik war so müde, daß sie alle Furcht vergaß und sich im Hause der Korigans ausstreckte, um auszuruhen. Da schlug es Zwölf auf dem schönen Thurme von Josselin, in dem herrlichen Schlosse von Josselin, und wie es Zwölf schlug, wurde es auf der ganzen stillen Heide außerordentlich lebendig. Auf jeder Erika — und Gott weiß, daß es da Millionen und Millionen Erikas gibt — saß eine Fee, ja auf jeder Blüthe jeder Erika saß eine Fee; alle Steine und Steinchen erhoben sich wie Thüren unterirdischer Gänge, und überall kamen Elfen und Kobolde hervor, und Feen und Elfen und Kobolde, kurz alle Korigans schrien:

„Wir wollen tanzen und singen, tanzen und singen bis Sonnenaufgang."

Auch da, wo Jeffik lag und mit Staunen und Schrecken dem Schauspiele zusah, thaten sich eine Menge Steine und Steinchen auf, und überall, rings um sie, tauchten Korigans aus dem

[1] Die alten Druidensteine, Dolmen, Menhir, Kromlech gelten bei den Bretonen als Aufenthaltsorte der Feen und Kobolde. Die Dolmen oder Tafelsteine, Altäre der alten Celten, bestehen aus einem großen flachen Steine, welcher auf mehrere kleinere und aufrechtstehende so aufgelegt ist, daß er ein Dach über einer Höhle bildet.

Erdboden. Dieſe bemerkten Jeffik zuerſt und riefen: „Da iſt ein Menſchenkind, Jeffik aus Joſſelin iſt da, die muß mit uns tanzen.“

„Jeffik aus Joſſelin muß mit uns tanzen!“ wiederhallte es auf der ganzen Heide.

„Auch mit uns ſingen!“

„Ja, auch mit uns ſingen!“ wiederhallte es aufs Neue.

Die gute Jeffik zitterte vor Angſt, denn ſie hatte gehört, daß, wer mit den Elfen zu tanzen anfange, nicht lebendig davon komme, denn er muß ſich ſo lange im Kreiſe ſchwingen und dazu ſingen, bis ihm der Athem aus der Bruſt entflieht und er todt zu Boden fällt. Da ſie aber eine gute Chriſtin war, dachte ſie, daß ſie im Schutze der heiligen Anna und des heiligen Kado ſtehe und daß ihr dieſe Geiſter, wenn es böſe Geiſter waren, nichts anhaben können, und ſie ſagte:

„Liebe Korigans! mit Vergnügen will ich mit euch tanzen und ſingen, da ihr es aufrichtig zu wünſchen ſcheint; aber ihr müſſet bedenken, daß wir Chriſtenmenſchen nicht ſo lange Athem haben, wie ihr, und ihr müſſet mir verſprechen, mich jedes Mal, wenn ich müde bin, gehörig ausruhen zu laſſen.“

„Wir verſprechen es! wir verſprechen es!“ riefen die Korigans.

„Schwöret beim heiligen Kado!“

„Wir ſchwören! wir ſchwören!“

Nun gab ihnen Jeffik die Hand und ſtellte ſich in die Reihen, und der Tanz begann auf der ganzen, weiten, rothblühenden Heide, und wie die Korigans tanzten, ſangen ſie immer dazu:

Alle guten Geiſter — alle guten Geiſter —

Weiter aber kamen ſie nicht; es war, als wüßten ſie den Vers nicht weiter. Das fiel Jeffik auf, und ſie fragte: „Aber warum ſinget ihr nicht den Reim dazu?“

„Singe du! ſinge du!“ ſchrien alle Korigans auf einmal.

Und Jeffik ſang:

Alle guten Geiſter
Loben ihren Herrn und Meiſter!

Und alle Korigans brachen in einen ungeheuren Jubel aus und tanzten und wiederholten:

Alle guten Geiſter
Loben ihren Herrn und Meiſter,

als ob ſie ſich den Vers für ewige Zeiten ins Gedächtniß prägen wollten. Dann baten ſie Jeffik, weiter zu ſingen, aber ſie ſagte, daß ihr nichts mehr einfalle, und die Korigans wurden traurig. Doch überhäuften ſie Jeffik, da ſie ſchon müde war und nicht mehr tanzen wollte, mit wilden Liebkoſungen und ſagten alle zugleich und durcheinander: „Du biſt ein gutes Mädchen, Jeffik! Du haſt uns einen großen Dienſt erwieſen! Wir ſind dir ſehr dankbar! Bitte dir was aus, und es ſoll dir Alles gewährt werden! —“

Jeffik dachte nach, und da es ihr das höchſte Glück ſchien, ihren Nedel ungeſtört ſehen zu können, ſagte ſie: „Könnt ihr mir nicht irgend ein Mittel geben, daß ich meinen Nedel ſehen kann, ohne von der böſen Stiefmutter geplagt zu werden?“

„Du ſollſt es haben, ſollſt es haben!“ riefen die Korigans, und eine alte, gutmüthig ausſehende Fee gab ihr einen Ring und ſagte dazu: „So oft du dieſen Ring an deinen Mittelfinger ſteckſt, wird deine böſe Stiefmutter gezwungen ſein, in den Garten und auf die Felder zu gehen und die Kohlköpfe zu zählen, und das ſo lange, als du den Ring auf dem Finger behältſt.“

Und da es Morgen war, verſchwanden die Korigans, und Jeffik kehrte mit ihrem Ringe muthig in den Hof zurück. Als ſie in den Hof trat, ſprang ihr die Stiefmutter mit geballten Fäuſten entgegen. „Landläuferin! Dirne!“ fing ſie an und wollte eben über Jeffik herfallen, als dieſe ſchnell den Ring an den Mittelfinger ſteckte. Die böſe Stiefmutter ließ ihre Arme ſinken, kehrte ruhig um und ging in den Garten und fing an, die Kohlköpfe zu zählen, und als ſie im Garten fertig war, ging ſie auf das Feld, und als ſie auf dem Felde fertig war, kam ſie wieder in den Garten zurück und zählte und zählte und wurde nicht fertig.

Jeffik ſah ihr lächelnd zu; dann ging ſie in die Stube und rief ihren ſchönen Nedel. Nun konnten ſie in der Stube ſelbſt und oben an am Tiſche und vor den Heiligenbildern gemüthlich plaudern, wie zwei ordentliche Brautleute, und waren ſehr glücklich. Erſt als Nedel weggegangen war, zog Jeffik den Ring der Korigans vom Finger, und die böſe Stiefmutter kam ſo müde vom Kohlzählen heim, daß ſie ſchlafend aufs Bett fiel.

Ja, das war eine glückliche Zeit, die auf die Nacht mit den Korigans folgte. Aber welches Glück dauert! Man ſagt, daß auf Erden kein Glück von Dauer ſei. Die gute Jeffik ſollte Das auch erfahren. Sie ſah den ſchönen Nedel ſo oft, ſie plauderte ſo viel mit ihm, daß ſie ihm am Ende gar nichts mehr zu ſagen hatte. So ſaß er manchmal da und gähnte ſchrecklich und ſah ſie nicht einmal an, weil er ſie ſchon auswendig wußte. Am Ende kam es ſo weit, daß die arme Jeffik die böſe Stiefmutter vergebens aufs Kohlzählen ſchickte! Nedel benützte die Gelegenheit nicht mehr, und er, der ſonſt ſtundenlang in Wind und Wetter hinter der Hecke gewartet hatte, er kam nicht, um bequem auf der Bank in der Stube zu plaudern. Er langweilte ſich mit der guten Jeffik, denn ſo ſind die Männer in der Bretagne, daß ſie Das, was ſie leicht und ohne Hinderniß haben können, langweilt und daß ſie nur Das haben wollen, was ſie nicht haben können oder ſollen. Nur in der Bretagne ſind die Männer ſo, und — Gottlob! — ſonſt nirgends in der Welt.

Nach der glücklichen Zeit war Jeffik noch unglücklicher als vorher, denn die böſe Stiefmutter, die ſo viel Zeit mit Kohlzählen verlor, ſah ihre Wirthſchaft vernachläſſigt und war verdrießlich und keifte beſtändig. Nedel kam immer ſeltener, und zuletzt erfuhr Jeffik, daß er ohne ſie zu einer Kirchweih gehen wollte, um dort mit ſchöneren Mädchen zu tanzen. Jeffik weinte bitterlich. Wozu hat der Ring genützt?! Nur um Nedel Ueberdruß einzuflößen, Das wäre nicht geſchehen, und er wäre nicht müde geworden, ſie anzuſehen, wenn ſie anſtatt der Freiheit von den Korigans Schönheit verlangt hätte, da Nedel die ſchönen Mädchen ſo liebte.

Dieſe Gedanken plagten ſie und ließen ſie nicht ſchlafen. Mitten in der Nacht ſprang ſie aus dem Bette und lief auf die Heide, auf die große, weite, rothblühende Heide, und als ſie am Hauſe der Korigans ankam, fand ſie das ganze Völkchen verſammelt, und das tanzte und ſang:

Alle guten Geiſter
Loben ihren Herrn und Meiſter.

„Da iſt Jeffik! Jeffik aus Joſſelin iſt da!“ riefen Alle voll Freude — „ſie wird wieder mit uns tanzen und ſingen! Ja, ja, tanzen und ſingen!“

„Mit Vergnügen!“ — ſagte die gute Jeffik — „aber nur unter denſelben Bedingungen, wie das erſte Mal!“

„Ja wohl, ja wohl! Komme nur in unſern Kreis und tanze und ſinge.“

Und Jeffik tanzte mit und ſang, und da fiel es ihr ein, welche Freude es den Korigans verurſachte, als ſie das vorige Mal eine Zeile zu ihrem Liede hinzugefügt, und ſie dachte daran, heute Daſſelbe zu thun, und ſie ſang:

Alle guten Geiſter
Loben ihren Herrn und Meiſter,
Der wird die Welt erlöſen —

Und mit ungeheurem Jubel wiederholten die Korigans:

Der wird die Welt erlöſen — der wird die Welt erlöſen!

„Singe weiter! ſinge weiter!“ riefen ſie Alle mit flehentlicher Stimme.

Aber Jeffik war ſchon ſehr müde und athemlos. „Ich kann nicht weiter!“ ſagte ſie und fiel ins Gras.

„Das iſt Schade,“ ſeufzten die Korigans.

Doch waren ſie wieder ſehr gütig gegen Jeffik und verſicherten ſie, daß ſie ihnen einen großen Dienſt erwieſen, und forderten ſie wieder auf, irgend Etwas, und ſei es was immer, von ihnen zu verlangen.

„Euer Ring," sagte Jeffik, „hat mir kein Glück gebracht, und ich gebe ihn euch zurück. Ich hättte anstatt der Freiheit Schönheit verlangen sollen, denn Nedel liebt die schönen Mädchen."

„Du sollst Schönheit haben! Du sollst Schönheit haben!" riefen die Korigans, und eine schöne junge Fee, die auch sehr gutmüthig aussah, gab ihr ein Halsband und sagte: „Wenn du dieses Halsband umlegst, wirst du in unwiderstehlicher Schönheit strahlen, und Keiner aus dem Männervolke wird dir widerstehen können."

Jeffik war unsäglich froh. Sie steckte das Halsband in die Tasche und lief heim, wo sie zum Glück ankam, noch ehe die böse Stiefmutter erwacht war.

Nachmittags zog sie ihre schönsten Kleider an und legte das Halsband um. Dann sah sie in den Spiegel. Herr Gott, wie schön war sie, so schön, daß sie vor sich selbst erschrak und daß sie den Spiegel gewiß nicht verlassen hätte, wenn sie nicht begierig gewesen wäre, auf die Kirchweih zu gehen, um sich in so großer Schönheit vor Nedel zu zeigen und alle die andern Mädchen auszustechen. Doch schämte sie sich, in solcher Schönheit durchs Dorf zu gehen, und sie ging hinter den Hecken entlang über die Felder. Aber endlich mußte sie doch auf den großen Weg kommen, und da kam ihr ein stattlicher, in Gold und Silber gekleideter Reiter entgegen, der einen blauen Bart hatte und der kein anderer war als Raoul der Blaubart.

„Heiliges Kreuz!" — rief Raoul der Blaubart ganz erstaunt, — „gibt es hier zu Lande so schöne Mädchen! So was hab ich mein Lebtag nicht gesehen!"

Jeffik zitterte sehr, als sie den blauen Bart und die glühenden Augen sah und die schreckliche Art, wie er sie anstarrte und wie er auf sie zuritt.

„Das versteht sich von selbst," fügte er hinzu, „daß eine solche Schönheit mein Weib wird." Und kaum hatte er die Worte ausgesprochen, als er schon Jeffik faßte, sie vor sich auf den Sattel schwang und im Galopp quer Feld ein sprengte.

Jeffik vergingen die Sinne.

Als ſie wieder zu ſich kam, ſah ſie ein Schloß mit himmelhohen Mauern und Thürmen vor ſich. Der Ritter ritt über eine Zugbrücke, die ſich hinter ihm wieder aufzog, durch ein hohes Thor in einen großen Hof, der von einem Rieſenhunde bewacht war. Sonſt war nirgends eine Chriſtenſeele zu ſehen. Der Ritter führte ſie durch eine lange Reihe von Hallen, Sälen, Gängen und Gemächern, in denen es von Gold, Silber, Perlen, Edelſteinen, koſtbaren Kleiderſtoffen und Teppichen nur ſo ſtrotzte. „Dieſes alles," ſagte Raoul der Blaubart, „wird dir gehören, denn noch heute wirſt du mir dort in jener Kapelle angetraut. Das würde ſogleich geſchehen, wenn ich einen Pfaffen zur Hand hätte, aber ich habe alle Chriſten auf viele Meilen in der Runde ausgerottet. Das ſchadet nichts. Ich reite jetzt wieder fort und werde wo ein Pfäfflein auffangen; gegen Mitternacht komme ich mit ihm zurück, und da wird die Trauung geſchehen. Indeß, mein Lieb, unterhalte dich, ſo gut du kannſt, aber verſuche mir nicht, zu entfliehen, denn der Rieſenhund würde dich in Stücke zerreißen."

So ſprechend, verließ er Jeffik und ritt aus dem Schloſſe, um ſich ein Pfäfflein einzufangen.

Die Diamanten und Perlen, die koſtbaren Kleiderſtoffe und Teppiche, die prächtigen Gemächer — das war Alles ſchön und gut, das hätte Jeffik an jedem andern Orte und zu jeder andern Zeit ſehr gefallen, aber jetzt und hier in dieſem einſamen, öden Schloſſe erfüllte ſie Alles mit Grauen. Und ſollte ſie Nedel für immer verloren haben und dieſem Heidenmenſchen, Raoul dem Blaubart, von dem ſie ſchon ſo viel Böſes gehört hatte, angetraut werden als ſein ewiges und eheliches Weib? Und dabei fürchtete ſie immer, daß der Rieſenhund komme und ſie auefeſſe oder wenigſtens beiße. Von Zeit zu Zeit bellte er ſo ungeheuer, daß das ganze Schloß zitterte. Als Wächter gab er nämlich die Stunden an und erſetzte die Schloßuhr. Er bellte die Viertel- und die ganzen Stunden, und je weiter der Tag vorrückte, deſto

mehr bellte er, und jedes Gebell erfüllte Jeffik mit unsäglicher Angst. Sie wußte nicht, wohin zu flüchten. Da erinnerte sie sich, daß ja der Blaubart von einer Kapelle gesprochen hatte, und sie sagte sich, daß ihr vielleicht ein kleines Gebet einige Beruhigung verschaffen würde, vielleicht Errettung aus der großen Noth. Denn Jeffik war eine fromme Seele. Da fing sie denn an, zu suchen, und kam denn am Ende auch in die Kapelle. Grad vor dem Altare waren drei Gräber; auf die sank sie hin und betete inbrünstig. Wie sie so inbrünstig betete, regte sich etwas unter ihren Knieen. Sie stand auf; die drei Leichensteine erhoben sich, und aus den offenen Gräbern stiegen drei todte Frauen.

„Arme Jeffik! Arme Jeffik! Arme Jeffik!" riefen die drei Frauen zugleich.

„Wer seid ihr, die ihr mich so bedauert?" fragte Jeffik.

„Wir sind die drei Frauen, die der Blaubart schon getödtet hat. Er wird noch viele tödten, der Heide, und du wirst die Vierte sein, wenn du nicht Muth hast."

„Ich habe Muth," sagte Jeffik, „wenn ich nur wüßte, wie ich mich retten kann."

„Entfliehe!"

„Ich möchte wohl, aber der Riesenhund wird mich zerreißen."

„Nimm dieses Gift, damit er mich vergiftet hat," sagte die erste Frau, „und wirf es dem Hunde vor."

„Aber wie über die hohen Mauern hinausgelangen, da die Zugbrücke aufgezogen ist?"

„Nimm diesen Strick," sagte die zweite, „damit er mich erdrosselt hat, und lasse dich die Mauer hinabgleiten."

„Aber wie nach Hause gelangen, ohne vor Müdigkeit umzukommen?"

„Nimm diesen Stock," sagte die dritte Frau, „damit er mir den Kopf eingeschlagen."

Jeffik nahm das Gift, den Strick, den Stock, und die Frauen stiegen wieder in die Gräber, und sie eilte fort. Sie warf das Gift dem Riesenhunde vor, und er verschlang es und verreckte;

und ſie band den Strick an einen Erker und ließ ſich die Mauer hinabgleiten und eilte am Stocke fort durch das Land.

So lief ſie Tage und Tage lang, bis ſie nicht weiter konnte und vor Müdigkeit umzukommen gedachte. Da ſah ſie ein Gehöfte und vor dem Gehöfte viele Frauen und Männer. Dorthin ſchleppte ſie ſich mit Mühe. „Gute Frauen und Männer,“ klagte ſie, „ich komme um vor Müdigkeit und kann nicht mehr auf meinen Füßen ſtehen. Helfet mir, daß ich weiter komme und heim gelange.“

Wie ſie die Männer erſahen, waren ſie alle gleich in Liebe zu ihr entbrannt, Junge und Alte, Schöne und Häßliche. Sie drängten ſich Alle um ſie, und jeder bot ihr ſeine Dienſte an, der wollte ſie auf ſeinem Pferde, der auf ſeinem Eſel, der auf ſeinem Wagen, der auf ſeinem Rücken nach Hauſe bringen. Bald aber ſagten ſie, daß ſie ſie gar nicht fortlaſſen wollten und daß ſie bei ihnen bleiben müſſe, und bald boten ihr Alle ihre Hände an, und Jeder wollte ſie heirathen; ſogar verheirathete und alte Männer boten ihr das Glück der Ehe. Einer wurde auf den andern eiferſüchtig, und dieſelben guten Leute, die einige Minuten vorher friedlich plaudernd dageſeſſen hatten, erhoben nun ihre Stöcke und zogen ihre Meſſer, um ſich gegenſeitig zu bekriegen. Wie Das alles die Weiber ſahen, ſprangen ſie auf und umringten die arme Jeſſik mit Schimpfreden und wollten ihr die Augen auskratzen. Sie nannten ſie eine Landſtreicherin, die herumziehe, um die Männer zu verführen und Zwietracht und Unfrieden zu ſäen. Die Männer warfen ſich dazwiſchen, um Jeſſik zu vertheidigen, und prügelten ihre Geliebten und Ehehälften. Dadurch wurde der Lärm noch größer und die Wuth der Weiber noch grimmiger. Die arme Jeſſik wußte nicht, was anzufangen. Da fiel ihr ein, daß Das alles von dem Halsbande komme, und ſie band es ſchnell ab und ſchlang es einer alten, runzligen, trieſäugigen Frau um, die kopfwackelnd auf einem Steine ſaß. Sogleich ſtürzten alle Männer der alten, runzligen, trieſäugigen, kopfwackelnden Frau zu Füßen und überhäuften ſie mit Lieb-

koſungen und Liebeserklärungen. Jeffik benutzte dieſen Augenblick, da auch die Weiber ſich voll Staunen von ihr abwandten, um weiter zu wandern.

Spät in der Nacht kam ſie auf der Heide der Korigans an.

Die Korigans wollten eben ihren Tanz beginnen, als ſie Jeffik erblickten.

„Jeffik! Jeffik iſt wieder da!“ riefen Alle voll Freude, — „Jeffik wird wieder mit uns tanzen und ſingen.“

„Ach, ich bin ſo müde!“ ſeufzte ſie.

„Tanze doch! tanze doch!“ riefen Alle mit flehender Geberde, und ein Korigan ſtrich ihr mit ſeinen Händen über den Leib, daß ſie ſich gleich friſch und geſtärkt fühlte.

„Nun, weil ihr es ſo wollt,“ ſagte ſie, „will ich tanzen, aber nur unter den bekannten Bedingungen.“

„Gewiß! Gewiß!“

Und der Tanz begann, und die Korigans ſangen:

Alle guten Geiſter
Loben ihren Herrn und Meiſter,
Der wird die Welt erlöſen —

Da hörte das Lied auf, und die Korigans fingen es immer wieder von Neuem an.

„Das iſt ein ſchlechtes Lied,“ ſagte Jeffik, „ein ſchlechtes Lied, das ohne Reim aufhört.“

„So ſinge weiter, ſinge weiter!“ riefen alle Korigans, und ihre Stimmen klangen ſo traurig und ſo flehend, und ſie zitterten am ganzen Leibe.

Da fing Jeffik den Tanz wieder an und ſang dazu:

Alle guten Geiſter
Loben ihren Herrn und Meiſter,
Der wird die Welt erlöſen —

„Nun — und“ — ſchrien die Korigans.

Die Guten und die Böſen.

„Die Guten und die Böſen!“ ſchrien alle Korigans ſo laut und freudig, daß die ganze Heide zitterte. Ihre Geſichter leuchteten vor Wonne; ihre Körper wurden ſtrahlend und durchſichtig, die häßlichſten Korigans wurden ſchön, und die ganze Heide war mit Einem Male von Blüthen in allen Farben bedeckt, und die Korigans weinten vor Freude.

„Was iſt euch?“ fragte Jeffik gerührt.

„Du haſt uns erlöst, gute Jeffik, du haſt uns erlöst!“ riefen Alle und wälzten ſich ihr dankbar zu Füßen.

„Wie ſo denn erlöst?“

„Wir waren verdammt, ſo lange nächtlich zu irren und zu tanzen, bis eine Chriſtenſeele das Lied zu Ende bringt, von dem wir nur die erſte Zeile gewußt haben. Du haſt uns alle drei Zeilen dazu geſungen, und wir ſind erlöst und gehen nun in die ewige Ruhe ein.“

„O, wie ſchön,“ ſagte Jeffik, „ich habe verdammte Seelen erlöst!“

„Nun verlange noch Etwas, ehe wir von der Erde ſcheiden.“

Jeffik dachte nach. „Die Freiheit,“ ſagte ſie zu ſich, „hat meinen Geliebten gelangweilt, die Schönheit hat mich ins Unglück geſtürzt und Zwietracht geſät — was ſoll ich jetzt verlangen? Die Männer in der Bretagne lieben den Reichthum, ſoll ich Reichthum verlangen? — Ja,“ ſagte ſie laut, „gebt mir Reichthum.“

„Du haſt ihn! Du haſt ihn!“ riefen alle Korigans und verſchwanden.

Wie ſie des Morgens heimkam in den Hof, trat ihr Nedel entgegen und überhäufte ſie mit Vorwürfen und nannte ſie eine Landſtreicherin, und die böſe Stiefmutter gab ihr zwei ſtarke Ohrfeigen auf beide Backen. Jeffik fing heftig zu weinen an.

„Herr Jeſus! was iſt Das?“ — rief die böſe Stiefmutter — „ſieh nur, Nedel, ſie weint ja lauter Perlen, jede Thräne iſt eine Perle.“

„Weiß Gott!“ ſagte Nedel, „lauter Perlen! pure Perlen!“

Die böſe Stiefmutter holte ſchnell eine große Mulde und hielt ihr ſie unter die Augen, daß ſie da hineinweine und die köſtliche Gottesgabe nicht auf den Boden fallen laſſe.

Jeffik war ſelbſt ſo erſtaunt, daß ſie ſtarr vor ſich hinblickte und zu weinen aufhörte.

„Seht nur, die dumme Gans! ſie weint nicht mehr!“ ſchrie die böſe Stiefmutter, „ich will dir helfen!“ — Und damit gab ſie ihr wieder zwei Ohrfeigen, und ſelbſt Nedel gab ihr einen kleinen Puff in die Seiten.

Jeffik fing wieder zu weinen an, und bald war die Mulde, welche die Stiefmutter und Nedel unter ihre Augen hielten, von Perlen voll. Doch war die Stiefmutter nicht zufrieden, und als Jeffik vor Aerger zu weinen aufhörte, fing ſie wieder an, ſie zu ohrfeigen.

Aber dießmal war es Nedel zu viel. — „Ich glaube, wir hätten genug!“ ſagte er, „und Jeffik hat genug geweint!“

„Was, genug!“ ſchrie die böſe Stiefmutter, „man hat nie Perlen genug! Dieſe Gans! die Jeffik! Wenn ich ſolche Augen hätte, Tag und Nacht wollte ich weinen. Man muß ihr nachhelfen.“

Und abermals erhob ſie ihre Hand, um Jeffik zu ohrfeigen. Aber Nedel war ärgerlich und gab ihr ſämmtliche gegebenen Ohrfeigen zurück. Da fing die böſe Stiefmutter ſelber zu weinen an, und zwar vor Wuth. Eine Thräne rollte ihr in den Mund und vergiftete ſie, und ſie ſtarb augenblicklich.

Nun konnte Jeffik den ſchönen Nedel heirathen, und da ſie mit der Mulde voll Perlen ſo reich waren, daß ſie alle Meiereien im Lande Kerne aufkaufen konnten, hatte Nedel gar keine Verſuchung, ſie weinen zu machen. Erſt nach einigen Jahren, da er ein neues Schloß kaufen und nach Paris reiſen wollte, dachte er daran, die Mulde, die etwas leer geworden war, wieder zu füllen, und er gab Jeffik, die er ſehr liebte, einige Püffe. Aber die Gabe der Korigans war indeſſen kraftlos geworden, weil ſie nicht geübt war, und Jeffik weinte ganz

gewöhnliche Thränen. So gab es denn Nedel für alle Zukunft auf, ſein Weib weinen zu machen, und er war zufrieden, wenn ſie nur viel lachte.

Animo.

Eine baskiſche Sage.

Die verheiratheten Männer ſaßen auf der Bank vor der Dorfſchenke; die jungen Leute ſtanden vor ihnen. Alle rauchten kleine Cigarren aus Spanien, und Alle ſprachen über das große Ereigniß, das ſeit Wochen alle Thäler der Pyrenäen beſchäftigte. Der Tod des Ewigen Juden war in der That ein großes Ereigniß, das auch monatelange Geſpräche nicht erſchöpfen konnten. Mit dem Ewigen Juden aber iſt nicht jener unglückſelige, ewig wandernde Schuſter aus Jeruſalem gemeint, ſondern ein anderes Weſen, das die Bewohner der Pyrenäen näher anging. Der Ewige Jude war ein Bär, der ſeit Menſchengedenken von ſich ſprechen machte: der größte Bär der ganzen Pyrenäen und der räthſelhafteſte und unheimlichſte. Die älteſten Leute im Dorfe erinnerten ſich, ſchon in ihrer früheſten Jugend von ihm gehört zu haben, und ſchon damals hieß er ſeines hohen Alters und ſeiner Unverwundbarkeit wegen der Ewige Jude. Ja, auch unverwundbar war er. Die beſte und größte Kugel des geſchickteſten Jägers konnte ihm nichts anhaben. Wie oft kam es vor, daß das Blei von ſeiner Bruſt abprallte, oder daß er es im Fluge mit ſeiner Tatze auffing und zurück, dem Jäger an die Stirne ſchleuderte, oder daß er es verächtlich aus ſeinem Rachen ausſpie. Eben ſo wenig wie die Kugel vermochten die Fallen etwas gegen ihn auszurichten. Wie geſchickt und gefährlich man ſie auch angelegt, am andern Tage fand man ſie zerſtört und unſchädlich gemacht. So hatten es denn die verſchlagenſten und muthigſten Bärenjäger längſt aufgegeben, ihn aufs Korn zu

nehmen, und man konnte Das um so leichter, als man sich im Grunde über den Ewigen Juden gar nicht zu beklagen hatte, denn er war ein gutmüthiger, barmherziger Bär, der selbst seinen ärgsten Feinden verzieh. Selbst die Kühnen, die sich ihm mit dem Messer zu nahen wagten, drückte er nur etwas unsanft an seine Brust, warf sie dann zu Boden, rollte sie eine Zeit lang hin und her, schüttelte sie und ließ sie dann laufen. Trotzdem schwebte die Erlegung des Ewigen Juden jeder neuen Generation von Bärenjägern als eine ruhmreiche That vor, die geeignet wäre, alle Thäler der Pyrenäen mit ihrem Rufe zu erfüllen. Diese That war geschehen. Animo, einer der jüngsten unter den Bärenjägern, hatte vor wenigen Wochen den Ewigen Juden erlegt.

Alles Das ging aus dem Gespräche der Alten und Jungen vor der Dorfschenke hervor.

Die Sonne verschwindet früh aus den pyrenäischen Thälern, und man kann es an den Bergabhängen beobachten, wie die Nacht langsam aus dem Thalgrunde herauswächst und die Berge hinanklimmt. Schon lagert unten tiefes Dunkel, wenn die Bergspitzen noch in volles Licht getaucht sind und wie glühende Sterne in der Luft schweben. Die Abende sind lang; man ist froh, wenn man etwas zu sprechen hat, und nimmt es Niemand übel, wenn er dieselbe Geschichte zum zwanzigsten Male wiederholt. Die Geschichte von der Erlegung des Ewigen Juden, schon hundertmal durchsprochen, war noch immer ein beliebter Stoff, und man war eben dabei, den kühnen Animo zu rühmen, als dieser an der Seite seines Freundes Rago in den Kreis trat.

Die verheiratheten Männer rückten auf der Bank zusammen, um ihm auf dem einen Ende Platz zu machen, und der Maire des Dorfes lud ihn ein, sich zu setzen. Aber Animo setzte sich nicht. Auf die Schulter seines Freundes gestützt, blieb er aufrecht stehen und senkte nur sein blasses Gesicht auf die Brust, daß es die herabfallenden schwarzen Haare zur Hälfte bedeckten.

„Warum sollte ich mich setzen?“ fragte er endlich — „stehen

doch auch die anderen jungen Leute, und nur die Verheiratheten ſitzen? Warum thun mir die Verheiratheten ſo große Ehre an?"

„Nun," ſagte ein Alter von der Bank, „wir ehren dich, Animo, weil wir dich ehren wollen, weil du ein guter Junge biſt, weil du deine Mutter ehrſt und ſie auf gute Weiſe ernährſt."

„Meine Mutter, meine arme Mutter!" ſeufzte Animo und ſchwieg. Nach einer Weile erwiderte er: „Das iſt es nicht! Andere thun Daſſelbe, und ihr laſſet ſie ſtehen, wie es ſich für junge Leute ziemt."

„Nun," ſagte ein Anderer von den Alten mit einigem Spott, „nun, da du dein Lob hören willſt, ſo höre es. Wir bieten dir einen Platz an unſerer Seite, weil wir dich auch als einen ausnehmend tapfern Jungen ehren wollen, der Das gethan hat, was ſeit vielen hundert Jahren vielleicht Niemand gelungen iſt; weil du den Ewigen Juden getödtet haſt."

„Das iſt es! Ich habe es wohl gewußt!" ſagte Animo, und er ſetzte ſich hin und verbarg ſein blaſſes und trauriges Geſicht in die Hände und ſchwig.

Die Umſtehenden wußten nicht, wie ſie Animo's Traurigkeit deuten ſollten, und ſchwiegen ebenfalls ſtill und ſahen einander an. Animo ſelbſt unterbrach das Schweigen, indem er wieder aufſprang und ausrief: „Nun, ſo will ich es euch ſagen; ich bin ein Prahlhans, ich habe den Ewigen Juden *nicht* erlegt!"

„Was ſagſt du?" riefen Alle erſtaunt.

„Ich habe ihn nicht erlegt!" wiederholte Animo.

„Aber wir haben ihn ja ſelber liegen ſehen! und es hat es doch kein Anderer gethan."

„Nein, es hat es kein Anderer gethan, aber ich habe es auch nicht gethan," ſagte Animo.

„Und was iſt denn an der Sache?" fragte man von allen Seiten.

„Ich habe," fuhr Animo fort, „den Ewigen Juden nicht erlegt; er hat mich erlegt!"

„Er ist wahnsinnig! Er macht sich lustig über uns!“ schrie man da und dort.

„Stille!“ gebot ein Alter, „da steckt ein Geheimniß dahinter, laßt Animo reden!“

„Ja wohl,“ sagte Animo, „da steckt ein Geheimniß dahinter. Ich bin nicht der Animo, den ihr gekannt habt, der ist todt, der ist vom Ewigen Juden erdrückt worden. Ich bin selbst der Ewige Jude!“

Ein ungeheures Gelächter hinderte ihn, fortzufahren, aber das Gelächter stockte plötzlich, als Animo aus tiefster Brust ein Gestöhn hervorstieß, das sie schaudern machte und das, wie es ihnen schien, einige Aehnlichkeit mit dem Gestöhn eines angeschossenen Bären hatte.

„Ich muß erzählen,“ sagte wieder Animo, nachdem er sich gefaßt hatte. „So war es. Ich lag hinter einem Felsen, als der Ewige Jude herankam. Ich zielte gut und schoß und traf seine Brust, aber wie von einem Eisen fiel die Kugel ab ins Moos. Der Ewige Jude stellte sich auf die Hintertatzen und ging auf mich los; ich aber erwartete ihn nicht und lief ihm mit dem Messer entgegen. Da ich es ihm in die Brust stoßen will, schlägt er mir mit seiner rechten Vordertatze auf die Hand, daß ich das Messer fallen ließ; darauf packte er mich und drückte mich so gewaltig an seine Brust, daß alle meine Knochen krachten und mir Hören und Sehen verging. Das war mein letzter Augenblick. Todt warf er mich auf den Boden. Was er darauf gethan, weiß ich natürlich nicht, denn ich war todt. Ich weiß nur, daß ich plötzlich zu mir gekommen, und da sah ich den Ewigen Juden, der mir mit seiner Schnauze ins Gesicht hauchte. Noch einmal blies er mir in die Nase und fiel todt nieder. Ich habe sehr wohl gefühlt, daß er dem todten Animo seine Seele eingehaucht hatte. Die Seele des Bären ist jetzt in mir, die Seele des Animo ist fortgeflogen; das ist gewiß.“

Die Zuhörer waren erstaunt, denn wie zur Bestätigung der Geschichte kam abermals aus Animo's Brust jene schauerliche Bärenstimme.

„Du bildeſt dir dergleichen wohl nur ein,“ ſagte einer der Alten, wie um Animo in der tiefen Niedergeſchlagenheit, in der er da ſaß, zu tröſten.

„Ha, ha, das meint ihr nur, weil die Sache ſo außerordentlich iſt,“ erwiderte Animo. „Der Kurat (Pfarrer), der hat ſtudirt und weiß es auch beſſer. Gleich an jenem Abend, da ich vom Berge herunter kam und dem Kurat an der Brücke begegnete, wich er mir aus und rief mir aus der Ferne zu: Animo, du ſiehſt aus, als wäre die Seele eines Bären in dich gefahren. Der verſteht es beſſer, und ich muß es am Beſten wiſſen, wie ich ſeit damals verändert bin. Hört! wie ihr da vor mir ſteht, wie ich nur die Augen aufhebe, um euch anzuſehen, erwacht die ſchrecklichſte Luſt in mir, Einen nach dem Andern zu umarmen und zu erdrücken. Ich thue es nur nicht, weil ich nicht will und die ſchreckliche Luſt bisher immer unterdrückt habe. Das gelingt mir nur, weil ich ohne Sünden geſtorben bin und weil nun die Bärenſeele in einem reinen Leibe lebt.“

Während dieſer langen Rede hatten ſich die Zuhörer wieder gefaßt, und manche von ihnen verzogen den Mund zu einem ſpöttiſchen Lächeln. Der Maire aber blieb ernſt und ſagte: „Das mag Manchem ſonderbar vorkommen, mir aber nicht, denn ich weiß, daß ſo was ſchon oft geſchehen iſt. Man hat es nur vergeſſen, weil ſich nichts der Art in unſerer Zeit zugetragen. Es iſt ganz gewiß, daß manchmal die Seele eines Thieres in den Jäger übergeht, der es hat tödten wollen, denn die Seelen reiſen. Das haben unſere Voreltern gewußt; wir haben es vergeſſen. Ich glaube dir, Animo, denn, offen geſagt, ich habe dich ſeit jenem Tage ſchrecklich verändert gefunden.“

Da der Maire ſo ſprach, glaubten auch die Andern; übrigens hatte Animo nie gelogen, und es war leicht, ihm zu glauben.

Animo war darüber ſehr erfreut. „Nun iſt mir leichter,“ ſagte er, „denn es hat mir das Herz abgedrückt, ſo unter euch umherzugehen, immer mit dem Geheimniß und mit Mord-

gedanken im Hirne. Ich habe immer gefürchtet, daß ich etwas thue, was, wenn ihr das Geheimniß nicht kenntet, dem Rufe des guten Animo ſchaden würde."

So ſprechend, wollte er gehen. Aber der Maire hielt ihn zurück. „Nimm dich nur recht zuſammen," ermahnte dieſer, „damit kein Unglück geſchehe. Und wenn man in deinem elenden Zuſtande etwas für dich thun kann, ſo ſage es nur gerade heraus."

„Allerdings," ſagte Animo ſchnell, „allerdings könnt ihr was für mich thun. Es erbarme ſich einer der Männer und erſchieße mich, daß die Seele des Bären wieder heraus kann."

Die Männer ſchwiegen. „Das geht wohl nicht an," ſagte der Maire, „ſo lange du dieſe menſchliche Geſtalt trägſt. Man würde uns ein Verbrechen daraus machen, denn die Leute vom Departement würden an die Geſchichte nicht glauben."

Animo zuckte die Achſeln, winkte ſeinem Freunde Rago, der die ganze Zeit hindurch ſchweigend dageſtanden hatte, und ging.

„Jetzt," ſagte er zu Rago, „da das Geheimniß heraus iſt, iſt mir ſo wohl, wie mir ſeit damals nicht geweſen. Jetzt gehen wir zu Reſa. Sie wird ſchon ſchlafen, aber ich werde ſie herauspochen. Ich muß ſie ſprechen, denn mir iſt ſo wohl zu Muth und ſie wird es freuen, mich ſo heiter zu ſehen. Armes Ding, wie hat ſie Animo geliebt. Du, guter Freund, bleibe in der Nähe und verhindere es, wenn ich ſie umarmen will. Wenn ich bei ihr bin, will ich ſie immer in meine Arme drücken, aber ich weiß, es geſchieht ein Unglück, wenn ich es thue. Ich zerdrücke die gute Reſa; ſie iſt ſo zart gebaut; ſie iſt ſo ſchön. Wenn ich es aber doch thue, dann, guter Freund, ſtoße mir dein Meſſer in den Nacken."

Rago nickte bejahend.

Am andern Tage wurde in der Kirche des Dorfes für die Seele des todten Animo eine Meſſe geleſen. Der Maire war der Meinung, daß dieß geſchehen ſollte, und der Kurat war gern bereit, geſchmeichelt wie er war, daß er es dem Animo, als er

gespalten hatte, sahen sie, wie in der That Animo todt da lag, mit einem großen Loch in der Kehle.

Erst verwunderten sie sich, dann machten sie aus Baumzweigen eine Tragbahre und legten Animo's Leiche darauf. Vier Männer nahmen sie auf die Schulter und trugen sie dem Dorfe zu, die Andern folgten und sprachen über das merkwürdige Ereigniß. Aber als sie an die Brücke kamen, die über den Wildbach zum Dorfe führt, fühlten die Träger, wie mit einem Male die Tragbahre so leicht wurde, als ob gar nichts darauf läge. Sie hielten und sahen nach, und wirklich war Animo von der Tragbahre verschwunden. Wo ist er hingekommen? Verloren konnte man ihn nicht haben; das hätten die nachschreitenden Männer merken müssen. Indessen konnte man sich doch nichts Anderes denken, und man kehrte um und ging, immer auf den Weg achtend und suchend, die ganze Strecke zurück. So kam man wieder bis an die blitzgespaltene Eiche, und da lag der todte Animo ausgestreckt, gerade so wie vorhin. Man lud ihn wieder auf die Bahre, und der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Aber an der Brücke geschah Dasselbe: die Bahre wurde wieder leicht, Animo war verschwunden, man kehrte wieder zurück und fand ihn wieder todt unter der Eiche. Und so auch das dritte Mal. Aber als sie dieß Mal zurückkehrten, sahen sie Animo mit dem Rücken an die blitzgetroffene Eiche gelehnt, und er sprach mit derselben Stimme, mit der er sonst zu sprechen gewohnt war und sagte: „Es wird euch nicht gelingen, mich von hier fortzuschaffen, denn ihr wollt mich auf den Kirchhof bringen, wohin ich nicht gehöre. Indessen danke ich euch für die gute Meinung. Laßt mich nur hier liegen und bemüht euch nicht weiter um mich; wenn der Mond aufgeht, werde ich schon selber für mich sorgen."

Nachdem er so gesprochen, fiel er ins Moos zurück und war wieder todt. „Nun," sagten die Männer, „wenn er selber für sich sorgen will, so laßt ihn gewähren." Und sie kehrten ins Dorf zurück; nur einige der besten Freunde Animo's und mit ihnen Rago blieben bei der Leiche, setzten sich ringsumher auf

Baumſtumpfe und ins Moos, zündeten ihre Cigarren an und warteten.

Bald wurde es Abend, und bald ging der Mond auf, und ſein Licht fiel durch die Bäume auf das Moos. Aber Animo lag im Schatten der Eiche. Langſam rückte der Mond am Himmel vorwärts, und langſam wich der Schatten der Eiche zurück. Als endlich die gelben Strahlen auf das Herz Animo's fielen, ſchloß ſich ſeine Wunde am Halſe, und er erhob ſich ſo gerade, wie man einen Stock aufhebt, ohne ein Glied zu biegen. Er zog eine Cigarre aus der Taſche, zündete ſie ſchweigend an der Cigarre Rago's an, lachte und ging tonloſen Schrittes durch den Kreis der Freunde in den Wald und verſchwand, ohne ſich einmal umgeſehen zu haben.

Am andern Morgen gingen die jungen Leute mit Rago zum Maire und erzählten ihm, was ſie erlebt hatten. Der Maire fand Das alles ſehr natürlich und verſicherte, daß er ihnen Alles hätte ſo vorausſagen können. Als ſie aber verlangten, daß er den ganzen Hergang der Sache zu Protokoll bringen möchte, lachte er ſie aus und ſagte, das verſtünden ſie nicht und dergleichen abergläubiſche Dinge paßten nicht in ein Protokoll und entehrten die Juſtiz. Rago aber rieth er, ſich aus dem Dorfe und ins Gebirge zurückzuziehen. „Denn," fügte er hinzu, „wir Alle wiſſen, wie ſich die Dinge zugetragen und was eigentlich an der Sache iſt. Aber die Leute vom Departement glauben Solches nicht. Der Gendarme möchte wohl gern daran glauben, es iſt ihm aber verboten, und er wird ſeine Anzeige machen, und da könnteſt du, guter Rago, leicht hingerichtet werden. Es iſt alſo am Beſten, du hältſt dich ſo lange im Gebirge verborgen, bis die Wahrheit ans Licht kommt — die Wahrheit ſiegt immer — oder bis die ganze Sache vergeſſen wird."

Rago that, wie ihm der Maire gerathen, und lebte verborgen im Gebirge. Nur von Zeit zu Zeit kam er des Abends herab ins Dorf, um an den Geſprächen der Männer vor der Schenke Theil zu nehmen. Da erzählte er ihnen denn, daß er Animo

sehr oft zu sehen bekomme, daß dieser oft, in der Nacht wie am Tage, schweigend an ihm vorübergehe oder mit großen Schritten von einer Felsenspitze zur andern schreite, daß weder sein Schritt noch sein Sprung irgend einen Ton von sich gebe und daß sich das loseste Geröll unter ihm nicht bewege.

Eines Abends, da Rago wieder ins Dorf kam, hielt er sich vor der Schenke nicht auf, sondern ging schnellen Schrittes an ihr vorüber und nach dem Hause Resa's, der Geliebten Animo's. — „Resa," sagte er, „Animo hat mich heute angesprochen. Er will, daß ich dich hinausführe, denn er wünscht sehr, dich wieder einmal zu sehen."

„Der gute Junge! Er liebt mich also noch immer, das treue Herz!" seufzte Resa und warf ihr Mäntelchen um und setzte das weiße Häubchen auf, um Rago zu folgen.

Als sie an dem Fuße des Berges, der das Thal schließt, und auf der kleinen Hochebene vor demselben anlangten, erblickten sie Animo, der auf einem Felsenblocke saß und ganz so aussah wie sonst. Um ihn herum im Kreise tanzte im Mondenscheine eine große Menge Bären, die sehr lustig zu sein schienen. Rago und Resa erschraken vor diesem Schauspiel und wollten nicht weiter gehen. Aber Animo rief ihnen zu: „Fürchtet euch nicht! Sie thun euch nichts!" — Und die Beiden traten, unbelästigt von den Thieren, in den Kreis und zu Animo. „Seht ihr," sagte er, auf die Bären deutend, „dieß sind die Kinder des ewigen Juden, die ich jetzt zu hüten habe. Kommt nun mit mir in meine Behausung."

Er ging, von den Beiden gefolgt, dem Berge zu, der sich vor ihm als ein langer und dunkler Gang öffnete. Leicht und wie am hellen Tage schritt er durch die Dunkelheit; aber Rago und Resa stolperten bei jedem Schritte und blieben endlich weit hinter ihrem Führer zurück.

„Wo bleibt ihr?" rief er aus weiter Ferne.

„Wir sehen ja nichts und können nicht weiter," antworteten die Beiden.

„Ach ſo! das habe ich vergeſſen," murmelte Animo. Er kehrte um und führte ſeine beiden Gäſte wieder aus dem Gange heraus. Draußen pflückte er zwei gelbe Blumen aus den Kräutern des Berges und gab ſie Reſa und Rago in die Hände. Dann ging er wieder in den Berg, und der Freund und die Geliebte folgten ihm; ſobald ſie in die Dunkelheit traten, fingen die Blumen in ihren Händen gewaltig zu leuchten an, ſo daß ſie jeden Stein auf dem Wege und alle Metalle und Quellen im Innern des Berges ſehen konnten. Nach halbſtündiger Wanderung kamen ſie in einen großen Saal, der ganz mit weißen Metallen und hellen Edelſteinen ausgelegt war, ſo daß er ſich ſelbſt beleuchtete. Animo ſetzte ſich auf eine Bank, und Rago und Reſa ſetzten ſich auf weiße Schemel ihm gegenüber. — „Hier," ſagte Animo, „könnt ihr die Blumen auslöſchen; es iſt hell genug, und ihr braucht noch die Blumen für die Rückkehr."

Sie thaten, wie er ſagte, und die Blumen erloſchen wie Kerzen, da ſie darauf blieſen. Dann warteten ſie, ob ihnen Animo ſagen werde, warum er ſie eingeladen hatte; aber Animo ſchwieg, und ſo fing denn Reſa ſelbſt an:

„Animo, wenn du eine arme Seele biſt, die Erlöſung braucht, ſo ſage es nur grad heraus, und wir werden für dich thun, was möglich iſt."

„Ich?" — ſagte Animo — „ich bin keine arme Seele."

„Alſo," fuhr Reſa fort, „biſt du ein ſeliger Geiſt?"

„Ich?" — ſagte wieder Animo — „ich bin kein ſeliger Geiſt."

„Wenn du keine arme Seele und kein ſeliger Geiſt biſt, ſo lebſt du?"

„Ich?" — lächelte Animo — „ich leben? Ich lebe nicht."

„Alſo biſt du todt?" fragte Reſa.

„Nein, todt bin ich auch nicht," erwiderte Animo.

„Um Gotteswillen, was biſt du denn, wenn du nicht lebendig und nicht todt biſt!" rief Reſa erſchrocken.

„Das iſt eben die ganze Geſchichte," lächelte Animo geheimnißvoll, *dann ſeufzte* er und ſchwieg.

Nach einer langen Pauſe fing er wieder, zu Reſa gewendet, an: „Nun will ich dir ſagen, warum ich dich habe kommen laſſen, Reſa. — Ich habe dich noch immer lieb und frage dich, ob du mich heirathen willſt, wie du es mir verſprochen haſt.“

Trotz Allem zauderte Reſa nicht einen Augenblick, ein vernehmliches „Ja“ auszuſprechen.

„Aber,“ fuhr Animo fort, „ich muß dir vorausſagen, daß du nur todte Kinder zur Welt bringen wirſt, wenn du mich heiratheſt.“

„Dann kann ich es nicht thun!“ ſagte Reſa.

„Du haſt recht!“ ſeufzte Animo und fing an, zu weinen, und Reſa weinte mit ihm. Er trocknete bald wieder ſeine Thränen und ſagte zu Rago: „Nun mich Reſa nicht heirathen will, mußt du, lieber Freund, für ſie ſorgen, und auch für meine Mutter mußt du ſorgen. Ich ſehe es nicht gern, daß du, mein liebſter Freund, auf die Bären ſchießeſt, von denen viele mir ſehr nahe verwandt ſind; du mußt ein anderes Geſchäft und ein einträglicheres anfangen. Werde du ein Schmuggler! So oft du willſt, wird ſich dieſer Berg für dich öffnen, und du wirſt durch dieſen Gang in Einer Stunde auf ſpaniſchen Boden gelangen, während du über die Berge ſechs Stunden brauchſt. Auch biſt du ſo vor den Douaniers ſicher.“

„Gern, gern!“ rief Rago freudig.

„Aber,“ fuhr Animo fort, „ich muß dir eine Bedingung ſtellen. Du darfſt nur Kaffee ſchmuggeln und niemals Tabak. Kaffee muß Jeder trinken, und es iſt keine Sünde, ihn zu ſchmuggeln; mit Tabak iſt es was Anderes, denn Rauchen iſt überflüſſig. Siehſt du, Rago, Das alles weiß ich jetzt ganz gut.“

Rago ging auch auf dieſe Bedingung ein, und Animo verabſchiedete ſeine Beſucher. Die Blumen leuchteten wieder, und als ſie ins Dorf kamen, war es heller Morgen.

Seit damals hat kein Menſch mehr mit Animo geſprochen, obwohl ihm Unzählige in den Bergen begegnet ſind, denn er hat ſeit jener Zeit die Stimme verloren. Er verſucht es wohl, von

Zeit zu Zeit einen Begegnenden anzuſprechen, aber ſeine Lippen bewegen ſich, ohne einen Ton hervorzubringen. In der Nacht ſieht man ihn über die Berge hinſchreiten. Nie hat er Jemand etwas zu Leid gethan. Manchmal kommt er ins Dorf, aber dann iſt er unſichtbar. Reſa hat einmal, da ſie ſchon ſehr alt war, während der Nacht vor ihrem Hauſe ein Geräuſch gehört; als ſie heraus trat, ſah ſie ein Paar Sandalen, mit den Spitzen dem Hauſe zugekehrt, vor dem Fenſter ſtehen, durch das Animo mit ihr zu ſprechen gewohnt war. Sie erkannte die Sandalen als dieſelben, die ſie in ihrer Jugend für ihn geſtrickt hatte. Als ſich die Sandalen in Bewegung ſetzten und fortgingen, merkte ſie, daß Animo in ihnen ſtecken mußte, denn auf einer gewiſſen Höhe über den Sandalen, grade da, wo der Kopf hätte ſein müſſen, ſah ſie eine platte, runde Mütze, die ſich gleichmäßig mit den Sandalen fortbewegte. Zwiſchen ihnen und der Mütze war gerade Platz für einen Mann von Animo's Größe.

Der Saludador.

Eine baskiſche Sage.

Eine Mutter, die ſieben Söhne nach einander in die Welt ſetzt, iſt überall ſiebenfach geſegnet, aber im Lande Escualdunac, d. i. im Lande der Basken dies- und jenſeits der Berge, iſt eine ſolche Mutter hundert- und tauſendfach geſegnet. Denn Einer von den ſieben Söhnen hat unfehlbar am Gaumen oder auf der Zunge das Zeichen des Kreuzes, und der ſo Gezeichnete iſt ein Saludador oder Enſalmador. Ein Saludador oder Enſalmador aber iſt ein vor Allen auserwählter Menſch, ein von Gott beſonders Gebenedeiter. Er iſt beſtimmt, die Menſchen zu heilen, den Leidenden zu helfen; er iſt ein Arzt der Aerzte, ein Helfer unter den Helfern, ein Obſieger des Todes, ſoweit der Menſch,

der ſterbliche, dem Tode obſiegen kann. Es gibt nämlich zweierlei Tode, den nothwendigen Tod und den überflüſſigen Tod. Der nothwendige Tod iſt der unabwendbare, von Gott ſeit Ewigkeit und Weltanfang vorher beſtimmte; dem entrinnt keine Kreatur, vor dem kann auch keine Kreatur ſchützen und ſchirmen. Der überflüſſige Tod iſt derjenige, der aus Vernachläſſigung, aus ſchlechter Behandlung, zumeiſt aus der Unwiſſenheit der ſtudierten Aerzte entſpringt. Dieſer überflüſſige Tod tödtet die meiſten Menſchen, lange bevor ſie das ihnen beſtimmte Ziel erreicht haben. Sie könnten ſich noch viele, viele Jahre des Lebens erfreuen und in voller Geſundheit, wenn nicht die Aerzte wären. Gegen dieſen überflüſſigen Tod und gegen die Aerzte iſt der Saludador ein Retter und Heiland, vom oberſten Heiland ſelber in die Welt geſchickt, wie deſſen Wappen auf Gaumen oder Zunge beweist. Der Saludador erkennt ſogleich jede Krankheit, und wenn es ein Mittel gegen dieſelbe gibt, auch ſofort das Mittel, und ſei es in einem Waſſer, in einer Pflanze oder in einem Thiere verſteckt. Glücklich iſt der Saludador, denn er wird geehrt, wie es ein auserwählter Helfer verdient, und die Schätze der Welt fließen ihm zu in ſo großen Strömen, als er nur will.

Dieß alles wußte aufs Genaueſte der arme Mann Celhabe Santz, der in Malmaçon Haus hielt. Darum iſt es kein Wunder, daß er trotz ſeiner Armuth die Axt, mit der er eben vor ſeiner Hütte Holz ſpaltete, mit Verachtung weg und ſeine Baskenmütze jubelnd in die Luft warf, als ihm die Hebamme ankündigte, daß ſeine Familie ſich ſo eben vermehrt und daß ihm ein ſiebenter Sohn geboren ſei. Sofort verſammelte er ſeine ſechs ältern Söhne, die ſich auf dem Hofe herumtrieben, ſtellte ſie in Reihe und Glied gegen die Sonne gerichtet, ließ ſie ihre Mäuler ſo weit als thunlich aufſperren und unterſuchte ihre Zungen und Gaumen mit gewiſſenhafteſter Aufmerkſamkeit. Aber keine Spur von einem Kreuze! Unter den ſechs Jungen fand ſich der Saludador nicht, und der Vater beurlaubte ſie mit Verachtung und ging in die Stube, um den Neugeborenen zu herzen und zu küſſen, denn

dieſer mußte der Saludador ſein. Zwar fand ſich auch in deſſen Munde das Kreuz noch nicht, aber das konnte den wiſſenden Vater nicht erſchrecken, denn das Kreuz kommt auf Zunge oder Gaumen erſt dann zum Vorſchein, wenn der Saludador ſein erſtes Vater Unſer oder Ave Maria ſagen kann, ebenſo wie ſich ſeine Heilkraft erſt im dreizehnten Lebensjahre zeigt. Celhabe Santz faßte ſich alſo in Geduld, ſo that auch ſeine Ehegattin. Beide vereinigten ſich, den Knaben, den ſie Betiri nannten, aufs Sorgfältigſte zu pflegen, und eine Bürgſchaft, daß ſie einen wirklichen und wahrhaftigen Saludador pflegten, fanden ſie in den wunderbar ſanften und gutmüthigen, nicht im Mindeſten weinerlichen Weſen des Kindes.

Nun aber gibt es zweierlei Arten von Kindern: ſolche, die durch zärtliche Behandlung beſſer werden, und ſolche, die durch dieſelbe Behandlung anſpruchsvoll, eigenſinnig, launiſch und böſe werden. Es zeigte ſich bald, daß der kleine Betiri glücklicherweiſe zu der erſten Art gehörte. Kaum war er groß genug, um irgend eine Willensmeinung äußern, irgend eine Handlung vornehmen zu können, als er ſich ſchon voll guten Willens, hülfreich und liebend zeigte. Für die Aufmerkſamkeit, mit der er als ein künftiger Saludador von ſeinen Eltern, Geſchwiſtern und vom ganzen Dorfe behandelt wurde, war er außerordentlich dankbar und bei jeder Verehrung, die ihm angethan wurde, faſt gar ſehr beſchämt, beſcheiden und demuthsvoll. In ſeiner Güte beeilte er ſich auch, auf Andringen ſeines Vaters das Vater Unſer und das Ave Maria zu erlernen, und es war großer Jubel im Hauſe und im Dorfe, als ſich ſchon einen Tag darauf das bewußte Kreuzchen, das ſichere Zeichen eines Saludadors, auf ſeiner Zunge zeigte. Mit ſeinem Verſtande erkannte er bald, was das zu bedeuten hatte, und im Bewußtſein ſeines hohen Berufes als Helfer in Schmerzen wurde er ſtill und nachdenklich und immer liebevoller und ſinniger. Tage lang irrte er auf Bergen und in Thälern umher und ſuchte ſich mit den Pflanzen und Pflänzchen bekannt zu machen, die ihm einſt die wunderbaren Heilmittel

liefern ſollten. So ging er oft ſehr früh ſchon mit nackten Füßen durch den Morgenthau, und wenn er, ohne es zu wiſſen, auf das zauberhafte Goldkraut trat, ſchlief er ein und verſtand die Sprache der Vögel, Hunde und Wölfe und das Geflüſter der Blätter und der kleinſten Pflänzchen; da erfuhr er denn wunderbare Dinge und unter Anderem auch, wie gern, wie unendlich gern und freiwillig alle Pflanzen, Thiere und Geſteine ihre Geheimmittel hergeben, um den Menſchen zu helfen, wenn die Menſchen nur guten Willen genug haben und Kenntniß genug, ſich ihrer zu bedienen. Dieſe Güte und Hülfsbereitwilligkeit, der er überall in der Natur begegnete, rührte ihn ſehr und gab ihm eine gute Lehre.

Während er ſo durch Berge und Thäler irrte, führten Vater, Mutter und Brüder ein Freudenleben. Von Arbeit war nicht mehr die Rede; Hacke und Pflug roſteten im Winkel; kaum daß ſich Celhabe Santz manchmal dazu hergab, etwas Kaffee oder Tabak für die Kaufleute von Bayonne auf verſteckten Pfaden über die Gränze zu bringen, wie ſehr er auch dieſes Geſchäft dermaleinſt geliebt hatte. „Warum ſollten wir uns auch plagen?“ ſagte er, „Betiri wird uns Schätze ins Haus bringen und uns zu reichen Leuten machen!“ — Schon wählte der Alte in ſeinen Gedanken Häuſer, Schlöſſer und Güter aus, welche er einſt kaufen wollte, wenn ſein Sohn nur erſt Kaiſer und Könige, Prinzeſſinnen und Baroninnen geheilt haben werde. Die Barone von Escairac ſchwebten ihm immer vor den Sinnen, denn deren Güter und Titel ſtammten der Sage nach alle von einem Saludador, den ſie in der Familie gehabt und der einen engliſchen Prinzen von der engliſchen Krankheit geheilt. Schon ſah ſich der alte Celhabe als Baron und in einem Schloſſe wohnend und Wein von Frontignan und von Alicante trinkend. Indeſſen aber lebte er, wie man zu ſagen pflegt, auf Puff und machte Schulden. Je größer die Schulden wurden, deſto mehr freuete er ſich, denn ſie waren ihm wie ein Kalender, der das Heranrücken der Zeit ankündigte, da ſein Sohn als Saludador zu praktizieren und Schätze zu ſammeln anfangen ſollte.

Der dreizehnte Geburtstag war ein Feſttag fürs ganze Dorf. Alles kam, um ihm zu gratulieren; der Vater berauſchte ſich, die Mutter weinte vor Freuden. Schon an dieſem Tage hatte Betiri vielfache Gelegenheit, ſeine wunderbare Gabe zu bewähren, denn es hatten ſich auf den Ruf hin ſehr viele Kranke aus der ganzen Umgegend im Dorfe verſammelt. Zuerſt kam eine ſchöne junge Frau mit glänzenden Augen. Die klagte über Schmerzen im Herzen, das manchmal ſo klopfe und hüpfe, als ob es die Rippen durchbrechen wollte. Betiri legte die Hand auf ihr Herz, ſchloß die Augen und hatte wunderbare Geſichte. Dann fing er zu ſprechen an und beſchrieb ihr eine ſchöne rothe Blume, mit vielen hängenden rothen Glocken, und beſchrieb ihr genau den Ort, wo ſie die Blume finden werde, und die Art der Zubereitung und des Gebrauches. So that er auch mit allen anderen Kranken, die ſich herbeidrängten, und die Kranken und Geſunden horchten mit einer Andacht, als ob ſie in der Meſſe wären. So gütig und milde war Betiri bei alledem, und man ſah, wie ſeine Hand und ſeine Stimme den Kranken ſo wohl thaten, daß ſchier die Geſunden gewünſcht hätten, auch krank zu ſein, um ſich nur von ihm heilen zu laſſen.

Nach etlichen Tagen kamen alle die Kranken wieder zurück, einer nach dem andern, und alle mit fröhlichen Geſichtern, denn ſie waren geheilt und geſund. Da ſah man erſt, wie wenige Menſchen zu ſterben brauchten, wenn es nur viele Saludadores gäbe. Alle die Kranken brachten ihre Gaben mit, um dem Helfer zu danken, die Einen in Säcken, die Andern in Körben, die Dritten in klingender Münze. Der Vater, Celhabe Santz, machte Schränke und Kiſten und Beutel bereit, oder vielmehr, da er keine Beutel hatte, anſtatt der Beutel rothe und blaue Strümpfe, als in welchen ſich klingende Münze gut und geräuſchlos aufbewahren laſſe. Er öffnete beide Hände, um in Empfang zu nehmen, aber er öffnete auch den Mund und blieb mit offenen Händen und offenem Munde ſprachlos und erſtarrt ſtehen, als Betiri den Geneſenen erklärte, ſie möchten nur ihre Gaben wieder

heim nehmen, denn er sei nicht gewillt, sich seine Kraft, die ihm Jinco ona, d. i. der Gott der Güte, geschenkt habe, von seinen leidenden Brüdern und Schwestern bezahlen zu lassen. Auch die Genesenen waren Anfangs erstaunt und widersprachen dem Saludador, aber man muß es zu ihrem Lobe sagen, daß sie sich schnell beruhigten und mit ihren Geschenken abzogen, alle die Güte des Saludadors lobend und rühmend. Viele von ihnen drängte ihr dankbares Gemüth in die Schenke, wo sie auf sein Wohl spanischen Wein tranken. Der Vater erholte sich nur langsam von dem Schrecken, den ihm Wort und Handlungsweise seines Sohnes verursachten. Als er sich erholt hatte, sagte er zu sich selber: „Bon! Mein Betiri ist ein kluger Junge, der weiß, was er thut. Solche Großmuth ist ein Kapital, das gute Prozente bringt; sie macht einen guten Ruf, der weit geht und die Kranken aus der Ferne herbeilockt. Auch ist es vielleicht nützlich, ein solches Erstlingsopfer darzubringen. Was schlecht anfängt, endet oft gut; sagt das Sprüchwort:

Maiaza Noz
Urtea boz,“

d. i. Maienfrost gibt guten Most.

In der That verbreitete sich der Ruf des neuen Saludadors, wie es der Vater gehofft hatte, sehr schnell. Die Kranken kamen von nah und fern, und Betiri heilte die Heilbaren mit mirakuloser Schnelligkeit. Aber Betiri blieb seinem Grundsatze, sich nicht bezahlen zu lassen, mit einer Hartnäckigkeit getreu, die seinen Vater und seine ganze Familie in Verzweiflung brachte. „Ich müßte mich ja vor mir selber schämen,“ sagte er. „Gibt doch selbst das böseste Gifkraut seine Heilkraft umsonst und ohne Bezahlung, und ich, ein vernünftiger Christenmensch, sollte mir die Kraft bezahlen lassen, die ich selbst als eine unverdiente Gabe erhalten habe?!“ — Wenn er so sprach, war der Vater oft nahe daran, ihn durchzuprügeln, da er aber eine gewisse Scheu hatte, an einen Saludador Hand zu legen, begnügte er sich damit, ihn

aufs Gründlichſte zu verachten. So oft er die Axt in die Hand nahm, um zu arbeiten, denn er mußte nun wieder arbeiten, um zu leben und um ſeine Schulden zu bezahlen, ſah er ihn mit einem vorwurfsvollen Blicke an, und ſo thaten auch die Brüder, wenn ſie zur Arbeit gingen oder an die Gränze, um zu ſchmuggeln. — „Da du nichts thun willſt, um deine Familie ſo groß zu ernähren, wie du es könnteſt," ſagte einſt der alte Celhabe zu ſeinem Sohne, „ſo biſt du auch nicht werth, mit ihr an einem Tiſche zu eſſen." — Und er wies ihm einen Platz an der Schwelle an. Da ſaß nun der arme und ſchöne Saludador und aß aus einer irdenen Schüſſel, die vor ihm auf der Schwelle ſtand, die ſchlechteſten Biſſen, während die Eltern und die Brüder am Tiſche ſaßen und das Beſte von Dem verzehrten, was ſie von Zeit zu Zeit hinter dem Rücken Betiri's denn doch den dankbaren Geneſenen abnahmen. — Einmal ſo betrachtet und ſo geſtellt im Hauſe, wuchs die Verachtung immer ſchneller und ſchneller. Der Vater ſuchte nach Urſachen der ſonderbaren Handlungsweiſe ſeines Sohnes und fand ſie endlich in der Dummheit, denn nur ein Dummkopf könne die gute Gelegenheit, ſich zu bereichern, ſo vorübergehen laſſen; die Beſtätigung ſeiner Vermuthung fand er in der Geduld, mit welcher Betiri die Verachtung und die Mißhandlung des ganzen Hauſes ertrug. In Folge dieſes Nachdenkens erklärte er ſeinen Sohn für einen Eſel, denn auch der Eſel trage ein Kreuz auf dem Rücken, wie Betiri auf der Zunge; nur ſei der Eſel noch klüger, da er es dort trage, wo es zu tragen leichter ſei. Von nun an hieß Betiri im ganzen Hauſe nur noch der Eſel. „Wo iſt der Eſel?" fragte man, „was macht der Eſel?" Jeden Morgen grüßte ihn der Vater aufs Höflichſte: „Guten Morgen, Eſel! — Gut geſchlafen, Eſel?" — Bald hatte man vergeſſen, daß er Betiri heiße.

Sonderbar genug ging es im Dorfe Malmaçon beinahe ebenſo wie im Hauſe. Anfangs bewunderte man den Saludador wie einen Heiligen und ſeine Gabe wie ein Mirakel; man pries auch ſeine Großmuth, mit der er ſeine Heilkraft an Alle und

ohne Lohn ausspendete. Aber der Mensch ist ein höchst sonderbares Geschöpf; sowie er zwei Ohren, zwei Nasenlöcher, zwei Augen, zwei Reihen Zähne, zwei Hände ꝛc. hat, so hat er auch zwei Sinne, zweierlei Gedanken, die immer mit einander disputiren und zanken. Sagt heute der eine Gedanke Ja, so kann man sicher sein, daß morgen der andere Nein sagt. Sehen die Menschen, daß Einer mit Leichtigkeit Schätze und ein behagliches Leben erwirbt, werden sie neidisch und gönnen ihm nicht den Tropfen Wasser, den er ebenso braucht, wie der Dürftige; vernachlässigt aber derselbe, sich reich zu machen, dann rechnen sie ihm das schier wie ein Verbrechen an, und wenn sie ihn dafür nicht strafen können, so verachten sie ihn wenigstens. So sagten sie in Malmaçon von Betiri, nachdem sie ihn gehörig bewundert hatten, nur noch, daß er sehr gut sei, später nur noch, daß er gut sei, und noch später, da sie ausgerechnet hatten, wie reich er schon sein könnte, und da sie sahen, daß er es noch nicht war, sagten sie einfach: „Betiri ist gut und dumm.“ In dieser Stimmung war es den Leuten von Malmaçon sehr leicht, auf die erhitzte Stimmung der Familie Santz einzugehen. Man fand die Entrüstung des alten Celhabe über seinen ungerathenen Sohn höchst gerechtfertigt, und da man den Witz des alten Celhabe kennen lernte, wurde er einstimmig im Dorfe adoptirt, und wenn Betiri zu einem Kranken ging, um zu helfen, sagte man: „Da geht der Esel! — Der Esel hat wieder eine gute Kur gemacht, der Esel hat wieder ein einziges Kind gerettet, der Esel hat wieder eine Mutter von sechs Kindern geheilt,“ waren nun stehende Redensarten. So hatte denn Betiri einen Spitznamen anstatt eines Baron- oder Grafentitels, wie sein unglücklicher Vater gehofft hatte; und wer einen Spitznamen hat, der ist gerichtet.

Betiri wußte sehr wohl, wie er im Hause und im Dorfe hieß; ob er sich aber darum kümmerte oder nicht, konnte ihm Niemand ansehen, denn er war immer mild und freundlich und immer bereit, Jeden anzulächeln, der ihn nur anredete. Doch konnte er es am Ende nicht mehr im Dorfe aushalten. Niemand

ging mit ihm um; Alles verachtete ihn oder zuckte die Achſel zu jedem Worte, das er ſprach. Einſam und verlaſſen irrte er auf den Bergen umher und ſuchte Kräuter. Im Hauſe wollte man ihm kaum mehr zu eſſen geben, „denn," ſagte man, „wir müſſen arbeiten, du aber trägſt nichts zum Haushalte bei." Das war freilich wahr. Die Kranken konnten oft, trotz der beſten Beſchreibung der Pflanzen und der Oertlichkeit, da ſie wachſen, Pflanzen und Oertlichkeiten nicht auffinden. Da machte ſich Betiri ſelber auf, die Heilmittel aufzuſuchen, und damit verging ihm ſo viel Zeit, daß ihm keine zur Arbeit mit der Axt übrig blieb. Die Vorwürfe ſeines Vaters und ſeiner Brüder ſchienen ihm gerecht, und er beſchloß, das Haus zu verlaſſen, um ihnen nicht zur Laſt zu fallen. Niemand hielt ihn auf, als er eines Tages ſeine kleinen Habſeligkeiten und die getrockneten Kräuter zuſammenpackte und auf den Berg in den Wald zog, um hoch über dem Dorfe eine verlaſſene Wächterhütte der Douaniers zu bewohnen. Die Hütte war ſo ſchön gelegen. Verſteckt hinter alten Bäumen, wie es ſo eine Lauerhütte ſein muß, und grün, wie die ganze Umgebung, hatte ſie durch verſchiedene Lichtungen die Ausſicht auf die beiden ſchönen Länder Spanien und Frankreich. Stieg man auf den alten, knorrigen Eichenbaum, der ſie überdachte und der ganz mit Miſtelzweigen beſät war, konnte man auch das Meer glänzen ſehen, das große Meer, den Ozean. Die Kranken fanden ihn auch dort oben, wo er auf einer Raſenbank vor der Hütte ſaß und ihnen ſeinen heilenden Rath ertheilte. Waren ſie zu ſchwach, um hinaufzuſteigen, dann kam er hinunter ins Thal. In den Stunden, die ihm die Kranken übrig ließen, ſchnitzte er allerlei Figürchen in Holz, welche dann Maña in der Stadt verkaufte, und der Ertrag reichte hin, ihn zu ernähren. Er brauchte ſo wenig. Maña war ein junges Mädchen aus Malmaçon, das er von einem böſen Uebel befreit hatte und das ihm treu und anhänglich blieb, obwohl er im ganzen Dorfe der Eſel hieß. Sie kam geheim zu ihm, weil es ihr ihre Eltern nicht erlaubt hätten, ihn in ſeiner Einſamkeit zu beſuchen; denn die Sitten ſind ſtreng

im Lande der Escualdunac, und Betiri war um jene Zeit schon nahe an achtzehn Jahre alt. Maña hielt es auch für ihre Pflicht, ihm manchmal Vorwürfe und Vorstellungen zu machen und ihm zu beweisen, daß es thöricht sei, eine so gute und einträgliche Gabe eines Saludadors nicht besser zu benutzen. „Siehe," sagte sie, „wenn du dir nur Haus und Hof erwerben wolltest, dann könntest du mich heirathen, und wir wären so glücklich!" — Betiri antwortete auf solche Reden immer nur: „Ich kann meine Seele nicht verkaufen, auch um dich nicht, du gute Maña!" — Die gute Maña blieb nach solcher Antwort gewöhnlich einige Tage aus, aber am Ende kam sie doch immer wieder.

So lebte Betiri in der Einsamkeit und, da es unten im Dorfe Malmaçon keine Kranken mehr gab, von seinen Landsleuten fast vergessen. Da begab sich etwas Merkwürdiges. Eines Tages, da er vor seiner Hütte saß und traurig hinunterblickte in sein Dorf, bemerkte er daselbst eine ungewöhnliche Bewegung. Bald darauf sah er viele seiner Landsleute, Männer und Weiber, auf den kürzesten Pfaden den Berg heraufklettern. Sie schienen Alle in großer Eile, und als sie vor ihm standen, waren sie so athemlos, daß sie kein Wort hervorbringen konnten, obgleich Jeder von ihnen mit ihm sprechen und ihm etwas mittheilen wollte. Aus der Freundlichkeit und Dienstfertigkeit, mit der sie ihn umgaben, hätte Betiri, wäre er nur etwas argwöhnisch gewesen, leicht schließen können, daß sich irgend etwas zu seinen Gunsten zugetragen habe. Aber er hatte immer die beste Meinung von den Menschen, und so etwas fiel ihm nicht ein. Auch war er in dem Augenblick sehr zerstreut, denn sein Auge haftete auf dem großen Wege, der zu ihm heraufführte und auf dem sich ein sehr seltsamer Zug von Fußgängern und Reitern fort- und ihm entgegenbewegte. Pferde und Maulthiere und Herren in Gold und Sammet bildeten diesen Zug; an seiner Spitze ging der alte Celhabe Santz als Führer. Das schöne Schauspiel betrachtend, überhörte Betiri, wie seine Landsleute, endlich halb und halb zu Athem gekommen, etwas vom König

und von der Königin von Spanien zu erzählen versuchten. Als der Zug sehr nahe kam, erkannte er wohl, daß er fremde und große Herren und ihre Dienerschaft empfangen sollte. Er stand auf und ging ihnen entgegen. Da sah er nichts als sammtne Wämmser, seidene Strümpfe, goldene Ketten, diamantne Dolchgriffe, lange, spitze Degen, Hüte mit Federn von ausländischen Vögeln, lange Nasen, schwarze Augen, spitze Bärte. In der That waren es Hidalgos, Dons, Sennores, Granden, Dugues, Riccos hombres, wie sie Betiri aus den Bildern kannte. Das Schönste in all der Pracht schien dem guten Betiri das lächelnde und freundliche Gesicht, mit dem ihm sein Vater guten Morgen sagte, wie er es seit lange nicht gethan, und das liebende Wort, mit dem er seinen Sohn dem vorausreitenden Herrn als den Saludador vorstellte. Dieser besagte Herr präsentirte sich als Herzog, Feldmarschall, Grande von Spanien und Staatsminister und Kanzler seiner katholischen Majestät und fing in stolzer, ruhiger und breiter Rede an, dem Saludador den Zweck seines Besuches auseinanderzusetzen, immer zu Pferde und immer ohne nur den Hut zu berühren, denn dieß thut ein Grande von Spanien nimmer und nimmermehr. Er sprach: „Ihre katholische Majestät, Isabella, Königin von Spanien — folgen sämmtliche Titel, deren Aufzählung zu viel Raum und Zeit einnehmen würde — leidet seit einer Reihe von Jahren an einer Reihe ungenannter Uebel, an deren Hebung sämmtliche berühmte Aerzte Europa's, Asia's und Afrika's, also christliche wie maurische, vergebens gearbeitet haben. Seine katholische Majestät, Don Philipp, König von Spanien — folgen sämmtliche Titel — in seinem Kummer über das Leiden Ihrer katholischen Majestät, Isabella, Königin von Spanien — folgen sämmtliche Titel — die er mit erhabenem Herzen liebt, so weit es Sitte und Anstand einem König von Spanien erlauben, hat in seiner großen Betrübniß geruht, den Bericht von den wunderbaren Kuren des Saludadors anzuhören, und hierauf im Einverständniß mit der allerhöchsten Kranken, Isabella, Königin von Spanien, — folgen

die Titel — beſchloſſen, den Saludador Betiri vermittelſt der pompöſeſten Geſandtſchaft an das hohe Krankenbett kommen zu laſſen. Und ſo komme ich, Don Antonio José Inigo Rodriguez Pedro Juan Fernando Gomez, Herzog von Geferes y Zores, Marquis von Dolores, Graf von Nipecho, Feldmarſchall, Großadmiral, Staats- und Hausminiſter, Ritter des Ordens von Calatrava, Komthur des Iſabellenordens ꝛc. ꝛc., Gouverneur von Chalaſo, Stallmeiſter, Oberjägermeiſter, Exzellenz und Hoheit, Grande von Spanien ꝛc. ꝛc. ꝛc., um dich, Betiri Santzio, im Namen Seiner katholiſchen Majeſtät, Don Philipps, Königs von Spanien — folgen ſämmtliche Titel — aufzufordern, daß du mir folgeſt an den Hof von Valladolid, um deine hohe Heilkraft, von der der Ruf bis in die Königreiche gedrungen, an der allerhöchſten, erhabenſten, gnädigſten Königin zu bewähren, ſo weit es Sitte und Anſtand erlauben."

Wir geben hier nur einen ſehr kurzen Auszug der Rede des Herzogs von Geferes, welche alle Welt ermüdet hatte, nur nicht Betiri, der mit großer Aufmerkſamkeit zuhörte bis ans Ende. Wir übergehen die Verſprechungen von Ehren, Würden und Schätzen, welche der Herzog für den Fall der Geneſung an ſeine Rede geknüpft hatte und deren Länge wieder alle Welt ermüdete, nur nicht den Vater, Celhabe Santz, der mit großer Aufmerkſamkeit zuhörte bis ans Ende. Betiri verbeugte ſich einfach und erklärte, daß er gern bereit ſei, dem Herzog zu folgen und ſeine Kraft an der kranken Königin zu verſuchen. Er ging in die Hütte und legte ſeine Sonntagskleider an und beſtieg dann einen ſchön geſattelten Mauleſel, der für ihn bereit ſtand. Der Vater ſchrie mit Thränen in den Augen, daß er ſeinen geliebten Sohn nicht verlaſſen könne, und der Herzog befahl, daß man auch ihm einen Mauleſel gebe. So ſetzte ſich der Zug in Bewegung, obwohl es in Folge der langen Rede des Herzogs und der Aufzählung der Titel ſehr ſpät geworden war. Voran ritt der Herzog von Geferes; ſein Gefolge nahm Betiri in die Mitte, daß er ſchier ausſah, wie ein Gefangener. Der Vater Celhabe ritt ſo nebenher.

Alles Volk rief: „Vivat und glückliche Reiſe!“ und Betiri winkte freundlich mit der Hand und lächelte, obwohl ihm Thränen in den Augen ſtanden und es ihm ein Weniges weh that, die ſtille Hütte zu verlaſſen. Aber er mußte ja fort: ſein hoher Beruf trieb ihn ſtärker, als die bewaffneten Männer, die ihn umgaben. Der Zug wand ſich wie eine glänzende Schlange, die ein Vöglein entführt, um den Berg, nach Süden zu, nach Spanien.

Nun aber gibt es keinen luſtigeren Weg, als der Weg iſt, der von Malmaçon nach Spanien führt. Fortwährend begegnet man frommen Pilgern, die von oder nach San Jago di Compoſtella ziehen und die heilige Lieder ſingen. Auf den Bergen ſitzen die Ziegenhirten, die ſingen heitere und traurige Lieder, und die Kontrabandirer ſingen, wenigſtens ſo lange ſie auf ſpaniſchem Boden ſind, laute Lieder, die klingen wild und herausfordernd wie Kriegslieder. Auch die Mauleſeltreiber haben ihre beſonderen Lieder, die von den Glocken am Halſe ihrer Thiere und von den Schellen an den Sätteln begleitet werden; ſo haben auch die andern Reiſenden ihre Lieder, ſpaniſche, gascogniſche oder in der Escuanenſprache. Von ferne glänzt und rauſcht das Meer; die Bidaſſuet murmelt freundlich. Auch durch das Thal Ronceval kommt man, wo Roland erſchlagen ward, und ſieht man daſelbſt die Ueberreſte vieler Wunder, die er und der Erzbiſchof Turpin vollzogen haben. Dann kommt man noch an viele geweihete Orte aus den Zeiten der Heiligen. Das alles machte die Reiſe fröhlich, obwohl die ſpaniſchen Granden ſehr ſchweigſam waren. Nur Eins that Betiri wehe, daß er an den vielen Kranken und Preßhaften vorbei mußte, die ſich überall auf ſeinem Wege verſammelten, ohne daß er ihnen helfen konnte, denn der Herzog von Geſeres eilte, ihn an den Hof nach Valladolid zu bringen, und geſtattete ihm nicht den kürzeſten Aufenthalt. Er vertröſtete ſie auf ſeine Rückkehr und verſprach ihnen, ſich dann ja gewiß überall ſo lange zu verweilen, bis er geholfen, wo zu helfen iſt.

Nach beinahe zwölftägigem Ritte kamen ſie in Valladolid an.

Da sah es fast seltsam und sehr prächtig aus, denn in den Gassen überall sah man so viele Granden, Hidalgos, Erzbischöfe, Bischöfe, Inquisitoren und Mönche, daß das gemeine Volk in diesem Tumult ganz verschwand und man nur große oder geistliche Herren zu sehen bekam. Alle diese Herren gingen in sammtnen Schuhen, und in den Straßen lag das schönste Stroh, um jeden Lärm zu vermeiden, denn die Königin war sehr krank. Es war fast Furcht einflößend, wie stille es in der Stadt war, und die Maulesel, denen man ihre Glocken abgenommen, waren unheimlich anzusehen, wie sie so tonlos hingingen. Das alles hatte der König selbst durch ein strenges Dekret angeordnet, denn er liebte seine Königin, so weit es Sitte und Anstand erlaubten. Betiri wurde nicht sogleich in den königlichen Palast gebracht, sondern in einen kleinen Nebenpalast, wo man ihm und seinem Vater ein kostbares Mahl auftrug, dazu keinen spanischen Wein, weil dieser in Spanien zu gemein ist, sondern eitel französische Weine, als die seltenern.

Nach dem Mahle trat der Oberstthofmeister, ein alter, steifer Herr, in das Gemach, um Betiri zu unterrichten, wie er sich vor der Königin zu benehmen habe, wie er sich verbeugen, wie er niederknieen, wie er die Majestät ansprechen müsse u. s. w. Betiri hörte Alles mit Aufmerksamkeit an, als der Oberstthofmeister aber seinen Lehren hinzufügte, daß die Königin nicht berührt werden dürfe, widersprach Betiri und sagte, daß er sie gewiß berühren werde, auf der Stirne, auf dem Herzen, je nach der Krankheit, da er ihr jedenfalls die Hand auflegen werde.

Der Oberstthofmeister schlug die Hände über dem Kopf zusammen und rief: „Die Königin von Spanien berühren! — Das verbietet die Etiquette, das verbieten die Reichsgesetze, das ist ein todeswürdiges Verbrechen!“ Betiri aber blieb dabei und versicherte, daß, wenn er auch sterben müsse, er die Königin doch berühren werde, wenn er eine Berührung für nothwendig halte.

Der Oberstthofmeister gab sich alle Mühe, Betiri von seinem

Starrſinn abzubringen; er ſtellte ihm vor, wie das geradezu eine Unmöglichkeit ſei, etwas Unerhörtes, etwas, was von Weltanfang nicht vorgekommen und bis zum Weltuntergang hoffentlich nicht vorkommen werde. — „Ich wenigſtens," verſicherte der alte Oberſthofmeiſter mit einem höchſt ſchmerzlichen Lächeln, „ich wenigſtens wünſche den Tag nicht zu erleben, da die Königin von Spanien berührt wird."

Betiri aber beharrte auf ſeinen früheren Worten. Der Oberſthofmeiſter warf ihm einen Blick voll Wuth zu und ging, indem er vor ſich hin die Worte murmelte: „Ich hoffe, Ihre Majeſtät werden groß genug denken, lieber ſterben zu wollen, als ſich durch eine Berührung heilen zu laſſen; das wäre eine theuer erkaufte Geſundheit, ein theuer erkauftes Leben!"

Die Nachricht, die der Oberſthofmeiſter zu Hofe brachte, verurſachte daſelbſt allgemeine Beſtürzung. Wenn der Saludador wirklich nur durch die Berührung heilen konnte, dann entſchwand jede Hoffnung auf Geneſung, dann mußte man die gute Königin aufgeben. So urtheilte der ganze Hof. Der Staatsrath verſammelte ſich, um dieſe ſchwierige Angelegenheit zu berathen; ſofort theilte er ſich in zwei Parteien. Die eine rieth, man ſolle die alte Etiquette aufgeben, um die Königin zu retten, die andere, man ſolle lieber die Königin als die Etiquette aufgeben. Eine Mittelpartei, die ſich im Laufe der vieltägigen Berathungen bildete, rieth, Betiri auf die Folter zu legen, um von ihm herauszubringen, ob die Berührung unbedingt nothwendig ſei und ob er auf den Gedanken nicht aus Ehrgeiz oder bäuerlichem Unverſtand gerathen.

So ſtritt man durch viele Tage und konnte zu keinem Entſchluß kommen. Betiri wußte, was vorging, denn Hof und Stadt nahmen Theil an der Diskuſſion und theilten ſich ebenfalls in Parteien. Indeſſen verſtrich eine koſtbare Zeit, und die Königin wurde immer übler. Ach, dachte Betiri, könnte ich nur zu ihr gelangen, ich würde ihr helfen, ohne erſt die Miniſter zu befragen, und ſollte ich nachher hundert Mal gefoltert werden

oder sterben müssen. Mit solchen Gedanken voll Mitleidens mit der schönen Königin sah er eines Tages hinüber nach dem königlichen Palaste, und da bemerkte er, daß von den beiden Treppen, die ins Innere führten, die eine mit viel mehr und mit dickeren Teppichen belegt war als die andere. Diese Treppe, dachte er, führt wahrscheinlich zu den Krankenzimmern; die dicken Teppiche sind nur da, um die Schritte unhörbar zu machen. Wenn ich diesen Teppichen folgte, käme ich vielleicht in die Zimmer der Königin!

Je länger er über diesen Gedanken brütete, desto mehr erschien es ihm als seine Pflicht, den Versuch zu machen und in die Gemächer der Königin einzudringen, sie so schnell als thunlich zu heilen, bevor es vielleicht zu spät würde.

Als es Abend und sehr dunkel wurde, zog er die Schuhe vom Fuße und schlich in den Strümpfen auf die gewisse Treppe. Mit einem Satze war er oben und sah in einen langen, langen Gang, durch den eine doppelte Reihe von dicken Säulen lief, die sich in dunkler Ferne verlor. In der langen Galerie waren wohl viele Lampen angezündet, aber die dicken Säulen warfen sehr breite Schatten, und Betiri sprang nun, wie ein Eichhörnchen von einem Zweige zum andern, von einem Schatten in den andern, und zwar in seinen Strümpfen und auf den dicken Teppichen, so lautlos, daß ihn die Wachen, die dort und da aufgestellt waren, gar nicht hörten. Auch muß man gestehen, daß die Wachen sehr nachlässig waren, ebenso wie die Höflinge, die er bald in einem großen Saale zu Gesichte bekam; es ging da überall so ordnungslos her, wie unter einem Gesinde, dessen Herr oder Herrin für verloren gehalten wird. Das dachte auch Betiri und nahm sich vor, Alles daran zu setzen, um bis zur Königin vorzudringen. In der Galerie hatte manche Wache ihren Posten verlassen, im Saale, in den er aus der Galerie trat, scherzten die Diener und Kammerjungfern mit einander; die vielen Säle, die dann folgten, waren ganz leer und sehr spärlich beleuchtet. So kam er mit Schleichen und Huschen und Warten unbemerkt

an einen rothsammetnen Vorhang, hinter dem es ganz unheimlich still war. Er zog ihn sachte aus einander, und siehe da, er blickte in die Krankenstube der Königin. Da lag sie auf ihrem weißen Lager, über dem die Krone hing, von einer umflorten Lampe nur schwach beleuchtet, so krank, so blaß, so mager, aber auch so schön, so sehr schön! Betiri wollte mit einem großen Schritt auf das Lager zugehen, aber er bemerkte noch zur rechten Zeit eine alte, steife Dame, die nahe dem Bette der Königin in einem Lehnstuhl saß und schlummerte. Er schlich nun leise an das Bett und betrachtete die schöne kranke Königin, die ebenfalls zu schlummern schien. Aber plötzlich öffnete sie die großen matten Augen, sah Betiri mit Lächeln an und sagte mit leiser Stimme: „Du bist der Saludador, ich weiß es. O rette mich, Saludador!"

Der Saludador neigte sich zu ihr hinab, legte ihr seine linke Hand auf die Stirne und die rechte auf das Herz und sprach: „Jetzt sage mir, was du leidest." Und die Königin fing an, ihm von ihren Leiden zu erzählen, aber so leise, daß er sein Ohr an ihren Mund legen mußte, um sie zu hören. Ach, wie viel litt sie, die arme Königin, sie hatte so viele Krankheiten, als nur eine Königin haben kann: Brustleiden, Kopfleiden, Herzleiden, Milzleiden, Krämpfe jeglicher Art u. s. w. Betiri seufzte, als er von so vielen Leiden hörte. — „Beklagst du mich als unheilbar?" fragte sie. — „Nein," antwortete Betiri, „aber die Heilung wird lange Zeit brauchen, da ich nur eine Krankheit nach der andern heilen kann." — „So sei gesegnet," sagte sie, „denn ich fühle schon jetzt Besserung unter deiner gesegneten Hand."

Eben schloß Betiri die Augen, um im Geiste die Heilmittel zu sehen, deren er bedurfte, und er sah schon vielerlei Pflanzen und Blüthen auf heiterem Wiesengrunde, in dunkeln Schluchten oder als Schmarotzer auf alten Bäumen und verfallenem Gemäuer, gelbe und weiße Flechten auf uralten Steinen, in den Eingeweiden der Sierra Morena einen grünen Wunderstein mit Blutflecken in seinem Innern, in der Tiefe der See einen Fisch mit einer heilkräftigen Galle — als die alte Dame im Lehnstuhl

erwachte und beim Anblick eines Mannes, der beide Hände auf die Königin legte, ein entsetzliches Geschrei erhob, ungefähr wie hundert Raben zusammen erheben könnten.

„Im Namen Gottes schweige!" rief er ihr so drohend zu, wie ein Beschwörer einem bösen Geiste, und sie fiel in den Lehnstuhl zurück und schwieg mit offenem Munde. Betiri wandte sich wieder zur Königin und fing an, ihr von den Mitteln zu sprechen, die sie zuerst von ihren Kopfleiden befreien sollten. Aber es war zu spät. Das Geschrei der alten Dame hatte sämmtliche zerstreute oder schlafende Hofbediente und Höflinge versammelt und geweckt. Sie stürzten in das Gemach und schleppten Betiri hinaus. „Fort, ins Gefängniß mit dem Staatsverbrecher!" schrie der Oberstthofmeister außer sich vor Grimm. — „Man hänge, viertheile, verbrenne ihn!" —

Und ehe sich Betiri dessen versah, saß er, mit Ketten belastet, in einem dunkeln, festen Kerkerstübchen, hinter Schloß und Riegel. Die Ketten wurden ihm zwar am nächsten Tage wieder abgenommen, aber er war doch einmal ein Gefangener, und er saß so traurig da, immer der armen Königin gedenkend, der er so gerne geholfen hätte. Er prüfte Schloß und Riegel, Fenstergitter und Mauern, ob er nicht entwischen und wieder zu der Kranken gelangen könnte, aber er mußte sich nur überzeugen, daß keine Hoffnung da war, in Freiheit zu kommen. Traurig sang er das in seiner Heimat vielbekannte Lied Choria Caiolan (oder „der Vogel im Käfig") vor sich hin, das so lautet:

Das Vöglein ist gefangen,
Es singt so trüb und matt,
Und ob's auch nach Verlangen
Getränk und Speisen hat.
Es möcht' hinaus, in Eil, in Eil,
Ach weil, ach weil
Nur in der Freiheit Glück und Heil.

Alles, was in diesem Liede gesagt ist, war buchstäblich wahr, auch daß er gut zu essen und zu trinken hatte, und das verdankte

er dem Könige, der mit ihm das größte Mitleid hatte und dieſes um ſo mehr, als die Königin ſchon in Folge der Handauflegung und der Mittel, die er ihr anzuzeigen Zeit hatte, die Kopfſchmerzen ganz verloren hatte. Der König aber hatte nicht den Muth, ſein Mitleid mit Betiri anders auszudrücken, denn in Spanien iſt die Etiquette mächtiger als der König. Sonſt hätte er ſich den Teufel daraus gemacht, die Königin von Betiri berühren zu laſſen. Aber der Hof und die Stadt waren empört, wenn ſie an eine ſolche Möglichkeit nur dachten. Mit dem Oberſthofmeiſter und mit jener alten Dame, ſeiner Gattin und Oberſthofmeiſterin, von denen der erſte aus Alteration über den unerhörten Vorfall vom Schlage gerührt worden, die andere aus Verzweiflung ins Kloſter ging, hatten Hof und Stadt mehr Mitleid als mit dem gefangenen Saludador. Der Staatsrath verſammelte ſich aufs Neue, und man berieth dießmal viel eifriger, wie Betiri, als, wie die Königin zu behandeln ſei. So kam es, daß die Gefangenſchaft Betiri's viele, viele Tage währte, und ſie hätte noch länger gewährt, wenn der König nicht einen großen Gedanken gehabt hätte. Er dekretirte durch ein königliches Handſchreiben, kraft ſeiner königlichen Machtvollkommenheit, daß das Geſchehene niemals geſchehen, und in Folge deſſen war Betiri kein Verbrecher mehr und wurde er eines Tages plötzlich aus dem Gefängniſſe geholt und zwar mit ſehr großem Pompe. Die Höflinge und das Volk auf ſeinem Wege beklagten ihn wegen der langen, unſchuldig erlittenen Gefangenſchaft. Da ſaß Betiri wieder neben ſeinem Vater in dem kleinen Palaſte neben dem königlichen Schloſſe und erwartete eine Deputation des Königs, die ihm angekündigt war.

Dieſe Deputation war das Prächtigſte, das man je in Spanien geſehen, denn es ſollte etwas Außerordentliches geſchehen. Betiri wurde in ſammetne und goldene Kleider geſteckt; es wurde ihm ein Degen mit diamantnem Griff umgeſchnallt, eine goldene Kette um den Hals gehängt und ein großer, breiter Hut mit weißer Straußfeder aufgeſetzt und endlich ein großes Pergament

mit gewaltigem Siegel verlesen, vermöge welchem er zum Feldmarschall ernannt worden. Dieß war nämlich nothwendig, um ihn bei Hofe und vor der Königin erscheinen zu lassen. Dem armen Betiri war es in der neuen Tracht und Würde sehr übel zu Muthe, denn er kam sich vor, als wäre er in einem ganz fremden Lande und einsam und verlassen. Doch ließ er sich das gefallen, weil es, wie man ihm sagte, nicht anders möglich war. Sein Vater war außer sich vor Freude, als er seinen Sohn als Feldmarschall sah. Hierauf nahm ihn die Deputation in ihre Mitte und führte ihn unter großem Zulauf des Volkes, während die Glocken läuteten und alle Wachen das Gewehr präsentirten, in den königlichen Palast und in den Thronsaal. Da saß der König, umgeben von seinen Granden, die alle den Hut auf dem Kopfe hatten, und es begann eine neue Feierlichkeit. Um nämlich die Königin von Betiri berühren zu lassen, mußte er ein Grande von Spanien sein. Der König zog seinen Degen, die Granden thaten dasselbe, und es begannen die sonderbarsten Geschichten, von denen Betiri gar nichts verstand, aber ehe er sich dessen versah, war er Grande von Spanien und Herzog. Man las ihm alle seine Titel vor, und er glaubte, daß von einem ganz Andern die Rede sei. „Ach," sagte er zu sich, „was würde ich nicht Alles dulden, um nur die schöne, gute Königin retten zu können; wenn sie nur erst gerettet ist und ich wieder in Malmaçon in meiner Hütte sitze, wird es mir ja doch Niemand an der Nase ansehen, daß ich Feldmarschall, Herzog und Grande von Spanien bin."

In der That hatte er nun, in Folge dieser weisen Maßregeln, die alle der König selbst erfunden, jede mögliche Freiheit, die Königin zu heilen, und er ging und kam, wie es ihm beliebte, zu jeder Stunde des Tages, freilich immer in großer Uniform. Die Königin nahm sichtbar an Kräften zu, und der König freute sich seiner großen Entschlüsse und sagte: „Hätte ich Betiri zu einem Prinzen von Geblüt machen müssen, ich hätte es auch gethan; gottlob, daß die Grandezza ausreichte."

Da die Königin ſo viele Krankheiten hatte, dauerte auch die Heilung ſehr lange, denn Betiri konnte nur eine Krankheit nach der andern heilen, aber endlich wich auch die letzte. In allen Kirchen Spaniens wurde ein Te Deum geſungen.

An dieſem Tage wurde Betiri durch eine neue Hofdeputation überraſcht. Dieſe brachte die Schätze in Gold und Diamanten, welche der König dem Saludador als Lohn für die Heilung der Königin beſtimmt hatte. Der kleinſte dieſer Diamanten war ſo viel werth wie ganz Malmaçon mit den umliegenden Feldern und Waldungen; alles Gold, das in großen Rollen in Körben lag, war neben den Diamanten kaum der Beachtung werth. Der alte Celhabe Santz ſprang vor Freude in der Stube umher, daß der Herzog von Geſeres und die andern Hofleute bei dieſem Anblick empört waren. Aber Betiri erklärte dem Herzog, daß er für ſeine Kuren einen Lohn nicht annehmen könne und dürfe. — Der Herzog und die Hofleute ſahen ihn lange und ſtarr an; der Vater Celhabe war mitten in einem Sprunge wie verſteinert mit einem aufgehobenen Beine ſtehen geblieben. Er wurde wieder lebendig und fing zu athmen an, als der Herzog ſich gefaßt und ſagte, daß man ein Geſchenk des Königs nicht zurückweiſen dürfe, dieß ſei göttliches und menſchliches Geſetz. — Aber Betiri beharrte auf ſeiner Weigerung. Es wäre ihm, wenn er Bezahlung annähme, ſagte er, als ob er ſeine Seele verkaufte. — Da wurde der alte Celhabe ungemein böſe; er nannte ſeinen Sohn, wie in den guten, alten Tagen, einen Eſel und Sohn eines Eſels und überhäufte ihn mit ſolchen Schmähungen, daß ihm die Thränen in die Augen traten. Da er aber doch unerſchüttert blieb, fing der Vater an, ihn anzuflehen, daß er doch ja die Schätze annehme, und wenn er einen Widerwillen, einen unbegreiflichen Widerwillen gegen das Gold habe, doch die Diamanten zu nehmen und, wenn er die Diamanten nicht leiden könne, doch wenigſtens das ſchöne Gold nicht zurückzuweiſen, vor Allem aber den König nicht zu beleidigen. — Doch Betiri ſchüttelte den Kopf und ſagte, er könne nicht anders.

Da wurde Celhabe Santz mit einem Male schrecklich ruhig. Er nahm den Herzog von Geseres y Zores am Arme und führte ihn in eine Nebenstube. Dort sprach der arge Vater: „Du siehst ein, o Herzog, daß es gegen die Natur ist, solche Schätze zurückzuweisen.“ — Der Herzog nickte mit dem Kopfe. — „Wohl,“ fuhr Celhabe Santz fort, „es ist meinem Sohn mit der Zurückweisung nicht so ernst; ich kenne Das, denn die Geschichte wiederholt sich nach jeder Kur. Es liegt Das alles aber in seinem Geschäft als Saludador. Ein Saludador nämlich darf sich nicht bezahlen lassen, es wäre denn, man zwänge ihn dazu, sonst verliert er seine Kraft. Du mußt ihn also auf alle mögliche Weise zwingen, es ist zu seinem Wohle.“ — „Aber wie?“ fragte der Herzog. — „Du brauchst darum gar nicht verlegen zu sein,“ antwortete der Vater, „denn durch die Ablehnung, die eine Beleidigung Seiner Majestät ist, hat er schon an sich einige Strafe verdient. Etwas Folter und einige Wochen Gefängniß werden wohl hinreichen.“

Der Herzog dachte einige Zeit nach, ob er mit der Folter oder mit dem Gefängniß anfangen solle, zuletzt entschloß er sich fürs Gefängniß und kehrte zu Betiri zurück und verhaftete ihn.

Da saß er denn wieder im Gefängniß und sang wieder traurig:

Ein Vöglein ist gefangen ...

und sehnte sich noch mehr hinaus als das erste Mal, denn er dachte an all die Kranken und Preßhaften, die er während seiner Reise nach Valladolid auf seine Rückkehr vertröstet hatte. Auch war er wirklich nach einigen Tagen frei, denn der alte Celhabe Santz hatte zehn Maulthiere gekauft, sie mit den Schätzen beladen und war auf und davon gezogen. Damit erklärte man bei Hofe die Frage für gelöst und öffnete Betiri die Gefängnißthür. Als er in seine Wohnung kam, fand er daselbst Alles leer, so gut hatte sein Vater aufgeräumt, nur seine alten baskischen Kleider, die er damals, als man ihn zum Feldmarschall gemacht, gut versteckt hatte, fand er noch in demselben Winkel. Er legte

ſeine Uniform ab und jene Kleider wieder an, nahm einen Stab in die Hand und machte ſich auf die Wanderung. Wie froh war er, zu ſehen, daß die Wachen nicht mehr das Gewehr vor ihm präſentirten. Unbemerkt kam er vors Thor und ſchlug den Weg nach dem Lande der Escualdunac ein.

Ueberall auf dem Wege war er von den Kranken und Preßhaften mit großer Ungeduld erwartet. Da hatte er denn viel zu thun, und erſt nach vielen, vielen Monaten kam er in Malmaçon an. Wie er in ſeiner alten Tracht mit dem Stabe in der Hand ganz beſtaubt und müde von dem langen Wege durch das Dorf ging, hatte er großen Spott zu vernehmen, denn der Vater hatte viel von ſeinem dummen Benehmen am ſpaniſchen Hofe erzählt. Er hieß wieder der Eſel. „Da kommt der Eſel heim!“ riefen die Einen, und die Anderen: „Seht doch, wie ein Feldmarſchall ausſieht — ſeht doch, wie ein Grande von Spanien ausſieht! — Na, das goldene Vließ, wie das aber glänzt, daß unſer Einem die Augen übergehen!“ — Aus einem der Häuſer ſcholl ihm die Pauke und andere Muſik entgegen. Es war eine Hochzeit. Die Braut, Maña, ſtand mit ihrem Kanze im Haar am Fenſter und war ſo ſchön anzuſehen, daß Betiri trotz allem Spott anhielt. Sie zuckte die Achſel bei ſeinem Anblick und ſagte, ſie ſehe erſt jetzt ein, wie recht ſie gethan, einen ſolchen Eſel nicht erwartet zu haben. Am Ende des Dorfes ſprengten ſeine Brüder auf prächtigen Pferden und in Edelmannskleidern an ihm vorbei, einem Schloſſe zu, und aus dem Gruße, den ihnen ein Bauer zurief, erkannte er, daß ſie die Gutsherren des Orts geworden und daß ſie ſeine Titel angenommen hatten. Als ſie ihn erblickten, ſchlugen ſie eine helle Lache auf, und der Aelteſte warf ihm ein Goldſtück zu, wie einem Bettler. Da ging Betiri weiter und hinauf in ſeine Hütte und weinte bitterlich.

In den erſten Tagen kamen etwelche Kranke zu ihm, die während ſeiner Abweſenheit in Spanien allerlei Uebel bekommen hatten. Als dieſe aber geheilt waren, wurde es dort oben ſehr

einsam. Betiri saß des Abends vor der Hütte und dachte: „Hier in der Gegend ist nun Alles gesund, Maña ist verheirathet, in meiner Familie bin ich verachtet — was habe ich noch länger hier zu thun? Sollte ich nicht in die Welt gehen und die Leidenden aufsuchen?"

Um diese Zeit begab es sich, daß vor dem Hafen von Bayonne ein Schiff lag, das eine gelbe Flagge trug und das man nicht einlaufen ließ, weil es das gelbe Fieber an Bord hatte. Es kam aus jenen Ländern, in welchen das gelbe Fieber zu Hause ist, und war von Basken bemannt, denn die Basken sind kühne und ausgezeichnete Seefahrer. Die Schiffsmannschaft besagten Schiffes war in großer Verzweiflung, denn sie wurde von Tag zu Tag kleiner, so sehr wüthete der Tod an Bord, und doch konnte sich Niemand retten, weil die Bayonnesen das Schiff zu sehr bewachten und Niemand ans Land ließen, aus Furcht vor Ansteckung. Sobald sich einer der Matrosen in der Nähe des Landes sehen ließ, wurde auf ihn geschossen. Zwei kühnen Basken aber gelang es doch, in der Nacht ans Land zu schwimmen. — „Wir wollen den Saludador holen," sagten sie, „von dessen Wunderthaten die Berge voll waren, ehe wir nach Montevideo schifften, der soll uns retten."

Und als Betiri, so denkend, wie oben gesagt, da saß und es Abend und dunkel wurde, stürzten die beiden Matrosen aus dem Gebüsche hervor, faßten ihn, hoben ihn auf die Schultern wie einen Pack Waaren und trugen ihn auf und davon. — „Was wollt ihr von mir?" fragte er sie. — „Du sollst unser Schiff vom gelben Fieber befreien," antworteten die Matrosen. — „Das will ich gern und freiwillig thun, und braucht es dazu keiner Gewalt." — Er sagte das mit so wahrhaftiger Stimme, daß sie ihn auf die Erde setzten, und er wanderte fröhlich neben ihnen bis Bayonne; dort warf er sich mit ihnen ins Meer und schwamm ans Schiff.

Nach sieben Tagen war das gelbe Fieber vom Schiffe verschwunden, und die Seeleute sagten zu ihm: „Nun kannst du

wieder gehen." — Er aber antwortete: „Ich habe in dieſen Tagen ſo viel von den unglücklichen Ländern gehört, in denen dieſe Krankheit haust, daß mir das Herz weh thut. Nehmt mich mit in dieſe Länder, daß ich ihnen helfe!" — Darauf gingen die Seeleute mit großer Freude ein, „denn," ſagten ſie, „es iſt ein großer Gewinn, wenn er uns Montevideo vom gelben Fieber ſäubert." So nahmen ſie ihn denn mit nach Montevideo in Amerika, und ſo verſchwand der Saludador. Man weiß nur Das von ihm, daß er von nun an von Land zu Lande fuhr, ſoweit die Erde reicht, nach dem Lande Mexiko und Neu-Orleans, nach den vielen Inſeln, nach allen Indien und Pondichery, überall hin, wo zu helfen und zu heilen war, ſo weit die Menſchen leiden, und das iſt eine große Strecke. Als man erfuhr, daß der Saludador verſchwunden ſei, war in Malmaçon großes Bedauern und Wehklagen. Viele Jahre ſpäter, wenn die Basken von weiten Reiſen glücklich heimkamen, wußten ihre Mütter oder Kinder oder Bräute nicht, daß ſie das doch dem Betiri zu danken hatten. — Manchmal erzählte ein Baske, daß er ihn dort im Süden, und dann wieder ein Anderer, daß er ihn dort im Norden oder im Weſten oder im Oſten geſehen. So zog er kreuz und quer über die Erdkugel und thut es gewiß noch, wenn er lebt. Dieß iſt die Geſchichte eines Saludadors oder Enſalmadors.

Herbadilla.

Eine Legende aus dem Bocage.

Das kleine Land des ſogenannten Bocage am atlantiſchen Ozean verdankt die franzöſiſche Regierung dem franzöſiſchſten aller Ströme, der Loire; ſie hat es ſeit Jahrtauſenden, mit Ausdauer fortarbeitend, geſchaffen, indem ſie Stücklein an Stücklein heftete und nach und nach ſo das ganze fruchtbare Ländchen,

wie man sich wissenschaftlich ausdrückt, anschwemmte. Der Ozean hat das Seinige gethan, indem er sich vor dieser ehrenwerthen Ausdauer des patriotischen Stromes zurückzog und das Ufer mit seinen Fluthen ziemlich festhämmerte, so daß er ihm heute selbst nichts anzuthun vermag. Dieses nachgeborene Land war durch Jahrtausende ganz unbekannt, bis es zur Zeit unserer Väter und Großväter durch den Vendéer-Krieg berühmt wurde; vergossenes Blut nämlich macht Menschen und Länder berühmt. Im Bocage findet sich ein See, Grand Lieu genannt, und von diesem See erzählen die Einwohner höchst merkwürdige Geschichten. Sie erzählen: An der Stelle dieses Sees lag einst, vor und kurz nach Christus, eine ungeheure Stadt, Namens Herbadilla, die so groß war, wie wenige andere Städte der Welt, und so reich, wie nicht hundert andere große Städte zusammen. Sie bestand aus lauter Palästen und war nur von reichen Leuten bewohnt. Jetzt liegt diese Stadt unter den Fluthen auf dem Grunde des Sees. Dieß alles ist gewiß nicht wahr, sagen die Einwohner. Denn wenn es eine solche Stadt gegeben hätte, so wüßte man was davon in den Büchern, denn heut zu Tage steht Alles in den Büchern zu lesen, und von einer Stadt Herbadilla ist überall keine Rede. Und eine Stadt von lauter Palästen und reichen Leuten ist ein Unsinn, denn wo es Paläste und reiche Leute gibt, muß es auch arme Leute geben und sehr arme Leute; das ist die Regel und ist es nie und nirgends anders gewesen. Und wenn die Stadt so groß gewesen wäre, so hätte sie gar nicht Platz in dem kleinen See und müßte man von einer solchen Stadt noch heute einige Reste entdecken, und es ist nirgends eine Spur. Es ist ein Unsinn mit der ganzen Stadt Herbadilla; sie ist aber mit all ihrer Pracht als ein für ewige Zeiten abschreckendes Beispiel auf folgende Weise zu Grunde gegangen.

Es war nämlich der heilige Martin von Tours, welcher diese ganze Gegend zum Christenthume bekehrte, um seine Diözese von Tours so viel als möglich auszudehnen. Er verstand keinen Spaß, dieser heilige Martin, der nicht zu verwechseln ist mit dem

guten Ritter Martin, der ſeinen Mantel mit dem Bettler theilte. Er wüthete förmlich in der ganzen Gegend, und wenn die Leute ſeine Predigten nicht glaubten, machte er gleich ein ſo ſchreckliches Wunder, daß ihnen Hören und Sehen verging, und drohte er, dermaleinſt, wenn er todt ſein würde, mit ſeinen Knochen noch viel größere Wunder zu thun. Da glaubten ſie denn. Uebrigens hatte er auf dem Lande leichtes Spiel. Die Bauern langweilten ſich und waren ihm ſehr dankbar für die wunderthätigen Geſchichten, die er ihnen aus dem Morgenlande erzählte, um ſo mehr, als er ſie ſo vortrug, als ob er bei Allem ſelbſt zugegen geweſen wäre.

Aber in der großen und reichen Stadt Herbadilla, die von Heiden gegründet war, wurde ihm die Sache etwas ſchwieriger. Da war eine Univerſität mit Studenten, da waren Bücher und allerlei kluges Volk, das ſich einbildete, von den Vorgängen im Morgenlande ebenſo viel zu wiſſen, wie der heilige Martin, und ſobald er ihnen zu erzählen anfing, riefen ſie Alle: „Beweiſe! heiliger Martin, Beweiſe!“ Das brachte ihn in die äußerſte Betrübniß; noch tiefer aber grämte es ihn, daß ihm das Predigen ſo erſchwert wurde. Herbadilla war eine volkreiche Stadt, die einen lebhaften Verkehr hatte. Während der heilige Martin auf dem Eckſtein ſtand und vom Jordan predigte, rief ein Ausrufer: „Spargel, Spargel!“ oder auch: „Friſche Fiſche!“ — während er einen Kirchenvater zitirte, ſchrie ein Anderer: „Friſches Gebäck! gute Brätzel!“ — Die Einwohner von Herbadilla waren auch gute Franzoſen, und ſo kam es, daß, während der Heilige ihnen ans Herz legte, am Freitag nur Fiſche zu eſſen, ein Gamin die Frage an ihn richtete: „Und mit welcher Sauce, wenn es Ihnen gefällig iſt?“ — Der Gamin wurde dafür von einem vorübergehenden Voltairianer in die Backen gezwickt. — Herbadilla war auch eine wohl geordnete und gut polizirte Stadt, und kaum hatte ſich um den predigenden Heiligen eine anſehnliche Volksmenge geſammelt, als ſchon ein Sergent de Ville herankam mit ſeinem: „Circulez, Messieurs, circulez!“ — und das Volk verlief ſich.

So wurde es Abend, und der heilige Martin hatte in der ganzen, großen Stadt gar nichts ausgerichtet. Er war sehr verdrießlich, als er sich sehr spät nach einem Nachtlager umsah. Da sah er das schöne Haus des Königs. Bei einem König ist gut wohnen, sagte er sich und trat zum König und sagte: „Beherberge mich!" Der König aber rief: „Bist du der Neuerer? Der Redner von den Eckſteinen? Fort!" — Und der heilige Martin ging und klopfte bei einem reichen Manne an. Aber der reiche Mann rief: „Bist du Derjenige, der auf die Reichen so schimpft und sagt, daß kein Reicher in den Himmel komme? Fort!" — Und der heilige Martin ging und klopfte bei einem Gelehrten an, und der Gelehrte war ganz wüthend und schrie: „Bist du es, der alle Wissenschaft so verachtet? Fort!" — Und der heilige Martin ging sehr betrübt durch die Straßen und wußte nicht, wo sein Haupt zur Ruhe niederlegen. Da kam er an ein Haus, und in der Thür des Hauses stand ein Frauenzimmer, das sagte: „Bei mir kann Jeder übernachten, der will." Da trat er denn ein, und die Leute, die ihn eintreten sahen, lachten ungemein, so daß er ergrimmte. Er riß das Fenster auf und verkündete ihnen und der ganzen Stadt Herbadilla große Strafgerichte.

Als es dämmern wollte, weckte er das Frauenzimmer und sprach: „Stehe auf und folge mir!"

„Wohin?" fragte sie und rieb sich die Augen.

„Nach Tours, wo ich Bischof bin."

„Ach, nach Tours," seufzte sie, „wo ich keinen Menschen kenne; und warum?"

„Weil diese Stadt zu Grunde geht, denn sie ist eine große Sünderin."

„Herr," sagte das Frauenzimmer, „du weißt, ich bin auch eine große Sünderin."

„Dir wird vergeben," sagte er und half ihr selbst beim Ankleiden, denn Eile that Noth.

Er führte sie durch die schlafenden Straßen und hinaus vor

das Thor. Als ſie vor dem Thore angekommen waren, ſagte er: „Sieh dich nicht um!“ — Und ſie ſah ſich um und ſah, daß Pech und Schwefel, Beides bereits brennend, als wie ein Regen vom Himmel fielen auf die Stadt. Bald brannten alle Häuſer, und es war wie ein Meer von Feuer. Als Alles verbrannt war, öffnete ſich ein großer Abgrund, und die ganze Stadt ſank in dieſen Abgrund. Darauf ſprangen überall Quellen aus dem Boden und füllten den Abgrund mit Waſſer, daß die Stadt darunter verſchwand für ewige Zeiten. Dieß iſt der See Grand Lieu.

Als der heilige Martin mit dem Frauenzimmer beruhigt nach Hauſe kam, machte ſeine Haushälterin verwundert große Augen. Er ſah ein, daß er ihr eine Erklärung ſchuldig war, und er erzählte ihr die Legende vom heiligen Martin und vom Untergang der ſündigen Stadt Herbadilla und von dem ſchwefelichen und nach Pech ſtinkenden ſchwarzen See Grand Lieu, der ſie jetzt bedecke.

Aber die Haushälterin erwiderte: „Farceur, va! Wir kennen dieſe ſchlechte Nachahmung von Sodom und Gomorrah! Das Frauenzimmer darf mir nicht ins Haus.“

Der wilde Jäger in Frankreich.

Auch Frankreich hat ſeinen wilden Jäger, und zwar einen wilden Jäger, der bedeutend älter iſt, als ſeine beiden deutſchen Kollegen. Man kann ſogar annehmen, daß die deutſchen Herren v. Hackelberg und Rodenſtein nur nachgeborene Söhne des Franzoſen ſind, oder, um deutlicher zu ſprechen, daß die deutſche Sage vom wilden Jäger aus Frankreich ſtammt. Sie hat ſich, wie viele andere franzöſiſche Sagen, wie z. B. die von der ſchönen Magelona, von der Meluſine, vom Gral u. a., in Deutſchland eingebürgert und lebt mit dieſen auf deutſchem Boden noch fort, während ſie auf galliſch-romaniſcher Erde vergeſſen ſind.

Die französische Sage vom wilden Jäger knüpft an eine historische Person an, die bereits zu Ende des neunten Jahrhunderts geboren und die keine andere ist, als Thibald „le Tricheur, auch le Vieux, der Alte" genannt, aus dem Hause Champagne, Graf von Tours, von Blois und anderen großen Lehnsherrschaften. Die Sünden, die ihn zum Chasseur noir gemacht und zur ewig ruhelosen nächtlichen Jagd verdammt haben, werden von der Sage nicht spezifizirt, und es scheinen auch nicht, wie in der deutschen Sage, kirchliche Sünden, wie Sonntagsentweihung, zu sein. Die Geistlichkeit wäre sehr undankbar, wenn sie an seiner Verurtheilung Theil genommen hätte, denn Thibald der Schelm hat ihr Klöster gebaut und Kirchengüter geschenkt. Es scheint, daß ihn das Volk aus eigener Machtvollkommenheit zum bösen Geist gemacht hat, und das mit Recht. Thibald war der Urtypus des mittelalterlichen großen Barons, und als solcher war er auf französischem Boden der Erste, der, den Verfall des Karolingischen Hauses benutzend, sich als unabhängigen und erblichen Besitzer seiner Lehen erklärte und die erste jener großen Baronien gründete, deren jede einzelne bald mächtiger wurde, als das eigentliche Königreich der Franken unter den ersten Capetingern. Er war es, der gegen seinen Lehnsherrn Louis d'Outre-Mer zu Felde zog und ihn gefangen nahm. Sein hundertjähriges Leben, das ihm den Beinamen des „Alten" verschaffte, verbrachte er kämpfend, raubend, jagend, Eide schwörend und brechend. Er war grausam, wild, verschlagen, habsüchtig, tapfer, fromm und gottlos; die Bauern seiner sehr ausgedehnten Ländereien behandelte er schlimmer als seine Jagdhunde. Ein alter Vers charakterisirt ihn wie folgt:

A homme ne a femme ne porta amitié,
De franc ne de chetif n'eut merci, ne pitié,
Ne douta à faire mal oeuvre ou péché.

Alle diese Tugenden büßt er nun als wilder Jäger, indem er die Jagd, die er zu sehr geliebt hat, bis zum jüngsten Tage fortsetzen muß. Ehemals ging diese Jagd durch das ganze mittlere

Frankreich; heutzutage weiß man nur noch in der Sologne und vorzüglich in den verlaſſenen Wäldern des Schloſſes Chambord von ihr zu erzählen. Man hört ſie nur über die Wipfel der Bäume raſend dahintreiben, man vernimmt nur Hörnerſchall, Jägerruf, Peitſchenknall, Pferdewiehern, Aechzen des gejagten Wildes und daneben den Lärm, das Sauſen und Pfeifen des Windes. So weiß man auch nicht, ob Thibald der Schelm das Geſicht im Nacken trägt, wie der Herr v. Hackelberg, oder vorn, wie jeder gewöhnliche Menſch.

In früheren Jahrhunderten, als Chambord und das Eigenthum Thibalds, das Schloß von Blois, noch die Reſidenzen des Hofes waren, galt der Chasseur noir auch für einen Unheilsverkünder. Man hörte ihn durch die Lüfte ſauſen, wenn irgend ein Unheil oder ein großes Verbrechen im Anzuge war. Da hatte er in der Nähe von Blois allerdings viel zu thun. Doch weiß das Volk der Sologne nicht mehr die Zeitpunkte anzugeben, da er als Unglücksprophet erſchienen; man erinnert ſich nur noch, daß er im Jahre 1750, alſo zu einer Zeit, da die Geſchichte aus Chambord längſt ausgewandert war, zu wiederholten Malen dieſes Schloß beſonders wild umſaust habe, und die Ereigniſſe, die folgten, haben gezeigt, daß er nicht umſonſt erſchienen.

Chambord, dieſes Feenſchloß, dieſes Meiſterwerk des kunſtreichen ſechzehnten Jahrhunderts und gewiß eines der herrlichſten Gebäude, das unſer Jahrtauſend hervorgebracht hat, gehörte um dieſe Zeit dem Marſchall Moritz von Sachſen. Ludwig XV. hatte es dem Sieger von Fontenoy geſchenkt, um ihn für viele gewonnene Schlachten und für den Verrath am deutſchen Vaterlande zu belohnen. Moritz, der das Blut Auguſts von Sachſen und der Abenteurer aus dem Hauſe Königsmark in ſich vereinigte, liebte alle Freuden, die verderbte Fürſten jemals geliebt haben, und in Chambord begann damals ein Freudenleben, das beinahe eine Wiederholung der Chambord'ſchen Freudenzeit unter Franz I. darſtellte. Es war hier ein Gedränge von adeligen Herren und Damen, wie am Hofe Ludwigs XV., und wie in

den Gärten und Parken dieses Königs ging es im Walde von Chambord, in den dunkeln Gängen des Schlosses, im Labyrinthe auf der Platform her. Um die Aehnlichkeit vollkommen zu machen, kam sehr oft Madame Pompadour, um den Helden zu besuchen, der die Körperkraft seines Vaters und die Schönheit seiner mütterlichen Oheime geerbt hatte. Ein Saal des Schlosses war zu einem Theater hergerichtet, und auf diesem spielte die Truppe des bekannten Favard und Mademoiselle Chantilly, welche der Marschall liebte und der Direktor heirathete. Alles liebte den verschwenderischen Gastfreund von Chambord; die höchsten Würdenträger drängten sich zu ihm, der in der Gunst des Königs so fest stand, weil er die Gunst der Madame Pompadour besaß. Nur der Prinz Conti fehlte.

Der Prinz Conti war vielleicht der einzige bekannte Feind des liebenswürdigen Marschalls von Sachsen. In der Schlacht von Fontenoy war Conti über die gewaltigen Heersäulen der englisch-hannoverischen Armee erschrocken. Wie sie heranrückten, eilte er auf den König los und beschwor ihn, sich zurückzuziehen und sein kostbares Leben zu retten, da die Schlacht doch verloren sei. Der König weinte und that, wie ihm der Prinz gerathen. Auf seinem Ritt vom Schlachtfelde begegnete er dem Marschall von Sachsen und ruft diesem traurig zu: „Wir haben also die Schlacht verloren?“ — „Welcher J... f... hat Ihnen Das gesagt?“ schreit der Marschall. „Ich sage Ihnen, die Schlacht ist gewonnen!“ — Und die Schlacht war gewonnen, und Moritz wurde mit Ehren und Auszeichnungen überhäuft, so sehr überhäuft, daß der Prinz Conti sich mit seinem Rachegefühl stille verhalten mußte. Aber er hatte es nicht vergessen, daß ihn der Marschall einen J... f... genannt, und als Moritz von Sachsen durch sein Freudenleben in Chambord das Andenken an seine Siege etwas in den Hintergrund gedrängt hatte, und als es hieß, daß die riesige Konstitution des Siegers von Fontenoy in Folge der wildesten Ausschweifungen bedeutend gelitten habe, erinnerte sich der Prinz Conti aufs Lebhafteste, daß er ein J... f...

Frankreich: heutzutage weiß man nur noch in der Sologne und
den verlaſſenen Wäldern des Schloſſes Chambord
hört ſie nur über die Wipfel de
vernimmt nur Hörnerſch
von des gejag

Das Geſicht der Prinzeſſin Marie von Orleans.

Eine Pariſer Geſchichte.

„Iſt Herr Armand zu Hauſe?“ —

„Nein! er wird aber wohl nicht lange mehr ausbleiben.“ —

„Erlauben Sie mir, daß ich ihn in Ihrer Loge erwarte?“

„Gewiß! bitte, treten Sie ein.“ —

[illegible]erne benutzte ich die Einladung Bertha's, der Portiers[illegible]r. Sie war ſchön, liebenswürdig, geſprächig und außer[illegible]lich gebildet, denn ſie las alle Feuilletons und Faits-divers [illegible]tlicher Morgen- und Abendblätter, bevor ſie dieſelben an [illegible] Einwohner ihres Hauſes gelangen ließ. Die Gasflamme [illegible]erte ſchon; der Vater war ausgegangen, Mademoiſelle Bertha [illegible]hte eine Weſte, und es war ſehr gemüthlich in der Loge. Auf [illegible]em Tiſche ſtand eine ganz neue kleine Gypsſtatue der Jungfrau von Orleans; Bertha hatte ſie dieſen Nachmittag gekauft, um ſie über ihrem Bette aufzuſtellen. Ich betrachtete die liebliche, ächt weibliche Arbeit, den ſanften Ausdruck des heldenmüthigen Geſichtes, die keuſche und fromme Haltung der Arme und des ganzen Körpers.

„Nicht wahr,“ ſagte Bertha, „ſie iſt reizend?“

„Sehr reizend.“

„Sie wiſſen, daß ſie die Prinzeſſin Marie, die Tochter Louis Philipps, gemacht hat?“

„Ja wohl!“

„Das war eine große Künſtlerin und eine liebenswürdige Dame — das liebenswürdigſte Kind Louis Philipps. Ich habe ſie oft geſehen; mon Dieu, welch ein freundliches, graziöſes Geſicht! Zum Andenken an ſie habe ich fünfundvierzig Sous ausgegeben und Jeanne d'Arc gekauft; aber auch zum Andenken an die Orleans en general. Sie wiſſen, ich bin Philippiſtin!“

„So? und warum?“

„Warum? — Nun aus Prinzip! Da gibt es kein Warum.“

bedeuten. Es war ſein letztes offizielles Auftreten. Mit den Geſchicken Frankreichs oder hervorragender Perſönlichkeiten hat er nichts mehr zu thun; er iſt zu einem bloßen Lokalgeiſt herabgeſunken, von dem nur noch die Einwohner der Dörfer und Meiereien in der Sologne bei heftigem Winde zu erzählen wiſſen. Selbſt in der Stadt Blois, auf deren Höhe Thibald der Schelm ſich auf römiſchen Ruinen ſein Schloß gebaut und die ſeine eigentliche Heimat, wiſſen nur die Gelehrten, daß der chasseur noir ihr Landsmann iſt. Im übrigen Frankreich iſt er vergeſſen, und nur die Beſucher der großen Oper wiſſen aus den Dekorationen des Freiſchütz von ſeiner Exiſtenz, die ſie für rein germaniſch halten.

Es geht den Sagen Frankreichs, wie es ſeinen Liedern ergangen iſt. Die mittelalterlichen Erinnerungen wurden ſchon unter Ludwig XII. und Franz I. durch die glänzenden Regierungszeiten und die italieniſchen Eindrücke verwiſcht. Die italieniſchen Kriegsgeſchichten wichen den Aufregungen der Religionskriege; das Andenken an dieſe wurde wieder durch das große Jahrhundert Ludwigs XIV. verdunkelt, und zwiſchen all dieſen Epochen mit ihren populären Produkten und der Neuzeit hat die große Revolution einen weit klaffenden, trennenden Abgrund geöffnet. Die meiſten der Sagen und Märchen, die einen mittelalterlichen Anſtrich haben und die heute noch mehr in bürgerlichen als in eigentlichen Volksklaſſen fortleben, ſind künſtliche Erzeugniſſe gebildeter Schriftſteller des vorigen Jahrhunderts, die à la Loreley entſtanden und populär geworden. Von eigentlich mittelalterlichen Sagen wird bald in Frankreich keine Spur übrig ſein. Die vom wilden Jäger liegt in den letzten Zügen, und ich habe ſie aufgezeichnet, weil es immer intereſſant iſt, das ſo verſchiedenen Völkern Gemeinſame hervorzuheben.

Das Geſicht der Prinzeſſin Marie von Orleans.

Eine Pariſer Geſchichte.

„Iſt Herr Armand zu Hauſe?“ —

„Nein! er wird aber wohl nicht lange mehr ausbleiben.“ —

„Erlauben Sie mir, daß ich ihn in Ihrer Loge erwarte?“

„Gewiß! bitte, treten Sie ein.“ —

Gerne benutzte ich die Einladung Bertha's, der Portiers-Tochter. Sie war ſchön, liebenswürdig, geſprächig und außerordentlich gebildet, denn ſie las alle Feuilletons und Faits-divers ſämmtlicher Morgen- und Abendblätter, bevor ſie dieſelben an die Einwohner ihres Hauſes gelangen ließ. Die Gasflamme flackerte ſchon; der Vater war ausgegangen, Mademoiſelle Bertha ſtickte eine Weſte, und es war ſehr gemüthlich in der Loge. Auf dem Tiſche ſtand eine ganz neue kleine Gypsſtatue der Jungfrau von Orleans; Bertha hatte ſie dieſen Nachmittag gekauft, um ſie über ihrem Bette aufzuſtellen. Ich betrachtete die liebliche, ächt weibliche Arbeit, den ſanften Ausdruck des heldenmüthigen Geſichtes, die keuſche und fromme Haltung der Arme und des ganzen Körpers.

„Nicht wahr,“ ſagte Bertha, „ſie iſt reizend?“

„Sehr reizend.“

„Sie wiſſen, daß ſie die Prinzeſſin Marie, die Tochter Louis Philipps, gemacht hat?“

„Ja wohl!“

„Das war eine große Künſtlerin und eine liebenswürdige Dame — das liebenswürdigſte Kind Louis Philipps. Ich habe ſie oft geſehen; mon Dieu, welch ein freundliches, graziöſes Geſicht! Zum Andenken an ſie habe ich fünfundvierzig Sous ausgegeben und Jeanne d'Arc gekauft; aber auch zum Andenken an die Orleans en general. Sie wiſſen, ich bin Philippiſtin!“

„So? und warum?“

„Warum? — Nun aus Prinzip! Da gibt es kein Warum.“

„Ganz richtig! ganz richtig!“

„Und dann,“ fuhr Bertha fort, „weil ich Jules Janin liebe, und er iſt auch Orleaniſt.“

„Das iſt allerdings auch ein Grund,“ ſagte ich.

„Sie wiſſen,“ ſagte wieder Bertha, nachdem ſie mir die Statue aus der Hand genommen, „Sie wiſſen, daß die arme Prinzeſſin Marie geſtorben iſt? Sie ſtarb aus zwei Gründen. Einmal war ſie zu gut für dieſe Welt, und dann hat ſie ihre Kunſt getödtet.“

„So?“ — fragte ich erſtaunt — „das wußte ich nicht. Wie ſo hat ſie ihre Kunſt getödtet?“

„Das iſt eine merkwürdige Geſchichte,“ ſagte Bertha, indem ſie die Arbeit bei Seite legte, „und ich will ſie Ihnen erzählen, wenn Sie mir verſprechen, mich nicht für abergläubiſch zu halten.“

„Oh! Mademoiſelle Bertha!“ rief ich, „wie könnte ich Sie für abergläubiſch halten? Sie ſind ſo aufgeklärt, ſo gebildet.“

„Gut! ich glaube ſelbſt nicht daran, aber ich muß der Merkwürdigkeit wegen vorausſchicken, daß die ganze Geſchichte vor der Februarrevolution bekannt geweſen, und daß man einmal vor dem Jahre 1848 in dieſer ſelben Loge viel über die Geſchichte gelacht hat. Heute würde man nicht mehr lachen.“

„Sie machen mich ſehr neugierig, Mademoiſelle Bertha,“ ſagte ich; „bitte, erzählen Sie!“

„Die Prinzeſſin Marie,“ fing Bertha an, „war eine ſehr ausgezeichnete Bildhauerin, wie Ihnen dieſe Statue der Jeanne d'Arc beweiſt. Sie liebte ihre Kunſt über Alles und war mehr Künſtlerin als Prinzeſſin. Sie verbrachte halbe und ganze Tage im Louvre bei den alten und neuen Antiken.“

„Bei den alten und neuen Antiken?“ fragte ich.

„Ja wohl!“ ſagte Bertha und ſah mich an.

„Das verſtehe ich nicht.“

„Ich will es Ihnen erklären; Sie ſind ein Fremder und ſcheinen Das nicht zu wiſſen. Es gibt im Louvre zwei Abtheilungen, von denen die eine die alten, die andere die neuen Antiken enthält.“

„Was iſt denn da für ein Unterſchied?“

„Nun, die alten Antiken ſtammen aus alter Zeit, aus der Zeit des heiligen Ludwig und aus noch älterer Zeit, und wurden in alten Häuſern gefunden; die neuen Antiken werden auf Beſtellung des Gouvernements von den Künſtlern verfertigt, wie z. B. von Herrn Pradier oder David d'Angers.“

„Ah!“ ſagte ich, „jetzt verſtehe ich; alſo die Prinzeſſin Marie machte auch Antiken?“

„Aber nein!“ rief Bertha etwas ungeduldig und erſtaunt über meine Naivetät, „das würde ſich ja für eine Demoiſelle nicht geſchickt haben!“

„Und warum denn nicht?“

„Nun, weil Antiken nackt ſind. Die Prinzeſſin Marie machte nur Skulpturen, wie dieſe Jeanne d'Arc — Skulpturen — verſtehen Sie wohl, das ſind — nun gewiſſermaßen bekleidete Antiken. Das iſt der Unterſchied zwiſchen Antiken und Skulpturen.“

„Ach! jetzt verſtehe ich. Ich bitte Sie um Entſchuldigung, daß ich Sie mit meinen dummen Fragen unterbrochen habe, und fahren Sie gefälligſt fort.“

„Einmal fiel es der Prinzeſſin Marie ein, die Antiken bei Fackelbeleuchtung ſehen zu wollen. Das ſoll ganz prächtig geweſen ſein, und ſie nahm ſich vor, öfter in der Nacht zurückzukehren und Studien bei Fackelbeleuchtung zu machen. Aber der König Louis Philipp, der ein beſorgter und zärtlicher Vater war, erlaubte Das nicht; denn, ſagte er, der Aufenthalt in den kalten Sälen bei Nacht und in der Geſellſchaft der kalten Marmorſteine könnte der ohnehin ſehr delikaten Geſundheit der lieben Marie ſchaden. Doch ließ es die arme Prinzeſſin [redacted] denn ſo ſind die Künſtler; was ſie ſich einmal ſchön [redacted] ſie auch ausführen. Sie gewann einen alten [redacted] gern den Zorn des Königs für die [redacted] und mit ihm, der eine Lat[redacted] Alles in den Tuilerien ſchlie[redacted] platz und in den Louvre. D[redacted]

ſie klatſchte vor Freude in die Hände, als ſie mitten unter den Antiken ſtand, die bei der Beleuchtung der einzigen Laterne ganz kurios ausgeſehen haben mögen."

Bertha ſchwieg.

„Warum brechen Sie plötzlich ab?" fragte ich.

„Jetzt," ſagte Bertha, „fängt das Schauerliche an."

„Aha!" rief ich, „ich errathe! Die Antiken wurden lebendig, der ſterbende Fechter ächzte, Achilles ſprang vom Piedeſtal und fing zu laufen an; der Venus von Milos wuchſen die Arme, und ſie ſtreckte ſie dem Mars entgegen; Demoſthenes hielt eine Rede, und Euterpe blies ins Rohr." —

„Was ſchwatzen Sie da!" unterbrach mich Bertha — „ſeien Sie verſtändig und hören Sie weiter. Die Prinzeſſin Marie beleuchtete mit ihrer Laterne irgend eine Statue und ſetzte ſich ihr gegenüber; der Diener zündet ihr noch ein Wachslichtchen an, das er für ſie in den Tuilerien geſtohlen hatte, und ſie fing an zu zeichnen, während ſich der Diener auf eine der Bänke, oder irgend ſonſt wohin ſetzte. Es war ſchon ſpät, ſehr ſpät — die Prinzeſſin vertiefte ſich, und es wurde immer ſpäter, und der Diener ſchlief ein, und ſie lächelte, wie ſie ihn ſchnarchen hörte. — Nun müſſen Sie wiſſen, befinden ſich die Antiken, in deren Geſellſchaft ſich die Prinzeſſin Marie eben aufhielt, gerade in dem Theile des Louvres, den ehemals Karl IX. bewohnt hat — Sie wiſſen wohl, wer König Karl IX. geweſen?"

„Ja wohl!"

„Und Sie haben auch von der Bartholomäusnacht gehört?"

„Auch Das!"

„Ach, ich errathe," ſagte Bertha, „ich bin gewiß, Sie wiſſen Das alles aus Meyerbeers Hugenotten?"

„Nicht präciſement; ich habe über dieſen Gegenſtand auch Mancherlei in den Büchern geleſen."

„Ganz richtig," warf ſich ſelbſt Mademoiſelle Bertha ein, „ich habe vergeſſen, daß die Deutſchen Alles aus Büchern wiſſen. Wir Franzoſen, wir wiſſen Alles aus der Oper und dem Theater

überhaupt; das ist viel angenehmer. — Um aber wieder auf die Prinzessin Marie zurückzukommen, so scheint sie nicht daran gedacht zu haben, daß dieser schreckliche König, der auf die Franzosen geschossen hat, und daß dessen Mutter, die noch schrecklichere Katharina — sie war keine Französin, sondern eine Italienerin — diesen Theil des Louvres bewohnt haben. Sonst wäre es ihr wohl in der Nacht daselbst unheimlich gewesen. Aber sie dachte an nichts, als an ihre Zeichnung. — Bon! — Nun, sie zeichnete. — Ich könnte sagen, daß es drüben im Institut Mitternacht schlug, aber Das wäre eine Erfindung von mir, denn ich weiß nicht, ob es gerade Mitternacht war oder früher oder später, als die Prinzessin Marie ein eigenthümliches Wehen verspürte, und sie sagte sich: Es zieht hier, aber das wird mir nicht schaden. Vom Boden flog einiger Staub auf, die Thüren krachten ein wenig, und man hörte ein leises Rauschen, als ob Gewänder im Vorübergehen an die Marmorstatuen streiften. Das Kerzenstümpfchen, das ihre Mappe beleuchtete, erlosch, und das Licht in der Laterne flackerte hin und her, so daß sich die Schatten auf der Statue bewegten und die Prinzessin zu zeichnen aufhören mußte. Sie sah sich erstaunt um — und was sah sie?" —

„Nun, was sah sie?" fragte ich.

„Monsieur!" — sagte Mademoiselle Bertha mit stolzem, etwas gebieterischem Tone, „ich muß Sie nochmals bitten, mich nicht für abergläubisch zu halten. Ich weiß sehr wohl, daß sich Alles erklären läßt und nichts geschieht, sei es was immer, das gegen die Gesetze der Natur und des Institutes wäre. Uebrigens erzähle ich ein Faktum. Ferner muß ich Sie daran erinnern, daß diese Geschichte vor 1848 erzählt worden, als Louis Philipp noch fest auf seinem Throne saß."

„Also was sah die Prinz[redacted] umwandte?" fragte Bertha wieder, und sie[redacted] Sie sah keine Wand, wo früher ein[redacted] etwas, wie ein [redacted] handelnd[redacted]

heftig, aber Das alles ſah man nur; weder die Worte noch die Bewegungen brachten irgend einen Ton oder Geräuſch hervor. Das war Alles wie ein Schattenſpiel, doch konnte man die Farben unterſcheiden, obwohl auch dieſe ſehr blaß und verſchoſſen waren. In der Mitte ſtand ein Bett, und auf dem Bette ſaß halb aufgerichtet, während ſeine Beine zitternd herabbaumelten, ein junger, blaſſer, abgezehrter Mann, deſſen Zähne klapperten, oder vielmehr deſſen Kiefern ſich ſo bewegten, als ob ſeine Zähne klapperten. Die Prinzeſſin Marie erkannte den jungen Mann auf den erſten Blick; es war König Karl IX. Ihn umgaben zahlloſe Männer, die alle heftig ſprachen und die alle verwundet waren. Der Eine hatte einen geſpaltenen Schädel, der Andere eine aufgeriſſene Bruſt, der Dritte war ganz zerhackt u. ſ. w. Aus allen Wunden floß ununterbrochen Blut, und die Tropfen, die herabfielen, gaben den einzigen Ton, der zu hören war. Die Verwundeten waren offenbar Hugenotten, denn die Prinzeſſin Marie erkannte den Admiral Coligny nach ſeinem Porträt. Dieſer ſtand in der Mitte der Verwundeten hinter dem Bette des Königs und hielt deſſen Kopf mit beiden Händen ſo, daß der König gerade vor ſich hinſehen mußte. Etwas abſeits ſtand die Königin Katharina von Medici, die Mutter des Königs, und drehte und verrenkte ſich vor Lachen und machte dabei ſo gemeine Bewegungen wie eine Poiſſarde. Der König wollte immer den Kopf abwenden, aber er konnte nicht, denn Coligny hielt ihn zu feſt, und er mußte immer vor ſich hinſtarren, und ſein Blick war voll Entſetzen. Unwillkürlich folgte die Prinzeſſin Marie dieſem Blicke, und da ſah ſie auf der Wand gegenüber —"

„Nun, Mademoiſelle Bertha, Sie ſtocken ja; ich glaube, Sie haben Furcht."

„Ich?" — ſagte ſie lächelnd. — In dem Augenblicke zog man die Klingel, und ſie erſchrak ſo, daß ſie die Schnur zu ziehen vergaß und ich ihr Amt verrichten mußte, und als der Ankömmling nach einem Bewohner des Hauſes fragte, antwortete ſie: Il est au Louvre! und der Fremde ging wieder.

Erſt mein Lachen erweckte ſie aus ihrer Zerſtreuung, und ſie lachte mit und erzählte weiter: „Nun zeigte es ſich, daß König Karl IX. eigentlich wie in einer Loge ſaß, denn das Theater war gerade ihm gegenüber, und dorthin ſtarrte er mit dem Blicke voll Entſetzen. Es war freilich ein ſchreckliches Schauſpiel, das er dort aufführen ſah. Prinzeſſin Marie wußte nicht, was dort vorgegangen, bevor ſie dem Blicke des Königs gefolgt war, jetzt, da ſie ſich umſah, erblickte ſie die Guillotine und eine zahlloſe Menſchenmenge rings umher. Alles war dunkel, wie ein Schatten; nur das Beil, das noch in der Höhe ſchwebte, glänzte wie Glas, darauf die Sonne ſcheint. Sanſon, der Henker, ſtand dabei. Ludwig XVI. beſtieg das Schaffot, und es ging Alles ſo vor ſich, wie es geſchrieben ſteht. Darauf fiel der Vorhang, und es wurde im ganzen Saale lebendig. Prinzeſſin Marie bemerkte jetzt erſt, daß ſie mitten unter Zuſchauern im Parterre ſaß, und kleine Jungens liefen zwiſchen den Bänken umher und boten den Entre-acte aus. Die Prinzeſſin wollte entfliehen, aber ein Nachbar ſagte ihr ins Ohr: „Bleiben Sie, bleiben Sie, die nächſten Akte werden Sie beſonders intereſſiren, das Stück iſt noch lange nicht aus!“ — Es war ihr, als wäre ſie von einer unwiderſtehlichen Macht zurückgehalten, und ſie blieb.

„Bald ging der Vorhang wieder auf. Dieſelbe Szene, nur daß dießmal Philipp Egalité, der Großvater der Prinzeſſin, das Schaffot beſtieg. „Wie langweilig,“ ſagte ihr Nachbar, „immer Daſſelbe!“

Wieder fiel der Vorhang, wieder Entre-acte, wieder Fortſetzung: Eine große, ſchwarze Kutſche zog über die Bühne, umgeben von Reitern, gefolgt von Soldaten. Aus dem Wagenfenſter blickte der graue Kopf Karls X. und verneigte ſich tief vor Karl IX. Der Vorhang fiel. Der Prinzeſſin wurde es ſehr wehe; ihr Herz klopfte, und es war ihr, als müßte ſie in Ohnmacht fallen. Sie raffte ſich auf und wollte davoneilen, aber ihr Nachbar hielt ſie am Kleide feſt und liſpelte: „Sie werden Ihren Platz verlieren, wenn Sie jetzt fortgehen. Sie müſſen noch die Februarrevolution mit anſehen.“

heftig, aber Das alles ſah man nur; weder die Worte noch die Bewegungen brachten irgend einen Ton oder Geräuſch hervor. Das war Alles wie ein Schattenſpiel, doch konnte man die Farben unterſcheiden, obwohl auch dieſe ſehr blaß und verſchoſſen waren. In der Mitte ſtand ein Bett, und auf dem Bette ſaß halb aufgerichtet, während ſeine Beine zitternd herabbaumelten, ein junger, blaſſer, abgezehrter Mann, deſſen Zähne klapperten, oder vielmehr deſſen Kiefern ſich ſo bewegten, als ob ſeine Zähne klapperten. Die Prinzeſſin Marie erkannte den jungen Mann auf den erſten Blick; es war König Karl IX. Ihn umgaben zahlloſe Männer, die alle heftig ſprachen und die alle verwundet waren. Der Eine hatte einen geſpaltenen Schädel, der Andere eine aufgeriſſene Bruſt, der Dritte war ganz zerhackt u. ſ. w. Aus allen Wunden floß ununterbrochen Blut, und die Tropfen, die herabfielen, gaben den einzigen Ton, der zu hören war. Die Verwundeten waren offenbar Hugenotten, denn die Prinzeſſin Marie erkannte den Admiral Coligny nach ſeinem Porträt. Dieſer ſtand in der Mitte der Verwundeten hinter dem Bette des Königs und hielt deſſen Kopf mit beiden Händen ſo, daß der König gerade vor ſich hinſehen mußte. Etwas abſeits ſtand die Königin Katharina von Medici, die Mutter des Königs, und drehte und verrenkte ſich vor Lachen und machte dabei ſo gemeine Bewegungen wie eine Poiſſarde. Der König wollte immer den Kopf abwenden, aber er konnte nicht, denn Coligny hielt ihn zu feſt, und er mußte immer vor ſich hinſtarren, und ſein Blick war voll Entſetzen. Unwillkürlich folgte die Prinzeſſin Marie dieſem Blicke, und da ſah ſie auf der Wand gegenüber —"

„Nun, Mademoiſelle Bertha, Sie ſtocken ja; ich glaube, Sie haben Furcht."

„Ich?" — ſagte ſie lächelnd. — In dem Augenblicke zog man die Klingel, und ſie erſchrak ſo, daß ſie die Schnur zu ziehen vergaß und ich ihr Amt verrichten mußte, und als der Ankömmling nach einem Bewohner des Hauſes fragte, antwortete ſie: Il est au Louvre! und der Fremde ging wieder.

Erſt mein Lachen erweckte ſie aus ihrer Zerſtreuung, und ſie lachte mit und erzählte weiter: „Nun zeigte es ſich, daß König Karl IX. eigentlich wie in einer Loge ſaß, denn das Theater war gerade ihm gegenüber, und dorthin ſtarrte er mit dem Blicke voll Entſetzen. Es war freilich ein ſchreckliches Schauſpiel, das er dort aufführen ſah. Prinzeſſin Marie wußte nicht, was dort vorgegangen, bevor ſie dem Blicke des Königs gefolgt war, jetzt, da ſie ſich umſah, erblickte ſie die Guillotine und eine zahlloſe Menſchenmenge rings umher. Alles war dunkel, wie ein Schatten; nur das Beil, das noch in der Höhe ſchwebte, glänzte wie Glas, darauf die Sonne ſcheint. Sanſon, der Henker, ſtand dabei. Ludwig XVI. beſtieg das Schaffot, und es ging Alles ſo vor ſich, wie es geſchrieben ſteht. Darauf fiel der Vorhang, und es wurde im ganzen Saale lebendig. Prinzeſſin Marie bemerkte jetzt erſt, daß ſie mitten unter Zuſchauern im Parterre ſaß, und kleine Jungens liefen zwiſchen den Bänken umher und boten den Entre-acte aus. Die Prinzeſſin wollte entfliehen, aber ein Nachbar ſagte ihr ins Ohr: „Bleiben Sie, bleiben Sie, die nächſten Akte werden Sie beſonders intereſſiren, das Stück iſt noch lange nicht aus!“ — Es war ihr, als wäre ſie von einer unwiderſtehlichen Macht zurückgehalten, und ſie blieb.

„Bald ging der Vorhang wieder auf. Dieſelbe Szene, nur daß dießmal Philipp Egalité, der Großvater der Prinzeſſin, das Schaffot beſtieg. „Wie langweilig,“ ſagte ihr Nachbar, „immer Daſſelbe!“

Wieder fiel der Vorhang, wieder Entre-acte, wieder Fortſetzung: Eine große, ſchwarze Kutſche zog über die Bühne, umgeben von Reitern, gefolgt von Soldaten. Aus dem Wagenfenſter blickte der graue Kopf Karls X. und verneigte ſich tief vor Karl IX. Der Vorhang fiel. Der Prinzeſſin wurde es ſehr wehe; ihr Herz klopfte, und es war ihr, als müßte ſie in Ohnmacht fallen. Sie raffte ſich auf und wollte davoneilen, aber ihr Nachbar hielt ſie am Kleide feſt und liſpelte: „Sie werden Ihren Platz verlieren, wenn Sie jetzt fortgehen. Sie müſſen noch die Februarrevolution mit anſehen.“

„Die Februarrevolution?“ stotterte die Prinzessin. — „Was ist das?“

„Ein höchst interessantes Tableau, und dann kommt — doch man fängt an.“

Der Vorhang ging wieder auf; der Prinzessin Marie schwamm es so vor den Augen, daß sie nichts zu sehen vermochte. Aber sie nahm sich zusammen, rieb sich die Augenlider und starrte muthig auf die Bühne; sie sah nur noch die letzte Szene. Ein kleiner Bauernwagen mit zwei Rädern, von einem magern Pferde gezogen, fuhr durch ödes Land, einer Düne zu. Auf dem Wagen, die Zügel in der Hand, saß ein alter dicker Mann, mit einer Mütze auf dem Kopfe und einer blauen Blouse auf dem Leibe. Als er auf der Mitte der Bühne ankam, zog er die Mütze vom Kopfe und verneigte sich tief vor der Loge Karls IX. „Mein Vater! Mein Vater!“ schrie die Prinzessin und sank bewußtlos auf das kalte Pflaster der Louvrehalle.

Als sie erwachte, war es heller Tag. Sie lag in ihrem Bette, umgeben von ihrer ganzen Familie. Louis Philipp hielt ihre Hand in seinen beiden Händen und sah sie besorgt an; dann machte er ihr sanfte Vorwürfe, daß sie gegen seinen Befehl gehandelt und die Nacht im Louvre zugebracht habe. Er küßte sie auf die Stirn und nannte sie une petite Bohémienne, die man künftig besser bewachen müsse. Sie schlang beide Arme um seinen Nacken und weinte bitterlich.

Einige Tage darauf, da sie sich wieder erholt hatte, sagte sie dem König, daß sie ihn im Traume in einer Blouse gesehen habe.

„Warum nicht?“ sagte Louis Philipp — „ich bin ein Bürgerkönig und habe ein Parapluie getragen; da die Zeit fortschreitet, kann ich noch ein Blousenkönig werden. Wir werden sehen!“

„Armer König!“ seufzte Bertha und schwieg. — Nach einiger Zeit fügte sie hinzu: „Seit jener Nacht kränkelte die gute, schöne Prinzessin Marie, und Sie wissen, daß sie in früher Jugend, lange vor der Februarrevolution, gestorben ist. Wie glücklich für sie!“

III.

Aus ſlaviſchen Ländern.

Zuckererbſe.

Ruſſiſches Volksmärchen.

Es war einmal ein König, der hatte drei Töchter, von denen war eine immer ſchöner als die andere. So war denn, was nicht ſchwer auszurechnen iſt, die dritte die ſchönſte. Sie war ſo ſchön, daß es noch ſchwerer zu ſagen iſt, als zu glauben, und noch ſchwerer zu glauben, als zu ſagen. Aber dieſe große und unglaubliche Schönheit war ihr Unglück, denn die drei Prinzeſſinnen hatten eine böſe Stiefmutter, die neben ihnen ſo häßlich ausſah wie ein alter Rabe oder eine ſchäbige Kuh, und die deßhalb auf ihre Stieftöchter eiferſüchtig war und ſie auf alle erdenkliche Weiſe plagte. Da ſich ihre Eiferſucht nach der Schönheit der Prinzeſſinnen und die Plagen ſich nach ihrer Eiferſucht richteten, ſo war die ſchönſte Prinzeſſin, die dritte, auch die geplagteſte. Sie konnte es am Ende nicht länger [illegible] und lief auf und davon und verſteckte ſich in [illegible]. Da kam ein ſchöner, junger und mächtig[illegible]eh hin," ſagte er zu einem ſein[illegible] ſchöner Vogel [illegible] hir[illegible]

Vogel, sondern ein wunderschönes Mädchen." — „Reit wieder hin," sagte der Prinz, „und frage das wunderschöne Mädchen nach seinem Namen." — Der Kavalier ritt hin, kam wieder zurück und sagte: „Das wunderschöne Mädchen heißt Zuckererbse." — „Reit wieder hin," sagte der Prinz, „und frage Zuckererbse, ob sie mit mir auf mein Schloß gehen will." — Der Kavalier ritt hin, kam zurück und sagte: „Zuckererbse will nicht mit dir auf dein Schloß gehen."

Der Prinz ritt weiter. Aber nach einigen Tagen kam er wieder an dem Erbsenfelde vorbei und sagte wieder zu dem Kavalier: „Reit hin und frage Zuckererbse, ob sie mit mir auf mein Schloß gehen will." Der Kavalier ritt hin, kam zurück und sagte: „Zuckererbse befindet sich ganz wohl bei den Zuckererbsen und will nicht mit dir auf dein Schloß gehen." — Der Prinz ritt verdrießlich weiter. Nach drei Tagen kam er wieder an dem Erbsenfelde vorbei und sagte zu seinem Kavalier: „Reite hin und sage Zuckererbse, daß ich sie halten will wie eine erste Hofdame meiner Mutter oder wie eine Prinzessin, wenn sie mit mir auf mein Schloß gehen will." — Der Kavalier ritt hin und kam mit Zuckererbse zurück. Da war der Prinz sehr froh, hob sie auf sein Roß und ritt mit ihr im Galopp bis ans Meer. Dort wohnte er mit seiner Mutter in einem prächtigen Schloß. Er stellte sie der alten Königin vor, dann verliebte er sich in Zuckererbse ganz gewaltig, und der ganze Hof bewunderte ihre ungemeine Schönheit. Eines Tages sagte er zu ihr: „Verlange von mir, was du willst, ich will dir Alles gewähren." Und der ganze Hof, Herren und Damen, waren versammelt, und Zuckererbse verlangte eine Scheere. Schnell ließ der Prinz eine sehr schöne Scheere bringen und überreichte sie auf anmuthige Weise seiner Geliebten. Sie nahm die Scheere und schnitt sich mir nichts dir nichts die Nasenspitze ab. Der ganze Hof erschrak; aber größer als der Schrecken war das Staunen, als die Nasenspitze schnell nachwuchs und die Nase und die ganze Zuckererbse noch viel schöner war, als je zuvor. Als dieß die Hofdamen sahen, schlich sich eine nach der andern fort, und jede nahm eine

Scheere und schnitt sich die Nasenspitze ab. Allein ihre Nasenspitzen wuchsen nicht nach, und sie waren häßlicher, als je zuvor, was sie nicht gehofft hatten. Sie betrachteten Zuckererbse als die Ursache dieses Unheils und fingen an, sie zu hassen, der Prinz aber liebte sie, da sie noch schöner geworden war, noch mehr, als da sie die alte Nase besessen. Darum sprach er wieder zu ihr: „Verlange von mir, was du willst, es soll dir Alles gewährt werden.“ — Zuckererbse sagte: „So lasse mir ein Bad von siedend heißer Milch bereiten.“ — Man bereitete ein Bad von siedend heißer Milch. Zuckererbse stieg in das Bad, und als sie herauskam, war sie so schön, so schön, daß man sie nicht mehr ansehen konnte. Alles war geblendet von ihrer Schönheit, Alles kam in Entzücken. Es war etwas ganz Außerordentliches. Vor dem Bade hätte kein Weiser und kein Prophet voraussagen können, daß sie noch schöner zu werden vermochte, und doch war das der Fall. Die Hofdamen, die ebenfalls so schön werden wollten oder wenigstens doch schöner, als sie waren, ließen sich auch Bäder von siedend heißer Milch bereiten. Aber sie verbrannten sich aufs Schrecklichste, schrieen und sprangen ganz gekocht aus dem Bade. Das verziehen sie der Zuckererbse nicht, die sie als die Ursache ihrer Schmerzen verwünschten, und fuhren fort, sie zu hassen. Allein der Prinz liebte sie noch mehr und sprach eines Tages zu ihr: „Verlange, was du willst, und es soll dir Alles gewährt werden.“ — „Man bringe mir einen Teppich,“ sagte Zuckererbse. Man brachte einen schönen Teppich, sie breitete ihn auf dem Meere aus und fuhr darauf hinaus, wie auf einem Kahne. Das war ein reizender Anblick, wie sie so auf dem Meere, bald sitzend, bald liegend, hin- und herfuhr und die Wellen um sie her murmelten und die [redacted] erhoben und sie ansahen, ohne ihr nur den [redacted] Als sie von ihrer Meerfahrt zurückkam [redacted] versammelt war [redacted] auszuhalten geth[redacted]

aufhören, denn wenn es ſo fortgeht, wird es bald keine Worte geben, dieſe Schönheit zu beſchreiben. Die Hofdamen aber, wie ſie das ſahen, liefen ſogleich hin, holten ihre Teppiche, breiteten ſie aus und fuhren auch hinaus ins Meer. Aber die Teppiche wollten ſie nicht tragen', und ſie ſanken ins Meer. Mit Mühe wurden ſie gerettet, fünf der böſeſten verſanken und ertranken. — Die gerettet waren, ſchrieen vor Bosheit: „Das alles hat Zuckererbſe verſchuldet, und es iſt nicht mehr auszuhalten, und es muß Etwas geſchehen!“ — Der Prinz ſagte auch, es ſei nicht mehr auszuhalten, und es müſſe Etwas geſchehen. — Er ging zu ſeiner Mutter, der alten Königin, und ſagte: „Es iſt nicht mehr auszuhalten, und es muß Etwas geſchehen.“ — „Und was muß geſchehen?“ fragte die Königin. — „Wenn ich es aushalten ſoll,“ antwortete der Prinz, „ſo muß ich ſie heirathen.“ — „Wenn man nur wüßte, wer ſie eigentlich iſt,“ erwiderte die Königin, „denn ſo eine hergelaufene Zuckererbſe kann ein Prinz nicht mit Ehren heirathen.“ Aber Zuckererbſe antwortete: „Ich bin keine hergelaufene Zuckererbſe, ſondern eine ſchöne Prinzeſſin.“ Darauf erzählte ſie Alles, wie es ſich begeben hatte, wie ſie als eine Prinzeſſin geboren ſei, wie ſie der Prinz für einen Vogel gehalten, wie ſie ſich für eine Zuckererbſe ausgegeben, und Dieß alles in ſehr anmuthigen, luſtigen und traurigen Worten. Da heirathete ſie der Prinz, und ſie wurde eine große und mächtige Königin und die ſchönſte aller Königinnen in der Welt, und Das will viel ſagen, denn alle Königinnen ſind ausnehmend ſchön. Doch das iſt bekannt. — Was Einer kann, kann nicht der Andere. Wenn Jedem die Naſe nachwüchſe, wie Viele würden ſich die Naſe abſchneiden; wenn Jeder in heißer Milch baden könnte, ohne gekocht zu werden, wie Viele würden in heißer Milch baden und ſchöner werden; wenn Jeder auf einem Teppich übers Meer fahren könnte, die ganze Welt wäre auf Reiſen. Was Einer kann, kann nicht der Andere. Zufriedenheit iſt die ſchönſte Naſe, das beſte Bad, der kunſtvollſte Teppich.

Die zwei Eimer.

Ruſſiſches Volksmärchen.

Es waren einmal ein Vater und eine Mutter, die hatten einen Sohn und eine Tochter. Als ſie ſtarben, vergaßen ſie, ihren Kindern ein kleines Vermögen zu hinterlaſſen, und ſo waren die Waiſen ſehr arm und wußten nicht, wie und wovon zu leben. Da ſprach der Bruder zu ſeiner Schweſter: „Schweſterlein, da wir nicht zu leben haben, ſo wollen wir uns aufmachen und in die Welt wandern, ſo weit die Menſchen mit Augen ſehen, und unſer Glück verſuchen.“

Sie wanderten viele, viele Tage in die Welt hinein, über die Steppen hin, durch Berge und Thäler und kamen endlich in einen großen, großen und grünen, grünen Wald. Durch den grünen Wald zogen ſie noch einmal viele, viele Tage, bis ſie eines Tages vor einem prächtigen Hauſe mitten im Walde ſtehen blieben. — „Warte du hier,“ ſagte der Bruder zur Schweſter, „und ich will hineingehen und zuſehen.“ In dem Hauſe waren viele große Säle; er ging durch den erſten, zweiten, dritten Saal, und als er in den ſiebenten Saal kam, ſchliefen daſelbſt dreizehn Räuber nebeneinander. Er zog ſeinen Degen und ſchnitt allen dreizehn Räubern den Hals ab. Dann ging er hinaus und holte die Schweſter, führte ſie in das große Haus und ſagte: „Schweſterlein, Dieß alles ſchenke ich dir. Walte du hier wie eine Hausfrau und beſieh dir Alles und alle Schätze und Geräthe und gehe durch alle Zimmer und Säle, nur in den ſiebenten Saal ſollſt du nicht eintreten.“

Darauf nahm er ſein Jagdhorn und ſein Jagdgewehr und ging auf die Jagd. Sogleich ging das Schweſterlein durch die ſechs Säle und trat in den ſiebenten [redacted] da ſah ſie die dreizehn Räuber mit den dreizehn ab[redacted] Aber der dreizehnte Räuber war der ſchönſte [redacted] blieb das Schweſterlein ſte[redacted] wegte er die Auge[redacted]

„O!“ rief das Mädchen voll Freude.

„Wenn du mich retten willſt,“ ſagte er weiter, „ſo vermagſt du es.“

„Und wie vermag ich es?“ fragte ſie.

„Verſchaffe mir die Milch einer Häſin.“

Als nun der Bruder nach Hauſe kam, ſagte die Schweſter zu ihm: „Verſchaffe mir die Milch einer Häſin, ich brauche ſie in der Wirthſchaft.“

Da ging der Bruder wieder auf die Jagd und jagte mit Mühe eine Häſin auf und wollte ſie fangen, um ſie der Schweſter heimzubringen. Aber die Häſin ſagte: „Lieber, laß mich in Freiheit und nimm meine Milch, die du doch allein brauchſt, und nimm mein junges Häschen, das wird dir noch einmal nützlich ſein, und du wirſt es nicht bereuen.“

Da nahm er die Milch der Häſin und das junge Häschen und brachte die Milch ſeiner Schweſter, und ſie ging in den ſiebenten Saal und beſtrich damit den Hals des dreizehnten Räubers.

Nach drei Tagen ſagte der Räuber: „Meine Wunde heilt, aber ich bin noch nicht ganz geſund, ich bedarf der Milch einer Füchſin.“ Da ſagte ſie zum Bruder: „Verſchaffe mir die Milch einer Füchſin, ich bedarf ihrer in der Wirthſchaft.“

Da ging der Bruder wieder auf die Jagd und jagte mit Mühe eine Füchſin auf und wollte ſie fangen, um ſie der Schweſter heimzubringen. Aber die Füchſin ſagte: „Lieber, laß mich in Freiheit und nimm meine Milch, die du doch allein brauchſt, und nimm mein junges Füchslein, das wird dir noch einmal nützlich ſein, und du wirſt es nicht bereuen.“

Da nahm er die Milch der Füchſin und das junge Füchslein und brachte die Milch ſeiner Schweſter, und ſie ging in den ſiebenten Saal und beſtrich damit den Hals des dreizehnten Räubers.

Und wieder nach drei Tagen ſagte der Räuber zur Schweſter: „Meine Wunde heilt, aber ich bin noch nicht ganz geſund, ich bedarf der Milch einer Wölfin.“

Und da war es mit der Wölfin und mit ihrer Milch und

mit dem jungen Wölflein ganz so, wie es zuerst mit der Häsin und mit der Füchsin gewesen, und als der dreizehnte Räuber sagte: „Ich bedarf der Milch einer Bärin," da war es mit der Milch der Bärin und mit ihrem Jungen, wie es mit der Milch und den Jungen der Wölfin, der Füchsin und der Häsin gewesen.

Und drei Tage, nachdem sie dem dreizehnten Räuber den Hals mit der Milch der Bärin bestrichen, sagte der dreizehnte Räuber zur Schwester: „Nun bin ich beinahe ganz gesund, aber ich bedarf eines Bades."

Da ging sie hin und richtete ein Bad an. Das sah der Bruder und fragte: „Für wen ist das Bad?"

„Für mich," sagte die Schwester.

„Hat man je gehört," sagte der Bruder, „daß die Schwester vor dem Bruder badet? Du wirst nach mir baden," sagte er und legte sich in das Bad.

Schnell ging sie in den siebenten Saal und sagte zum dreizehnten Räuber: „Mein Bruder liegt im Bade."

Der Räuber erhob sich und lief hinaus und wollte den Bruder im Bade umbringen. Da sagte das junge Füchslein zu dem Bruder: „Ich gebe dir einen guten Rath; stoße du in dein Hüfthorn."

Da sagte der Bruder zum Räuber: „Laß mich, ehe ich sterbe, noch einmal ins Hüfthorn blasen!"

Der Räuber erlaubte ihm das, und er blies ins Hüfthorn, daß es weithin erscholl; darauf lief das Häslein, so schnell es konnte, und holte das Wölflein und das Bärlein. Und das Wölflein und das Bärlein kamen heran und zerrissen den Räuber, und der Bruder bereuete es nicht.

Als dieß die [redacted] sah, ging sie voll Bosheit in die Schlafstube [redacted] Strohsack voll kleiner Messer, so [redacted] waren. „Da," sagte sie [redacted] da- [redacted]

Böſes und fing an, ſich zu entkleiden, um ſich ins Bett zu legen. Da er ſich eben ins Bett legen wollte, ſah er, wie das Häslein ſich ganz blutig auf demſelben wälzte und hin und her ſprang, als ob es dem Bruder ſeine vielen Wunden zeigen wollte. Der Bruder wußte erſt nicht, was vorging; nach und nach aber wurde er ſehr überraſcht und unterſuchte das Bett und fand die vielen, vielen Meſſer, deren Spitzen alle nach oben gerichtet waren und nicht eine nach unten. Dieß verdroß ihn ſehr, und er ſprach zu ſich ſelber: „Hier hätt' ich elend zu Grunde gehen ſollen, weil ich den dreizehnten Räuber habe zerreißen laſſen. Dieß hat meine Schweſter gethan."

Er nahm ſie bei der Hand, führte ſie in ein düſteres Gewölbe und ſagte: „Schweſterlein, hier ſperre ich dich ein zur Strafe deiner Sünden."

Dann ſtellte er zwei Eimer vor ſie hin und ſagte: „In den einen Eimer wirſt du über deinen Bruder weinen, in den andern Eimer wirſt du über deinen Geliebten weinen. Nach drei Jahren werde ich wiederkommen und nachſehen, über wen du mehr geweint haſt."

Er ſchob den Riegel vor und ging auf die Jagd und in die Welt. — Nach drei Jahren kam er wieder, ſchob den Riegel zurück und ſah nach den Eimern. Der Eimer des Bruders war ganz leer und trocken, der Eimer des Geliebten aber überfloß ſo ſehr, daß rings umher eine Lache war. Da zog er ſein Schwert, hieb ihr den Kopf ab und wurde ſehr ärgerlich.

Die Schlangenkönigin.

Böhmiſches Märchen.

Es war einmal eine gute alte Frau, die hatte einen einzigen Sohn, der hieß Chwalil. Chwalil grämte ſich im Stillen und

war blaß. Daß Chwalil sich im Stillen grämte und blaß war, dieses grämte wieder die gute alte Frau, und sie dachte nach, wie sie ihm eine Freude machen könnte. Die höchsten Schätze hätte sie darum gegeben, wenn sie dieselben nur gehabt hätte. Als es Frühling wurde, sprach sie zu ihrem Sohne: Mein Sohn, jetzt kommt der Mai, und im Mai kommen alle Geheimnisse der Erde ans Tageslicht. In dem Felsen des Waldes wohnt die Schlangenkönigin, die trägt auf ihrem Haupte die kostbarste Krone der Erde. Diese Krone kann der Mensch gewinnen, aber Muth muß er haben und sich durch die Blicke der Schlangenkönigin nicht abschrecken lassen. So bald der erste Sonnenstrahl des ersten Maitages den Felsen berührt, kommt die Schlangenkönigin hervor, mit der Krone auf ihrem Kopfe. Sieh hier dieses Leintuch. Ich habe es, während du schliefst, in den Nächten selbst gesponnen und gewebt, wie es vorgeschrieben ist, und im Mondschein gebleicht. Wenn du mit dem Leintuch hingehst und es vor die Schlangenkönigin ausbreitest, wird sie ihre kostbare Krone mit grünen Edelsteinen auf das Tuch hinlegen. Darauf mußt du ihr deinen Fuß auf den Kopf setzen. — Da wurde Chwalil plötzlich heiter und lachte. Und als der Maimorgen kam, nahm er das Leintuch und ging hin zu dem Felsen. Der erste Sonnenstrahl bohrte sich wie ein goldener Schlüssel in den Felsen, und er öffnete sich wie eine Pforte. Hervor kam die Schlangenkönigin, gefolgt von unzähligen anderen Schlangen, dieweil sehr viele Eidechsen an der Felswand hin und her liefen. Auf dem Kopfe trug die Schlangenkönigin eine gar wunderherrliche Krone von grünen Edelsteinen, die ihn so blendeten, daß er die Augen abwenden mußte. Aber er faßte sich und breitete das Leintuch aus. Da bäumte sich die Schlange, sah ihn grimmigen Blickes an und zischte mit der Zunge. Er aber ließ sich nicht abschrecken und faltete das weiße Tuch schön aus[illegible] wollte: „Nur her mit der Krone!“ — [illegible] auf die Mitte des Leintuches. Chwalil [illegible] die Krone mit der Hand [illegible]

dem Fuße der Schlangenkönigin auf den Kopf. Da war es eine schöne Prinzessin, der er auf den Kopf trat. Die schöne Prinzessin weinte, und er zog den Fuß erschrocken zurück. — „Du hast dich übereilt," sagte die Prinzessin. „Hättest du dir nicht sogleich die Krone aufgesetzt und hättest du mir erst auf den Kopf getreten, so wäre ich ganz erlöst; jetzt bin ich es nur halb." — Er besah die schöne Prinzessin näher, und in der That war nur ihr Oberleib eine schöne Prinzessin; unten war sie noch immer eine Schlange. Alle die andern Schlangen waren in Hoffräuleins verwandelt und die Eidechsen in Ritter und Pagen. Die waren alle ganz erlöst. Aber Das machte ihm keine Freude, so lange die schöne Prinzessin zur Hälfte eine Schlange blieb. Er wurde wieder traurig, und nachdem er alle Ritter und Pagen mit den Schätzen, die in dem Felsen verborgen waren, beladen hatte, zog er mit ihnen und mit der halben Prinzessin nach Hause zu seiner Mutter. Er kaufte das ganze Königreich Böhmen, das just zu verkaufen war, weil der König nicht genug Geld hatte, um es zu regieren, und beherrschte dasselbe. Da weinte die schöne Prinzessin wieder und sagte: „Chwalil I., hättest du das Königreich, anstatt es zu kaufen, erobert, dann wäre ich ganz erlöst gewesen. Nun muß ich wieder zur Hälfte eine Schlange bleiben." Darüber wurde Chwalil wieder sehr traurig und war trauriger als je. Das sah die Mutter und sagte zu ihm: „Du mußt die Schlangenprinzessin verlassen und dir eine Andere suchen, die du heirathen kannst, denn eine Schlangenprinzessin kann man nicht heirathen, und in der Fremde wird es dir nicht fehlen, da du solch ein mächtiger König bist." — So nahm Chwalil alle seine Ritter mit sich und zog in die Fremde. Sieben Jahre lang zog er von Königreich zu Königreich und kehrte im achten Jahre wieder heim. „Ach," sagte er, „ich habe in sieben Königreichen sieben Prinzessinnen gesehen; sie wollten mich alle heirathen, aber keine gefiel mir, wie die Schlangenprinzessin!" — „Dafür," erwiderte die Schlangenprinzessin, „will ich dir ein Mittel zu meiner Erlösung angeben. Wenn du einmal meinen Namen aus-

ſprichſt, bin ich erlöst; aber dieſen Namen ſelbſt darf ich leider nicht ſagen.“

Das war ſo viel wie nichts; denn wer kann einen Namen errathen? Chwalil ging zu allen Edelfräulein und Rittern und Pagen, die einſt mit ihr als Schlangen und Eidechſen im Felſen gewohnt hatten, und fragte ſie nach dem Namen der Prinzeſſin und verſprach ihnen alle Reichthümer der Erde; aber ſie konnten ihm den Namen nicht ſagen, weil ſie ihn nicht wußten. Da ging er durch die Welt und lauſchte Allem, was Stimme hatte, ob er nicht den Namen ſeiner Geliebten höre, den Menſchen, den Thieren des Waldes, den Vögeln der Luft, den Blättern der Bäume, dem Winde, dem Widerhall, den Quellen und Wellen aller Flüſſe und Meere. Da lernte und erfuhr er Vieles, was andere Menſchen nicht wußten, aber den Namen ſeiner Geliebten erfuhr er nicht. Als ein ſehr weiſer Mann und Zauberer kam er wieder heim von ſeinen Wanderungen. Die Schlangenprinzeſſin ſah ihm ſehnſüchtig entgegen, ob er nicht ihren Namen ausſprechen werde. Er ſprach ihn nicht aus und fühlte ſich ſehr unglücklich, daß er ein ſo weiſer Mann und Zauberer ſein, Alles wiſſen ſollte, nur nicht einen kleinen Namen, den Namen ſeiner Geliebten, und daß er nicht eher glücklich ſein ſollte, als bis er ſie mit Namen nennen könne.

Da fiel ihm plötzlich ein, daß man in den Büchern Alles finde, und er ſchrieb Briefe nach Italien, nach Paris, nach Kiew, nach Konſtantinopel, Bologna und Arabien an alle weiſen und gelehrten Männer, daß ſie ihm die ſeltſamſten Bücher ſchickten. Das thaten die weiſen und gelehrten Männer, und bald hatte Chwalil ſo viele Bücher aufgehäuft, daß er neue Schlöſſer bauen mußte, um ſie alle unterbringen und vor Regen und Wetter ſchützen zu können. In jedem dieſer Schlöſſer hatte er einen runden Thurm, deſſen Mauern ſo dick waren, daß es darin ſo ſtille war, wie im Grabe, und daß der König in ſeinen Stu[illegible] auch nicht vom geringſten Lärm geſtört werden konnte. Vögel, die ſich an den Thurm anbauten und die ihn mit

Gezwitſcher und Geſang um ſo mehr zerſtreuten, als er ihre Sprache verſtand, ließ er verjagen oder ausrotten, und ſo war es am Ende ganz ſtille rings um ihn her.

So ſaß er denn und ſtudirte und vertiefte ſich immer mehr und mehr und ſtudirte, ſtudirte, ſtudirte.

Schon war er faſt in ſeinem Lande vergeſſen, und ſchon glaubte die Schlangenprinzeſſin von ihm vergeſſen zu ſein, — ſo viele Zeit ſaß er bereits in den Thürmen — als er eines Tages aus einem Thurme lächelnd hervorkam. Er lächelte, und man ſah es ihm an, daß er das Wort gefunden hatte, aber ſein Schädel war kahl, ſein langer Bart war grau, ſeine Stirn voll tiefer Furchen, und ſeine Wangen waren eingefallen. Alle Welt ſah es, nur die Schlangenprinzeſſin nicht, denn ſie freute ſich ihrer Erlöſung, die ihr ſein lächelnder Blick ankündigte.

„Du haſt meinen Namen gefunden!“ rief ſie ihm jubelnd zu.

„Ja, o Laska!“ [1] erwiderte er lächelnd.

„So heiße ich,“ rief ſie, und der Schlangenleib fiel ab von ihr, und ſie ſtand da als eine herrliche, wunderſchöne Prinzeſſin. Sie öffnete die Arme und ſagte: „So komm in meine Arme, Geliebter, der du mich von langer Qual und aus peinlicher Gefangenſchaft erlöst haſt.“

Er aber lächelte ſchmerzlich und deutete auf ſeinen weißen Bart und ſagte: „Es iſt zu ſpät, o Liebe! Gehe hin und beglücke Andere.“

[1] „Laska“ bedeutet im Böhmiſchen „Liebe.“

IV.

Ein deutſches Märchen.

Der Ofen Barbaroſſa's.

Vor noch nicht ſehr langer Zeit ſtand in einem der Häuſer, die ſich über den Ruinen des alten Palaſtes Barbaroſſa's zu Geln-hauſen erheben, in einer Schenke ein alter Ofen, der gar ſonder-bar ausſah. Er ſah ſo alt aus, viel älter als alle gothiſchen Kirchen, und daß er wirklich älter war, das verrieth auch ſeine Bauart. Dabei war er ſo groß, daß er den Eindruck machte, als ob er größer wäre, als das ganze Haus, in dem er ſtand, und man konnte es auch erkennen, daß das Haus ſeinetwegen und nicht er des Hauſes wegen gebaut worden. Hinter dem Ofen und auf ihm lagen zur Nacht auf Rampen und in Niſchen die Kinder des Herbergsvaters und die müden Wanderer, die etwa hier ein-kehrten. Alle Welt wußte, woher der Ofen ſtammte, denn er hieß von Vater zu Sohn der Ofen Barbaroſſa's; es war alſo der Ofen des deutſchen Kaiſers Friedrich Barbaroſſa. An Feuer gewöhnt, war er ſtehen geblieben, als der ganze Palaſt des großen Kaiſers in Flammen aufging. — Die Leute des H
waren darum nicht im Geringſten erſtaunt, wenn, ſo
draußen kalt war, meiſt des Abends, der Kaiſer vom K
herüber kam und ſich vor den Ofen ſtellte, um ſich
wie alte Leute oft thun, die zu einem Nachbar

gut geheizten Ofen hat. Niemandem fiel es ein, dem alten Kaiser den Platz am Ofen streitig zu machen, hatte er doch, als eigentlicher Besitzer ein historisches, und als frierender Mensch ein natürliches Recht, sich an diesem Ofen zu wärmen. So stand er da; legte, um die Hände besser wärmen zu können, das Szepter auf die Rampe und den Reichsapfel in die Röhre und horchte lächelnd zu, wie die Gäste dort am Tische nach guter deutscher Art ganz wie zu seiner Zeit über des Kaisers Bart stritten und Märchen erzählten, in dem er eine Hauptrolle spielte und an denen kein wahres Wort war. Manchmal stieß ihn ein Kind des Hauses, dessen Bettchen auf der breiten Rampe des Ofens, oder auf der Ofenbank gemacht war, und sagte: „Geh fort da, Kaiser, ich kann mich nicht ausstrecken!" — und der Kaiser rückte weiter und machte dem Kinde auf die gutmüthigste Weise Platz, ja er deckte es manchmal wieder zu, wenn es im Traume die Decke verschoben hatte.

Nun kam vor einigen Jahren ein Frankfurter Bankier und Verwaltungsrath einer großen Eisenbahnkompagnie behufs der Expropriation nach Gelnhausen und kehrte in der Herberge ein. Der Bankier war ein großer Kunstkenner und Sammler, und kaum hatte er den merkwürdigen Ofen erblickt, als er in Ekstase ausrief: „Welch ein herrlicher Rokokoofen! Wie schön würde sich der in meinem Speisesaal zu Frankfurt neben dem schönen Pompadour-Schrank und neben dem Spiegel à la Louis XV. ausnehmen!"

Sofort ging er an die Expropriation, das Haus wurde schneller als nöthig abgebrochen und der Ofen in ganzer Größe mit der möglichsten Vorsicht nach Frankfurt gebracht und im Speisesaal des kunstsinnigen Bankiers aufgestellt. Ueberall in Frankfurt wurde von der herrlichen Acquisition, von dem pompösen Ofen à la Pompadour gesprochen, und die andern kunstkennerischen und kunstsinnigen Bankiers — Frankfurt besitzt dergleichen zu Dutzenden — hätten bersten mögen vor Neid und tadelten die zu großen Privilegien der Eisenbahn-Verwaltungs-

räthe und die Vortheile, die ihnen vor Andern aus der Expropriation zuflößen. — Je mehr man sich darüber ärgerte, desto größere Freude machte der Ofen seinem gegenwärtigen Besitzer. Und um ihn zu zeigen und vor hohen Herrschaften damit Staat zu machen, gab er, als die Zeit der großen Mahlzeiten gekommen war, d. i. im Winter, ein großes Diner und lud dazu die größten Bankiers und den ganzen Bundestag, der eben keine Ferien hatte.

Draußen fror und stürmte es und der Ofen verbreitete eine so behagliche Wärme, daß die Gäste im Speisesaal blieben, selbst als man abgespeist hatte, und sie nahmen ihren Kaffee ein, indem sie sich um den großen, breiten, behaglichen Ofen im Halbkreis umhersetzten. Man sprach über Politik und über den Ofen, auf den der Hausherr immer die Aufmerksamkeit der Gäste zu lenken verstand. — „Was mir an ihm mißfällt," sagte ein Attaché, Sohn eines Historikers, „c'est quelque chose de gothique!" Die Hausfrau war beleidigt und suchte ihm zu beweisen, daß Das, was er für gothisch nahm, reinste Pompadour sei, und mit ihrem liebenswürdigen Lächeln war es ihr leicht, den Attaché zu überzeugen.

Während man so plauderte, trat Barbarossa herein, Bart, Haare und Gewand voll Schneeflocken. Weiß der Himmel, wie er erfahren hatte, wo sein Ofen hingerathen. Er kam ihm nach, um sich daran zu wärmen. Aber alle Plätze waren besetzt, wie groß und breit auch der Ofen war, und keiner der Gäste machte Miene, ihm auch nur ein Winkelchen einzuräumen. Ja, sie zogen sogar verdrießliche und unangenehme Gesichter, als sie den altmodisch gekleideten, durchnäßten alten Mann sahen, der that, als ob er sich zu ihnen setzen wollte. Der Hausherr war in der größten Verlegenheit. Er näherte sich dem Kaiser und sagte höflich: „Wenn Sie mir etwas zu sagen haben, so bitte ich, morgen zwischen Zehn und Eilf auf mein Komptoir zu kommen."

„Ich habe auf deinem Komptoir nichts zu thun!" rief der Kaiser mit einer Stimme, daß der Bankier zusammenklappte wie ein Taschenmesser.

„Quel rustre!" murmelte der Attaché, „quel rustre!"

„Darf ich fragen, mit wem ich die Ehre habe?“ — fragte der Bankier.

Barbaroſſa wandte ſich zur ganzen Geſellſchaft und rief: „Habt ihr nie vom deutſchen Kaiſer gehört?“

Bei dieſer Frage erhob ſich einer der Geſandten und ſagte höchſt entrüſtet vor ſich hin: „Mon Dieu! quel monde laisse-t-on donc entrer ici?“ — und ſah ſich um, als ob er ſeinen Hut ſuchte, um fortzugehen.

Die Verlegenheit des Hausherrn ſtieg aufs Höchſte. „Ich verſichere Ew. Exzellenz,“ ſtammelte er: „ich kann betheuern, daß ich ganz unſchuldig — wie können Ew. Exzellenz nur glauben — die beſitzende Klaſſe hat gewiß keine Urſache — ich perſönlich bin zu ſehr intereſſirt, die Ruhe — wie können Ew. Exzellenz nur vermuthen, daß ſolche Tendenzen — dieſe wühleriſchen Traditionen —“

So ſtammelnd, ermannte er ſich plötzlich, ſteckte beide Hände in die Taſchen, warf den Kopf zurück und herrſchte dem Kaiſer zu: „Was wollen Sie hier?“

„Mein Gott!“ — erwiderte Barbaroſſa — „ich will mich an meinem Ofen wärmen, den dieſe Herren ganz eingenommen haben.“

„An Ihrem Ofen?“ fragte der Hausherr — „Sie ſind im Irrthum, der Ofen gehört mir und ſonſt Niemandem.“

„Ich will dir das Gegentheil beweiſen, durch die Wappenkunde, wie es ſich ziemt,“ erwiderte Barbaroſſa — „ſofort ſollſt du alle Wappen des Reiches an dem Ofen erkennen.“

Und der Kaiſer ging mit einem großen Schritte auf den Ofen los, und mit ſeinem Szepter berührte er eine Kachel nach der andern, und wo er mit der Spitze des Szepters hintupfte, da kam ſogleich ein Wappen zum Vorſchein. Hier das Wappen Oeſterreichs, hier Baierns, hier Schwabens, hier Sachſens und ſo fort. —

Die Herren waren ſehr erſtaunt. „Tiens!“ rief Jeder, da iſt ja unſer Wappen, und kaum war es zum Vorſchein gekommen,

so stellte sich der Gesandte, der dazu gehörte, auch davor und legte die Hände darauf und wärmte sich. Als der Kaiser mit der Szepterspitze die letzte Kachel berührte, kam das Wappen Schleswig-Holsteins zum Vorschein — schnell kehrten die Herren ihre Köpfe ab, und der Däne stellte sich davor, hüstelte, rieb sich die Hände und legte sie dann auf das Wappen und wärmte sich.

So war, als der Kaiser fertig war, der Ofen erst recht besetzt und für ihn nicht das geringste Plätzchen vorhanden. Als er Das bemerkte, wurde er gar sehr traurig.

„Ach," seufzte er, „wo soll ich mich nun wärmen, wenn ich friere?"

Und während eine Thräne in seinen großen, rothen Bart niederrollte, schritt er mit großen Schritten zur Thür hinaus, in die kalte, eisige Nacht. Den Bankiers und den hohen Gästen war es, als ob sie aus einem bösen Traume erwachten.

Der Hausherr aber war besorgt, daß er sich durch den ganzen Vorfall verdächtig gemacht. Er beschloß, sich mit einem Opfer in der Meinung seiner hohen Verbindungen wieder herzustellen, und zu Neujahr zerbrach er den Ofen und schickte jedem der Herren das ihm zugehörige Stück mit dem Wappen darauf.

So ging der merkwürdige Ofen, an dem sich der Alte so lange gewärmt hatte, in Stücke — zu Frankfurt a. M. in einem Jahre des Heils.

Anhang.

1. Der Schuſter.

Ein perſiſches Märchen.

Es lebte einmal in der Hauptſtadt des großen Reiches Iran oder Perſien ein ſehr merkwürdiger Schuſter. Er war ein kluger und weiſer Mann, hatte aber einen Fehler, der in ſeinem Stande und ſeinen Verhältniſſen ein Hauptfehler war, ein Kapitalfehler: er machte nämlich ſehr ſchlechte Schuhe und Stiefel. Welche Mühe er ſich auch gab, da half alle Weisheit nichts: er machte ſchlechte Schuhe und Stiefel. So kam es denn auch, daß er bald gar nichts mehr zu thun hatte, und weil er nichts zu thun hatte, warf er ſich auf die Frömmigkeit. — Was ſoll ich zu Hauſe, dachte er, ſchlechte Schuhe und Stiefel machen? Da gehe ich lieber als frommer Pilger nach Mekka zum Grabe des Propheten; das iſt eine fromme That und wird mir Achtung und Anſehen verſchaffen. — Gedacht, gethan. Er machte die weite Pilgerfahrt, kehrte glücklich zurück und wurde deßhalb von allen Gläubigen geprieſen. Darum aber vertrauten ihm ſelbſt die Gläubigſten ihre Schuhe und Stiefel nicht, und mit Recht, denn er hatte auf der frommen Fahrt ſein Handwerk nicht beſſer erlernt. Und da er nicht mehr zu thun hatte, als früher, dachte er nach einiger Zeit wie das erſte Mal und machte eine zweite Pilgerfahrt. Nun wurde er faſt wie ein Heiliger verehrt. Das

schmeichelte ihm sehr, und da er als Heiliger noch schlechtere Schuhe und Stiefel machte, als vorher, und sich seine Lage nicht gebessert hatte, machte er in seiner Verzweiflung eine dritte Pilgerfahrt nach Mekka zum Grabe des Propheten. Bestellungen drängten ihn nicht zur Rückkehr, und so machte er auf dem Heimwege allerlei Kreuz- und Querzüge, um die Gräber der verschiedensten Scheichs und Heiligen zu besuchen und auf denselben seine Gebete zu verrichten. Eines heißen Mittags ruhte er unter der Palme auf dem Grabe des heiligen Scheichs Alleddin aus, als sich mit Einem Male die Stimme des Heiligen aus der Tiefe der Erde so vernehmen ließ: Schuster! du bist ein frommer, beinahe heiliger Mann! Dreimal bist du nun zum Grabe des Propheten gewallfahrtet, und auch den andern Heiligen hast du Ehre erwiesen. Du bist ein Hadschi und hast ein Recht, den grünen Turban zu tragen, wie ihn die Nachfolger und Abkömmlinge des Propheten tragen. Aber du verdienst mehr. Damit es den Leuten kund werde, welche Macht und Weisheit die Frömmigkeit den Menschen verschaffe, will ich dir das Geheimniß anvertrauen, wie man Verrückte vernünftig und Dumme klug mache. — Dann that der Heilige, wie er sagte. Er raunte dem Schuster das Geheimniß ins Ohr, daß es Niemand hören konnte, weßhalb es auch bis auf den heutigen Tag nicht ruchbar geworden. — Ei, ei, dachte der Schuster und rieb sich vor Freude die Hände, ich soll Verrückte vernünftig und Dumme klug machen können? Da habe ich ja mehr zu thun, als wenn ich alle zerrissenen Stiefel und Schuhe der Welt flicken sollte! — Stolz zog er in Ispahan ein, und mit Triumph wurde er empfangen, als ein Mann, der nun die heilige Pilgerfahrt dreimal zurückgelegt hatte. Man freute sich, einen Hadschi zu besitzen, der den grünen Turban mit Recht auf dem Haupte trug. Er macht [illegible] aber er ist ein heiliger Mann und trägt den [illegible] und das ist eine Ehre für die ganze [illegible] der Jubel, als er vor dem [illegible] Geheimniß ihm der heili[illegible]

er Verrückte vernünftig und Dumme klug machen könne, und daß er ſich für eine ſolche Kur aus Liebe zur Menſchheit nicht mehr als zehn ſchlechte Silbertomane zahlen laſſen wolle. — Und wenn du dir nur Einen Silbertoman zahlen ließeſt, antwortete man ihm, ſo wirſt du doch der reichſte Mann von Iran, du Glücklicher, ſo viel wirſt du zu thun bekommen! — Dieſer Meinung war auch der Schuſter. Er ging nach Hauſe und entwarf eine Namensliſte aller der Verrückten und Dummen, die er ſelbſt kannte, und mußte ſich ſagen, daß er allein in ſeiner Bekanntſchaft durch viele Jahre zu thun haben werde. Aber ſonderbar! Es verging ein Tag, es vergingen zwei, drei und viele Tage, und es meldete ſich nicht ein einziger Patient. — Man muß ſich den Leuten in Erinnerung bringen, dachte der Schuſter und ließ es durch öffentliche Ausrufer an allen Straßenecken verkündigen, welche nützliche und heilſame Künſt er von ſeiner Pilgerfahrt mit heimgebracht und daß er für die Heilung eines Dummen oder Verrückten nicht mehr als fünf Silbertomane beanſpruche, was für einen geſunden Menſchenverſtand gewiß ein ſehr kleiner Preis ſei. Aber die Kunden kamen nicht, trotz dem herabgeſetzten Preis. Was war da zu thun? — Der Schuſter beſprach ſich mit ſeinen Nachbarn, Freunden und Bekannten, und da wurde es ihm endlich klar, daß in ganz Iran Jedermann ſeinen Nächſten, nicht aber ſich ſelbſt für dumm oder verrückt hielt. Der Schuſter ſah ein, daß er die Sache anders anfangen müſſe. Wenn er eine ausgezeichnete, hochgeſtellte Perſon von ihrer Dummheit heilen würde, dann würde man viel davon reden und würden auch andere, niedriger ſtehende Perſonen ſich nicht ſchämen, geſcheidter werden zu wollen, und ſich zu ihm in Behandlung geben. Er warf ſein Auge auf den erſten Miniſter des Schachs, der ſich in der That durch ſeine Dummheit auszeichnete, und beſchloß, dieſen klug, ſehr klug zu machen, womit er auch ſeinem Lande einen Dienſt zu leiſten hoffte. Er verſchaffte ſich alſo eine Audienz beim Schach, ſetzte dieſem klar auseinander, wie ungeheuer dumm ſein erſter Miniſter ſei, und

erbot ſich, ihn binnen wenigen Minuten zu einem ſehr klugen Miniſter zu machen. Der Miniſter, der zugegen war, war im höchſten Grade entrüſtet, daß man ihn geſcheidter machen wollte, als er ſchon war, und wollte dem unverſchämten Schuſter ſogleich die Baſtonade geben laſſen, den Schach aber vergnügte die Sache, und es hätte ihm große Freude gemacht, dem Miniſter zu beweiſen, daß er bisher überaus dumm geweſen. Er gebot dieſem alſo, ſich ſogleich in Behandlung zu geben — wenn er ſich aber ſträube, ſo wolle er, der Schach, ſchon dieſes Sträuben als ein Zeichen unheilbarer Dummheit betrachten und ſich nach einem andern erſten Miniſter umſehen. Was blieb dem armen Miniſter übrig, als ſich vom Schuſter behandeln zu laſſen? Die Kur war nicht ſchmerzhaft. Der Schuſter blies ihn von mehreren Seiten an, ſagte ihm Allerlei ins Ohr, ſtrich ihm mit einer Salbe über Stirne und Augen — der Miniſter ſchüttelte ſich, that, als ob er aus dem Schlafe erwachte, hatte mit Einem Male ein ganz anderes Geſicht und ſprach ſo klug, wie er ſein Lebtag nicht geſprochen hatte, und daß der Schach und der ganze Hof erſtaunt waren. Sogleich widerrief er auch eine Menge von Befehlen, die er in den letzten Tagen gegeben, und erſetzte ſie durch andere, deren Weisheit der dümmſte Höfling bewundern mußte. Die Kur war vollkommen gelungen, und man ſprach bald in ganz Perſien von nichts Anderem. Und ſo kam es auch, wie der Schuſter gehofft hatte. Da der Miniſter geſcheidter geworden, ſchämte ſich Niemand mehr, geſcheidter werden zu wollen, und das Haus des Schuſters wurde förmlich geſtürmt. Selbſt die klugen Leute kamen mit ihren Tomans heran, denn Jedermann wollte klüger werden, als er war, und ſo klug wie der Miniſter, der jetzt jeglichen Tag ſeine Klugheit bewährte, wie er ſonſt ſeine Dummheit bewährt hatte. Und in der That gab es bald in der Hauptſtadt keine dummen Menſchen [illegible] war die Zeit vorauszuſehen, wo es im ganzen Reiche [illegible] geben werde. Da legte der kluge Miniſter ſeine Sti[illegible] und wurde ſehr beſorgt. — O Schach, ſagte er

wenn alle Perſer ſo klug werden, wie du und ich, dann werden ſie ſehr ſchwer zu regieren ſein, Alles, was wir Beide thun, kritiſiren — ja, wir werden höchſt überflüſſig werden, wenn allem Volke die Augen aufgehen. Schon wird mir das Regieren ſchwer, weil die Hauptſtadt klug geworden, wie wird es erſt ſein, wenn auch das offene Land klug geworden? Dem Schuſter muß das Handwerk gelegt werden, bevor es zu ſpät iſt. — Der Schach, der jetzt in ſeinen Miniſter das unbegränzteſte Zutrauen ſetzte, nannte im Voraus Alles gut, was er, um die drohende Gefahr abzuwenden, thun werde, und ſo ließ der klug gewordene Miniſter den Schuſter verhaften und ins Gefängniß werfen. — O, jammerte der Schuſter in ſeinem Gefängniß, warum habe ich nicht vor Allem mich ſelbſt klug gemacht! Warum habe ich nicht eingeſehen, daß ich zuerſt das Volk und dann erſt den Miniſter klug machen ſollte? — Sein Jammern nützte nichts; er blieb im Gefängniß, bis die Klugen, die er gemacht hatte, ausgeſtorben waren. Dann wurde er entlaſſen, aber ihm die ärztliche Praxis, als einem dazu unbefugten Schuſter, aufs Strengſte verboten.

---

2. Die erſte Himmelfahrt.

Eine italieniſche Legende.

Unſer Heiland zeigte ſich ſchon als ein kleines Kind fromm und gottesfürchtig, als ein Lamm Gottes, das er war. Sein Kopf war oft von Gedanken an den Himmel erfüllt. Eines Tages, da er auf dem Hofe vor dem Hauſe auf einem Haufen von Hobelſpänen ſaß und ſeinem Vater, dem heiligen Joſeph, zuſah, wie der mit der Axt an einem großen Balken zimmerte und wie dem frommen Mann die großen Schweißtropfen vom Geſichte fielen, wandten ſich mit Einem Male wieder ſeine Gedanken dem Himmel zu. Ein Heimweh, eine große Sehnſucht ergriff ihn; er

hätte gern wieder einmal den Himmel gesehen, in dem er zu Hause war. Diese Sehnsucht wurde so stark, daß sie nach und nach zu einem Gebete wurde; die heilige Jungfrau hat wohl auch ihre Fürbitte mit eingelegt, und so wurde sein Gebet erhört. Der Haufe von Hobelspänen verwandelte sich in eine Lilie; Jesus saß in dem Lilienkelche, und dieser hob sich rasch, rasch dem Himmel entgegen, denn der Stengel wuchs, wuchs, wuchs mit wunderbarer Schnelligkeit. Gleich war das Christuskind am Rande des Himmels, und da stieg es aus und ging auf die Himmelsthüre zu, die der heilige Petrus bereitwillig und mit großer Freude öffnete. Es ging ein und wurde vom lieben Vater im Himmel, der es erwartet hatte, herzlich empfangen. Da war große Freude und himmlisches Entzücken. Nach einiger Zeit sagte der himmlische Vater: Geh und sieh dich ein wenig im Himmel um, nach dem du dich so sehr gesehnt hast und aus dem du schon seit so langen Jahren entfernt bist. Das Christuskind ging also lustwandeln durch den Himmel, und all die unbeschreibliche Pracht und Herrlichkeit freute es doppelt nach dem Aufenthalte in dem irdischen Jammerthale. Der alte Petrus, der überall bekannt war, begleitete es und zeigte ihm Alles. Da kamen sie an einen schönen Ort, und mitten auf diesem schönen Ort wuchs dünn und traurig ein einsames Schilfrohr. — Wie kommt dieses dünne und arme Schilfrohr hierher mitten unter die prächtigen Palmen, Zedern und Granatbäume? fragte das Christuskind. — Dieses dünne und arme Schilfrohr, antwortete Petrus, werden sie dir unten auf der Erde anstatt eines Szepters in die Hand geben, um dich zu verhöhnen. — Wie sie weiter gingen, stand auf einem andern schönen Orte ein öder Strauch mit gewaltig stachligen Dornen. — Wie kommt dieser öde Strauch mit den gewaltig stachligen Dornen an diesen schönen Ort ten unter Rosen, Lilien und Nelken? fragte das Chr tete
Petrus: Aus diesen Dornen werden sie
Krone machen, die sie dir in die
Blut in großen, schwarzer

wurde das Christuskind traurig, und schnell eilte es von dem Strauch mit den gewaltig stachligen Dornen hinweg. — Da gerieth es auf einen großen Platz, der war ein Zimmerplatz, und viele Zimmerleute arbeiteten eifrig an zwei Balken, daß es hallte und die Späne weit davonflogen, und dazu machten sie finstere und ergrimmte Gesichter. — Diese finstern und ergrimmten Gesichter, sagte das Christuskind, passen nicht in den Himmel, und der Lärm, den diese Leute verführen, stört die himmlische Ruhe. Was machen denn diese Leute hier, wo immer Feiertag sein sollte? — Antwortete Petrus: Sie zimmern und bauen das Kreuz, an das sie dich unten auf der Erde heften werden. — Gerne hätte ihm Petrus Das verschwiegen, oder ihm etwas Anderes gesagt, wenn man im Himmel lügen dürfte. Das Christuskind seufzte aus schwerem Herzen und war sehr betrübt. Noch rascher als vorhin eilte es weiter, und da kam es an eine Werkstatt, in welcher Feuerarbeiter bei großen Flammen an Amboßen und mit Hämmern arbeiteten, daß es gewaltig tönte und die Funken weit umherstoben. Und diese Feuerarbeiter sahen schwarz und rußig und schmutzig aus. Das Christuskind hatte nicht mehr das Herz zu fragen, was denn diese Leute schafften; Petrus aber dachte, weiß es nun so viel, so soll es auch Alles wissen, und sagte: Diese hier hämmern die Nägel, die man dir durch Hände und Füße schlagen wird, und schmieden die scharfe Lanze, mit der man dir die Seite durchstoßen wird, daß Blut und Wasser herauskommt. — Da fing das Christuskind laut zu weinen an, wollte nicht weiter lustwandeln und lief zum Vater zurück mit großem Geschrei. — Warum weinst du, mein Kind? fragte der himmlische Vater, als er es so angstvoll herankommen sah. — Ach, sagte das Christuskind schluchzend, ich habe das Schilfrohr gesehen, mit dem man mich verhöhnen wird, und die Krone von Dornen, mit der man mich krönen wird, und das Kreuz, darauf man mich heften wird, und die Nägel, die man mir in Hände und Füße schlagen wird, und die große Lanze, mit der man mir die Seite durchstoßen wird, daß Blut und Wasser herauskommt.

Ich will nicht mehr zurückkehren auf die Erde, wo mich ſo viele und ſo große Leiden erwarten; ich will lieber gleich hier bleiben bei meinem Vater und im Himmel. — Der himmliſche Vater ſchüttelte den Kopf. Es war ihm in ſeiner unendlichen Güte nicht recht, daß Petrus ihn all Das hatte ſehen laſſen, und er war erzürnt über den Alten. Aber da war nichts mehr zu thun, und der Vater ſagte: Wie, mein Sohn, ſo willſt du die arme, ſündige Welt ohne Erlöſung laſſen und willſt dich der himmliſchen Pracht und Herrlichkeit erfreuen, ohne ſie verdient zu haben? — Da weinte das Chriſtuskind noch einmal auf und ſagte: Nein, das will ich nicht, in meiner Barmherzigkeit! Sende mich nur gleich wieder zurück zur Erde, wo mich ſo viele und ſo große Leiden erwarten! — Und er hatte das kaum geſagt, ſo ſaß er wieder auf dem Hofe ſeines Vaters Joſeph, des Zimmermanns, auf dem Haufen von Hobelſpänen, und ſah dem heiligen Joſeph zu, wie der mit der Axt an einem großen Balken zimmerte, und dachte dabei der himmliſchen Zimmerleute, die an ſeinem Kreuze arbeiteten, und lächelte.

---

3. Die Erſcheinung der Aebte.

Unfern von Saluzzo im Piemonteſiſchen erheben ſich auf einem kleinen Vorgebirge die Ruinen eines Kloſters, welche wieder einmal beweiſen, wie gut die Mönche ihre Niederlaſſungsplätze zu wählen wußten, denn von dieſen Ruinen aus genießt man einer wundervollen, herzerfreuenden Ausſicht rückwärts in Schluchten und Thäler, vorwärts in das maleriſcheſte offene Land. Von einem etwas höher liegenden Thurme, der ebenfalls zum Kloſter gehörte, ſoll man ſelbſt das blaue mittelländiſche Meer erblicken können. Nach glaubwürdigen Dokumenten wird die Gründung dieſes Kloſters in die Zeit der Karolin
und haben an ſeiner Vollendung und an Herſtellung ſe
und Größe mehrere Jahrhunderte des Mittelalters

Es soll eines der prachtvollsten und größten Klöster jenseits der Alpen gewesen sein und zu Zeiten hundertundfünfzig Mönche beherbergt und wie Fürsten ernährt haben. Viele Sagen haften noch heute an den Ruinen; eine der interessantesten ist diejenige, die davon erzählt, wie der prächtige und gewaltige Bau eben zur Ruine geworden.

Es war im vorigen Jahrhundert, in jener Zeit, da selbst die Mönche der strengsten Regel und in den entlegensten Gegenden zu den Ungläubigen gehörten — denn es war ein ungläubiges Jahrhundert. Der alte, greise Abt des Klosters lag schon zu Bett und drückte den Kopf tief in die Kissen, um den Lärm nicht zu hören, der vom Refektorium zu ihm heraufdrang, wo die Mönche nach längst eingewurzelter Sitte die halbe oder auch die ganze Nacht bei wilden Gelagen verbrachten. Längst an dergleichen gewöhnt, entschlief er endlich, wie auch der Müller beim Geräusch der Mühlräder und der Hammerschmied beim Klopfen der Hämmer entschläft. Er pflegte lange zu schlafen, denn er scheute sich vor dem Erwachen und vor dem Zusammentreffen mit den wüsten Brüdern, die auf seine Ermahnungen längst nicht mehr hörten, Reden verführten, die wie Gotteslästerungen klangen, und ihre geistlichen Pflichten entweder gar nicht, oder mit Hohn erfüllten, da sie dieselben als leeren Formenkram oder als Thorheiten verachteten. In dieser Nacht aber erwachte er mit dem Schlage der Mitternacht, und zwar war es nicht die Glocke, die ihn weckte, sondern ein Mönch, der an seinem Bette stand und ihm zurief: Abt Eusebius, stehe auf und folge mir! — Der Abt war sehr verschlafen und merkte Anfangs gar nicht, daß es ein ihm wildfremder Mönch war, der vor ihm stand und ihm rief. Erst nachdem er sich lange die Augen gerieben, sah er ihn erstaunt an und fragte: Wer bist du? — Der fremde Mönch aber wiederholte anstatt aller Antwort seine Aufforderung: Steh auf und folge mir! — Dem Abt wurde es Angst, und er that, als ginge der Befehl von einer höhern Macht aus, wie der fremde Mönch verlangte, stand auf, kleidete sich an und folgte dem

Unbekannten. Dieser führte ihn durch den Kreuzgang, wo alle Lichter erloschen waren, durch die langen Korridore, in denen gegen die Gewohnheit vollkommene Todtenstille herrschte, dem Konventsaale zu, aus dessen offener Thüre allein ihm heller Lichterglanz entgegenkam. Der Abt dachte: Wollen mich die Sünder zwingen, an ihren Orgien theilzunehmen, und haben sie heute noch andere Sünder aus anderen Klöstern dazu geladen? — Aber ein Blick auf seinen Führer verscheuchte solche Gedanken, denn dieser schritt mit unnahbarer Würde, mit einer gewissen Erhabenheit vor ihm einher; an seiner Kutte bewegte sich kein Fältchen, und sein Schritt brachte auf den steinernen Vließen auch nicht das geringste Geräusch hervor. Er ging dahin wie ein Geist, und auf seinen Zügen lag ein Ausdruck längst vergangener Zeiten. Mit einem Male war es dem Abte, nicht als ob er zu einer Orgie, sondern zu einem heimlichen Gerichte ginge, vor dem er sich zu verantworten hätte, und ein leises Zittern durchrieselte alle seine Glieder.

Als er in den hell erleuchteten Saal trat, fand er daselbst eine große Versammlung, aber nicht von den ihm untergebenen Mönchen, sondern von Unbekannten. Ringsherum in den großen und alten Stühlen, welche unter den Bildern der verstorbenen Aebte die Wände entlang liefen, saßen alte und ehrwürdige Greise, sämmtlich in der Tracht seines Ordens. Und diese Greise hatten alle die größte Aehnlichkeit mit den Bildern, die über ihnen hingen. Der Abt wußte sofort, daß er sämmtliche verstorbene Aebte des Klosters vor sich hatte, siebenundsechzig an der Zahl. Er erkannte den Grafen von Susa, der nach drei Kreuzzügen ins heilige Land in dieses Kloster trat und sieben Jahre mit gefesselten Händen als Abt fungirte, weil er vor seiner eigenen Gewaltthätigkeit Angst hatte; den bekehrten E
Ruffo; den schönen Ubaldo, den Troubadour
Verlockungen der Weiber in dieses Kloster
lichen Ambrosius, der siebenmal den Teufel
gebunden; den melodischen Fulc

gefunden und mit Zahlen Lieder aufgeſchrieben; den gelehrten David, der aus der wilden Bulgarei und aus den ſchwarzen Bergen Handſchriften der Heiligen und Kirchenväter heimgebracht, und viele andere, nicht minder ehrwürdige und heilige, aber längſt verſtorbene Aebte dieſes Kloſters.

Die Todten lächelten freundlich, als ſie merkten, daß ſie Euſebius alle erkannte, und ſie konnten es thun, denn nicht als ſchreckliche Gerippe ohne Fleiſch und Lippe erſchienen ſie ihm, ſondern in der Fülle des Lebens, wie ſie der Maler auf die Wand über und hinter ihnen hingemalt hatte, und den Abt wollte ſeine Angſt ſchier verlaſſen, und er war eben daran, ſeine Vorfahren mit Liebe zu begrüßen, als derjenige unter den Todten, der den oberſten Sitz unter dem Kruzifix und der ewigen Lampe einnahm — es war der Abt Gaudentius, der ſo viele Wunder gethan und von 1381 bis 1389 regierte — mit einer Stimme, die bald wie Donner, bald wie Weinen klang, zu reden begann. Er ſprach in altprovenzaliſcher Sprache, aber der Abt Euſebius verſtand ihn dennoch. Er hielt eine lange Rede, von der wir nur Das ſagen, daß ſie die bitterſten Vorwürfe enthielt über des Abtes ſchwaches Regiment und über das ſündhafte Leben der Mönche. An dieſe Vorwürfe knüpfte Gaudentius die Aufforderung, Euſebius ſolle die Mönche zum letzten Male ermahnen, von ihrem ſündhaften Leben abzulaſſen und zum Glauben und zum Kreuze zurückzukehren. Sollten ſie taub bleiben und in ihrer Verderbniß beharren wollen, dann werde die ewige Lampe über ſeinem Haupte aufflammen zu einer großen Flamme und das ganze Sündenneſt verzehren, daß der Wind durch die Fenſter fahre und ſie ins Land blicken, wie die Augen eines Todtenſchädels, den der Geiſt Gottes verlaſſen. Anathema rief er über die Reueloſen, und die andern Todten wiederholten: Anathema! Anathema! Anathema!

Und wie dieſer Ruf, der wie Drommetenſtöße klang, verſchollen war, waren auch die Todten verſchwunden.

Euſebius hätte Das alles für einen Traum gehalten, wenn

er nicht mitten im Konventſaale geſtanden, wenn nicht die Worte des Abtes Gaudentius und das Anathema der Verſammlung noch in ſeinen Ohren geklungen hätten; was ihm aber noch klarer als alles Das bewies, daß er die Erſcheinung wirklich und wahrhaftig erlebt hatte, war das Flammen der ewigen Lampe, die allein den ganzen weiten Raum mit blendender Helle erfüllte, was nur durch ein Wunder möglich war. Abt Euſebius bedurfte übrigens dieſer äußeren Beweiſe gar nicht, denn er war eine fromme und gläubige Seele. Erſt ſtand er, noch ganz des Wunders voll, wie eine Bildſäule, dann aber eilte er an die Glocke, welche die Mönche in den Konvent berief, und zog den Strang gewaltig. Es hallte furchtbar und ſchreiend durch die Mitternacht und durch die langen Gänge und Säle und durch alle Zellen, daß es die Mönche aus den Betten als wie peitſchte und ſie ſogleich, entkleidet, wie ſie waren, herbeiſtürzten, gleich den Auferſtandenen am jüngſten Tage. Sie entſetzten ſich, als ſie den Abt ſelbſt am Strange ſahen und wie er eifrig die Glocke zu ziehen fortfuhr, als ſchon ſämmtliche Mönche um ihn verſammelt waren und nach der Urſache des Lärmens und der Störung bei nachtſchlafender Zeit fragten.

Der Abt beſtieg die Kanzel des Konvents und erzählte in ſchlichten Worten und der Wahrheit getreu, was er eben erlebt hatte. Das gab den Mönchen Zeit, ſich zu faſſen. Er hat geträumt, riefen ſie wie aus Einem Munde und waren entrüſtet über den Greis, der in ſeiner Geiſtesſchwachheit aus kindiſchen Urſachen ſie um ihren Schlaf brachte. Sie wollten ihn kaum ausreden laſſen, den abergläubiſchen alten Mann, und als er an die Ermahnungen kam und ſie zur Umkehr aufforderte, übertäubten ſie ſeine Stimme mit Gepolter, und als er mit dem furchtbaren Ende drohte, riefen ſie: Wir wollen es abwarten! und als er, wie jene Todten: Anathema! rief, ſie mit ſchallendem Gelächter ein und riefen ebenfalls
dacht: Anathema!

Und da geſchah es, wie Gaudentius voraus

Die kleine Flamme der ewigen Lampe schlug zu einer großen Flamme empor, breitete sich über die Decke aus, wie ein feuriger Baldachin, fiel wie Vorhänge an den Wänden herab, daß die Mönche mit dem Abt kaum Zeit hatten, aus den Thüren zu entwischen. Gleich darauf sprangen sie von allen Seiten, entblößt, wie sie waren, zu den Fenstern hinaus und flohen, halb vor Entsetzen, halb im Unglauben an Wunder lachend, aber immer lachend, nach allen vier Winden in das Land hinaus, während die Lohe das Kloster an allen Ecken und Enden einhüllte. Der Abt allein blieb zurück und sah, vor dem Kloster auf einem Steine sitzend, mit Weinen und Wehklagen dem Gerichte zu.

Als der Morgen kam, standen die Mauern kahl und öde da, wie noch heutzutage. Der Abt brach sich einen Stab von einem versengten Kreuzdornholze und wandte seinen Schritt gen Rom zum heiligen Vater. Diesem beichtete er, was er geduldet und erduldet, was er gesehen und was mit ihm geschehen. Was aus den Mönchen geworden, weiß man nicht; man sagt, daß sie nach Frankreich gegangen, wo sie die kurz darauf ausbrechende große Revolution mitmachten. Dem Abte aber, der durch seine Schwäche und Nachsicht am Verderben des Klosters Schuld gewesen, gab der Papst als Buße auf, so lange zu wandern und zu betteln, bis er das Kloster in seiner alten Herrlichkeit wieder aufbauen könne. Das wird lange dauern, bis er so viel zusammenbettelt, und da das Kloster noch heute nicht aufgebaut ist, so ist es auch gewiß, daß der Abt immer noch lebt und bettelnd die Welt durchzieht. Es haben ihn übrigens viele Reisende aus der Gegend von Saluzzo erst in jüngster Zeit in den verschiedensten Gegenden der Welt gesehen, immer mit dem Stab in der Hand, den er sich vom Kreuzdornholz vor seinem Kloster gebrochen. Und wenn er nun das nothwendige Geld zusammengebettelt — wie soll er selbst dann zur Ruhe kommen, da die gottlose italienische Regierung Klöster zu bauen verbietet? O, es wird ihr ergehen wie den Mönchen.

4. Der Kuchen.

Ein catalaniſches Kindermärchen.

Es war einmal ein junger Prinz, zu dem kam ſo ein herumziehender Mann mit einer Guitarre, und der ſang ihm zu ſeinem Ergötzen viele ſchöne und häßliche Lieder. Ganz zuletzt ſang er ihm von einem ſehr merkwürdigen König und einem ſehr merkwürdigen Kuchen: wie nämlich der merkwürdige König eines Tages Luſt bekam nach einem merkwürdigen Kuchen, und wie er, um einen ſolchen bauen und backen zu laſſen, Schiffe in alle Welt ſchickte, um die beſten Früchte und Gewürze herbeizuholen, wie dann wirklich ein ſehr merkwürdiger Kuchen zu Stande gekommen, der ſo gut geworden, daß ſich ihn der merkwürdige König ſelber nicht gönnte und öffentlich erklärte, daß er ſich trotz ſeiner hohen Würde nicht für werth halte, von dieſem merkwürdigen Kuchen zu eſſen. Da verſtand es ſich von ſelbſt, daß er den Kuchen auch andern Leuten nicht gönnte und daß ſich Alle für unwürdig erklären mußten, davon zu eſſen. Um nun den Kuchen in ſicheren Gewahrſam zu bringen, baute der König eine ſehr ſtarke Feſtung mit ſieben Mauern und ſieben Waſſergräben, und da ſitzt er nun mit ſeinen treueſten und tapferſten Vaſallen und beſchützt den Kuchen und wacht darüber, als über ſeinen höchſten Schatz.

Nachdem der Mann mit der Guitarre ſo geſungen hatte, zog er weiter, ohne dem Prinzen die Adreſſe des merkwürdigen Königs gegeben zu haben. Kaum aber war der Sänger abgezogen und verſchwunden, ſo ergriff den Prinzen, der das Lied mit Ruhe angehört hatte, eine unendliche Sehnſucht nach dem merkwürdigen Kuchen. Ein Heldengemüth, wie er war, glaubte er auch, daß das Beſte für ihn geſchaffen ſei, und daß er nothwendig, dieß ſei er ſeiner Ehre ſchuldig, von dem ſehr merkwürdigen Kuchen eſſen müſſe. Er konnte an nichts Anderes [illegible] ken, er verſank in Weh- und Schwermuth, und alle Speiſe [illegible]

ihm ſchaal und unappetitlich vor neben dem edlen Geſchmack, den der Kuchen ſeiner Gedanken haben mußte. Das ganze Land ſah mit Trauer auf den traurigen Prinzen, bis dieſer eines Tages — es war an ſeinem Geburtstage — ſich aufraffte, ſeine Leute und ſeine Krieger um ſich verſammelte, ſie Liebe und Getreue nannte und ſie aufforderte, ihm mit der größten Aufopferung auf ein Heldenabenteuer zu folgen und nicht eher zu ruhen und zu raſten, als bis ſie jenen merkwürdigen König beſiegt, ſeine Veſte geſtürmt und ſeinen Kuchen erobert hätten. Seine Getreuen ſchlugen mit den Schwertern an die Schilde und riefen: den Kuchen oder den Tod!

So zog denn der Prinz, nachdem die Ausrüſtung der Seinen mehrere Monate gedauert, mit einem mächtigen Kriegsheere aus; er zog immer vorwärts, durch Gebirg und Thal, immer gradaus und während einer langen Zeit, bis er an einen Felſen kam, an welchem ſich die große Straße in ſo viele kleine Wege theilte, wie ein Baum in Aeſte und Zweige. Da ſtand er in größter Verlegenheit und wußte nicht, welchen Weg er einſchlagen ſollte. Plötzlich aber fiel die Oberfläche des Felſens wie ein Vorhang ab, und dahinter erſchien eine Marmortafel und auf dieſer in goldenen Lettern die Inſchrift:

Heil Allen, die das Gute ſuchen!
Dieß iſt der rechte Weg zum Kuchen.

Und unter dieſer Inſchrift befand ſich eine Hand, welche mit ausgeſtrecktem Zeigefinger den einen der vielen Wege als den rechten zum Kuchen bezeichnete. Der Prinz ſah ein, daß er unter dem Schutze höherer Mächte ſtand, verbeugte ſich vor der Marmortafel, die ſich ſofort wieder bedeckte, und zog friſchen Muthes und hoffnungsvoll weiter. — Wieder nach langer, langer Wanderung kamen ſie an den Feuerſee, der ihnen den Weg abſchnitt, deſſen Wellen ſehr hoch gingen und nichts Anderes waren, als große Flammen in allen Farben. Der Prinz ſtutzte, und mit ihm *ſtutzte* ſeine ganze Armee. Doch ließ ſich der Heldenjüngling nicht

abſchrecken und überlegte eben, wie man eine feuerfeſte Flotte bauen könne, um über den Feuerſee zu ſegeln, als ſich aus der Tiefe deſſelben eine Nixe mit rothen Haaren erhob, die mit wunderſüßer Stimme ſang:

Wer ſich will den Kuchen gönnen,
Muß durchs Feuer ſchwimmen können.

Gleich darauf verſchwand ſie wieder in den Wellen. Der Prinz ſchloß die Augen, knöpfte den Rock zu und ſtürzte ſich kopfüber in den See; ſeine Getreuen, die geſchworen hatten, ihm überall hin zu folgen, thaten wie er, ſchloſſen die Augen, knöpften die Röcke zu, ſtürzten kopfüber in die Wellen, und ſiehe da, ſie kamen ſämmtlich wohlbehalten am andern Ufer an, ohne daß ihnen ein Haar im Barte verſengt worden wäre. Nur Einer, der im Schwimmen das Feuer benützen wollte, um ſich ſeine Cigarrette anzuſtecken, wurde zu Kohlen verbrannt, und nur ſo erfuhren die Andern, daß die Wellen des Feuerſee's wirklich brennen konnten, denn was ſie betraf, ſo ſchwammen ſie ſo kühl durch, als es nur bei irgend einem andern gewöhnlichen See hätte der Fall ſein können. Am andern Ufer betraten ſie eine Landſtraße, die ſo gerade wie ein Lineal durch einen Wald in unendliche Ferne lief. Aber die Bäume, die auf beiden Seiten der Straße ſtanden, glichen ſich alle ſo ſehr, daß ſie von einander nicht zu unterſcheiden waren, und daß der Prinz, trotz allem Marſchiren, immer glaubte, an derſelben Stelle zu ſtehen. Und trotz allem Marſchiren nahm der lange Weg kein Ende. Manchmal, in der Verzweiflung, fing der Prinz zu laufen an, was er nur konnte, und die ganze Armee lief mit ihm, aber es führte zu nichts. Nachdem ſie ſtundenlang gelaufen, als ob ſie vor einem Feinde auf der Flucht wären, ſah der Weg und ſahen die Bäume rechts und links gerade ſo aus, wie vorher. Es hatte ſich nichts geändert. So überkam den Prinzen eine ungeheure Lang le; er gähnte, und die ganze Armee gähnte mit ihm, daß der L von Gähnen erſcholl, und das dauerte dann wieder E

West-östliche Geschichten

aus der neuesten Zeit.

Die Frau Konſulin.

1.

Die Geſchichte, die wir in den nachfolgenden Blättern er-
hlen, ſpielt zu Ende der Vierziger Jahre in einer der größten
tädte der aſiatiſchen Türkei. Der entfernte Schauplatz, ſo wie
s Intereſſe der betheiligten Perſonen ſind Urſache, daß ſie in
uropa höchſtens im kleinen Kreiſe der nächſten Anverwandten
kannt worden. Die Namen, die wir gebrauchen, ſind rein er-
ichtet, und die Leſer würden dem Verfaſſer einen Gefallen thun,
enn ſie aus dem Klange derſelben ſelbſt nicht auf die Nationa-
tät der auftretenden Perſonen ſchließen wollten.

In jener berühmten und uralten Stadt, die auf der großen,
s Innere Aſiens führenden Straße und an der Gränze zwiſchen
em blühendſten Lande und der großen Wüſte liegt, war eben
ie erſte Karavane dieſes Jahres aus dem mittelländiſchen Hafen
ngekommen. Das Glockengeläute der Kameele, das in der reinen
uft aus ſo weiter Ferne hörbar iſt und faſt ſo lieblich klingt,
ie die melodiſchen Glocken europäiſcher Dorfkirchen, hatte ſie
chon angekündigt, als ſie im unendlichen Zug den eine Viertel-
eile von der Stadt entfernten Berg durch die Gänge des herr-
ichen Pinienwaldes herabſtiegen. Aus allen Häuſern eilte man
erbei; denn die Ankunft der erſten Frühlingskaravane iſt ein
feſt für die ganze Stadt. Der Kaufmann erwartet Gewinn
ringende Waaren aus Frenkiſtan, die Frau neuen Putz und
er Müßiggänger Neuigkeiten aus der Ferne, an denen die
Wintermonate ſo arm ſind. Die Männer, welche Nargileh

Tschibuk rauchend auf ihren Teppichen vor der Thüre liegen, ziehen sich in die weite marmorgepflasterte Vorhalle zurück, denn die Kameele, so musterhaft ruhig und ordentlich während der Reise, werden, in der Stadt angekommen, wild und ungezogen, treten Alles nieder und beißen nach rechts und links. Die Neugierigen und Betheiligten versammeln sich vor dem großen Hofe der Karavanserai, oder in den säulengetragenen Galerien, die ihn umgeben, und wie das Glockengeläute immer näher kommt und endlich der Esel, der unermüdliche, immer gleichmüthige Führer der Kameelreise, an der Biegung der Straße erscheint, erhebt sich Jauchzen und Jubelgeschrei. Mit wilden Sprüngen eilen die Schiffe der Wüste ihrem Hafen zu; neben ihnen, der drohenden Unordnung zuvor zu kommen, keuchen ihre Führer und Treiber, dunkelbraune Araber aus Bagdad und ebenholzschwarze Aethiopier. In weiten Zwischenräumen sitzen im Sattel der stolz blickende Kaufmann aus Arabistan, der Perser mit roth gefärbtem Barte in blauer Tunika und himmelhoher Schaffellmütze, der bescheiden aussehende, aber klug und wachsam blickende Armenier im weiten dunkeln Kaftan.

Trotz der Lebhaftigkeit und Buntheit eines solchen Schauspiels, wandte sich die Aufmerksamkeit der Menge doch einem weit einfacheren Anblicke zu, denn er war ein ungewohnter. Auf einem der Kameele saß ein junger Europäer in leichtem Reiserocke und breitkrämpigem Frankenhut. Ueber seinen Rücken hing ein schönes Doppelgewehr aus Lüttich, das sich des Beifalls der Anwesenden besonders zu erfreuen hatte. Von orientalischer Tracht hatte er nur den Shawl angenommen, der um seinen Leib als breiter Gürtel gewunden war, in dessen Falten zwei zierliche Pistolen mit geschnitzten Kolben staken. Mit dem ersten Schritte in den Hof warf sich sein Kameel auf die Knie, und der Reisende, dieser Sitte des Thieres noch ungewohnt, wäre über den Kopf desselben hinweg geflogen, wenn ihn nicht ein stämmiger Neger aufgefangen und aufrecht erhalten hätte. Das Publikum lachte über die Ungeschicklichkeit des Franken und knüpfte daran

manche freundliche und manche spöttische Betrachtung über Aussehen, Waffen und Kleider des jungen Mannes. Aber es fühlte sich etwas betroffen, als der Fremde, über die Bemerkungen lächelnd, sich plötzlich umwandte und im guten Arabisch nach dem Hause des ***schen Konsuls fragte. Wie um ihre Unart gut zu machen und sich gefällig zu zeigen, antworteten nun alle Anwesenden auf Einmal, indem sie sämmtlich nach Einer Richtung hindeuteten. Der junge Mann verstand kein Wort in dem Lärm, bis ein Greis Stillschweigen gebot und sagte: „So eben habe ich Ibrahim, den Sais des Konsuls, hier gesehen. Ibrahim! Ibrahim! wo ist er?“ rief er in die Menge. —

„Ibrahim, Ibrahim, wo bist du?“ scholl es sogleich von hundert Lippen.

Aus dem Gedränge trat ein hoher magerer Araber. „Was willst du?“ fragte er den Franken.

„Führe mich zum Konsul.“

„Wohl, Herr.“

Der Franke vertheilte einige Münze an die Diener der Karavane, übergab sein Gepäck zweien Lastträgern und Ibrahim sein Gewehr, das dieser stolz über den Rücken warf.

Der Ruhm der Stadt, durch deren Gassen der junge Reisende jetzt an der Seite des Arabers wanderte, reicht in die entferntesten biblischen Zeiten zurück; sie spielte eine Rolle unter den Römern und wurde in der glänzendsten Epoche des Khalifats mit den großartigsten Gebäuden arabischen Stiles angefüllt. Selbst die Privathäuser zeugen noch von der entschwundenen Pracht und tragen jenen Stempel orientalischer Schönheit, die der enttäuschte Reisende in zwanzig andern Städten des Ostens verg ns s t. Der junge Franke, wie er durch die schönen Gassen n e, schien das Gesicht eines Künstlers, das er trug, Lü u denn er ging an den herrlichsten Moscheen, an den p Säulengängen, an den eigenthümlichsten Façaden vorü sie eines Blickes zu würdigen. Das muß fallen, als wir wissen, daß der Zweck seine

war als der, die Geſchichte arabiſcher Völker und ihrer Kunſt zu ſtudiren. Zur Zeit ſchienen ihn aber ganz andere Gedanken zu beſchäftigen. Vor ſich hinbrütend, merkte er es kaum, daß er die Stadt bereits verlaſſen und zwiſchen zerſtreuten Landhäuſern dahinſchritt und daß ihn Ibrahim fortwährend mit prüfenden Blicken betrachtete. Endlich fuhr er ſich mit der Hand über die Stirne, und zu ſeinem Führer gewandt, fragte er:

Du biſt der Diener des Konſuls?

Nein, Herr, antwortete Ibrahim trocken.

Nicht? fragte der Europäer erſtaunt. — Die Leute haben dich doch ſo bezeichnet.

Was wiſſen die Leute! rief Ibrahim und zuckte höhniſch mit der Oberlippe; — es ſind das dumme Leute aus der Stadt! Ich bin ein freier Araber aus der Wüſte, Ibrahim vom Stamme der Beni-Zegri, die niemals gedient haben.

Der Franke ſah, wie der Araber ſein Haupt ſtolz zurückwarf. Wie kommt es aber, fragte er weiter, daß dich die dummen Stadtmenſchen des Konſuls Diener genannt haben?

Ich lebe in ſeinem Hauſe, Das iſt Alles, antwortete Ibrahim; er iſt ein Freund unſeres Stammes, und die Beni-Zegri ſind ſeine Freunde. Wenn er in die Wüſte kommt, übernachtet er in unſern Zelten, und wenn Einer vom Stamme in die Stadt kömmt, herbergt er in ſeinem Hauſe. Der Konſul iſt unſer Bundesgenoſſe, er hat uns vor Vernichtung bewahrt, als wir mit den Beni-Medi im Kriege waren und der Paſcha und die Druſen ſich von ihnen erkaufen ließen und ihre Partei nahmen. Wir haben dem Konſul drei der herrlichſten Stuten Arabiſtans verſchafft, und um ſie nach unſerer Weiſe zu pflegen und dem Konſul einen Liebesdienſt zu erweiſen, verweile ich nun ſeit dreißig Monaten in ſeinem Hauſe. Effendim, rief der Araber aus, es war nicht leicht, dem Konſul die drei Stuten zu liefern. Nur eine war in unſerm Beſitz, die zweite weidete am Frat und mußte geſtohlen werden, und um die dritte führten wir einen vierzehntägigen Krieg, denn ſie gehörte einem mächtigen Scheich,

der sich den Bart ausraufte, als er sie uns abtreten mußte. Sie trägt zwei der kräftigsten Amulette, die sie vor jeder Krankheit und vor dem bösen Blick bewahren, und ihr Stammbaum reicht bis in die Zeiten Omars, das wirst du gleich an der Korallenschnur erkennen, die sie am Halse trägt. Effendim, du wirst dich, wenn du sie siehest, zum höchsten Lobe hingerissen fühlen; aber ich beschwöre dich, unterdrücke jedes Wort des Lobes und schweige bei ihrem Anblick. Denn die bösen Geister, die die Luft erfüllen, fangen gern ein Wort des Lobes auf und verwandeln es in Fluch. Das Thier athmet es ein als bösen Luftzug, oder weidet es ab als ein schädlich Kraut, oder findet es als giftigen Pilz an seiner Krippe im Hofe. Wenn du also meinen Herrn liebst, so schweige beim Anblick der Stute. Sie heißt Zaïre, um die wir den Krieg geführt haben. Ein Sprüchwort sagt: Für drei Dinge nimmt der Mensch das Schwert in die Hand: für Weib, Gold und Land. Wenn das Sprüchwort nichts vom Pferde sagt, so will es doch verstanden haben, daß man sich für ein Pferd wie Zaïre so gut schlagen kann, wie für ein Weib. Ja, das ganze Sprüchwort ist auf das Pferd anwendbar; man liebt es wie ein Weib, es hat Goldes Werth und verschafft die Herrschaft über das Land.

Das Geplauder des Arabers hatte das Gute, daß es den Franken aus dem, seinem Führer verdächtigen Hinbrüten herausriß. Es hätte dem Fremden seiner lokalen Färbung wegen sogar gefallen, wenn nicht im Gesichte des Redners etwas versteckt gewesen wäre, das selbst bei den poetischsten Redeformen ein unheimliches Mißtrauen einflößte. Der Fremde hielt es doch für schicklich, das Gespräch fortzusetzen und sich nach dem Befinden des Konsuls, seines Bundesgenossen, zu erkundigen.

Allah sei gepriesen, rief der Araber aus, ind er beide
Hände erhob und einen Augenblick stille stand, Allah gepriesen,
er befindet sich wohl. Sein Leib steht in Geist
erhebt sich zum Himmel. O, dieses Land
er gedeihen muß wie eine Palme,
Er ist so gut wie ein Muselmann, er

die Wüste, er liebt die Stämme, er spricht unsere Sprache, er kennt das Buch, wie ein Imam, und er lebt nach unsern Sitten. Dieß Eine hofft meine Seele mit Gewißheit, daß er als ein Gläubiger stirbt und ins Paradies des Propheten eingeht. Du triffst ihn nicht im Hause; er ist auf der Leopardenjagd im Gebirge, aber betrübe darum deine Seele nicht, denn er kehrt vor Sonnenuntergang wieder. Siehst du dort in der Ferne sein Haus? Es ist das letzte von allen Häusern und steht am Eingange in die Wüste; denn er liebt die Wüste und hat nichts von den Stämmen zu fürchten, die ihn verehren als einen Weisen; er tauscht uns unser Geld aus, er nennt uns die Märkte, wo wir kaufen und verkaufen sollen, und er spricht ein gutes Wort für uns beim Pascha und schreibt Briefe an den Vezir in Stambul. Er sei gesegnet!

Der Franke wußte sehr wohl, daß es im Orient für unschicklich gelte, sich auch nach den Frauen zu erkundigen; doch konnte er nicht umhin, auch die Worte: Und wie geht es dem Weibe des Konsuls? kurz und schnell auszustoßen.

Pschach, rief Ibrahim und begleitete den Ausruf mit einer Handbewegung, die beinahe Mißachtung verrieth, die gehört nicht in dieses Land.

Der Reisende erschrak über Ton und Ausdruck dieser Worte. Es war ihm, als erzählten sie eine ganze Geschichte. Arme Emilie, seufzte er unwillkürlich vor sich hin und versank wieder in sein voriges Schweigen. Bilder früherer Zeiten zogen an seinem Geiste vorüber und im Vordergrunde all dieser Bilder ein kleines lockenköpfiges Mädchen oder eine kaum aufgeblühte Jungfrau, Emilie, und an ihrer Seite all die liebsten Gestalten seiner Jugend und seines Vaterhauses. Denn die jetzige Frau des ***schen Konsuls in der orientalischen Stadt war mit ihm in demselben Hause, auf demselben Hofe, im selben Garten, bei denselben Spielen herangewachsen. Das kleine zarte Geschöpf, die Tochter eines armen Beamten, war der Liebling seiner guten Mutter und immer sein Schützling gewesen. Sie gehörte gewissermaßen mit

zu der reichen und angesehenen Familie seines Vaters, des Geheimenraths von Rose. Während nun der junge Eduard von Rose an der Seite seines arabischen Führers zwischen Aloen, die am Wege blühten, am Rande eines Palmenhaines dem einsam gelegenen Hause am Eingange der Wüste entgegenschritt, dachte er an den kleinen Garten des Hauses, das in der Hauptstadt eines nordischen Reiches liegt, an längst verschollene Familienfeste, an Schnee und Weihnachtsbäume und an ein blondes Kind, welches er in wenigen Minuten als Frau eines ihm unbekannten Mannes, so fern von der Heimat, unter so fremdem Himmel, in so veränderten Verhältnissen, wiedersehen sollte.

Sein Herz klopfte, als sie in den großen Vorhof kamen, und sein Schritt schwankte fast, als er, seinem Führer folgend, aus dem Vorhof in die große kühle Marmorhalle und aus der Marmorhalle in den üppig blühenden Garten voll tropischer Gewächse, murmelnder Kaskaden und schattiger Lauben trat. Ibrahim deutete nach einer dieser Lauben, in welcher eine zartgeformte, etwas blasse Frau träumend oder in Gedanken vertieft auf einem Divan lag. Eduard erkannte sie auf den ersten Blick, er näherte sich leise, und ohne noch zu wissen, wie er die Frau Konsulin ansprechen sollte, entschlüpfte seinen zitternden Lippen ein leise gehauchtes: Emilie!

Die junge Frau blickte auf, stieß einen Schrei aus und warf sich mit dem Ausrufe: „Eduard, Eduard!“ in seine Arme. Aber plötzlich besann sie sich, sank auf das Sopha zurück, und ein Strom von Thränen entstürzte ihren Augen. Eduard ergriff ihre Hand, setzte sich schweigend zu ihr und betrachtete gerührt die junge Frau, die sich alle Mühe gab, das krampfhafte Schluchzen zu unterdrücken und ihn unter Thränen anzublicken.

Beruhige dich, — beruhigen Sie sich, rel e er
dem er sich nur schwer zurückhielt, ihr mit
schönen blonden Scheitel zu streichen.
Versuche, sie mit einem höflichen „Sie“

ob sie ihm diesen Verrath an der traulichen Kinderzeit verweisen wollte, sagte sie kaum vernehmbar: Die ganze alte Zeit, die ganze Heimat kommen mir mit dir.

Damit war der Bann gebrochen, und Emilie fragte, und Eduard erzählte. Aus ihren Seufzern, aus ihren Ausrufungen, mit denen sie seine Erzählung bei jeder Erinnerung an einen Bekannten, an irgend eine geliebte Stelle in der Heimat begleitete, erkannte er bald, daß qn diesem Gemüthe eine tiefe Sehnsucht nach dem Vaterlande und ein schmerzliches Bedauern alter Zeiten nagte.

Erst nach langer Zeit bemerkte sie, daß Ibrahim noch immer so dastand, wie er mit dem Doppelgewehr in der Hand, gleich einer bewaffneten Wache, bei der Ankunft Eduards stehen geblieben war, und daß sein Blick düster und beobachtend auf ihnen ruhte.

Emilie machte ihm ein Zeichen. Der Araber wandte sich unwillig und ging ins Haus, nicht ohne noch einige Male rückwärts zu blicken. Da hast du den Orient, sagte sie lächelnd zu Eduard. Der Bursche da hält es für seine Pflicht, mich, so oft ich Besuch erhalte, zu beobachten, und sucht den Wächter zu ersetzen, den mir, ihm unbegreiflich, mein Mann nicht geben will. Heute Abend wird er über unser Wiedersehen treuen Bericht erstatten.

Es scheint ein sehr anhänglicher Diener, sagte Eduard.

Fürchterlich anhänglich, antwortete Emilie. Er würde mich, wenn es sein Herr befiehlt, mit so leichtem Herzen erdrosseln, wie man ein Blatt vom Baume reißt. Er haßt mich eben so sehr, als er seinen Herrn vergöttert, und Das nur darum, weil ich fränkisch bleibe und er mir anmerkt, daß mich der Aufenthalt in diesem Lande unglücklich macht. Seinen Herrn aber verehrt er, wie ihn alle Araber verehren. Denn Pascal ist leider ganz und gar Orientale geworden. In seinem Herzen ist jede Erinnerung an die Heimat verwischt. Er verachtet, was europäisch ist, als unnatürlich und gekünstelt, und so hat er auch nicht den

geringſten Sinn, nicht das geringſte Mitleid für meine Sehnſucht, wieder heim zu kehren.

Seine Pflicht, ſeine Stellung hält ihn hier wohl feſt, entſchuldigte Eduard.

Nein, nein, das iſt es nicht, erwiderte Emilie mit einiger Heftigkeit. Wollte er nicht die Vortheile bewahren, die ihm der hieſigen Regierung gegenüber ſein Konſulat ſichert, er hätte es längſt aufgegeben, um die letzte Verbindung mit der Heimat abzubrechen. Er hat große Reichthümer in ſeinem Verkehr mit den Arabern und mit den Paſcha's geſammelt, und wir könnten in Europa ein höchſt behagliches Leben führen; aber daran iſt leider nicht zu denken. Nur im hieſigen Treiben findet mein Mann ſeine Befriedigung, und es wäre ihm unmöglich, den ungeheuren Einfluß aufzugeben, den er auf die ganze Bevölkerung auf viele Meilen in der Runde ausübt. Er iſt mächtiger als der Paſcha, dem nur die Stadt gehorcht, während die Völker der Wüſte ſeinem Worte lauſchen, wie dem Worte eines Heiligen. Er gilt ihnen für einen Muſelmann, und wenn er ſich als ſolchen noch nicht bekannt hat, ſo unterläßt er es nach ihrer Meinung nur aus Klugheit, um das Amt, das ihm der Chriſtenkönig anvertraut hat, nicht zu verlieren und um ſo den Gläubigen nützlicher ſein zu können. Wie ich aus mancherlei Reden im Hauſe entnehmen konnte, lebt er auch, wenn er ſich in der Wüſte bei ſeinen Freunden befindet, ganz nach ihren profanen und religiöſen Gebräuchen, macht die heiligen Waſchungen und Gebete mit, faſtet mit ihnen und enthält ſich verbotener Speiſen und Getränke.

Emilie brach plötzlich ab, ſie erſchrak über den Ton der Anklage, in dem ſie von ihrem Manne ſprach. Schweigend blickte ſie wieder vor ſich hin und ließ Eduard Zeit, aus ihrem Geſich jahrelange Leiden herauszuleſen. Er ſeufzte, als ſie wieder l gann: Mißdeute es nicht, daß ich ſo von meinem Manne ſp Seit Jahren biſt du der Erſte, vor dem ich mein kann. Es wäre ein Verbrechen an unſerer gli

zeit, wenn ich vor dir etwas verschwiege, wenn ich mich vor dir stärker oder glücklicher zeigen wollte, als ich bin. Sind wir nicht wie Bruder und Schwester aufgewachsen? Sind wir nicht —

Hier unterbrach sich Emilie, und eine liebliche Röthe flog über ihr Gesicht. Eduard schlürfte schweigend den Kaffee, den Ibrahim mit dem Tschibuk gebracht hatte, aber an den starken Rauchwolken, die er vor sich hinblies, hätte man die Aufregung seines Gemüthes zu erkennen vermocht. Er rauchte, als ob er sich berauschen und allerlei Gedanken, deren manche wie Vorwürfe und Gewissensbisse gestaltet waren, verscheuchen wollte. Deine Schuld, sagte er sich, ist dieß ganze Unglück. Ueber todter Wissenschaft, über zerstreuenden Reisen hast du dieses holden Geschöpfes, das dir von Kindheit an angetraut war, vergessen und hast es allen den bösen Schicksalen preisgegeben, die sich eines armen, hülflosen Mädchens bemächtigen können. Du hast sie an einen Mann, den sie nicht kannte, und in weite fremde Ferne verkaufen lassen, diese arme Blume, die nur im heimischen Boden gedeihen konnte.

Er nahm ihren Arm und bat sie, ihm die Herrlichkeiten ihres Gartens zu zeigen. Es ist prächtig hier, sagte er, als sie im Schatten der Palmen hingingen, an Wasserbecken vorüber, in denen sich Lotosblumen wiegten, und an wachsenden Wänden hin, die von den glühenden Blumenkelchen der Aloe bedeckt waren. Das, fügte er lächelnd hinzu, kann dir unsere sandige Heimat im Norden doch nicht bieten. Jede Königin Europa's müßte dich um dieses Paradies beneiden.

Ach, erwiderte Emilie mit einem fast verächtlichen Achselzucken, jeder Hagenbuttenstrauch daheim ist mir lieber, und an die kümmerlichen Föhren vor dem Jägerhause, unter denen wir so oft unsere Milch genossen, denke ich unter diesen Palmen, o, wie oft, mit Sehnsucht zurück. Eduard, du hast keine Vorstellung, wie sehr man selbst unsere kalten Winter lieben kann. Wenn hier im Dezember die Sonne scheint, schöner und glühender als bei uns im Juli, denke ich mit Wehmuth an die Zeit zurück, da ich halb erfroren und in Mäntel gehüllt durch die schnee-

bedeckten Gaſſen, von Laden zu Laden eilte, um Weihnachtsgeſchenke einzukaufen. Erinnerſt du dich noch der Brieftaſche, die ich dir zum letzten Male ſchenkte, in dem Jahre, ehe du auf die Univerſität gingſt, um nicht zurückzukommen?

Eduard griff nach der Bruſttaſche, wie um etwas hervorzulangen, zog aber ſchnell die Hand wieder zurück und ſah Emilien an, ob ſie die Bewegung bemerkt hatte. Gewiß, gewiß, liebe Emilie, antwortete er etwas verlegen; gewiß erinnere ich mich: das kleine braune Ding muß ſich noch unter meinen Sachen finden, die ich von Paris aus nach Hauſe geſchickt habe.

Damit war Emilien Gelegenheit gegeben, ſich in alte Erinnerungen zu vertiefen, und ſie that es mit ſolcher Lebhaftigkeit, daß Beiden der Nachmittag verging, ehe ſie es bemerkten. Erſt als die Diener in der Nähe des Hauſes unter einer Laube das Abendeſſen vorbereiteten, erwachte Emilie wie aus einem Traume, und faſt erſchrocken rief ſie aus: Jetzt muß Pascal bald wiederkommen.

Ihr Jugendfreund that, als ob er das Gefühl, das ſich bei dieſen Worten in ihren Zügen äußerte, nicht bemerkte. Ich bin ſehr begierig, ſagte er, wie mich Herr Pascal aufnehmen wird. Ich meinerſeits hatte von jeher vor ſeinen Leiſtungen auf dem Gebiete orientaliſcher Forſchungen großen Reſpekt. So tief iſt noch keiner unſerer Landsleute in den Geiſt und in die Geſchichte des Morgenlandes eingedrungen. Aber nun komme ich als eine Art Rival und werde ihm außerdem als ein unerfahrener Anfänger und höchſtens als ein grüner Stubengelehrter erſcheinen müſſen. Ich bin darauf gefaßt, daß er mich etwas von der Höhe herab anſehen wird.

Da kannſt du unbeſorgt ſein, erwiderte Emilie, du bringſt einen Brief des Königs und des Miniſters, das ſichert dir jedenfalls eine gute Aufnahme, denn Pascal iſt ein ganz loyaler Unterthan und hält was darauf, ſeine Regierung immer in gutem Humor zu wiſſen. Und was die Rivalität betrifft, ſo hat er jeden wiſſenſchaftlichen Ehrgeiz, jede Luſt, in Europa, das er vera

als Gelehrter zu glänzen, längst aufgegeben. Ich bin überzeugt, daß er dich in deinen Studien hier auf jede mögliche Weise unterstützen wird. Das muß man Pascal nachrühmen, daß er die kleinliche Eifersucht nicht kennt; — die Eifersucht des Gelehrten, meine ich, fügte Emilie lächelnd hinzu. Was die andere betrifft, so habe ich bis jetzt in meiner Einsamkeit noch keine Erfahrungen machen können. Bis jetzt war nur Ibrahim für ihn eifersüchtig, der es nie verwinden konnte, wenn ich mich vor Besuchern ohne Schleier zeigte oder mit durchreisenden Europäern am selben Tische aß.

Ibrahim war nicht unter den Dienern, die eben vor dem Hause beschäftigt waren. Er befand sich in diesem Augenblicke auf dem Wege, der nach dem Gebirge führte und auf dem sein Herr zurückkehren mußte. Die Sonne war im Sinken, als dieser auf seinem Rosse dahergetrabt kam und mit einiger Ueberraschung Ibrahim auf seinem Wege fand.

Gibt es was Neues im Haus? fragte er.

Ja, Herr; es ist ein Gast angekommen.

Was für ein Gast?

Ein Franke.

Ein Franke, aus meinem Lande?

Ich glaube, denn er spricht die Sprache deines Weibes.

Aber was treibt dich, mir entgegen zu kommen und mir die Nachricht so fern vom Hause mitzutheilen?

Ibrahim schwieg einen Augenblick, dann sagte er: Der faule Schäfer, der da schläft, ist so schuldig wie der Wolf.

Was soll Das? rief der Konsul, indem er seine braune Stirne unter dem weißen Turban zusammenzog.

O Herr, fuhr Ibrahim fort, nichts auf Erden gleicht dem Manne so wenig, wie das Weib.

Warum? Was soll das einfältige Wort?

Hat sie ihn doch empfangen wie einen Bruder oder Vater! Wem wirft man sich sonst ans Herz? Und er ist nicht ihr Bruder und nicht ihr Vater.

Es ist Eduard, murmelte der Konsul vor sich hin und gab dem Pferde die Sporen, daß es wild ausgriff. Ibrahim lächelte und lief keuchend nebenher. Sein Herr aber hielt einige hundert Schritte von dem Hause sein Pferd an und ließ es nun langsamen, leisen Schrittes auf dem grasbewachsenen Rande des Weges weiter gehen. Geräuschlos ritt er in den Hof ein, stieg ab und stellte das Pferd selbst, ohne einen Diener zu rufen, an seine Stelle. Dann ging er kaum hörbaren Trittes ins Haus und durch die Halle.

2.

Einige Augenblicke stand der Konsul am Eingange des Gartens und betrachtete das lustwandelnde Paar, ohne selbst bemerkt zu werden. Ein hübscher Junge, murmelte er. Ganz so, wie sie in den Theegesellschaften Glück machen. Dann legte er sein Gesicht in freundliche Falten und trat lächelnd in die Allee.

Mein Mann! rief Emilie fast erschrocken.

Herrn Pascal zuckte es um die Lippen. Doch unterbrach er sein Lächeln nicht und nahm die Begrüßung Eduards freundlich entgegen. Nach kurzem Gespräche holte Eduard seine Empfehlungsschreiben, die der Konsul mit großer Ehrfurcht erbrach und las. Der Wunsch Sr. Majestät, sagte er, als sie schon am Tische beim Nachtessen saßen, Sie in Ihren Arbeiten zu unterstützen, ist mir immer Befehl. Doch bedurfte es dieses Mal keiner Empfehlung. Ich kenne Sie und Ihre Familie seit lange. Ihre Familie aus der Zeit, da ich das letzte Mal zu Hause war, um mich zu verheirathen, Sie aus den Erzählungen meiner lieben Frau, deren liebste Beschäftigung es ist, sich an die Heimat und die zurückgelassenen Freunde zu erinnern. Ich weiß, — sagte Herr Pascal auf die gleichgültigste Weise von der Welt, — ich weiß, daß Sie ihr liebster Jugendfreund gewesen, daß Sie aufs Freundlichste von frühester Zeit an ihrer angenom[illegible]ten, und ich werde mir alle Mühe geben, Ihnen die Dankbarkeit die solche Freundlichkeit verdient.

Herr Pascal versprach seinem Gaste, ihn bei seinen Forschungen auf Wege zu leiten, die, wie er glaubte behaupten zu dürfen, allen Europäern bisher unbekannt oder unzugänglich seien, und schon in den nächsten Tagen zeigte es sich, wie sehr er entschlossen war, Wort zu halten. Es verstand sich von selbst, daß Eduard im Hause wohnen blieb, denn so ist es Sitte in den entfernten Städten des Orients, daß die Vertreter der verschiedenen Staaten ihre Landesangehörigen bei sich beherbergen. Außerdem war ja Eduard gewissermaßen ein Milchbruder der Frau Konsulin, ein Mitstrebender in derselben Wissenschaft, in der sich Herr Pascal einen Namen gemacht, und endlich war er vom Könige selbst dringend empfohlen. Das Zimmer, das ihm übergeben und von Emilien mit aller orientalischen Bequemlichkeit und mit aller occidentalischen Sorgfalt eingerichtet wurde, füllte Herr Pascal mit Papieren, welche die höchst kostbare Ausbeute jahrelanger Studien enthielten. Umsonst protestirte Eduard; er wollte sich nicht mit fremden Federn schmücken: er wollte nicht das Verdienst so tiefer und gründlicher Arbeiten für sich und zu seinem Ruhme ausbeuten. Konsul Pascal hatte da Material zu einer kleinen Bibliothek aufgehäuft, das ihm bei geringer Mühe einen Namen machen konnte, der ihn unter die ersten Männer seines Faches stellen mußte. Zu solchen Bemerkungen lächelte Herr Pascal nur. Er habe weder Eitelkeit noch Ehrgeiz, meinte er, und ihm liege im Grunde nicht viel daran, ob Europa vom Oriente, den es seiner Meinung nach doch nimmer verstehen, aber ewig verkennen werde, etwas mehr oder weniger wisse. Sie, junger Mann, fuhr er fort, der Sie noch Ehrgeiz und Streben haben, Sie müssen, wenn Sie klug sind, dergleichen Gelegenheiten benutzen und es als Gewissenssache betrachten, eine Fundgrube, wie Sie meine Arbeiten zu nennen belieben, auszubeuten, da diese Arbeiten sonst unbenutzt zu Grunde gehen würden.

Mit dieser Großmuth begnügte sich der Konsul noch nicht. Nach einigen Tagen stellte er Eduard verschiedenen Scheichs und Imams vor, welche er ihm als die Gelehrten des Landes

und in die Geſchichte deſſelben Eingeweihteſten bezeichnete. Das Mißtrauen, mit welchem dieſe den jungen Franken aufnahmen, wußte ſein Gaſtfreund mit wenigen Worten zu heben, und ſie wurden mittheilſam, wie ſie es, Herrn Pascal ausgenommen, vielleicht noch nie gegen einen Chriſten geweſen. Ebenſo wußte der Konſul ſeinem Gaſte alle Thore der Paläſte und heiligſten Moſcheen zu öffnen und Eduard, der die arabiſche Baukunſt ſtudiren und Zeichnungen machen ſollte, Zutritt und ſtundenlangen Aufenthalt in denſelben zu verſchaffen. Eduard war gerührt von ſo großer Zuvorkommenheit, die er um ſo mehr anerkannte, als er ſich neben dem bedeutenden Wiſſen, das ſein Gaſtfreund zu ſeinem großen Erſtaunen immer mehr und mehr vor ihm erſchloß, ſo recht als Schüler und Anfänger fühlen mußte. Wenn ihm in Geſellſchaft des Herrn Pascal auch nie vollkommen heimiſch wurde, wenn ihm auch manchmal, beſonders auf Spaziergängen, auf denen ſie Emilie begleitete, der Ausdruck ſeines Geſichtes mißfiel und ein gewiſſes Mißtrauen einflößte, ſo ſchrieb er das doch nur dem Umſtande zu, daß Emilie, ſeine geliebte Jugendfreundin, an der Seite dieſes Mannes nicht glücklich war, und er mußte ſich geſtehen, daß er vor dem Geiſte und der tiefen Gründlichkeit dieſes Gelehrten und vor ſeiner großen Anſpruchsloſigkeit Achtung empfinde.

So vergingen Tage und Wochen. Die Bewohner des Hauſes am Rande der Wüſte ſahen ſich meiſt nur gegen Abend, wenn ſie im Garten bei Tiſche zuſammenkamen, dann bei Sonnenuntergang Spaziergänge in der Umgegend machten und die erſte Hälfte [illegible] Nacht auf Polſter gelagert auf dem platten Dache z[illegible] Dieſe Nachtſtunden waren die angenehmſten. Eduard [illegible]nte den herrlichen Himmel mit den glänzenden Sternen, die [illegible] der Erde näher ſchienen, mit dem dunkel glühenden Ho[illegible], [illegible] die Wüſte einfaßte, nicht genug bewundern, und es [illegible]r, ob Emilie mit ſeinen Augen ſähe, denn ſie geſtand, [illegible] jetzt erſt in der Natur des Landes, von il[illegible]itet. E[illegible] beiten entdeckte, die ſie durch ſo viele Jahre [illegible]

hatte. Ueberhaupt war in der kurzen Zeit eine große Veränderung mit ihr vorgegangen. Sie blühte auf wie eine Blume, die von einem dumpfen Platze auf eine sonnige Stelle verpflanzt worden. Ihre blassen Wangen rötheten sich, und Eduard erkannte nach und nach das heitere Wesen wieder, das er in seiner Jugend geliebt hatte. Der erste Eindruck, den sie ihm bei seiner Ankunft gemacht, der Gedanke an einen tiefen Kummer in ihrem Herzen wurde allgemach durch ihre gegenwärtige Heiterkeit und durch die friedliche Stimmung, die im Hause herrschte, verwischt. Die Befangenheit, die er ihres Kummers willen sowohl ihr als Herrn Pascal gegenüber empfunden, verschwand, und er lächelte über die Entschlüsse, die er damals gefaßt hatte, zwischen sich und Emilien eine gewisse förmliche Freundschaft als Schranke aufzustellen und alle Vorsicht zu gebrauchen, um sie, die eines liebenden Herzens bedurfte, zu verhindern, daß sie sich ihm, dem Jugendfreunde, nicht mit größerer Leidenschaft zuwende. Sonderbarer Weise sprach sie jetzt auch weniger von der Heimat, die ungeheure Sehnsucht schien befriedigt, und hätte Eduard, der schöne liebenswürdige junge Mann, etwas mehr Eitelkeit besessen, hätte er, nur etwas geckenhaft, mehr an die Genugthuung, von einem so liebenswerthen Geschöpfe geliebt zu werden, als an ihr Wohl gedacht, er würde sich gesagt haben, daß Emilie ihre ganze Heimat, daß sie Vaterland und Vaterhaus in ihm gefunden habe. Aber unbefangen plauderte er mit ihr und Herrn Pascal; unbefangen gab er ihr auf Spaziergängen den Arm, während der Gatte daneben oder, in Gedanken vertieft, allein und von dem jungen Paare getrennt, daherging.

Wir wissen nicht, ob Herr Pascal zur Zeit die Veränderung in Emiliens Wesen dem wahren Grunde zuschrieb; wir wissen nur, daß es ein anderer Bewohner des Hauses wirklich gethan. Als Herr Pascal eines Tages aus der Stadt heim kehrte, begann Ibrahim, der ihn begleitete, plötzlich also: Hast du beobachtet, Herr, wie dein Weib jetzt blüht und heiter ist?

Die Weiber wechseln nach Laune.

Das Weib, ſagte Ibrahim, blüht auf am Rande der Sünde, wie ein Baum am Rande der Quelle.

Schweig! befahl der Konſul.

Und Ibrahim ſchwieg, ſchwor ſich aber, zu wachen.

Niemand wachte beſſer als Herr Pascal ſelbſt, und trotz dem Befehl, der Ibrahims Bemerkungen kurz abſchnitt, beſtand von dieſem Augenblicke an zwiſchen dem Diener und dem Herrn ein neues, auf Eduard und Emilien bezügliches Einverſtändniß. Kein Wort, keine Geberde entging den beiden Lauſchern.

Am Abend deſſelben Tages, da Ibrahim ſeine Bemerkung gemacht hatte, fing Herr Pascal von den Arbeiten Eduards zu ſprechen an und hielt ihm die Nothwendigkeit vor, noch dieſe und jene Stadt des Orientes zu beſuchen. Emilie erblaßte bei dem Gedanken an die Abreiſe, ſie erſchrak noch mehr, als ſie den Blick bemerkte, welchen ihr Gatte über ihr erblaſſendes Geſicht hinfliegen ließ. Sie ſah bei Seite, und da ſtand als aufwartender Diener mit verſchränkten Armen Ibrahim, der aus den Mienen zu erkennen ſchien, was vorging, und Emilien mit ſtechendem Auge betrachtete. Es war ihr, als ſäße ſie da zwiſchen zwei ergrimmten Feinden in einem Zauberkreiſe, aus dem ſie ſich nur retten könnte, wenn ſie ſich Eduard in die Arme warf. Sie begann am ganzen Leibe zu zittern, eine namenloſe Angſt ergriff ſie, und mit einer Entſchuldigung ſtand ſie auf und ſchwankte in eine der dunkelſten Alleen des Gartens. Herr Pascal lächelte auf unausſprechliche Weiſe. Eduard bemerkte es, und die Bedeutung der Szene wurde ihm klar. Schnell gefaßt, nahm er das Geſpräch wieder auf, verſichernd, daß er von dem Geſagten durchdrungen ſei und ſich nächſtens auf die Reiſe machen werde.

Der Konſul verſtand ihn; aber er erſchrak, ſich eine Blöße gegeben zu haben. Eduard hielt ihn für eiferſüchtig, und er kam ſich lächerlich vor. Daher bemerkte er freundlich, daß ſeine Worte nicht ſo gemeint ſeien, daß vielmehr Eduard in dieſer Stadt noch viel zu thun habe und daß er ſich die Weiterreiſe am Liebſten weit als möglich hinausgeſchoben denke.

Um Eduard noch mehr von möglichen Vermuthungen abzulenken, erſuchte er ihn, doch nachzuſehen, was ſeine Frau habe, und ihr für den Abend ſeine Geſellſchaft zu ſchenken, da ihn dringende Geſchäfte nach der Stadt riefen.

Eduard erhob ſich und folgte Emilien. Er fand ſie auf einer Raſenbank ſitzend, das Geſicht in beide Hände gedrückt.

Was haſt du, Emilie? fragte Eduard ängſtlich.

Biſt du es, rief ſie erſtaunt, wie nach einer langen Trennung; es war, als hätten ihre Gedanken in dieſer kurzen Zeit einen unendlichen Raum durchlaufen. — Biſt du es? fragte ſie wieder und klammerte beide Arme um ſeinen Nacken.

Ach, Eduard, du weißt es nicht, welche Angſt ich empfinde, wenn ich dich mit ihm allein weiß.

Du biſt kindiſch, lächelte Eduard, und, fügte er ernſt hinzu, ich meine, daß du deinem Manne Unrecht thuſt. Du biſt nicht glücklich, das habe ich mit Kummer längſt beobachtet, aber du machſt dich dadurch noch unglücklicher.

Vielleicht haſt du Recht, antwortete ſie, aber ich kann nicht anders. — Eduard, ich fürchte mich vor ihm; in ihm gehen Dinge vor, die wir nicht begreifen. Ich will es dir nur geſtehen, ſeit ich hier in der Einſamkeit mit ihm lebe, habe ich ſeinen Worten, ſeinen Mienen, ſeinem Zorn, ſeiner Freundlichkeit nicht einen Augenblick geglaubt. Bei jeder ſeiner Berührungen erbebe ich bis ins innerſte Herz, Das hat er bemerkt und nähert ſich mir kaum noch — aber dafür haßt er mich auch. Ja, du wirſt es mir nicht ausreden, er haßt mich. Seit du hier biſt, iſt mir dieſe Ueberzeugung, ich weiß nicht warum, eher angenehm als entſetzlich; aber was ſoll aus mir werden, wenn du wieder fortgehſt? Bleibe, Eduard, ich beſchwöre dich, um Gotteswillen bleibe. Du haſt mich ſchon einmal verlaſſen; ich ſage dir, was ich dir nie ſagen ſollte, daß ich mich immer als von dir verlaſſen betrachtet habe. Dir habe ich von Kindheit an angehört, du aber biſt in die Welt gegangen und haſt das Kind zu Hauſe den Vormündern überlaſſen, die mich, die Hülfloſe, hieher verhandelten.

Ach, wärest du daheim geblieben, es wäre Alles anders geworden. Jetzt rette mich und nimm mich mit dir, wenn du nicht bleiben kannst, oder ich vergehe in meiner Angst.

Liebes Kind, stammelte Eduard, ich bin sein Gast. Wisse, daß ich es ewig als ein Verbrechen an dir und mir betrachte, daß ich dich einst vergessen habe; — aber was kann ich jetzt als ein Ehrenmann gegen deinen Gatten thun, der mich in seinem Hause aufgenommen und mit Güte überhäuft hat, ja, der mir nicht das mindeste Mißtrauen zeigt?

Du hast Recht, sagte Emilie mit tonloser Stimme und ließ die Arme sinken. Ich will aushalten, so lange ich es vermag, aber ich werde darüber zu Grunde gehen.

Noch in derselben Nacht wußte Herr Pascal, daß seine Frau leidenschaftlich sprechend und weinend am Halse Eduards gehangen hatte. Nur die Worte selbst hatte sein Späher nicht verstanden.

Von der Abreise war in der nächsten Zeit nicht mehr die Rede. Wenn Eduard das Gespräch darauf brachte, schnitt es Herr Pascal mit gewichtigen Gründen, die für ein längeres Bleiben sprachen, ab; und wenn Eduard jetzt öfter als vorher mit Emilien allein im Garten umherwandelte, war jedes ihrer Worte noch überzeugender, daß er bleiben müsse. War er aber allein, so erschien ihm wieder die Pflicht, abzureisen, dringender als je. Schwerlich hätte ihn Emilie länger zurückgehalten, hätte sie eine Ahnung von der Szene gehabt, die an einem dieser Abende hinter der Aloehecke, vor welcher sie mit Eduard saß, gespielt hatte. Da kniete Ibrahim und hielt Eduards Doppelgewehr in der Hand. Er wollte mehrere Mal anlegen; aber seine Arme zitterten vor Wuth. Endlich faßte er sich und legte den Lauf leise auf ein Kaktusblatt und schob ihn langsam vor, bis er fast die Locken Eduards, der eben Emiliens Hand küßte, berührte. In dem Augenblicke fühlte sich Ibrahim an der Schulter gefaßt. Sein Herr stand hinter ihm, machte ihm ein abwehrendes Zeichen, winkte, und der Diener folgte. Leise schlichen die beiden Männer fort, ohne auch nur ein Blatt zu berühren, daß

es rauschen konnte, ohne den Sand auf dem Wege knistern zu machen. Im Hause angekommen, lispelte Herr Pascal dem Araber zu: In meinem Hause darf dem Gaste, der mir von meinem Sultan empfohlen ist, nichts begegnen. Ich weiß ein anderes Mittel.

Wenige Tage nach diesem Ereigniß, da Eduard eben aus der Stadt zurückkehrte, fand er im Hofe allerlei Pferdegeschirr ausgebreitet und Waffen an die Wand gelehnt. Die Diener waren mit Putzen und Ausbessern beschäftigt und das Ganze hatte ein so kriegerisches Aussehen, als ob ein kleiner Feldzug unternommen werden sollte.

Was bedeuten diese Vorbereitungen? fragte Eduard.

Nichts für einen Franken, antwortete Ibrahim spöttisch.

Herr Pascal, der in der Thüre stand, sagte lächelnd: Ibrahim hält alle Franken für unfähig, einen Leoparden vor den Kopf zu schießen.

Also eine Leopardenjagd? fragte Eduard.

Ja, erwiderte der Konsul; sie ist vielleicht meine einzige Leidenschaft.

Sie muß höchst interessant sein, meinte Eduard, und ich möchte wohl etwas der Art mitmachen.

Der Konsul zuckte die Achseln und sagte: Halb und halb möchte ich denn doch mit Ibrahim übereinstimmen; das Vergnügen kann einem Franken in der That ziemlich gefährlich werden, besonders in dieser Jahreszeit, wo die Leoparden ihre Jungen zu vertheidigen haben.

Eduard war von dem Tone, in welchem Herr Pascal die Worte sprach, etwas beleidigt. Sie werden mir, wenn ich Sie darum bitte, sagte er, es doch nicht versagen und mir erlauben, Sie auf Ihrer Jagd zu begleiten.

Gewiß nicht, versetzte Herr Pascal verbindlich, wenn es Ihnen Vergnügen macht, bin ich gern bereit. Ich gebe Ihnen mein bestes Pferd und bitte Sie nur um die Erlaubniß, für Sie als einen Unerfahrenen einige Sorge tragen zu dürfen. Sie

müssen mir versprechen, sich ganz nach meinen Anweisungen zu benehmen.

Während des ganzen Abends ward die Jagd nicht weiter erwähnt, Herr Pascal mochte seine Ursachen haben, darüber vor Emilien zu schweigen, und Eduard ahnte, daß ihr die Mittheilung unangenehm wäre. Auch kümmerte er sich nicht weiter um die Vorbereitungen und überließ Alles Ibrahim, der als Leopardenjäger berühmt war und am Besten wußte, was es für den morgenden Tag zu thun gab.

Mit Sonnenaufgang sollte aufgebrochen werden. Als Eduard in den Hof trat, waren die Pferde schon gesattelt, und man führte ihm das schönste derselben, die gefeierte Stute Zaïre, vor. Mit Freuden schwang er sich auf ihren Rücken und ließ sie im Hofe umher galoppiren. Nie hatte er sich auf einem Pferde so wohl gefühlt; er merkte, wie es jede seiner Absichten schnell verstand, und freute sich an dem sanften und leichten Schritte, der den Reiter rhythmisch, so zu sagen musikalisch, wiegte. Er überhäufte es mit Schmeichelworten und konnte nicht umhin, einige laute Ausrufe zu seinem Preise auszustoßen. Er hatte vergessen, daß Ibrahim ihn gebeten hatte, jedes Wort des Lobes zu unterdrücken, um nicht die bösen Geister herbei zu locken. Grimmig stürzte dieser heran und gebot ihm mit lauter Stimme, zu schweigen. Eduard lachte auf, und es ergab sich ein Wortwechsel, welchen Herr Pascal umsonst zu beschwichtigen suchte. Da erschien Emilie am Fenster ihres Schlafzimmers — mit Schrecken sah sie Eduard im Sattel und zur Jagd gerüstet.

Du reitest mit? rief sie mit zitternder Stim

Eduard nickte, und sie verschwand vom Fen r, um gleich darauf im leichten Morgenanzuge im Hofe zu ers . Sie eilte auf Eduard zu, faßte seine Hand und zu Hause zu bleiben. Er lächelte und suchte vergebens.

Ich habe, sagte sie aufgeregt, widerfährt dir etwas Böses auf

Gefahren nicht. Ich beschwöre dich im Namen deiner Mutter, bleibe zurück, gehe nicht mit, Eduard! — Du gehst in deinen Tod.

Ein krampfhaftes Zittern ergriff sie, und sie mußte sich am Sattel fest halten, um nicht zu sinken. Eduard redete ihr zu, aber sie schüttelte traurig den Kopf. Traue ihnen nicht, lispelte sie.

Eduard runzelte die Stirne, und er konnte eine Geberde des Unwillens nicht unterdrücken. Er hielt es nun sogar für Pflicht, mit zu gehen, um durch eine glückliche Rückkehr Emilie und ihr Mißtrauen zu beschämen. Herr Pascal, der der Szene schweigend, und ohne eine Miene zu verziehen, zugesehen hatte, schwang sich aufs Pferd und gab ein Zeichen. Sogleich saßen alle Diener im Sattel, und der Zug setzte sich in Bewegung. Emilie hing krampfhaft an Eduards Hand. Mit der Linken griff sie wie im Traume nach dem Zügel seines Pferdes, um es zurück zu halten. Aber Eduard faßte ihre beiden Hände, machte eine rasche Seitenbewegung und befreite sich, nicht ohne ein schmerzliches Gefühl, auf etwas heftige Weise von der süßen Last. Emilie ließ los, schwere Thränen traten aus ihren Augen. Wie sie so gebrochen da stand, keines Wortes fähig, wie die sanften Morgenwinde mit ihrem weißen Anzuge spielten, war sie unendlich schön, aber auch überaus bedauernswürdig anzusehen. Es gehörte viel Selbstüberwindung dazu, dem Pferde die Sporen zu geben. Aber Eduard hielt es, wie gesagt, für Pflicht, dießmal hart zu sein, er rief ihr noch einen guten Morgen zu und sprengte den Reitern nach, die schon weit voraus waren. Erst auf einem ziemlich fernen Hügel wagte er es, rückwärts zu blicken, und da stand Emilie auf der Höhe des Daches, über das Geländer gelehnt, ihm nachsehend.

Anfangs ritt er schweigsam und in sich gekehrt neben Herrn Pascal hin. Er konnte nicht umhin, von Zeit zu Zeit einen forschenden Seitenblick auf das braune und durchfurchte, aber immer unbewegliche Gesicht seines Gastfreundes zu werfen. Trotz Allem hatten die Worte Emiliens einigen Eindruck in ihm hinterlassen. Sie liebt mich, sagte er sich, und ich gebe sie zum Theil

nur aus verletzter Eitelkeit, um mich von ihrem Manne nicht für furchtſam halten zu laſſen, den bitterſten Befürchtungen preis. Aber auch ich liebe ſie, dachte er ſeufzend; und ich bin es ihr ſchuldig, die grauenvollen Gedanken, womit ſie ihren Mann betrachtet, ſo viel an mir iſt, zu widerlegen.

Was hat Ihnen Emilie vorgejammert? fragte der Konſul kalt.

Weibliche Befürchtungen, antwortete Eduard, ſie ſprach von den Gefahren der Jagd für einen Ungeübten.

Sie hat ein erhitztes Hirn und gibt ſich den ſonderbarſten Vorſtellungen hin. An Ihnen jedoch hängt ſie mit einer rührenden Freundſchaft.

So ſprechend, ſprengte Herr Pascal vor, um verſchiedene Befehle an die Diener auszutheilen. In ſeinen Worten, in der Art, wie er ſie gedehnt und beziehungsvoll ausſprach, lag nichts, was die Schatten in Eduards Gemüthe hätte zerſtreuen können. Beſſer wirkte die großartige Natur, die die Jagdgeſellſchaft umgab. Rechts vom Wege dehnte ſich unabſehbar die Wüſte aus mit ihren kleinen Hügelungen, auf denen dort und da tropiſche Diſtelpflanzen ihre Speere und, von dieſen umgeben, glühende Blumen in die Luft ſtreckten. Links erhoben ſich die letzten Ausläufer des nördlichen Gebirges, merkwürdig kontraſtirend gegen die ſo nahe liegende gelbe Fläche, zwar hie und da ebenfalls verbranntes und kahles Geſtein hervorſtreckend, im Ganzen aber grün, von Sträuchern und Stauden bedeckt, von gelben, rothen und weißen Blüthenguirlanden umzogen. In den Thälern und Schluchten, die auf den Weg mündeten, breit bedachte Pinien, manchmal eine dunkle Zypreſſe und auf den beſonnten Vorſprüngen herrliche Palmenſchäfte, ruhig mit ſtarren rieſigen Blättern daſtehend oder mit breiten Fächern lieblich auf und niederfächelnd. Eduard wußte nicht, wohin zuerſt die Blicke wenden. Waren ſie vom Schimmer der Wüſte ermüdet, verſenkte er ſie in die grünen Winkel der Thäler, die Ruhe und Erholung athmeten; neu gestärkt, flogen ſie dann wieder über die [illegible] an den glühenden Horizont.

Nach mehrstündigem Ritte machte man in einer schattigen Bucht am Fuße eines bebuschten Plateaus Halt. Hier oben, sagte Herr Pascal, soll sich das Lager eines Leoparden befinden. Bevor wir ihn angreifen, wollen wir uns durch ein Frühstück Kräfte geben.

Die Diener breiteten allerlei Nahrungsmittel auf einem flachen Steine aus. Herr Pascal und Eduard saßen dabei, ohne sie zu berühren. Herr Pascal war nachdenklich; Eduard, in der Stille der Thalschlucht wieder an die Szene des heutigen Morgens erinnert, voll Unruhe und Traurigkeit.

Essen Sie doch, forderte Herr Pascal seinen Jagdgenossen auf.

Es ist mir nicht möglich.

Und was verleidet Ihnen die Lust, wenn ich fragen darf?

Um es offen zu gestehen, ich denke an Emilie. Ich bin mir keiner Schuld bewußt und darf darum so offen sprechen. Das Kind, verzeihen Sie, ich wollte sagen, Ihre Frau, scheint mir so unglücklich, von so düstern Phantasien gepeinigt, sie sieht und ahnt überall nur Schrecken und Unglück, ihr Herz ist, ganz gegen ihren Charakter, voll Argwohn. Vielleicht haben es Ihnen Ihre Geschäfte, Ihre Studien bis jetzt noch nicht erlaubt, Das zu beobachten. Ich bin mit ihr wie ein Bruder aufgewachsen und habe vielleicht das Recht, Sie darauf aufmerksam zu machen.

Herr Pascal antwortete lange nicht, aber fühlend, daß er etwas sagen müsse, erwiderte er endlich: Also Argwohn? Gegen wen? — Ich wüßte nicht — wer hat ihr Ursache gegeben? Ich habe sie nur melancholischen Gemüthes gekannt — aber auch diese Düsterheit hat sich seit Ihrer Anwesenheit, Herr von Rose, etwas aufgeheitert. Wenn jedoch in der That von dem bösen Gifte des Argwohns irgend wie die Rede sein kann, so dürfte dieses ebenfalls erst seit Ihrer Anwesenheit aufgekommen sein.

Das klingt wie eine Anklage, Herr Pascal, antwortete Eduard. Ich gebe Ihnen das Wort eines Mannes, daß Sie weder Emilien noch mir einen Vorwurf zu machen haben.

Auf die Worte wandte sich Herr Pascal mit einer raschen

Bewegung, wie man sie an ihm nicht gewöhnt war, gegen Eduard, blickte ihn mit funkelnden Augen an und sagte mit bleichen, bebenden Lippen: Sie liebt Sie. — Schnell faßte er sich wieder und fügte nach kurzer Pause, noch ehe der überraschte Eduard antworten konnte, hinzu: Lebten wir in europäischer Gesellschaft, so würden es jetzt schon Hunderte wissen, — in europäischer Gesellschaft ferner würde ich mich höchst wahrscheinlich, Herr von Rose, mit Ihnen auf Tod und Leben schlagen. Allein hier im Orient hält man jeden Duellanten für einen Deli, d. i. für einen Wahnsinnigen, und ich bin ganz der orientalischen Ansicht.

Er stand auf und gab den Dienern Befehl, daß die Jagd angefangen werde, und zu Eduard gebeugt, bemerkte er aufs Verbindlichste: Sie erlauben mir, Ihnen Ihren Platz anzuweisen.

Eduard nickte bejahend mit dem Kopfe und folgte dem Konsul, der mit den Dienern aufwärts dem Plateau entgegenstieg. Im Steigen wandte sich dieser noch ein Mal um. Wie wenig ausgesetzt auch der Platz sein mag, auf den ich Sie stelle, so seien Sie doch auf Ihrer Hut, denn der Leopard könnte trotz Allem gerade auf Ihrer Seite aus dem Gebüsche brechen. Also halten Sie sich immer auf seinen Empfang bereit.

Sie wanderten eine Strecke weit am Rande des Plateaus hin bis an eine Stelle, wo sie von den Dienern mit den Pferden erwartet wurden. Der Konsul und Eduard bestiegen die ihrigen. Die Diener blieben zu Fuß. Sie zogen wieder weiter, und an einer zweiten Stelle trafen sie auf eine Schaar Araber, die große, oben flache Stäbe in der Hand hielten und die bestellt waren, den Leoparden, durch das weite Gebüsch in ein großen Kreise vorwärts dringend und auf die Sträuche[r] [zu] seinem Lager aufzujagen. Unter einer Pinie wies [der] seinem Jagdgenossen den Platz an; ungefähr zu [hundert] von ihm begann das Dickicht. Hier, sagte Herr [Konsul], Sie unverrückt auf Ihrem Pferde [halten]; wahrscheinlich dort, bei jener Zypr[esse]

ſeinen Fall werden ſehen können. Vermuthlich werde ich dann ſelber dort ſein und, wenn das Glück es will, ihn tödten. Aber wie geſagt, Sie müſſen immerhin auf Ihrer Hut bleiben. Uebrigens laſſe ich Ibrahim, den beſten Leopardenjäger des Landes, in Ihrer Nähe.

Herr Pascal ging. Sämmtliche Diener und die beſtellten arabiſchen Treiber folgten. Nur Ibrahim blieb und ſetzte ſich, Datteln kauend, ſein Jagdgewehr im Arm, einige Schritte von Eduard entfernt auf einen Stein nieder. Bald war die Jagdgeſellſchaft verſchwunden und Eduard mit dem Diener in voller Stille und Einſamkeit. Ein Neuling, wie er war, folgte er den Anweiſungen ſeines Gaſtfreundes aufs Pünktlichſte. Unbeweglich hielt er da, das Gewehr in der Hand, immer vorwärts blickend nach dem Dickicht. Aber die Zeit verging, und nichts regte ſich. Er wandte ſich fragend gegen Ibrahim und ſah, wie ihn dieſer mit einem drohenden Lächeln anblickte. Er glaubte, die Urſache dieſes Lächelns in ſeiner kindiſchen Folgſamkeit zu finden, und erlaubte ſich auf ſeinem Pferde eine erleichterte Bewegung. Erſt als er aus weiter Ferne das Schlagen der Knittel und das Rufen der Treiber hörte, ſtellte er ſich wieder ſteif an ſeinen Poſten. Doch war es ihm dießmal ſchwer, den Blick auf das vor ihm liegende Gebüſch zu heften; unwillkürlich wandte er ihn immer nach der Zypreſſe hin, wo der Ausſage des Herrn Pascal nach der Leopard hervorbrechen ſollte, und wo in der That ſchon einige Schützen in derſelben Erwartung bereit ſtanden. Die Treiber mit ihrem Lärmen kamen immer näher; nach ſeinem Gehör konnte Eduard ermeſſen, wie der Kreis enger und enger wurde, und es kam ihm vor, als ob er ſich nach ſeiner Seite hin verengerte. Endlich hörte er das Brüllen des aufgejagten Thieres und gleich darauf ein Knacken und Krachen der Zweige. Schon ſah er, wie ſich die Gipfel der Sträuche bewegten, welche das Thier durchbrach; ſein Pferd Zaïre zitterte einen Moment lang am ganzen Körper, dann aber ſtreckte es ſich und hob es ſich mit dem Vorderleibe, als ob es dem Feinde entgegenſpringen

wollte. Eduard hielt es feſt, und es ſchien ſeinen Reiter zu verſtehen, denn ſtramm ſtreckte es die beiden Vorderbeine hart an einander vorwärts und ſtand unbeweglich, wie aus Bronze, immer mit ſeinem Reiter dem Gebüſche entgegen blickend. Da entdeckte Eduard im Dickicht und zwar am Fuße des Geſträuches zwei glühende Augen, die ihn mit furchtbarem Licht anleuchteten. Er wußte nicht, ob Das der Augenblick zum Abfeuern ſei, oder ob er warten müſſe, bis das Thier ſich mit dem ganzen Körper zeige und dem Schuſſe ein größeres Ziel biete. Zaudernd ſah er ſich nach Ibrahim um; der war verſchwunden, und ſchnell wie ein Blitz flog Eduard die Erinnerung an die warnenden Worte Emiliens durch den Kopf. Aber er hatte nicht Zeit, darüber zu brüten: ſein Pferd ſtieß ein Wiehern aus, das einem grellen Trompetentone glich und wie eine Mahnung zur raſchen That erſchallte. Noch immer lag der Leopard unbeweglich, wie ſchnell ſich auch die Stimmen der Treiber näherten, nur ſein Schweif ſchlug um ſich und bewegte das Gebüſch hinter ihm. Eduard legte an, ſchoß und fehlte. Noch ſtarrte er ſeinem Schuſſe nach, als ſchon das Thier mit zwei gewaltigen Sätzen auf ihn losſprang. Es war um ihn geſchehen, wenn nicht Zaïre in demſelben Augenblicke, da ſich das Thier erhob, einen Seitenſprung nach rechts gemacht hätte; dennoch faßte der Leopard Eduard im Vorüberſprunge am linken Arm und riß ihm ſeinen Aermel ſammt einem Stück Fleiſch ab. D flog das Thier auf die Erde hin, nach Art der Katzen ni daran denkend, umzukehren und die entwiſchte Beute noch ei anzugreifen. Im Gegentheil ſetzte es eben an zu ein Sprunge, um in das hinter Eduard liegende Gebüſch zu entk ien, als aus eben dieſem Gebüſche ein Schuß erſcholl und es erſtr e. ſie folgte Ibrahim mit jubelnd aufgeho ehe er das Thier betrachtete, trat er an Ed d hen ſeine Wunde und das zur Erde ſtr nde ſagte er achſelzuckend und ging du zu, bei der ſich ſein Herr befand.

Er iſt todt, rief er dieſem zu.

Wer? fragte Herr Pascal raſch.

Nur der Leopard, antwortete Ibrahim, abermals die Achſel zuckend.

Sie Alle ſammelten ſich jetzt um das verendende Thier. Herr Pascal zeigte keine große Erſchütterung, als er die Wunde Eduards, der vom Pferde geſtiegen war, bemerkte. Er ſagte nur, Das ſeien Kleinigkeiten, auf die man bei einer Leopardenjagd gefaßt ſein müſſe; übrigens ſei es merkwürdig, daß der Leopard gerade auf Eduards Seite hervorgebrochen ſei. Man habe Das ſchon öfter bemerken wollen, daß dieſe Thiere ſich inſtinktmäßig der Seite zukehren, wo die geringere Gefahr ſei. So ſprechend, ſchnitt er Eduard den Reſt des Aermels auf, zog Tücher hervor und verband ihm die Wunde mit kunſtverſtändiger Hand; das verhinderte jedoch nicht, daß das Blut nach wie vor hervorquoll.

Den todten Leoparden übergab man den Dienern und trat den Rückweg an. Neben Herrn Pascal ritt Ibrahim und erſtattete ihm, wie es Eduard ſchien, mit leiſer Stimme Bericht über die Jagdkataſtrophe. Auf eine Bemerkung ſeines Herrn antwortete er vernehmlich: Es ſtand ſo geſchrieben.

Herr Pascal geſellte ſich hierauf zu Eduard, redete ihm freundlich zu und ſtellte ihm die Wunde ſowohl wie den ganzen Vorfall als ganz bedeutungslos vor. Aber bald war der Verwundete ſeiner nicht mehr mächtig genug, um dem Geſpräche zu folgen. Der Blutverluſt hatte ihn erſchöpft; ſeine Gedanken begannen zu ſchwärmen, alle Ereigniſſe des Tages verwirrten ſich in ſeiner Erinnerung. Bald ſah er den Leoparden auf dem Hofe Herrn Pascals; bald wieder Emilien, wie ſie in dem Augenblick, da der Feind auf ihn losſprang, im Morgenkleide auf ihn zueilte; dann wieder Ibrahim, der hinter ihm im Gebüſche lag und ſein Gewehr auf ihn anlegte. Doch ſtand bei aller Verwirrung ſeiner Vorſtellungen der Eine Gedanke in ihm feſt, Niemand anklagen zu wollen und Emilien das ganze Ereigniß als

einen Zufall, als eine Folge seiner Unerfahrenheit, darzustellen. Was sollte es auch Anderes sein? Eduard war mit seinen Entschlüssen kaum zu Ende gekommen, als er plötzlich seine letzten Kräfte schwinden fühlte, als ihm die Gegenstände vor seinen Augen in ein unentwirrbares Chaos zerrannen und es ihm mit Einem Male überaus wohl wurde. Es war ihm, als läge er zu Hause auf dem Sopha, umgeben von der zärtlichen Pflege seiner Familie. Er lag jedoch in Wirklichkeit bewußtlos auf dem Wege.

3.

Wir werfen einen Schleier über die Stunde, da die Jagdgesellschaft heimkehrte, die Diener den bewußtlosen Eduard in den Hof trugen und Emilie eine Leiche zu empfangen glaubte. Während seiner Abwesenheit, während der Stunden, die sie in Angst und Sorgen um ihn verlebte, war er ihr wo möglich noch theurer geworden. Die Zeit, die sie nicht, nach der Jagdgegend blickend, auf dem Dache zubrachte, verweilte sie auf seiner Stube und beschäftigte sich mit seinen Büchern und allen den Gegenständen, die ihm, den sie nie wieder zu sehen befürchtete, angehörten. — Welch ein glückliches Gefühl durchzuckte ihr Herz mitten unter allen Sorgen und Qualen, als sie da unter seinen Papieren jene Brieftasche fand, nach der sie ihn am ersten Tage gefragt hatte. Das kleine Ding war schon bedeutend gealtert und abgegriffen. Sie bedeckte es mit ihren Küssen und ihren Thränen.

Nunmehr sehen wir sie durch viele Tage am Bette des Kranken sitzen. Sie klagt Niemand an, sie spricht nicht über das Ereigniß, sie erfüllt nur mit ununterbrochener Sorgfalt ihre [illegible] ichten als Krankenwärterin. Eduard wäre vielleicht schon im [illegible] ıde, seine Arbeiten wieder aufzunehmen; aber sie du [illegible] t [illegible] kann sich nicht entschließen, ihn aus ihrer [illegible] ege wieder mit anderen Menschen unl [illegible] , unbe zu sehen. Herr Pascal läßt sie g [illegible] zu ihrem Benehmen und erla[illegible]

kleinen Scherz darüber. Freilich nimmt sein Gesicht einen andern Ausdruck an, wenn er die Krankenstube verläßt und auf seiner eigenen Stube in einem Winkel des Divans auf orientalische Weise mit untergeschlagenen Beinen sitzt und stundenlang vor sich hinstarrt. Mit Ibrahim verkehrt er gar nicht mehr; wenigstens sieht es Niemand, wenn er manchmal flüchtig ein Wort mit ihm wechselt.

Eduard, Dank der treuen Pflege, sitzt bereits im Garten und nimmt wieder an den gemeinschaftlichen Mahlzeiten Theil; aber an ein Wiederaufnehmen der Arbeit ist nicht zu denken. So oft er in die Stadt gehen will, klammert sich Emilie an ihn, und es wiederholt sich mit größerer Heftigkeit die Szene von jenem Morgen. Sie sieht die Stadt von Mördern bevölkert und ist überzeugt, daß Eduard nicht zurückkehren wird. Dieser kann es nicht über sich bringen, das geliebte Weib stundenlangen Aengsten hinzugeben, und bleibt.

Sie sehen, sagte eines Tages Herr Pascal bei Tische, daß Ihre Angelegenheiten unter diesen Umständen nicht vorwärts schreiten und daß Sie die Zeit, die Ihnen die Regierung gestattet, fruchtlos verlieren. Zum Unglück sind die Umstände der Art, daß Ihnen der Aufenthalt hier im gegenwärtigen Monate nicht viel Nutzen verschaffen kann. Der Imam, der Ihnen gern beigestanden hätte, ist nach Stambul gereist und kehrt erst in zwei oder drei Monaten wieder. Bis dahin wird sich hoffentlich die krankhafte Stimmung unserer Emilie gelegt haben, und so denke ich, daß Sie diese Zeit benutzen, um die heiligen Städte zu besuchen, und dann im Herbste zu uns zurückkehren. An Ihre Rückkehr knüpfe ich noch andere Pläne. Emilie kann unmöglich so fortleben. Die letzten Monate haben mir Das klar dargethan, und ich bin fest entschlossen, mit ihr in Ihrer Gesellschaft eine Reise nach Europa zu machen.

Eduard schienen diese Vorschläge höchst verständig und annehmbar; Emilie jubelte auf, und alle Angst, die sie seit Wochen fortwährend gefühlt hatte, fiel ihr mit Einem Male wie eine

gewaltige Last vom Herzen. Der Gedanke an die Trennung wurde durch die Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen und durch die Aussicht auf die gemeinschaftliche Reise in die Heimat gemildert.

Freilich dauerte die heitere Stimmung nicht lange, denn bald trat dieser selbe Gedanke, je mehr sich die Zeit des Abschieds näherte, in den Vordergrund. Dazu gesellte sich, neu erwacht, das alte Mißtrauen. Der Besuch der anderen Städte war von Herrn Pascal zu gut eingerichtet, die Reise nach Europa stellte zu viel Schönes in Aussicht, so daß Emilie, die nicht gewohnt war, von dieser Seite her Glück zu empfangen, zu zweifeln anfing und von ihrem Zweifel bald die schlimmste Seite als Gewißheit annahm. Sie hielt es für geboten, Eduard auch dießmal zu warnen, obwohl sie nicht recht wußte, wovor sie ihn eigentlich warnen sollte. So sprach sie ihm eines Tages, da sie ihm bei den Reisevorbereitungen behülflich war, nur in allgemeinen Ausdrücken von ihren Befürchtungen.

Du bist ein Kind, sagte er lächelnd; all diese Gedanken würden in deinem reinen Sinne nicht aufkommen, wenn nicht deine Liebe —

Eduard erschrak über dieses Wort und hielt inne. Aber Emilie lächelte.

Sprich es nur aus, sagte sie. Ja, es ist meine Liebe, die mich so hellsehend macht. Mein grausames Verhältniß zu Pascal erlaubt es mir, so offen zu sprechen, und ich weiß, zu wem ich spreche. Aber ich erkenne auch, was dir deine Stellung zu meinem Manne auferlegt.

Eduard wandte sich rasch nach ihr um, schlang seinen Arm um ihren Hals und drückte einen langen Kuß auf ihre Stirne.

Emilie rang sich aus seinen Armen los, [illegible]nkte einige Schritte, und an die Wand gelehnt ließ sie, Thränen fließen. In dieser Stellung, die fand sie Herr Pascal, der hereintrat u[illegible] an den Scheich der Beni-Zegri [illegible]

Herr von Roſe zuerſt aufſuchen, und dieſer werde ihn mit Sicherheit weiter durch die Wüſte begleiten. Herr Pascal ließ ſich ſehr beredt über die Art der Wüſtenreiſen aus, gab Eduard allerlei nützliche Anweiſungen und that, immer weiter ſprechend, als ob er die Anweſenheit Emiliens, oder wenigſtens ihre Thränen nicht bemerkte.

Unter ſolchen und ähnlichen Szenen kam der Tag der Abreiſe heran. Es fiel Emilien auf, als ſie durch das Haus ging, um noch Allerlei für Eduard zu beſorgen, daß ſämmtliche Diener, Ibrahim ausgenommen, entfernt waren. Sie erkundigte ſich bei Pascal, welcher ihre Fragen mit Mißmuth aufnahm, aber für die Entſendung jedes Einzelnen eine Urſache anzugeben hatte. Der mußte dahin, der dorthin reiten; Ibrahim war zurückgeblieben, um Eduard zu ſeinem Stamm, den Beni-Zegri, zu geleiten. Unmöglich konnte ihm Herr Pascal einen beſſern Führer geben, als den wüſtenkundigen Ibrahim, der ihm außerdem bei ſeinen Brüdern eine gute Aufnahme ſicherte. Das war ſehr einleuchtend, und doch erſchrak Emilie bei dem Gedanken, daß gerade Ibrahim der Begleiter des Freundes ſein ſollte. Aber was ſollte ſie beginnen? Eduard wieder ihre argwöhniſchen Vermuthungen mittheilen? Es blieb ihr nichts übrig, als die verzweifeltſte Verzagtheit, die ſich ihrer ſo ſehr bemächtigte, daß ſie im Momente des Abſchiedes in vollkommene Beſinnungsloſigkeit verſunken war. Wie eine Träumende ging ſie im Hofe hin und her, ſtreichelte das Pferd, das Eduard tragen ſollte, reichte ihm gedankenlos allerlei Reiſegeräthe, drückte ihm endlich die Hand und ſah ihm ſtarr nach, als er, von Ibrahim gefolgt, aus dem Hofe ritt. Ohne die Worte Eduards: „Auf Wiederſehen alſo nach drei Monaten," wäre der Abſchied ein ganz ſtummer geweſen.

Der Hufſchlag der Pferde verhallte bald. Außer Herrn Pascal, ſeiner Frau und dem Pferde Zaïre, das geſattelt im Hofe ſtand, war nunmehr kein lebendes Weſen im Hauſe. Stille überall. Emilie ſtand da wie eine Bildſäule; neben ihr ihr

Mann, die Arme über einander geſchlagen, die Blicke unheimlich glühend auf ihr bleiches Geſicht geheftet. Emilie bemerkte es nicht. Mechaniſch wandte ſie ſich und ging ins Haus; wie eine Nachtwandlerin ſtieg ſie die Treppen hinauf auf das Dach, Herr Paſcal folgte ihr, und während ſie, die Hände über dem Schooß in einander verſchlungen, den Kopf geſenkt, Eduard nachſah, ſaß Herr Paſcal auf dem Geländer, wieder wie unten im Hofe, die Geſichtszüge belauſchend, in denen ſich ein unendlicher Schmerz ausdrückte. Seine Stirne runzelte ſich, ſeine Lippen zuckten, ſeine Augenlider waren ſtarr, und die Augäpfel traten roth aus ihren Höhlen. Ein Beobachter hätte bemerkt, daß hier ein monatelang unterdrückter Ingrimm auf die Gelegenheit wartete, endlich ſich Luft zu machen. Dieſe Gelegenheit gab ihm Emilie, indem ſie Eduards Abſchiedsworte: Auf Wiederſehen in drei Monaten, vor ſich hin liſpelte.

Ja, auf Wiederſehen in der Ewigkeit! brach Herr Paſcal los, indem er an allen Gliedern erbebte und ſeine Arme erhob, als ob er Emilie zerſchmettern wollte.

In der Ewigkeit! ſchrie ſie, indem ſie ſich zu ihm wandte und mit Entſetzen ſeine verzerrten Züge erblickte.

Unverſchämtes Weib, ſtotterte Paſcal, die Zeit iſt gekommen, dich und deinen erbärmlichen Anbeter zu ſtrafen.

In der Ewigkeit? wiederholte Emilie.

Ja, in der Ewigkeit, wenn Ibrahim und die Beni-Zegri ihre Pflicht thun.

Wie in Wahnſinn beugte ſich Emilie über das Geländer und ſchrie mit gellender Stimme: Eduard, Eduard, rette dich, ſie ermorden dich! Aber Eduard konnte ſie nicht mehr hören. Längſt war er, raſch auf ſeinem Araber dahin fliegend, hinter den Hügeln der Wüſte verſchwunden. Keine Spur mehr war von den beiden Reitern zu entdecken.

Vielleicht, dachte Emilie, mordet ihn Ibrahim ſchon in dieſem Augenblick. Vielleicht — ſie faßte ſich an die Stirne, mit einem Sprunge war ſie auf der Treppe, ſchlug

hinter sich zu, die sie fest verriegelte, und einen Augenblick darauf sah sie Herr Pascal im Hofe, und wieder einen Augenblick darauf auf dem Rücken der berühmtesten Stute des Landes, auf dem Rücken Zaïrens.

Bleibe, bei deinem Leben, treuloses Weib, bleibe! schrie Herr Pascal, gefangen auf dem Dache, wie er war, bald wüthend am Geländer schüttelnd, bald wieder an der fest verriegelten Thüre reißend.

Emilie sah und hörte ihn nicht. Schon flog sie auf dem vor Freude wiehernden Roß aus dem Hofe in die Wüste, die Zügel schlaff, damit das kluge Thier selbst den Weg der befreundeten Thiere suche. Als es Herrn Pascal gelang, die Thüre zu erbrechen und den Hof zu erreichen, war Emilie aus dem Gesichtskreis verschwunden. Kein Pferd da, ihr zu folgen, und wäre eines da gewesen, welches hätte Zaïre erreicht, wenn die edle Stute einmal mit solcher Lust dahinflog? Mit seinen Fäusten schlug sich Herr Pascal gegen die Stirne und sank kraftlos auf der Schwelle zusammen.

4.

Ibrahim ist nie aus der Wüste zu seinem Herrn zurückgekehrt; sein Stamm wußte auch keine Auskunft über den Verlorenen zu geben. Das ist das Gewisse, was wir dieser Geschichte noch hinzufügen können.

Sagenhaft verlautet noch Folgendes:

Auf der schönen Insel Rhodus, im Schatten einer alten Befestigung aus der Johanniter-Zeit, an einem mit Reben bekränzten Hügel, mit der Aussicht auf das griechische Meer, umweht von Pinien, liegt ein kleines Häuschen, und in dem Häuschen wohnt ein europäisches Paar, schön, jung und glücklich.

Jeder europäische Reisende besucht es und freut sich des Stilllebens, das in diesem Häuschen herrscht. Die Franken im Orient aber behaupten, daß das Paar kein anderes sei, als

Eduard und Emilie, und ſie fügen hinzu, um dem moraliſchen Sinn ihres Zuhörers nicht wehe zu thun, daß Emilie von Herrn Pascal geſchieden und Eduards legitime Frau geworden ſei.

Der Pantoffel.

An einem ſchönen Sommer-Nachmittage des Jahres 1854 ritten über den ſchmalen Quai, der ſich zwiſchen Bebek und den blauen Waſſern des Bosporus hinzieht, der junge deutſche Baron Eduard v. K. und die noch jüngere Miß Mary G., die Tochter des jüngſt in Konſtantinopel angekommenen engliſchen Generals. Das junge Paar war ſehr ſchweigſam, Miß Mary ſogar verdrießlich, was man an den kleinen Runzeln der ſchönen weißen Stirn, an den etwas ſpöttiſch verzogenen Winkeln des lieblichen Mundes und vor Allem an den kurzen Worten merken konnte, mit denen ſie die Bemerkungen des jungen Barons über die Herrlichkeiten des Bosporus beantwortete. Eduard war ſehr unglücklich. Wie ſehr hatte er ſich auf die Ankunft Mary's gefreut, die er ſchon in London, wo er als Attaché einer deutſchen Geſandtſchaft geweſen, gekannt, vielleicht ſogar geliebt hatte! An Bord des Kriegsdampfers, wo er ſie und ihren Vater vor wenigen Tagen empfangen, war ſie noch ganz das liebenswürdige, heitere Geſchöpf, das in der ganzen höheren Geſellſchaft Londons verzogen wurde, und Eduard war glücklich, in Konſtantinopel, wo er nun ſchon ſeit längerer Zeit weilte, ihren Cicerone machen zu können. Aber von Stunde zu Stunde nahm ſeit ihrer Ankunft die gewohnte Heiterkeit ab, und ſeit einigen Tagen war ſie ein vollkommen ungezogenes, verdrießliches Kind, ohne daß Eduard die Urſache einer ſo plötzlichen Wandlung hatte errathen können.

Dieſer Punkt, ſagte Eduard, indem er zu halten befahl und mit der Hand auf die aſiatiſchen Hügel wies,

ist doch gemacht, die düstersten Gemüther aufzuheitern. Warum sind Sie so mürrisch, Mary? Sehen Sie sich doch ein wenig um!

Mary zuckte die Achseln und ritt weiter.

Aber was haben Sie denn? Was fehlt Ihnen? Sprechen Sie ein Wort! bat Eduard halb mißmuthig, halb gekränkt.

Sie würden mich doch nicht verstehen! sagte Mary, ohne sich umzusehen. — Ihr Männer seid gewohnt, die Dinge zu betrachten, wie sie sind, nicht wie sie sein sollen, einen Eindruck dem anderen aufzuopfern und euch von einer alten Anschauungsweise im Augenblicke und ohne Schmerzen zu trennen. Weiß Gott, was Sie schon Alles durchgemacht haben und wie sehr das Gesagte auf Sie paßt! Dazu sind Sie ein Diplomat, das heißt, das poesieloseste Geschöpf auf der weiten Erde; wie sollten Sie mich verstehen?

Vielleicht doch! lächelte Eduard; habe ich Sie doch manchmal verstanden.

Wohl, rief Mary, ich will es Ihnen sagen: Ich bin enttäuscht, schrecklich enttäuscht! Gott, wie sehr bin ich enttäuscht!

Habe ich mich, fragte Eduard, in diesen zwei Jahren unserer Trennung so sehr geändert?

Sie sind ein eitler Mensch! Wer spricht denn von Ihnen? Vom Orient spreche ich, den ich mir als die Heimat der Poesie vorgestellt habe. Aber, ach! was finde ich? Schmutzige Gassen, scheußliche Hunde, elende Häuser ohne allen Komfort, wo ich Paläste, Gärten, orientalischen Pomp und Luxus erwartet habe. Ich kann nicht sagen, wie sehr jeder Frack und Pariser Hut mein Auge beleidigt, und doch wimmelt es in den Gassen Pera's von Fracks und Pariser Hüten. Und die Eingeborenen? Sie sind schmutzig, dumm, barbarisch! Nichts ist wahr an den Türken, als der ewige Tschibuk; und wenn sie Opium rauchen, mögen sie wohl schöne Träume haben, aber sie machen dabei so stupide Gesichter. Ich begreife nicht, daß man die ganze Welt so anlügen kann, wie es Byron und Lamartine gethan haben. Die *Poesie ist* da, die Menschen glücklich zu machen, nicht, um ihnen

die ſchrecklichſten Täuſchungen zu bereiten. Freilich, als Byron und Lamartine ihre Bücher ſchrieben, wußten ſie nicht, daß man ſich einſt mit Hülfe des Dampfes in wenigen Tagen von ihrer ſündhaften Lügenhaftigkeit überzeugen werde. Wo ſind ſie nun, dieſe naiven, patriarchaliſchen, ſchön empfindenden Osmanli's Lamartine's und die prächtigen Ali's von Abydos?

Auch die Suleika's, Fatme's und Leila's ſind eine Fabel, ſagte Eduard — pure Gänſe, die wie Enten watſcheln, einen Maulkorb tragen und keines vernünftigen Wortes fähig ſind.

Glauben Sie, rief Miß Mary, daß ich ſo gütig bin, das Schöne nur in den Reihen der Männer zu ſuchen? Es thut mir eben ſo leid, daß es keine Leila's gibt. Uebrigens glaube ich Das nicht ſo unbedingt. Die Poeſie flüchtet ſich überall, wo ſie vor den rauhen Männern flieht, in die Gemüther der Frauen, ihre letzte Zufluchtsſtätte, wie Das auch bei uns in England der Fall iſt. Unter den patentirten Offizieren, Geſandtſchafts-Sekretären, Eiſenbahn-Spekulanten und Mancheſtermännern ſind wir Frauen die einzigen und letzten Repräſentantinnen der Poeſie.

Gewiß, ſagte Eduard zuſtimmend.

Ja, es iſt gewiß, obwohl Sie zu ſpotten ſcheinen. Sie ſind einer der proſaiſchſten Menſchen des Orients und Occidents. Seit zwei Jahren ſind Sie im Orient; ich habe mir Sie während dieſer ganzen Zeit in Turban und weiten, bunten, faltigen Kleidern gedacht, und ſiehe da, Sie tragen einen Quäker und einen ſchwarzen Cylinder auf dem Kopf und anſtatt des vollen Bartes oder des Korſaren-Schnurrbarts auf jeder Backe ein blondes Kotelet, gerade ſo wie alle Anderen. Kommen wir denn hieher, bin ich denn meinem Vater in den orientaliſchen Krieg gefolgt, um euch am Bosporus eben ſo langweilig zu fin
in Hyde Park oder auf den Boulevards von Paris? Die T
iſt noch das einzige Schöne im Orient, und ſelbſt die h
euch nicht angeeignet.

Sie ſah ſich um. Auf dem Hügel über
naute in rother Jacke, deren offene Aermel

Rücken fielen, in goldgestickter Weste und breitem rothem Gürtel, von dem allerlei silberne Ketten und Kettchen herabhingen.

Sehen Sie, sagte Mary, so zum Mindesten sollten Sie sich kleiden.

You are foolish! sagte Eduard lächelnd. Obwohl sie zusammen Deutsch sprachen, sagte er dieses doch auf Englisch, weil es nicht so hart klingt, wie: Sie sind närrisch.

In diesem Augenblicke trat ihnen eine wilde Gestalt in den Weg; sie trug einen langen Bart, noch längere Haare, ein Lammsfell auf den Schultern, eine kleine Filzmütze auf dem Kopf und allerlei eiserne Instrumente im Gürtel.

Was ist Das? rief Mary erschrocken und hielt ihr Pferd an.

Ein Derwisch, antwortete Eduard.

Ein Derwisch? Das ist ja herrlich! Ich habe nie einen Derwisch gesehen. Und was will der Derwisch?

Er bettelt, wie Sie an der unverschämt ausgestreckten Hand erkennen mögen.

Mit sichtbarem Vergnügen zog Mary ihre Börse und gab dem Derwisch einen Shilling. Er griff so hastig zu, daß er Mary's Hand mitsammt dem Shilling faßte; erschrocken zog sie sie zurück und sah mit Ekel auf ihren noch vor einer Minute so schönen gelben Handschuh, der nun braun war, wie die schmutzigen Hände des Heiligen.

Eduard, sagte sie mit einer Grimasse, befreien Sie mich von diesem Handschuh!

Eduard lächelte, zog ihr den Handschuh ab und warf ihn in den Bosporus. Da werfen wir wieder einen Jugendtraum ins Wasser, sagte er mit affektirter Traurigkeit.

Spotten Sie nicht, lieber Eduard, sagte Mary, weiter reitend und wieder verdrießlich. Sie wissen nicht, wie sehr Sie an meinen Enttäuschungen betheiligt sind. Was mich hier im Orient am Meisten ärgert, ist der Mangel an allen Abenteuern, denen man nach all den Büchern alle zehn Schritte begegnen sollte. Noch habe ich nicht gehört, daß ein einziger Mann unserer

Bekanntſchaft hier ein Abenteuer gehabt hätte, wo es doch Harems, Schwarze, Stumme, ſchöne Tſcherkeſſinnen und eiferſüchtige Türken gibt. Eduard, haben Sie ſchon ein Abenteuer gehabt?

Nur Abenteurer haben Abenteuer, antwortete Eduard trocken.

Sie irren ſich, rief Mary gereizt, außerordentliche Ereigniſſe begegnen nur außerordentlichen Menſchen.

Ich bin kein außerordentlicher Menſch, erwiderte Eduard eben ſo trocken, wie vorher.

Miſter Eduard, Sie ſollten es ſchon wiſſen, daß eine Engländerin nur außerordentliche Menſchen lieben kann.

So ſprechend, gab Mary ihrem Pferde einen Schlag und galoppirte fort, in ein Seitenthal einbiegend. Schweigend folgte ihr der junge Diplomat. Die Verſtimmung, die ſichtlich zwiſchen Beiden herrſchte, that ihm weh, und er dachte nach, wie er Mary wieder in gute Laune bringen könnte. Er hätte in dem Augenblick Alles gethan, nur um ihr wieder zu gefallen.

Sie ritten einen Hügel hinan, auf ſchmalem Wege, der rechts von dichtem Gebüſch, links von einer langen, weißen Mauer, über welcher ſich noch eine hölzerne Wand erhob, begränzt war.

Was bedeutet dieſe Bretterwand auf der Mauer? fragte Mary.

Sie ſoll die Blicke der Neugierigen abhalten, antwortete Eduard, da man ohne dieſe Wand von jenem Hügel aus in die Gärten ſehen könnte.

Und warum ſoll man nicht in die Gärten ſehen können? fragte Mary wieder.

Nun, weil es die Gärten eines Harems ſind.

Eines Harems? fragte Mary, indem ſie

Ja, des Harems Abdul Paſcha's, eines

tigen Türken, der die ſchönſten Frauen Kon

Eduard, rief Mary mit

ſollen ein Abenteuer haben!

Der junge Mann erſch

fährt Ihnen wieder durch den Kopf! Sie ſind in dieſen zwei Jahren verzweifelt engliſch geworden.

Sagen Sie, was Sie wollen, antwortete ſie lachend, Sie ſollen und müſſen ein Abenteuer haben. Sie werden über dieſe Mauer ſteigen, und wenn Sie die Frauen Abdul-Paſcha's im Garten finden, ſo bringen Sie mir einen Schleier, einen Pantoffel oder irgend eine Beute, die ich als Andenken aufbewahren kann.

Eduard ſah ſie erſtaunt an.

Ich ſcherze nicht, fuhr Mary fort, ich verlange es als ein Zeichen Ihrer Freundſchaft, Ihrer Liebe, was Sie wollen, wenn Sie das Wageſtück unternehmen.

Mary! ſagte der junge Mann mit ernſter Miene, bedenken Sie, welchen Skandal das verurſachen würde, bedenken Sie meine Stellung und die Verlegenheiten, die ich meiner Geſandtſchaft bereiten würde. Es iſt nicht die Gefahr, die . . .

Pah, Sie haben Furcht! unterbrach ihn Mary.

Und ich ſoll Sie, die mir Ihr Vater anvertraut hat, hier allein laſſen? ſagte Eduard.

Ich, ſagte Mary betonend, ich habe keine Furcht. Hier, hinter den Büſchen würde ich Sie erwarten.

In ihren Zügen lag ein ſo deutlicher Zweifel an ſeinem Muth, er ſah eine ſo lange Reihe von Sticheleien und vielleicht noch Aergeres vor ſich, daß er ſich entſchloß, für die kleine grillenhafte Perſon, die er von Herzen liebte, eine Dummheit zu begehen. In einer Art von Verzweiflung ſprang er vom Pferde, führte es dicht an die Mauer, ſtreichelte es einen Augenblick, daß es ſtill ſtehe, und ſprang dann auf den Sattel, den oberſten Rand der Mauer mit den Händen faſſend. Die Engländerin klatſchte vor Freude in die Hände. Mit einem Schwunge war er auf der Mauer. Auf dem ſchmalen Rande, den die Bretterwand übrig ließ, ſtellte er ſich mit breiten Beinen auf, drückte, und zwei Planken fielen lärmend in den Garten. Eine Sekunde ſpäter verſchwand er durch die Lücke im Garten.

Mary ſtieß unwillkürlich einen Schrei aus. Sie vergaß es, ſich während der Abweſenheit Eduards im Gebüſche zu verſtecken, und blieb horchend in der Nähe der Mauer. Da hörte ſie plötzlich hülferufende weibliche Stimmen, die von fliehenden, nach allen Seiten ſich zerſtreuenden Frauen zu kommen ſchienen und ſich am Ende an einem Punkte, dem Hauſe zu, das am Abhange des Hügels ſtand, verloren. Dann wurde es ſtill. Mary zitterte am ganzen Leibe, ſie fing an, ſich Vorwürfe zu machen, daß ſie Eduard in ſo augenſcheinliche Gefahr und aus bloßem Muthwillen gezwungen habe. Indeß blieb es geraume Zeit ſtill, und ſie tröſtete ſich wieder, blickte aber doch beſorgt über die Gartenmauer, der Lücke entgegen, aus der ſie Eduard erwartete. Mit Einem Male aber kamen vom Hauſe her die Stimmen wieder zurück, dießmal mit größerem Lärmen und mit männlichen Stimmen gemiſcht. Eduard! Eduard! rief Mary und ritt die Mauer entlang auf und ab, als ob ſie einen Eingang ſuchte; dann wieder ritt ſie dem offenen Felde entgegen, ob ſie nicht einen Franken entdecken und zur Hülfe rufen könnte. Zu ihrem größten Schrecken hörte ſie zu den ſchreienden Stimmen nun auch das Klirren von Waffen. Sie ermorden ihn! ſchrie ſie außer ſich, und ich bin ſeine Mörderin! Gott, warum war er nicht ſo klug, mich reden zu laſſen?

Da bebte es in den Zweigen einer Zypreſſe, welche die Holzwand überragte, und aus dem dichten Gezweige ſprang Eduard auf die Bretterwand. Ein Schuß fiel im Inneren des Gartens, und die Kugel pfiff an Eduard vorbei. Schon ſtand er auf der Mauer. Mary faßte ſein gutes anatoliſches Pferd, das noch an derſelben Stelle ſtand, wo er es gelaſſen, und führte es am Zügel ſchnell dahin, wo er eben von der [redacted] ſprang. Schnell fort! rief er und ſchwang ſich in den [redacted]

Wie der Wind ſausten ſie davon, [redacted] lich umſah, erblickte ſie auf der [redacted] die ihnen nachdrohten [redacted] an Eduards linker S[redacted]

Um Gottes Willen, Sie ſind verwundet! rief ſie.

Es iſt nichts, Miß! ſagte Eduard ſo trocken und ernſt, daß ſie nicht weiter zu ſprechen wagte; doch bemerkte ſie, daß er die Zügel in der rechten Hand hielt. Die Thränen ſtanden ihr in den Augen, und ſie hätte gern gehalten, um ihn um Verzeihung zu bitten. Aber er ſprengte unaufhaltſam fort, und ſie hatte auch nicht den Muth, ihn aufzuhalten, da ſie nicht wußte, wie weit die Wunde gefährlich war oder nicht.

Die Pferde troffen, als ſie im Hotel zu Pera ankamen. Eduard gab ihr den Arm und führte ſie ſchweigend ins Zimmer. Dort angekommen, wollte Mary nach einem Wundarzte ſchicken und machte ſich bereit, allerlei Verbandzeug aus dem Reiſekoffer zu holen.

Laſſen Sie das, liebe Miß, ſagte Eduard kalt; es war keine ſtoiſche Affektation, als ich Ihnen ſagte, daß es nichts ſei; in wenigen Tagen wird die unbedeutende Wunde von ſelbſt geheilt ſein. Setzen Sie ſich gefälligſt auf den Divan, und ich will Ihnen, um Ihrer kindiſchen Luſt nach Abenteuern zu genügen, und da ich in Ihrem Auftrage gehandelt, von den Vorgängen im Garten getreuen Bericht erſtatten.

Mary that, wie er ſagte; ſie hatte nicht den Muth, ein Wort zu ſprechen, und Eduard begann:

Alſo ich ſprang durch die Bretterwand in den Garten, mitten in ein Blumenbeet. Während dieſer kurzen Reiſe überblickte ich das ganze Terrain der mir von Ihrer Güte angewieſenen Thätigkeit. Auf den Sandpfaden, die den blumen- und gebüſchreichen, aber baumarmen Garten durchziehen, luſtwandelten drei oder vier weiße Frauen mit vielleicht eben ſo vielen ſchwarzen Sklavinnen, jedoch getrennt von einander, in verſchiedenen Gruppen. Das Krachen der Bretter mochte ſie aufmerkſam gemacht haben; denn im erſten Momente meines Anlaufes waren ſchon ſämmtliche Geſichter gegen mich gewandt. Mein Sprung verſetzte ſie in ſprachloſes Erſtaunen; nur hier und da hörte ich einen leiſen Schrei der Ueberraſchung. Die Stille dauerte einige Sekunden,

und es schien mir — in solchen Momenten denkt man schnell —, als hätten die Damen keine Lust, um Hülfe zu rufen. Aber eine Schwarze gab das Signal; plötzlich kreischte sie auf und eilte kreischend den Abhang hinab dem Hause zu. Darauf fingen auch die anderen, wie aus einem Traume erwacht, zu schreien und zu laufen an. Aber nicht alle liefen dem Hause zu. Eine der Frauen, die sich im obersten Theile des Gartens befand und die an mir hätte vorüberlaufen müssen, versteckte sich, nicht ohne mich erst gemustert zu haben, in einer kleinen Laube. Instinktmäßig, ich möchte sagen: magnetisch angezogen, stürzte ich der Laube zu. Mein Gott, welch ein Anblick! Die herrlichste Tscherkessin, die je um 60,000 Piaster nach Stambul verkauft worden, lag auf einem Polster im Hintergrunde der Laube schleierlos vor mir. Meine Augen tranken den ganzen unbeschreiblichen Anblick auf Einen Zug. Nie sind mir so vollendete Züge, so glühende und schmachtende Augen, so lange seidene Wimpern, eine so herrliche Gestalt vorgekommen.

Mary athmete schwer auf: Diese Odalisken sind Gänse, die wie Enten watscheln. Sie haben es ja selbst gesagt.

Ich bitte die Odalisken und ich bitte Sie um Verzeihung; ich habe gesündigt. Auch danke ich Ihnen, Miß Mary, daß Sie mich zu diesem Abenteuer gezwungen haben, ohne welches ich den schönsten Geschöpfen der Erde ewig Unrecht gethan und eine süße Erfahrung weniger gemacht hätte.

Fahren Sie in Ihrer Erzählung fort, sagte Mary in etwas gebieterischem Tone.

Wohl! Sie lag zitternd vor mir, zitternd und doch lieblich lächelnd. Ich verneigte mich so tief vor ihr, wie ich mich nicht vor dem Sultan verneigt habe, und küßte ihre [redacted] lächelte sie über diese sonderbare Sitte der Fran[redacted] es gütig geschehen. Kadine, sagte ich, du Mu[redacted] du bist das Licht meiner Aug[redacted] Erzählung; was ich that ur[redacted] Rausche. Ich weiß nur, da[redacted]

Fatme heißt ſie? fragte Mary.

Ja, Fatme, wie die ſchöne Tochter des Propheten, die ihr gewiß an Schönheit nachſtand. Ich weiß nur, ſagte ich, daß mich Fatme ſelbſt zu gehen bat, als ſich vom Harem herüber ſchreiende Stimmen hören ließen. Ich gehe nicht! rief ich, wenn du mir nicht ein Andenken mitgibſt. Nimm, ſagte ſie, und ich ergriff dieſen Pantoffel, der ihr vom Fuße gefallen war.

Bei dieſen Worten zog Eduard einen rothſammtnen, mit Gold geſtickten und mit kleinen Perlen beſetzten Pantoffel aus der Bruſttaſche und ſtellte ihn vor Mary auf den Tiſch. Mary ergriff ihn raſch und betrachtete ihn von allen Seiten.

Eigentlich eine geſchmackloſe Arbeit, murmelte ſie.

Aber ſehen Sie nur, wie klein! rief Eduard.

Ja, ſo ziemlich! antwortete Mary mit ſpöttiſchem Geſichte und fügte hinzu: Die Türkinnen gehen ſo einwärts, Das entſtellt den ſchönſten Fuß.

Die Türkinnen wohl, aber nicht die Tſcherkeſſinnen, erwiderte Eduard lebhaft.

Mag ſein! fahren Sie fort.

Ich ſprang auf und ſah mich nach einem Ausweg um, aber ſchon kamen zwei Schwarze fluchend und ſchimpfend auf mich los. Zum Glück war der Eine ſo fürchterlich dick, daß er nicht fort konnte und ich es erſt nur mit Einem zu thun hatte. Er ſprang auf mich zu und packte mich am Arm; aber ich rang mich los und verſetzte ihm einen ſo heftigen Stoß auf die Bruſt, daß er rückwärts zuſammenſtürzte. Bei dieſem Anblicke blieb der andere Schwarze erſchrocken und in gehöriger Entfernung ſtehen, dafür aber ſchrie er deſto heftiger um Hülfe. Ich ſah mich indeſſen aufs Neue um, wie ich entkommen könnte; aber die Mauer war zu hoch zum Erklimmen, und ich hatte nicht, wie draußen, mein Pferd als Fußgeſtell. In meiner Verlegenheit hörte ich hinter mir die Worte: Auf den Baum, auf den Baum! Es war Fatme, die mir dieſen einzigen Ausweg zur Rettung bezeichnete. Ich warf ihr noch einen dankbaren Blick zu und eilte der Zypreſſe

entgegen; aber die Zypresse steht gerade auf dem Wege, der vom Hause heraufführt und auf dem so eben noch ein dritter Feind, eine Art Kawaß oder Trabant mit einem Gürtel voll Waffen, auf den Schauplatz eilte. Beide hatten wir so große Eile, daß wir auf dem schmalen Wege heftig auf einander stießen und wieder aus einander prallten. Er zog seinen Handschar und hieb nach mir, ich parirte so, daß er mir die Schulter nur streifte; zugleich faßte ich seinen rechten Arm und bog ihn so heftig über die Schulter zurück, daß er vor Schmerz die Waffen fallen ließ. Diesen günstigen Moment benutzte ich, die Zypresse zu erklimmen, und ich beeilte mich um so mehr, die Höhe der Bretterwand zu erreichen, als ich aus dem Laube des Baumes sehen konnte, daß ein neuer Schwarm von Schwarzen und Weißen mit Feuergewehren herbei kam. Diese schickten mir aus weiter Ferne noch eine Kugel nach. Das Uebrige wissen Sie.

Mit diesen Worten stand Eduard auf und ergriff seinen Hut.

Bleiben Sie nicht zum Thee? fragte Mary mit etwas zitternder Stimme.

Ich danke, Miß Mary, antwortete er, ich muß denn doch meine Wunde verbinden lassen. Ich muß Sie auch im Voraus um Vergebung bitten, wenn ich in der nächsten Zeit meine Pflichten als Cicerone etwas vernachlässige. Ich werde schwerlich vor nächstem Freitag ausgehen können.

Warum gerade Freitag?

Ich habe an diesem Tage einen wichtigen Gang zu machen, antwortete Eduard lächelnd.

Eduard! sagte Mary, indem sie zu lächeln versuchte, gestehen Sie, daß Ihre Fatme eine bloße Erfindung ist.

Miß Mary, antwortete er, Sie können sie nächsten Freitag im Thale der süßen Gewässer leibhaftig

Das ist also Ihr wichtiger Gang

nicht geglaubt, fügte sie spöttisch lächelnd

kurzer Zeit Rendezvous zu

neues Talent, das ich

Die Umstände wecken die Talente, sagte er, die Achsel zuckend, indem er sich verneigte und die Thür ergriff. Doch blieb er einen Augenblick stehen, schien nachzudenken und kehrte wieder an den Tisch zurück.

Miß Mary, sagte er in schmeichlerischem Tone, dieser Pantoffel gehört Ihnen mit Recht, da ich ihn für Sie geholt habe. Indessen kann er für Sie keinen Werth haben; im Bazar finden Sie tausend schönere. Mich aber wird sein Besitz außerordentlich erfreuen; wollen Sie mir ihn nicht überlassen?

Nichts da, Herr Baron! rief sie, indem sie aufsprang und den Pantoffel mit einiger Heftigkeit ergriff; der Pantoffel gehört mir und bleibt mein.

Wie Sie wünschen, antwortete Eduard ruhig. Ich möchte um keinen Preis, fügte er abwehrend hinzu, daß Sie mich für verliebt in Fatme halten.

Er verneigte sich abermals und ging.

Am anderen Morgen gab Eduard sämmtlichen Dragomans-Beamten und Dienern der Gesandtschaft den Auftrag, das Gerücht zu verbreiten, daß ein Franke, ein abenteuernder Spanier, der in den Harem Abdul Pascha's eingedrungen, an der Wunde, die er bei dieser Gelegenheit erhalten, gestorben sei. Das Gerücht, dachte er, wird dem Pascha zu Ohren kommen, seine Rache wird befriedigt sein, er wird die Sache nicht weiter verfolgen und so jeder Skandal vermieden. Es kam auch, wie er es wünschte. Zweimal täglich erkundigte sich der Diener Mary's nach Eduards Befinden; Freitag Abends brachte er ein Billet, das so lautete:

„Lieber Freund!

„Ich komme so eben aus dem Thale der süßen Gewässer; ich war glücklich, Sie nicht dort zu finden. Auch Ihre Fatme fand ich nicht, wenigstens paßte auf keine der türkischen Damen Ihre Beschreibung, und ich habe sie, trotz allen Schleiern, ganz genau betrachtet. Gestehen Sie endlich, daß Ihre Fatme eine

Dichtung ist, erfunden, um mich zu quälen oder vielmehr um mich gerecht zu strafen. Wenn Das Ihr Zweck war, so haben Sie ihn, ich gebe es zu, vollkommen erreicht. Ich habe mich all diese Tage mit Vorwürfen und Eifersucht aufs Schrecklichste geplagt. Kommen Sie, sobald es Ihre Wunde erlaubt, daß ich es Ihnen selbst sage, Dieses und Anderes, was Sie wollen.

„Ihre Mary."

Eduard küßte die Unterschrift. Ich bin kein Ritter Delorges, sagte er zu sich selbst, indem er den Frack anzog, und am Ende hat sie mich nicht in einen Löwengarten, wenn auch unter gräuliche Katzen geschickt.

Das Wiedersehen nach drei Tagen war glücklicher, als das letzte nach zweijähriger Trennung. Doch war Mary nicht eher ganz ruhig, als bis Eduard ihr die ausdrückliche Versicherung gab, daß seine Fatme in das Reich ihrer Suleika's und Leila's gehöre.

Aber wie kamen Sie zu dem Pantoffel?

Ganz einfach, Mary: eine der fliehenden Kabinen, denn sie flohen alle, verlor ihn auf der Flucht, und ich habe ihn aufgelesen.

Eduard, sagte Mary nach einigem Nachdenken, Sie sind ein verständiger Mann, und Sie werden mich in der Ehe auf das Zweckmäßigste zu malträtiren wissen.

Das hoffe ich, antwortete er, indem er sie auf die Stirn küßte. Aber zum Andenken daran, daß ich so früh anfangen mußte, wollen wir den Pantoffel unter einer Glasglocke aufbewahren und in Ihrem Boudoir aufstellen. Mit seinen Gold- und Perlenstickereien auf weichem Sammtgrunde ist er ohnehin mehr als jeder europäische Pantoffel das Symbol weiblicher Launen.

Aber wann kehren wir nach Europa [redacted] Ich habe die Türkei satt.

Sobald, antwortete Eduard mit [redacted] bald die Wahrheit des Tan[redacted] Mündungen gesichert sei.

Offenherzig gestanden, kümmern mich diese Dinge nur sehr wenig, versicherte Mary.

Theure Mary, Sie sind eine ächte Engländerin!

Abdallah.

Der Leser erinnert sich noch des schaurigen Ereignisses, das sich im August 1854 auf einer der Donau-Inseln bei Giurgewo zugetragen. Die Baschi-Bozuks, aufgefordert, von ihren Pferden zu steigen und ihre Waffen abzulegen, d. i. sich von ihrem liebsten, fast einzigen Eigenthume zu trennen, um sich in die Reihen der regulären Miliz einfügen zu lassen, weigerten sich, dem Befehle zu gehorchen, wurden umzingelt und zum großen Theile massakrirt: man wollte sie unschädlich machen, nachdem man sie allem Elend ausgesetzt und zu Räubern gemacht, man wollte sie strafen, nachdem man sie zu Verbrechen gezwungen hatte. Wir, nämlich die kleine Gesellschaft europäischer Reisenden, die den Sommer hindurch den Krieg an der Donau als bloße Zuschauer mitgemacht hatten, wir erfuhren dieses blutige Ereigniß während unseres Aufenthaltes in Bucharest. Neben dem Schauer, den uns diese grausame und ungerechtfertigte That einflößte, berührte sie uns noch gewissermaßen persönlich, denn es hieß, daß auch Abdallah, der Kurden-Häuptling, unser lieber Freund und Bekannter, auf der Walstatt geblieben sei. Unter dem ganzen romantischen Gesindel, das der Osten und Süden zur Vertheidigung des Glaubens auf den Aufruf des Padischah über die Balkan-Halbinsel ausgegossen, war Abdallah gewiß die romantischste Gestalt. In seiner Horde war er der schönste Mann; er ritt das schönste Pferd, trug die schönste Tracht und die schönsten Waffen, und er hatte gewiß unter allen seinen Stammgenossen das schönste Herz und den besten Kopf. Wir lernten ihn in Schumla, im Hause des Dr. A. aus Frankfurt a. d. O. kennen,

unter deſſen Veranda wir uns des Abends zu verſammeln pflegten. Das Haus des Doktors ſtand unweit des Hoſpitals, in einer Ecke des großen, unbebauten Platzes, in deſſen Mitte ſich die Zelte eines kleinen Kurden-Lagers erhoben. Abdallah war das Haupt dieſes Lagers. Sobald er in der Veranda Licht erblickte, kam er heran, grüßte freundlich und ſetzte ſich mit ſeinem Tſchibuk auf den Boden. Sprachen wir Deutſch oder eine andere europäiſche Sprache, dann ſuchte er, ſchweigend, aus unſeren Mienen den Gegenſtand unſeres Geſpräches zu errathen, und er ſetzte uns bei ſolchen Gelegenheiten durch ſeinen Scharfſinn oft in Erſtaunen. Intereſſanter aber war er, wenn er ſich mit Hülfe des Doktors, der vortrefflich Arabiſch ſprach und den Dolmetſcher machte, am Geſpräche betheiligen konnte. Da kamen Worte und Gedanken zum Vorſchein, die wir von einem Kurden-Häuptling nicht erwartet hätten, die des gebildetſten und humanſten Menſchen würdig geweſen wären und doch immer den Stempel des Oſtens trugen. Einmal, als eben vom Kriege die Rede war, ſagte er: „Allah wirft die Völker von einem Lande ins andere, wie der Worfler den Weizen von einem Orte der Tenne auf den anderen. Die beſten Körner fallen in die erſten Reihen, die Spreu flieht im Winde, das Getreide wird gereinigt: Das iſt der Krieg.“ Und ein anderes Mal, da von der Verſchiedenheit der Religionen geſprochen wurde, ſagte er: „Alle Religionen ſind Eine und dieſelbe Religion. Sie wird nur auf verſchiedenem Boden, unter verſchiedenen Himmelsſtrichen verſchieden, wie eine Pflanze ſich auch ändert.“ — Weniger als dieſe Anſichten fiel uns ſein Haß gegen die Türken auf, denn dieſen theilen die Kurden mit den Arabern, und er hat ſich bei den erſteren ſeit dem letzten Kriege noch geſteigert. Abdallah verſicherte uns zu wiederholten Malen, daß ihm der Umgang mit den Osmanlis einen n Ekel einflöße und daß er jeden Franken dem türkiſchen vorziehe.

Als wir in Bucareſt den Tod Abdall unſer engliſcher Freund: „Bei Gott, der O

Philosophen verloren!" und Madame de P., eine ehemalige Kunstreiterin aus dem Pariser Hippodrom, welche dem Hauptquartier in Männerkleidung und als türkischer Lieutenant folgte, hätte in Abdallah gern den schönsten Mann des Orients und Occidents beweint, wenn nicht ihr letzter, erst zweitägiger Liebhaber und Zeitgenosse zugegen gewesen wäre. Doch konnte sie sich nicht enthalten, ihre elegischen Gefühle in einem seufzenden „Pauvre chat!" zusammenzufassen.

Diese Nekrologe waren überflüssig, denn die Nachricht vom Tode Abdallahs war, wie ich vor wenigen Tagen hier in Stambul erfuhr, falsch. Abdallah entging dem Blutbade von Giurgewo. Zwar an Stirn und rechtem Arm verwundet, brach er doch, die Lanze in der einen, die Pistole in der anderen Hand, durch die umzingelnden Reihen der türkischen Soldaten und entkam, Dank den Gazellen-Beinen seines arabischen Schlachtrosses. Er wurde verfolgt, aber wie ein Pfeil flog er durch die Besatzungen der Erdwerke von Slobozia und über die neue Brücke nach Rustschuk, in dessen Häuser-Labyrinthe er dem Auge seiner Verfolger entschwand. Er rannte durch das Gedränge des Bazars, durch das Stadtthor, über die Zugbrücke, eine Schreckensgestalt für Alle, die ihn sahen; denn von seiner Stirn, aus seiner Armwunde floß das Blut in Strömen und blieb in seinem schwarzen Barte, an seinem weißen Mantel in großen Flecken hangen. Ohne zu wissen, wohin, nur durch einen unbestimmten Instinkt geleitet, sprengte er immer weiter, den Berg hinan, weiter über die Heide, durch das wilde Thal des Ak-Lom, vorbei an den freundlichen Karavanseraien, im Dunkel der Nacht durch Rasgrad, immer weiter, bis er bei Morgengrauen in den Lagern der Baschi-Bozuks vor Schumla Halt machte.

Die wilden Gestalten sprangen auf von ihren Teppichen und Matten, umringten ihn in dichten Haufen und bestürmten ihn mit Fragen. Abdallah erzählte ihnen von der Höhe seines Sattels herab, was in Giurgewo vorgefallen, und sie erhoben ein fürchterliches Geschrei, sie nannten Omer Pascha einen Giaur und

Moskow, sie lästerten den Padischah und verfluchten den ganzen Stamm Osmans. Aber als Abdallah sie aufforderte, zu Pferde zu steigen, ihre Waffen zu ergreifen, um ihre Brüder zu rächen und von sich selbst ein gleiches Schicksal abzuwehren, da wurden sie schweigsam, und Einzelne schlichen in ihre Zelte zurück. „Wir vermögen nichts gegen den neuen Krieg!“ sagten die Einen, und die Anderen riefen: „Es steht so geschrieben!“

„Hunde, Söhne von Hunden!“ schrie Abdallah und wandte sein Pferd. Bei einer Fontaine stieg er ab und dachte zum ersten Male an seine Wunden. Er wusch sie mit frischem Wasser, nahm dann das braun- und gelbseidene Tuch aus Bagdad vom Kopfe, zerriß es in zwei Stücke und band das eine um die Stirn, das andere um den Arm. Er hielt in Schumla nur so lange, als nöthig war, um sein Pferd zu füttern und ausruhen zu lassen; dann, mit einigen Lebensmitteln ausgerüstet, ritt er weiter, den Schluchten und Päßen des Balkan zu.

So ging es tagelang durch die wilden Thäler, über die luftigen Berge, die öden Hochebenen, obwohl seine Wunden brannten, das Blut unter den schlechten Verbänden hervorrieselte und seine Kräfte von Stunde zu Stunde abnahmen. Abseits vom Wege, hinter Gebüschen oder Felsen bemerkte er wohl von Zeit zu Zeit Gruppen jener Baschi-Bozuks, die sich längst in die Gebirge zurückgezogen hatten, um sich auf Kosten der armen Dörfer und der vorbeiziehenden Reisenden zu ernähren, aber er verschmähte es, sie um Hülfe anzusprechen oder sie nach den gemachten Erfahrungen zur Rächung ihrer Brüder aufzufordern. Selbst wenn sie an ihn herankamen und ihm Hülfe und Brod und Wasser anboten, wies er sie zurück. So kam er, elend und erschöpft, am südlichen Fuße des Balkan an, in jener Gegend, die im Sommer schöner als die Gärten des alten Schiras [illegible] Rosenschimmer prangt, überdeckt von betäubendem Rosen[illegible] Denn hier fangen die weiten Rosenfelder an, die Millionen [illegible] Millionen Blumenköniginnen tragen, deren [illegible] Rosenöl ist. Wie um die Sage des Morge[illegible]

Bülbüls wahr zu machen, nisten in den Büschen ringsum zahllose Nachtigallen, die zum Dufte dieser schönen Welt ihre Lieder und melodischen Seufzer mischen. Als Abdallah kam, war es schon stille in dieser Gegend; nur hier und da hing noch ein verwelktes Rosenblatt am Zweige, und die Nachtigallen waren verstummt; Duft und Leben der Rosen waren bereits in die gewaltigen Flaschen gebannt, die man in der großen Rosenöl-Niederlage von Antoniadi, Kiefer und Komp. zu Stambul sehen kann. Aber Abdallah hätte auch den herrlichsten Frühling übersehen, seine Sinne schwanden, und schon halb bewußtlos lenkte er sein Pferd vom Wege ab, einem weißen Schiftlik (Meierei, Wirthschaft) zu, den er nur noch wie im Nebel sah.

Als er aus seiner Bewußtlosigkeit erwachte, fand er sich auf einem weichen Lager von Schaffellen, unter der Pflege eines Franken und eines jungen holdseligen Mädchens. Der Franke, ein alter Pole und Flüchtling vom Jahre Dreißig, hatte ihn bewußtlos an der Schwelle seines Hauses gefunden und ihn barmherzig bei sich aufgenommen. Abdallahs Wunden waren sorgfältig verbunden, und er fühlte sich unter der Obhut des alten Sarmaten mit dem weißen Schnurrbart, und der jungen Sarmatin, seiner Tochter mit den großen dunklen Augen, unendlich wohl, obgleich die Wunden heißer brannten als zuvor und ein arges Fieber seinen Leib schüttelte.

Viele Tage vergingen, und in diesen vielen Tagen — wir wollen keine Liebesgeschichte erzählen, darum sagen wir es kurz — in diesen vielen Tagen verliebte sich der Kurden-Häuptling in die schöne Polin. Es wird Jedermann so leicht, sich in eine Polin zu verlieben, um wie viel leichter wird es einem heißen Wüstensohne, der von europäischer „Flirtation" nichts weiß. Er fragte sie kurz und gut, ob sie nicht mit ihm nach Kurdistan gehen und sein Weib werden wollte, und den Vater fragte er nach dem Preise, obwohl es in seinem Lande Sitte ist, sich seine Braut zu rauben und nichts zu bezahlen. Natalie lächelte und hatte keine Lust, ihre Herrschaft vielleicht mit noch zwei oder drei

anderen Frauen zu theilen — um ſo weniger Luſt, als ihr der ſchöne, ſchwarzäugige, blaſſe Abdallah mit der Geiernaſe und mit ſeinen ſchönen Sprüchen in der That ſehr gefiel. Aber es kam ein Ereigniß dazwiſchen, welches das Gefühl der Polin für Abdallah ſchnell und bedeutend ſteigerte.

Obwohl er noch mit verbundener Stirn und verbundenen Armen auf den Schaffellen lag, ſprang er doch eines Morgens, als er in nächſter Nähe des Hauſes Flintenſchüſſe knallen hörte, wie der Löwe von Kurdiſtan vom Lager auf, ergriff ſeine lange Flinte und ſeinen Yatagan und eilte vors Haus. Im Innern des Hofes an der Hofmauer ſtand zitternd der bulgariſche Diener des Hauſes, unfähig, ſeine Büchſe zur Höhe der übrigens niedrigen Mauer zu erheben; aber ſtramm und ruhig ſtand der alte Pole da, einen Flintenſchuß nach dem anderen über die Mauer ſendend. Von außen flogen die Kugeln pfeifend herein, dicht an den Ohren des Polen vorbei und in die weiße Mauer des Hauſes. Abdallah ſah bald, daß es ſich hier um einen Räuberüberfall handelte; denn vor dem Hofe ſprengten auf ihren Pferden einige der marodirenden Baſchi-Bozuks aus dem Balkan hin und her, während andere über die Mauer zu klimmen trachteten. Dieſen warf ſich Abdallah entgegen. Mit unglaublicher Schnelligkeit hieb er mit ſeinem Yatagan Einen nach dem Andern auf den Kopf, daß ſie blutig zurücktaumelten. Dann ſprang er auf die Mauer, zielte lange und ſchoß einen der Reiter aus dem Sattel. Die Baſchi-Bozuks erhoben ein wildes Geſchrei, dem Abdallah mit kurdiſtaniſchen Flüchen antwortete. Jetzt ſchien es, als ob ihn Einige aus der Bande erkannt hätten, denn ſie ſtutzten einen Augenblick und ſprengten, da Abdallah die Hofthür öffnete und zu ihnen hinausſtürzen wollte, in möglichſter Eile auf und

Ich wäre der Ueberzahl erlegen, ſagte der Pole,
Abdallahs Hand ergriff; du haſt uns gerettet!

Wie du mich! antwortete Abdallah.

Dieſes Ereigniß befeſtigte die Freundſ
Bewohnern des Schiftlik, und als nun Abd

weiter ziehen sollte, beredete er seine Wirthe, ihn bis Stambul zu begleiten. Dieß war ihm um so leichter, als der Pole schon beschlossen, den Schiftlik, den er nur in Pacht hatte, vor dem Winter zu verlassen. Dieser Ueberfall der Baschi-Bozuks war schon der dritte gewesen, und der Pole besorgte mit Recht, daß mit Eintritt der schlechten Jahreszeit die Ausfälle der Räuber aus dem nahen Balkan häufiger, die Gegend noch unsicherer werden könnte.

Die letzten Tage des Oktober sahen den Polen, Natalien und Abdallah in Stambul. Abdallah konnte sich nicht entschließen, hier seine Freunde zu verlassen. Während der ganzen Zeit der Reise und ihres Aufenthaltes in Stambul fuhr er fort, Natalien zu bestürmen. Er bat und drohte, er schrie und weinte vor ihr, ein rasender Roland; sie weinte und jammerte mit ihm, aber die fromme Polin glaubte es von ihrer Religion geboten, Nein zu sagen.

Eines Tages, da Abdallah durch die Straßen Stambuls geht, bemerkt er einen Mann in dunkler Tracht, der sich tief und ehrerbietig vor ihm verneigt, und er erkennt in ihm einen nestorianischen Priester aus seiner Heimat am Euphrat. Abdallah ist erfreut, einen Mann aus der fernen Heimat zu sehen. Auf die Frage, was ihn nach Stambul geführt, antwortet der Nestorianer nur ausweichend und in sichtbarer Verlegenheit. Doch weiß Abdallah, bei welchen Gelegenheiten und zu welchen Zwecken schon früher oft Nestorianer und Jesuiten, die beiden verfolgten Sekten am Euphrat, Abgesandte nach Stambul geschickt haben, und nach einigen Fragen ist ihm auch die Sendung Chawals, so hieß der Priester, kein Räthsel mehr. Die Nestorianer haben gehört, daß jetzt für die Christen eine gute Zeit gekommen sei, daß Franzosen und Engländer den Rajahs Rechte und Sicherheit verschaffen, und sie wollen in ihrem entfernten Winkel nicht vergessen sein, wollen der Gunst der Zeiten theilhaftig werden — was sie aber vor Allem wollen, ist Schutz und Sicherheit vor den räuberischen Kurden. Zur Hälfte sagt das der Nestorianer, zur Hälfte erräth es der Kurde.

Abdallah ſchießt ein Gedanke durch den Kopf. Chawal, ſagt er, der Arm der Franken reicht nicht bis in unſere Berge, und daß uns der Türke keine Geſetze vorſchreiben kann, haben wir bewieſen. Wenn ihr Sicherheit haben wollt, könnt ihr ſie nur von den Kurden ſelbſt erlangen, und wenn du thun willſt, um was ich dich bitten werde, ſo ſchwöre ich dir bei Allah und ſeinem Paradieſe, daß ihr ruhig unter uns leben ſollt.

Chawal hört ihn mit Freude und verſpricht ihm, zu thun, was thunlich iſt. Abdallah, der es längſt wußte, daß an Nataliens Widerſtande nur ihre religiöſen Gefühle ſchuld ſeien, will ſie nun durch eben dieſe Gefühle zum Nachgeben bewegen. Einem chriſtlichen Prieſter, hofft er, wird ſie nicht widerſtehen. Er macht vor Chawal kein Hehl aus ſeiner Liebe, und er fordert ihn auf, hinzugehen und der Chriſtin zu ſagen, daß ſie der Schutzengel ihrer chriſtlichen Brüder am Euphrat werden, daß ſie ſich ihren Segen und den Segen Gottes verdienen kann; daß ſie ein gottgefälliges Werk thue, wenn ſie den Bitten Abdallahs nachgebe — daß ihm aber ihre fernere Weigerung ein Beweis des tiefen Abſcheues ſein werde, den die Chriſten vor dem Moslem hegen, und daß ihre ſämmtlichen Brüder am Euphrat die Strafe für dieſen Abſcheu empfinden ſollen.

Chawal that, wie ihm geſagt ward, und er that es, wie es ſcheint, mit prieſterlicher Geſchicklichkeit; vielleicht war es auch leichter, die Polin zu überreden, als ſich der naive Sohn Kurdiſtans eingebildet. Genug, Natalie gab nach, nachdem Abdallah geſchworen hatte, nie ein zweites Weib in ſein Zelt zu führen und als Häuptling ſeine ganze Macht zum Schutze der Chriſten ſeines Landes anzuwenden.

Ende November ging die ganze Karavane, beſtehend aus dem alten Polen, ſeiner Tochter, Abdallah, Chawal und ihren Dienern, über den Bosporus und verſchwand ſpurlos im Innern Aſiens. Erſt in dieſem Monate März erhielt man hier in Stambul ein Lebenszeichen von den Verſchwundenen. Es k
ein Brief des alten Polen an einen ſeiner Lan[illegible],

Einzelnes über den Kurden-Aufſtand enthielt und dem Schreiber dieſer Zeilen mitgetheilt wurde. Bei dieſer Gelegenheit erfuhr ich die ganze Geſchichte und dazu, daß ſich Natalie im ſchwarzen Zelte ganz wohl befinde, und endlich, daß Abdallah in ſeiner Heimat geneigtere Ohren und Herzen gefunden als in Schumla, daß er als einer der Haupturheber des kurdiſchen Aufſtandes zu betrachten und an der Spitze mehrerer Horden ſtehe. Omer Paſcha hat wohl nicht geglaubt, daß ſich Das aus ſeiner That entwickeln, daß der auf der Donau-Inſel ausgeſtreute Same am Euphrat aufgehen werde.

Moritz Hartmann's

Gesammelte Werke.

Sechster Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen B
1873.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Novellen.

	Seite
Der Zweck heiligt die Mittel	3
Gräfin Saffari	61
Bei Kunſtreitern	115
Selvaggia	132
Ein italieniſcher Prieſter	159
Doktor Schwan	167
An der Spielbank	216
Zwanzig Millionen	233
Verrechnet	309
Feigheit	364
Der Hetman	415
Tante Helene	460

Novellen.

Der Zweck heiligt die Mittel.

Eine Geſchichte aus dem neunzehnten Jahrhundert.

Als der Oberlandjägermeiſter Anſelm v. Büren ſtarb, hinter-
eß er ſeinen Kindern eine Anzahl von Ordenskreuzen, welche
on den reſpektiven Höfen, die ſie ihm ertheilt hatten, nicht zu-
ckgefordert wurden; ſeinen Namen, der zu den älteſten in dem
2 Quadratmeilen großen Fürſtenthume gehörte und das Be-
ußtſein, einen Vater gehabt zu haben, der ſeinem Fürſten und
ofe durch volle fünfundfünfzig Jahre gedient und dabei noch
n kleinen Reſt ſeines angeſtammten Vermögens zugeſetzt hatte.
ie beiden Waiſen, Eliſe und Clariſſe v. Büren wären voll-
mmen verlaſſen geweſen, hätte ſich ihrer nicht eine alte Tante
genommen, die in der Einſamkeit eines kleinen Städtchens des
ürſtenthums lebte. Dieſe, eine eben ſo würdige als gebildete
te Dame, die ſich in Folge einiger Schriften über weibliche Er-
ehung eines geachteten Namens erfreute, erzog die beiden
ädchen, die, als ſie ſie zu ſich nahm, erſt zehn und zwölf Jahre
t waren, zu Einfachheit und Anſpruchloſigkeit, was eine rei
ildung des Geiſtes und des Herzens, eine umfaſſe
ler ihnen angeborenen Talente nicht ausſchloß. Die
r die beiden Mädchen beinahe eben ſo viel, wie die g und
rnünftige Tante, indem ſie ſie zu anmuthigen und ſchö
heinungen entwickelte, und ſo wunderte ſich im ganzen
ume Niemand darüber, ja man fand es natürlich, d

beiden Edelfräulein sehr frühzeitig ihr Glück machten. Glück ist überall etwas Relatives. In diesem Falle verstanden die 365,000 Einwohner des Fürstenthums eine Berufung zu Hofe und eine Anstellung darunter. Der alten Fürstin, welche die vormundschaftliche Regierung für ihren minderjährigen, in Italien verweilenden Sohn führte, schien es unnatürlich, daß der Name Büren, der seit dem dreißigjährigen Kriege immer auf der Liste der Hofleute glänzte, unter ihrer Regierung fehlen sollte, und kaum hatten die beiden Fräulein unter der Pflege der guten Tante das Alter von achtzehn und sechzehn Jahren erreicht, als ihnen die Diplome als Hoffräulein und die damit verbundene Schleife in Gold und Silber, welche sie an der rechten Schulter tragen sollten, zugestellt wurden. Alle Welt prophezeite den jungen Damen eine glänzende Laufbahn, und diese Prophezeiung stützte sich nicht allein auf ihre Vorzüge, sondern auch auf die Vergangenheit und die im Lande lebenden Erinnerungen, welche erzählten, daß die alte Fürstin in ihrer Jugend, ja ihr Leben lang für den Oberlandjägermeister v. Büren ein „Faible" gehabt. Den Kindern, meinte man, würde, wie einmal die weibliche Natur beschaffen ist, dieses alte, nie verrostende Faible zu Statten kommen. Bei Hof schien das allgemein angenommen zu sein, und man empfing die Fräulein Büren, die beiden neuen Hofdamen, mit der größten Zuvorkommenheit.

Von allen 365,000 Einwohnern des Fürstenthums waren die beiden Schwestern vielleicht die Einzigen, die dieses Glück nicht zu schätzen wußten. Sie waren bei ihrer Tante glücklich gewesen und wünschten keine Veränderung. Ihre Jugend war in den angenehmsten und anregendsten Beschäftigungen dahingeflossen, unter dem Schutze einer lieben und liebenden Anverwandten, in einem kleinen, aber auserwählten Kreise von Freunden — und nun befanden sie sich in einer ihnen ganz fremden Welt, die andere Ansichten, andere Gefühle, andere Zwecke hatte. Aber das Hofleben erschien ihnen, nach der ganzen Geschichte ihrer Familie, das ihnen angeborene Schicksal, und sie

zugeben sich nur in heißen dunkeln, als es neu war und seinen jungen Reiz der Neuheit um so anziehender machen half, als sich der Hof bemühte, den Neuangekommenen so angenehm als möglich zu sein. Aber kaum war dieser Reiz der Neuheit dahin, als es die ältere Schwester Elise zum Entsetzen des jungen Hofes bewirkte, daß sie entweder aus der Art geschlagen, oder daß ihre Erziehung trotz aller Mühens, vielleicht eben dieser Mühens wegen, eine vollkommen verfehlte gewesen.

Sie war kaum ein halbes Jahr bei Hofe, als sie die Bekanntschaft eines sehr liebenswürdigen, sehr unterrichteten jungen Mannes machte. Sie fand in seiner Gesellschaft, was sie bei Hofe so sehr vermißte, geistige Anregung, Gemüth, herzliches Entgegenkommen; sie liebte ihn, sie heirathete ihn. Aber dieser Mann war ein einfacher Dr. Max Neuberg, ein Bürgerlicher, ein Theologe, der bei Seiner Excellenz, dem Herrn Geheimen Rath u. C. als Hofmeister seiner Kinder diente. Die Entrüstung bei Hofe war allgemein; selbst die Stadt war empört, da ihre Residenzen eine Ehre darin suchen, die Gefühle des Hofes zu theilen, selbst wenn diese Gefühle ihre eigene Beleidigung enthalten. Die Entrüstung äußerte sich auf die verschiedenste Weise, als Staunen, als mitleidiges oder höhnisches Lächeln, als Schimpfen, als Zorn, als Lüge und Klatscherei. Die einzige Person, die Elisens Handlungsweise natürlich, gerechtfertigt, ja schön und muthig fand, war ihre Schwester Clarisse, die mit ihr über das Entsetzen des Hofs und der Stadt lachte, und die erste Person, die sich von diesem Entsetzen erholte und zur Besinnung kam, war die alte Fürstin. Da die Sache nicht zu ändern ist, meinte sie, muß man etwas für die Unglückliche thun. Sie gab dem Theologen Neuberg eine gute und einträgliche Pfründe in einem der angenehmsten Städtchen des Ländchens. Und so verließ Elise den Hof als die glücklichste junge Frau der Welt. Clarisse begleitete sie und half ihr bei der Einrichtung des gemüthlichen Pfarrhauses und des dazu gehörigen großen und schönen Gartens. Mit Wehmuth schied sie nach Monaten

aus dem idyllischen Leben mit der geliebten Schwester und dem liebenswürdigen Schwager, und aus der Stille zu Hof zurückkehrend, war es ihr, als ginge sie aus menschlich bewohnten und gesitteten Stätten in die Wüste.

Aber bei Hofe war es indessen sehr lebendig geworden. Der junge Fürst Amadeus I. war indessen von seinen Reisen zurückgekehrt, war mündig gesprochen und sollte demnächst verheirathet werden. Dieser Akt war ohne das geringste Zuthun des jungen Fürsten oder der alten Fürstin negociirt und abgeschlossen worden. Das Ländchen nämlich war ein Enklave eines Großstaates und sollte im Falle des Aussterbens der fürstlichen Familie an diesen Großstaat heimfallen. Dieses Verhältniß, so wie die Kleinheit des Ländchens machten es von dem Großstaate ganz und gar abhängig. Seit Generationen verfügte der Großstaat über einen Theil der Politik des Fürstenthums und über die Personen der Fürsten, denen man militärische Würden und Titel gab, um sie an ihre Abhängigkeit zu erinnern und um diese zugleich zu versüßen. Ganz in demselben Verhältniß zu dem Großstaat stand ein anderes kleines Fürstenthum, das in diesem Momente von einem greisen Fürsten regiert wurde, welcher als Feldmarschall in dem großen Staate diente. Dessen Tochter, die Prinzessin Malwine, sollte Amadeus heirathen. So war es von dem umschließenden Großstaate beschlossen; so war es also eine Nothwendigkeit. Der alte Fürst seufzte, wenn er seine blühende, liebreizende Tochter ansah, die mit allen Eigenschaften ausgestattet schien, die sie zur Zierde eines großen Hofes, zur würdigen Gefährtin eines großen Monarchen hätte machen können, und die nun an einen jungen Prinzen ohne Geist, ohne Erziehung, ohne irgend welchen Vorzug sollte hingegeben werden. Aber die Staatsraison wollte es so, und der alte Fürst war zu sehr Mann des vorigen Jahrhunderts, als daß er nicht die Staatsraison über jede andere Rücksicht hätte stellen sollen, und zu sehr guter Unterthan seines Königs, dem er als General diente, um sich *ihm irgendwie* zu widersetzen. Amadeus war in der That nicht

schaffen, um eine junge phantasievolle Prinzessin zu beglücken. Schon von Natur kärglich bedacht, war er unter der Leitung des Oberhofmeisters, den ihm der Großstaat beigegeben, wenn auch unmüthig, doch roh und ungebildet geblieben. Von den Reisen, die er in Gesellschaft desselben Führers durch Frankreich und Italien gemacht, kehrte er, an Geist und Körper zu Grunde gerichtet, in sein Fürstenthum zurück. Er war ein junger Greis, in dem längst jede Kraft, jede Leidenschaft, jede Willensstärke erloschen schien. Seine Unterthanen murrten bei seinem Anblick, aber ihr Murren galt mehr dem Großstaat als der traurigen Erscheinung ihres Fürsten, denn der Politik jenes Staates, der das Fürstenthum erben sollte, im Falle dieses Haus ausstürbe, schrieben sie den herabgekommenen Zustand des jungen Mannes zu. Sie meinten, seine geistige, wie körperliche Verkommenheit bei dem erblustigen Nachbar zu nützlich, als daß man nicht annehmen sollte, daß sie planmäßig herbeigeführt worden. Das war vielleicht bloß politische Kannegießerei; so viel aber ist gewiß, daß Amadeus I. genug zu Grunde gerichtet war, um jede Heirath, besonders eine Heirath mit einer jungen Prinzessin voll Gluth und Leidenschaft, lächerlich erscheinen zu lassen.

Bei Hofe besprach und behandelte man die Angelegenheit mit dem unerschütterlichsten Ernst. Man wäre sich sehr klein, sehr gemein vorgekommen, hätte man ein Wort, einen Gedanken über das Ungehörige einer solchen Ehe aufkommen, hätte man eine Rücksicht gelten lassen, wie sie bei solchen Gelegenheiten in der bürgerlichen Welt in Betracht gezogen werden. Alles bereitete sich aufs Würdigste auf das große Ereigniß vor. Mit unverhältnißmäßigen Kosten, mit außerordentlichem Pompe wurde die Braut an der Gränze des Landes eingeholt, in die Residenz gebracht und dem Fürsten angetraut. Sie war traurig, niedergeschlagen; die Hofleute nannten das Ernst, Würde, Majestät; die Bürgerlichen nannten die Sache bei ihrem Namen. Sie sagten, das Leben sei hier mit dem Tode vermählt worden, die Gesundheit mit dem Siechthum.

aus dem idyllischen Leben mit der geliebten Schwester und dem liebenswürdigen Schwager, und aus der Stille zu Hof zurückkehrend, war es ihr, als ginge sie aus menschlich bewohnten und gesitteten Stätten in die Wüste.

Aber bei Hofe war es indessen sehr lebendig geworden. Der junge Fürst Amadeus I. war indessen von seinen Reisen zurückgekehrt, war mündig gesprochen und sollte demnächst verheirathet werden. Dieser Akt war ohne das geringste Zuthun des jungen Fürsten oder der alten Fürstin negociirt und abgeschlossen worden. Das Ländchen nämlich war ein Enklave eines Großstaates und sollte im Falle des Aussterbens der fürstlichen Familie an diesen Großstaat heimfallen. Dieses Verhältniß, so wie die Kleinheit des Ländchens machten es von dem Großstaate ganz und gar abhängig. Seit Generationen verfügte der Großstaat über einen Theil der Politik des Fürstenthums und über die Personen der Fürsten, denen man militärische Würden und Titel gab, um sie an ihre Abhängigkeit zu erinnern und um diese zugleich zu versüßen. Ganz in demselben Verhältniß zu dem Großstaat stand ein anderes kleines Fürstenthum, das in diesem Momente von einem greisen Fürsten regiert wurde, welcher als Feldmarschall in dem großen Staate diente. Dessen Tochter, die Prinzessin Malwine, sollte Amadeus heirathen. So war es von dem umschließenden Großstaate beschlossen; so war es also eine Nothwendigkeit. Der alte Fürst seufzte, wenn er seine blühende, liebreizende Tochter ansah, die mit allen Eigenschaften ausgestattet schien, die sie zur Zierde eines großen Hofes, zur würdigen Gefährtin eines großen Monarchen hätte machen können, und die nun an einen jungen Prinzen ohne Geist, ohne Erziehung, ohne irgend welchen Vorzug sollte hingegeben werden. Aber die Staatsraison wollte es so, und der alte Fürst war zu sehr Mann des vorigen Jahrhunderts, als daß er nicht die Staatsraison über jede andere Rücksicht hätte stellen sollen, und zu sehr guter Unterthan seines Königs, dem er als General diente, um sich *ihm irgendwie* zu widersetzen. Amadeus war in der That nicht

geschaffen, um eine junge phantasievolle Prinzessin zu beglücken. Schon von Natur kärglich bedacht, war er unter der Leitung des Oberhofmeisters, den ihm der Großstaat beigegeben, wenn auch gutmüthig, doch roh und ungebildet geblieben. Von den Reisen, die er in Gesellschaft desselben Führers durch Frankreich und Italien gemacht, kehrte er, an Geist und Körper zu Grunde gerichtet, in sein Fürstenthum zurück. Er war ein junger Greis, in dem längst jede Kraft, jede Leidenschaft, jede Willensstärke erloschen schien. Seine Unterthanen murrten bei seinem Anblick, aber ihr Murren galt mehr dem Großstaat als der traurigen Erscheinung ihres Fürsten, denn der Politik jenes Staates, der das Fürstenthum erben sollte, im Falle dieses Haus ausstürbe, schrieben sie den herabgekommenen Zustand des jungen Mannes zu. Sie meinten, seine geistige, wie körperliche Verkommenheit sei dem erblustigen Nachbar zu nützlich, als daß man nicht annehmen sollte, daß sie planmäßig herbeigeführt worden. Das war vielleicht bloß politische Kannegießerei; so viel aber ist gewiß, daß Amadeus I. genug zu Grunde gerichtet war, um jede Heirath, besonders eine Heirath mit einer jungen Prinzessin voll Gluth und Leidenschaft, lächerlich erscheinen zu lassen.

Bei Hofe besprach und behandelte man die Angelegenheit mit dem unerschütterlichsten Ernst. Man wäre sich sehr klein, sehr gemein vorgekommen, hätte man ein Wort, einen Gedanken über das Ungehörige einer solchen Ehe aufkommen, hätte man eine Rücksicht gelten lassen, wie sie bei solchen Gelegenheiten in der bürgerlichen Welt in Betracht gezogen werden. Alles bereitete sich aufs Würdigste auf das große Ereigniß vor. Mit unverhältnißmäßigen Kosten, mit außerordentlichem Pompe wurde die Braut an der Gränze des Landes eingeholt, in die Residenz gebracht und dem Fürsten angetraut. Sie war traurig, niedergeschagen; die Hofleute nannten das Ernst, Würde, Majestät; die Bürgerlichen nannten die Sache bei ihrem Namen. Sie sagten, das Leben sei hier mit dem Tode vermählt worden, die Gesundheit mit dem Siechthum.

Bei den Feſten, die der Vermählung folgten, konnte man bemerken, wie ſie oft traurig, manchmal bitter lächelnd auf ihren Gemahl niederſah, der ſchweigend neben ihr ſaß und nicht zu ihr aufzublicken wagte. Jeder Beobachter mußte es erkennen, daß er eine gewiſſe Angſt vor ſeiner jugendlichen Gemahlin hatte, daß er oft, wenn ſein erloſchenes Auge auf ihr glühendes, ſchwarzes traf, zuſammenfuhr, daß er dann um ſich blickte, wie Hülfe ſuchend, daß es ihm, mit einem Worte, in ihrer Nähe unheimlich war. Er benutzte jede Gelegenheit, die Sitte und Etikette geſtatten, ſich von ihr zu entfernen, und fiel zwiſchen ihm und ihr eine Thür zu, athmete er auf, als fühlte er ſich von einem Drucke befreit. Er machte einen erbarmungswürdigen Eindruck; ſie aber ſchien bemitleidenswerth, um ſo bemitleidenswerther, als ſie offenbar gleich am erſten Tage das ganze Weſen ihres Mannes, das Oede des ihr bereiteten Lebens, das unendlich Leere ihres ganzen, ihr aufgedrängten Schickſals erkannte. Und ſie war ſo jung, ſo befähigt, glücklich zu ſein und glücklich zu machen. Welche Quellen des Glückes wurden da mit Schutt und Ruinen bedeckt!

Vielleicht war es dieſes Schickſal, das die Fürſtin Malwine ſo raſch in der Stadt beliebt machte. Niemand iſt es ſo leicht, Liebe einzuflößen, wie dem Opfer. Bei Hof aber war es unheimlich. Amadeus verbrachte ſeine Zeit auf Jagden und mit Muſterungen ſeiner kleinen Truppe, die er beinahe täglich ſo weit als möglich, bis an die Gränzen ſeines Reiches marſchiren ließ. Ging das nicht an, verbrachte er ſeine Tage in den entlegenſten Winkeln ſeines Schloſſes. Es machte ſich mit der Zeit von ſelbſt, daß er die Tage und Abende mit ſeinen Offizieren und Jägern in dem einen Flügel zubrachte, während Malwine mit ihren Hoffräulein in dem andern verweilte. So gab es bald zwei ſtrenggeſchiedene Höfe, den männlichen und den weiblichen, die nur bei beſondern feſtlichen oder offiziellen Gelegenheiten zuſammentrafen. Ein Theil des letztern zog bald mit der alten Fürſtin ab, *welche ſich auf ein* Schloß, das ſie am Rheine beſaß, zurückzog.

fürchtete, daß Malwine sich für ein leeres, zwecklos Leben durch Einfluß auf die Regierungsgeschäfte schadlos halten könnte, und erkannte, daß ihr das bei ihrem Geiste und bei der Unterthänigkeit ihres Gatten leicht wäre, wollte sie diesem Falle zuvorkommen und lieber von ihrer Höhe freiwillig herabsteigen als herabgestürzt werden. Sie war übrigens gutmüthig genug, ihrer unglücklichen Schwiegertochter einigen Ersatz für ein verlorenes Leben zu gönnen.

Malwine aber dachte nicht daran, irgend welche Macht für sich in Anspruch zu nehmen. Mit Glück bemerkte sie, welche Freiheit ihr die Scheu, die Furcht, die sie ihrem Gatten einflößte, gewährte, und sie benutzte diese Freiheit, um sich eine eigene Welt und in dieser Welt wenigstens ein erträgliches Leben, einen Schein von Glück zu schaffen. Ihr weibliches Gefühl, wie ihr Urtheil hatten bald unter den Hofdamen diejenigen ausgelesen, deren näherer Umgang ihr etwas bieten konnte, und nach wenigen Wochen war ein Kreis geschlossen, der dem Fürsten und seinem nächsten Anhange unnahbar, unzugänglich war, denn es war ein Kreis gebildeter Frauen, vor dem der männliche Hof eine instinktive Scheu hatte. Daß in dieser Frauenwelt Clarisse v. Büren, mit welcher, wie sich die alte Fürstin ausdrückte, diese ihrer Schwiegertochter das schönste Geschenk machte, indem sie sie am Vermählungstage der Fürstin Malwine als Hoffräulein überließ, eine der ersten Rollen spielte, bedarf kaum einer Erwähnung. Malwine hatte sie mit Kennerauge und nach wenigen gewechselten Worten aus der Schaar der Hoffräulein herausgefunden und sie vom ersten Augenblicke an ausgezeichnet. Aus ihren Reden sprach freie, anspruchslose Bildung, ihre Urtheile verriethen Geschmack, ihr bloßer Blick klaren Verstand, offenen Sinn, und näherer Umgang offenbarte ein theilnehmendes, wohlwollendes Herz. Malwine bedurfte eines solchen Geistes, der sie auch ohne Worte verstand, und in ihrem öden Leben eines solchen Herzens, auf das sie sich verlassen, das sich an sie, [illegible] sie sich schmiegen konnte, und endlich eines solchen offenen Gl[illegible]

der, fern vom Hofe entwickelt, den Muth hatte, ein wahres Wort, eine Klage auszusprechen und anzuhören. Clarisse war bald mehr als ihr Günstling; sie war ihre Vertraute, ihre Freundin. Bei dem großen Bedürfniß Malwinens nach Liebe hing sie an diesem jungen Mädchen mit wahrhaftem Enthusiasmus. Wäre Clarisse ein berechnender Charakter gewesen, wie sie es bei allem Verstande nicht war, sie hätte in kürzester Zeit für alle Zukunft sorgen, sie hätte, da die Fürstin reich war, ein Vermögen sammeln, ihre Stellung ausbeuten und, von der Fürstin protegirt, die glänzendste Partie im Lande machen können. Aber sie begnügte sich, die Trösterin ihrer unglücklichen fürstlichen Freundin zu sein, und wenn diese sich mit ihr in ihr Kabinet einschloß, um sich vor ihr auszuweinen und sie dann ruhiger und gefaßter einige Tage zubrachte, war ihr dieß Lohn und Erfolg genug. Im gewöhnlichen Leben, da Musik und Lektüre die Hauptbeschäftigung des weiblichen Hofes ausmachten, trug sie mit ihren Talenten und ihrer Belesenheit das Ihrige dazu bei, der Fürstin die Tage zu kürzen. Ging sie manchmal auf einige Tage aufs Land, um ihre Schwester, die Pastorin, zu besuchen, so war es, als ob die Seele des Hofes fortgezogen wäre; Malwine fühlte sich dann doppelt einsam und es kam nicht selten vor, daß sie sich selbst aufmachte, um die Freundin, die ihr zu lange verweilte, in Person zu holen.

Die Herren waren, wie gesagt, vom engern Kreise der Fürstin ausgeschlossen. Nur selten wurden einzelne und des Anstandes wegen der Fürst zu den kleinen Konzerten oder Leseabenden gezogen. Erst nach Jahr und Tag wurde eine Ausnahme gemacht und zwar zu Gunsten eines Mannes, der zur Zeit der Vermählung nicht anwesend war. Es war dieß Herr v. Holland, ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, Geheimer Rath und einer der gelehrtesten Männer des Fürstenthums. Er war mit dem Prinzen Amadeus nach Italien gereist und daselbst zurückgeblieben, als dieser in sein Vaterland zurückkehrte. In Italien *hatte* er die nähere Bekanntschaft einer Cousine der Fürstin

gemacht, die an einen italienischen Prinzen verheirathet war, und brachte jetzt von dieser ein Empfehlungsschreiben mit den herzlichsten Grüßen an Malwine. Er wurde ihr als ein liebenswürdiger Gesellschafter, als ein ausgezeichneter, tiefer Geist, als ein Mann, der den Deutschen bei den höchsten Sozietäten Italiens Ehre machte, geschildert und als solcher auch in der That von der Fürstin befunden. Zwar gingen allerlei Gerüchte, daß er in Rom, wo er mit Monsignoren und Kardinälen verkehrte, zur römischen Kirche übergetreten sei, aber in jener Zeit behauptete man das von den ausgezeichnetsten in Italien reisenden Protestanten; man hatte sich, da sich diese Gerüchte sehr oft als falsch erwiesen, daran gewöhnt, sie zu belächeln und die „Jesuitenriecherei" komisch zu finden. Da diese Gerüchte sich meist an berühmte und große Namen hefteten, war eine solche Verdächtigung bald wie ein Kompliment; es stellte den Verleumdeten in die Reihe vorzüglicher Männer, die die Protestanten nicht gern verloren hätten und deren Erwerb dem römischen Stuhle wünschenswerth schien. Der geheime Rath v. Holland hatte sich übrigens öffentlich nie zur katholischen Kirche bekannt, und das schien eine genug laute Widerlegung des Gerüchtes, da er ein Mann war, der Niemand zu fürchten hatte. Freilich stand er an der Spitze des Unterrichtswesens seines protestantischen Landes.

Wie es sich immer mit dem Gerüchte verhalten mochte; es war nicht die Aufgabe der Fürstin, das zu untersuchen. Er war ihr empfohlen und sie fand an ihm einen Mann, wie er ihr bis jetzt am .... schen Hofe gefehlt hatte. Obwohl Fürstin, war sie doch bescheiden genug, um sich zu sagen, daß ein Mann, den sie in allen Fächern des Wissens, wie in allen Fragen des praktischen wie ideellen Lebens als eine Autorität
wissen müsse, was er zu thun und zu lassen
denken habe. Allerdings fiel es ihr auf
reichen und belebten Schilderungen
vorzuheben wußte, wie viel das
die katholische Kunst in dieser

gebracht, wie da in schönster, festlichster und zugleich erhabenster Form ausgedrückt sei, was anderswo nur in abstrakter, kalter, unfaßlicher, dem menschlichen Gemüthe nichtssagender Weise ausgedrückt wurde; wie dort die höchsten göttlichen und menschlichen Gedanken in Wort und Bild lebendig und verkörpert, so zu sagen, Mensch geworden und wie auf dieſe Art der höchste und tiefſte Gedanke des Chriſtenthums ſich immer wieder aufs Neue, als ewiger Beweis ſeiner ewigen Wahrheit, wiedergebäre und wie dieſes auffallender Weiſe nur in dem Lande geſchehe, in dem der Apoſtelfürſt ſeinen Thron aufgeſchlagen — aber konnte ſie ihn widerlegen? Hatte er nicht Recht? Es ſtand ihr Niemand zur Seite, der ihr Argumente zur Widerlegung des geiſtreichen Geheimen Rathes hätte liefern können.

Herr von Holland wußte Wochen lang zu erzählen. Nach Wochen erſt zeigte es ſich, daß Alles, was er bisher erzählt und geſagt hatte, eigentlich nur Vorderſätze geweſen: wieder ganze Wochen eben ſo belebter und geiſtreicher Unterhaltung brachten die zu jenen Vorderſätzen nothwendigen Nachſätze und endlich die Schlußfolgerungen. Der Geheime Rath war bei dieſem Vorgang durch die in dieſem Kreiſe eingeführte und beliebte Leſegewohnheit unterſtützt. Natürlich konnte der vielbeleſene Mann manchen Rath ertheilen; er ſelbſt wurde endlich der ausſchließliche Vorleſer der Fürſtin und es war vorzugsweiſe die deutſche romantiſche Schule und die Romantik aller Länder, die jetzt zu Ehren kamen.

Clariſſe, bisher Vorleſerin und Bibliothekarin, trat mit ihrem Rath mehr und mehr in den Hintergrund, wenn auch die Fürſtin, die von Tag zu Tag weicher wurde, ſich als Freundin immer inniger an ſie anſchloß.

* * *

Seit der Rückkehr des Herrn von Holland war ein Winter vergangen. In den Oſtertagen wurden Stadt und Land durch die Nachricht, die ſie zuerſt durch ein ausländiſches Blatt erfuhren, daß die Fürſtin Malwine zur römiſchen Kirche über-

getreten, in Schrecken verſetzt. Daß Herr von Holland demſelben Glauben angehöre, war nun auch kein Geheimniß mehr; aber er trat von ſeinem Amte an der Spitze des Unterrichtsweſens zurück, und das beruhigte wieder die aufgeregten Geiſter. Die Fürſtin hatte ſich in dieſen drei Jahren ihrer Regierung ſo beliebt gemacht, daß die Entrüſtung des durch und durch proteſtantiſchen Landes bald abnahm und ſich nach und nach in Mitleid verwandelte. Man kannte den Fürſten, man kannte ſie und ihre Lage und man ſeufzte: Arme Prinzeſſin! ſie durfte ihr Herz nicht beſchäftigen, ſie ſucht es zu zerſtreuen, indem ſie ihre Phantaſie beſchäftigt. — Da man wußte, daß der Fürſt nie Nachkommen erzielen werde, auf welche die Mutter einen gefährlichen Einfluß ausüben könnte, und von dem idioten Fürſten nichts zu befürchten war, ſelbſt wenn ihn ſeine Gattin in ihre Kirche nach ſich zog — da endlich das Land nach dem Tode des kinderloſen Fürſten an den mächtigen proteſtantiſchen Staat fallen ſollte, von dem man wußte, daß er jeden überwiegenden katholiſchen Einfluß, trotz der Bekehrung der Fürſtin, von dem Fürſtenthum abzuhalten wiſſen werde, betrachtete man den Uebertritt Malwinens als eine Privatangelegenheit, ja gewiſſermaßen als ein perſönliches Unglück und jede Sorge verſchwand. Als endlich einige Zeit dahinging und man bemerken konnte, daß von der Fürſtin in Stadt und Land nicht jene Proſelytenmacherei zu befürchten ſei, durch die ſich ſonſt Neophyten auszuzeichnen pflegen, nahm man die ganze Sache, die man noch ein Jahr vorher als eine Gefahr und als ein Unglück des Landes betrachtet haben würde, mit Gleichgültigkeit hin, ja man gab ſich Mühe, wo immer die Fürſtin ſich zeigte, ihr zu beweiſen, daß der Vorgang im Verhältniß zwiſchen ihr und ihren Unterthanen keinerlei Veränderung hervorgebracht habe, daß man ſie nach wie vor liebe, daß man ihrem guten Herzen nach wie vor vertraue. Einzelne Prediger, die hie und da auf der Kanzel ſchon ein Wort über die Gefahr, die dem reinen Glauben des Landes drohe, hatten fallen laſſen, die ſchon hundert Predigten des ſechzehnten Jahrhunderts durch-

gelesen, um sich zu einem gewaltigen Kampfe zu waffnen und die Rolle eines John Knox dieser Maria Stuart gegenüber zu spielen, schickten die alten Bücher wieder in die Bibliothek zurück und verstummten.

Bei Hof freilich ging Manches vor, aber es war im Lande wie verabredet, Alles, was zwischen den vier Mauern der Fürstin geschah, als Privatangelegenheit anzusehen und sie gewähren zu lassen. Man hätte es ja auch nicht hindern können. Die Verfassung des Landes war der Art, daß man auf die Handlungsweise der höchsten und maßgebenden Personen jede direkte Einwirkung aufgeben mußte. Die Fürstin ließ sich eine Kapelle einrichten und hatte, wie man sich in der Stadt erzählte, in dieser Kapelle schon einige Bekehrungen zu Stande gebracht. Man nannte eine alte Hofdame, welche eine verwickelte Lebensgeschichte hatte, und je verwickelter diese gewesen, desto weniger ernst war der Eindruck, den diese Bekehrung hervorbrachte; dann nannte man zwei junge Hoffräulein, Töchter eines armen Beamten, denen der Vater geschrieben, es sei schicklich, daß treue Hofdamen den Glauben ihrer Herrschaft haben, und endlich einen jungen, mittelmäßigen Maler, der die Kapelle der Fürstin mit Bildern versorgte und Jedermann versicherte, daß ihn der Eindruck, den seine eigenen Schöpfungen auf ihn gemacht, bekehrt habe und daß man, wie er jetzt erst deutlich fühle, nur in der katholischen Religion ein großer Maler, ein Fra Beato Angeliko, ein Leonardo, ein Rafael werden könne. — Diese Bekehrungen trugen ihrer Natur und der betreffenden Persönlichkeiten nach mehr zur allgemeinen Beruhigung als zur Erweckung von Besorgnissen bei. Wer konnte sich an diese Vorläufer anschließen wollen? und an dem, der es that, schien wenig verloren, und von der anderen Seite noch weniger gewonnen.

* * *

Ungefähr drei Jahre nach dem Uebertritt der Fürstin Malwine, von dem im Lande kaum mehr gesprochen wurde, an einem

sonnigen Frühlingstage hielt vor dem Pfarrhause des Dr. Neuberg ein mit Koffern und Schachteln so sehr überladener Reisewagen, daß man seinen kostbaren Inhalt sogleich als einen weiblichen vermuthen konnte. Im oberen Stockwerk des Pfarrhauses öffnete sich, als der Wagen still hielt, ein Fenster und Pfarrer Neuberg sah heraus, um den Ankömmling in Augenschein zu nehmen.

„Beim Himmel!" rief er, „es ist wieder Clarisse!"

In der That sprang Clarisse aus dem Wagen, während ihr Schwager und Schwester mit ausgebreiteten Armen und freudig aufgeregten Gesichtern die Treppe hinunter entgegeneilten. Man umarmte, man küßte sie und zog sie in die Speisestube, wo eben das Mittagsessen bereit stand. Die zwei Kinder Elisens wurden herbeigebracht und Clarisse erfreute sich als liebende Tante am Anblicke der blühenden Geschöpfe, denen sie mancherlei Spielzeug mitbrachte.

Nach der ersten Freude des Wiedersehens fragte Elise, was die Schwester jetzt wieder dem Hofe abtrünnig machte.

Clarisse zauderte mit der Antwort. Der Pfarrer aber lachte: „Welche Frage, Elise? Wie kannst du so fragen? Ich habe prophezeit, daß sie uns wiederkommt und habe sie von Woche zu Woche erwartet. Arme Clarisse," fuhr er lächelnd zu dieser gewendet fort — „Mohamed hat nur zwei Mal die Flucht ergreifen müssen; du hältst jetzt schon deine dritte Hegira. Von welcher werden wir die neue Zeitrechnung beginnen?"

Clarisse schwieg.

„Es ist nicht möglich," rief die Schwester, „daß du wieder vor Bekehrungsversuchen auf der Flucht sein solltest. Die Fürstin hat das letzte Mal aufs Feierlichste versprochen —"

Clarisse seufzte, Dr. Neuberg aber sagte: „Erinnere dich, was ich dir damals gesagt habe. Ich weiß, was von solchen Versprechungen zu halten. Lerne du mich Neubekehrte kennen und solche, die einmal ins Proselytenmachen hineingerathen. Das wird eine Leidenschaft, eine fixe Idee! Die Fürstin wird

wohl ihr Wort gehalten haben, was man so Wort halten nennt. Sie hat ihr nicht mehr gepredigt und hat ihr nicht mehr predigen lassen — aber sie hat Clarissen beschworen, sich zu retten, sie hat vor ihr geweint, gejammert, sie zeigte ihr ihre ganze Verzweiflung."

„So ist es," unterbrach ihn hier Clarisse. „Seit Wochen hat sie nicht mehr anders als mit thränenden Augen zu mir gesprochen; sie flehte mich an, meine Seele zu retten; der Gedanke, mich verdammt zu wissen, machte sie unglücklich. Nachdem sie stundenlang im Gebete gelegen, sagte sie zu mir: „Weißt du, Clarisse, um was ich gebetet habe, um deine Bekehrung!" Sie ließ Messen für mich lesen, sie kasteiete sich, sie fastete für mich; sie verweinte die Nächte, weil ich mich so verstockt zeigte. Sie sieht aus wie ein Schatten, und das Alles um mich."

Bei diesen Worten rollten Clarisse die Thränen von den Wangen; auch Elise war gerührt und seufzte: „Arme Fürstin!"

„Arme Fürstin!" wiederholte Dr. Neuberg etwas ärgerlich, „allerdings arme Fürstin, denn solcher Fanatismus ist Geisteskrankheit, aber man kann doch nicht, Andern zu gefallen —"

„Wenn nur," unterbrach ihn hier Clarisse, „dieser Fanatismus nicht ein so zärtlicher, liebevoller Fanatismus wäre! Wenn ich nur nicht von ihrer innigen Liebe zu mir so sehr überzeugt wäre! und wenn ich sie nur nicht selbst so herzlich lieb hätte! So aber macht mich ihr Leiden um meinethalben wahrhaft unglücklich. Ich kann es nicht ausdrücken, wie viel ich in diesen letzten Monaten, seit ich euch verlassen, gelitten habe, wie oft ich in innerster Seele erschüttert war, ohne im Geringsten bekehrt zu sein, wie ich fortwährend herüber und hinüber schwankte, welche Gemüthszweifel mich folterten und wie ich oft nahe daran war, aus Liebe und Mitleid zu thun, was mein Verstand, mein ganzes Wesen als verwerflich verdammte. Ich werde die Szene von gestern Abend nie vergessen. Bei den größten Verbrechen hätte ich eine solche Qual, eine solche Folter nicht verdient. Weinend lag sie vor mir auf den Knieen und umklammerte mich

wie eine Verzweifelte. Ich selbst war wie eine Verzweifelte, mein Kopf schwindelte, ich war keines Gedankens mehr fähig. Ich wollte fliehen, sie klammerte sich an mein Kleid; ich glaubte mich losgemacht zu haben und eilte aus der Stube, aber ich schleppte sie nach und sie fiel mit der Stirn auf die Schwelle. Entsetzt fiel ich zu ihr hinab und da lagen wir Beide und weinten. Wäre sie in diesem Augenblicke nicht zu erschöpft gewesen, um noch länger in mich zu dringen, ich hätte zu Allem Ja gesagt. Das fühlte ich deutlich, und ich fühlte, daß mich dieses Leben aufrieb. So faßte ich denn einen Entschluß. Ich eilte auf mein Zimmer, packte die ganze Nacht, schrieb dann einen Abschiedsbrief an die Fürstin und verließ mit Tagesanbruch den Hof für immer."

„Für immer!" sagte Dr. Neuberg achselzuckend, „schon zweimal hast du ihn im Laufe dreier Jahre aus denselben Gründen für immer verlassen, und zweimal bist du wieder zurückgekehrt, auf eine bloße Bitte der Fürstin, auf ein bloßes Versprechen hin."

„Vergiß nicht, lieber Max," erwiderte Clarisse, „daß die Fürstin meine theuerste Freundin ist, daß ich sie liebe und daß ich mich noch herzlicher von ihr geliebt weiß und daß sie, ach, so einsam ist, so unglücklich! Die Schwäche war wohl verwerflich, und ich gab ihr mit Bewußtsein nach. Wahrhaftig," fügte sie lächelnd hinzu, „die Freuden dieses Hofes sind es nicht, die mich zurückzulocken vermöchten! Es ist ein trauriger Hof! Anstatt mir Vorwürfe zu machen, erkennt vielmehr meine Charakterstärke an, für eine liebe Freundin euch, dieser Wohnung des Glückes, dieser Heimat stiller und inniger Freuden so lange fern geblieben zu sein. Denn hier allein, bei euch, bei euern Kindern bin ich ruhig und glücklich."

Das Ehepaar schlug in die beiden dargebotenen Hände und drückte sie herzlich.

„Jetzt aber bleibst du? und für immer?" fragte Elise.

„Ich verspreche, daß ich nicht mehr zu Hofe zurückkehre — ob ich hier bleibe, ist eine andere Frage. Ich habe so meine Gedanken."

„Laſſen wir uns die erſten Stunden des Wiederſehens nicht durch Trennungsgedanken ſtören," fiel der Paſtor ein; „jedenfalls bleibſt du eine geraume Zeit. Wir wollen uns ſo gemüthlich als möglich einrichten, und du ſollſt dich nach den überſtandenen Stürmen wie im Hafen fühlen."

Es wurde, wie es der Paſtor verſprach, und er trug das Seinige dazu bei, daß es ſo wurde. Wie wohl that Clariſſen das ſtille Familienleben und die ruhige Liebe und Freundſchaft der Anverwandten, nach den harten Proben, die ſie jene aufgeregte Liebe der Fürſtin hatte beſtehen laſſen. In Haus und Garten verfloſſen die angenehmen Tage aufs Bürgerlichſte; die Geſellſchaft Dr. Neubergs beſtand aus mehreren gebildeten Männern der Umgegend, die von Zeit zu Zeit vorſprachen, und mit denen man bei Tiſche, oder Nachmittags im Garten beim Kaffee, einige angeregte Stunden verplauderte. Clariſſe ſchien es, als wäre ſie in die Welt gekommen, erſt nachdem ſie den Hof verlaſſen, und ſie ſah ein, wie Alles, was das Leben des Lebens werth mache, in einen kleinen Kreis geſchloſſen werden könne. Nachdem ſie Jahre mit monotonen ſtandesmäßigen Beſchäftigungen und leeren Formen zugebracht, ſchien ihr die kleinſte häusliche Beſchäftigung, die unbedeutendſte Pflege oder Sorge für die Kinder ihrer Schweſter unendlich inhaltsreich. Dazu kam, daß ihrem klaren, ruhigen Verſtande nichts zugemuthet wurde, was ihm widerſtrebte, daß ihr jedes Wort, jede Anſicht ihrer jetzigen Umgebung verwandt, oder wenigſtens begreiflich war, daß Herz und Geiſt ſich hier gleichmäßig heimiſch fühlten, während ſie durch ſo lange Zeit, im Widerſtreit mit ſich ſelber, ihr Herz zu Hülfe rufen mußte, um ſich nicht mit Herz und Verſtand empören zu müſſen. Eine höchſt wohlthätige Ruhe erfüllte ihr ganzes Weſen und verdrängte allgemach eine gewiſſe Verdrießlichkeit, die ſich während des beſtändigen Kampfes gegen die Bekehrungsverſuche in ihr wie Schlacken feſtgeſetzt und ſie manchmal an ſich irre gemacht hatte. Die alte Heiterkeit kehrte wieder und *es wurde* ihrer Seele wohl, wie dem Leibe wohl iſt, wenn er

inen fremden Körper, der ſeinen Organismus ſtört, ausge-
hieden; die Fürſtin trug durch ihr Schweigen viel zu dieſer
hnellen Geneſung bei. Während der früheren zwei Aufenthalte
lariſſens bei ihrer Schweſter kamen Klagebriefe voll Vorwürfe
nd Sehnſucht beinahe jeglichen Tag, und dann die Fürſtin
lbſt, um den geliebten Flüchtling zur Rückkehr in die Stadt
u bewegen, was ihr auch zweimal gelungen war. Dießmal
lieben die Briefe aus, ebenſo die Geſchenke, die ihr ehemals
ukamen, um ſie zu überzeugen, daß ihr die Liebe ihrer fürſt-
ichen Freundin trotz ihrer treuloſen Flucht in ganzer Wärme
erblieben ſei. That das auch der Eigenliebe Clariſſens etwas
ehe, ſo war ihr das Benehmen Malwinens doch im Ganzen
illkommen, da ſie ſehr wohl wußte, daß ſie ein neuer Beweis
on Liebe aufs Neue aufregen würde. Sie aber bedurfte ihrer
emüthsruhe, um ganz dem Entſchluſſe, den ſie einmal gefaßt
atte, treu bleiben zu können.

Arm wie ſie war und bereits dreiundzwanzig Jahre alt, feſt
ntſchloſſen, nicht mehr zu Hofe zurückzukehren und eben ſo fern
on dem Gedanken, ſich von ihrem Schwager, deſſen Familie
uchs, und deſſen mäßiges Einkommen daſſelbe blieb, trotz aller
iebe und Treue, die ihr im Hauſe bewieſen wurden, ernähren zu
aſſen, hatte ſie alle Urſache, an ihre Zukunft zu denken. Mit
hrem entſchiedenen Charakter war es in vollkommenſter Uebereins
timmung, daß ſie ſelbſt für ſich ſorgen wollte. Sie hatte genug
elernt, um den Platz einer Geſellſchafterin bei einer großen
Dame oder einer Erzieherin mit Ehre einzunehmen; und ſie war
orurtheilslos und von falſcher Scham unabhängig genug, um
mit größter Heiterkeit einen ſolchen Entſchluß zu faſſen und von
em eingebildeten Piedeſtale der Hofdame eines kleinen deutſchen
Hofes herabzuſteigen und ſich in einer untergeordneten Stellung,
n der ſie eine poſitive Pflicht zu erfüllen hatte, in der ſie ſich
ützlich machen konnte, [redacted] widerſtrebte
hr, in Frankreich eine [redacted] ſchon
Manches von den [redacted]

Lande an deutſchen proteſtantiſchen Gouvernanten unternommen worden, und ſie wollte ſich nicht in der Fremde einer Unannehmlichkeit ausſetzen, unter der ſie in der Heimath ſo viel gelitten hatte. So richtete ſie ihr Augenmerk auf England und hatte ſchon zu ihrem Zwecke in London Korreſpondenzen angeknüpft. Mit Anbruch des Winters wollte ſie dahin abgehen; der Sommer ſollte noch im Behagen des Familienlebens verbracht werden; zugleich wollte ſie dieſe Zeit noch benutzen, um ſich in der engliſchen Sprache zu vervollkommnen, die ſie bei Hofe, wo nur franzöſiſch geſprochen wurde, vernachläſſigt hatte. Dr. Neuberg, der dieſer Sprache mächtig war, da er ſich lange in England aufgehalten hatte, leiſtete ihr bei dieſem Studium die trefflichſte Hülfe. Engliſche Dichter wurden gemeinſchaftlich geleſen, dabei unter Leitung des Schwagers manche andere Studien gemacht, welche hie und da eine Lücke in Clariſſens Wiſſen ausfüllen ſollten, und ſo verfloß eine Zeit, die ihr als die glücklichſte ihres ganzen Lebens erſchien.

* * *

Die ganze Familie ſaß eines Nachmittags im Garten, der Paſtor nach deutſcher Art ſeine Pfeife rauchend, als das Dienſtmädchen einen Papierſtreifen brachte, auf dem der Name „Marquis von Beaupré“ in friſcher Schrift geſchrieben ſtand. „Dieſer Herr,“ ſagte das Mädchen, „wartet im Hauſe und wünſcht den Herrn Paſtor zu ſprechen.“

„Bitte ihn,“ ſagte der Paſtor, „in den Garten zu kommen.“

Er ſtellte ſeine Pfeife hin und machte ſich bereit, dem Fremden entgegen zu gehen, als dieſer ſchon mit ſchnellen Schritten auf dem Sandwege herbeikam.

„Ich bitte,“ rief er von fern und beſchleunigte ſeinen Gang, „ich bitte, ſich gar nicht zu ſtören.“

Er verneigte ſich mit der ehrerbietigſten Ungezwungenheit und Anmuth vor den beiden Damen, die, als er ſich dann zum Doktor wandte, raſch einen jener flüchtigſten Frauenblicke wech-

ſelten, die ein fertiges Urtheil über einen Unbekannten enthalten. Der Marquis war ein Mann von ungefähr achtundzwanzig Jahren, mit blaſſem Geſichte, feinem Munde, dunklen Augen und ſchwarzen, langen Haaren. Wie ſanft ſeine Lippen auch über kleinen, beinahe weiblichen Zähnen lächelten, ſo gab ihm doch eine energiſch hervorſpringende Naſe ein ganz männliches Ausſehen. Das blaſſe Geſicht wurde durch die ganz ſchwarze Kleidung auffallend hervorgehoben und ſeine Bewegungen, obwohl etwas gemeſſen und bewußt, waren doch frei und leicht, voll männlicher Anmuth.

Mit ariſtokratiſcher Beſcheidenheit bat er um Vergebung, ein ſo intimes Zuſammenſein geſtört zu haben, und dabei ließ er ein treffliches Deutſch hören, das durch einen leiſen Anflug fremdartiger Ausſprache den Damen, wie es wieder ein Blick herüber und hinüber verkündigte, ganz beſonders reizend erſchien. Nachdem er ſich auf den angebotenen Gartenſtuhl geſetzt hatte, begann er mit einer leiſen Verneigung: „Herr Doktor! Ich bin der Marquis von Beaupré, ein Franzoſe. Ein mir befreundeter Künſtler, ein ausgezeichneter Architekt in Paris, veröffentlicht ein großes Werk über den romaniſchen Bauſtyl. Unſer Vaterland beſitzt viele ſehr ſchöne Monumente dieſes Styles, beſonders im ſüdlichen Frankreich, z. B. die Kirche von St. Gilles, oder den Kreuzgang von St. Trophime in Arles, und nach dieſen hat ſich mein Freund bei Abfaſſung ſeines Werkes vorzugsweiſe gerichtet. Aber dieſer Styl hat ſich dem Einfluſſe verſchiedener Länder nicht entzogen; er iſt in Deutſchland in mancher Beziehung, in manchen Theilen anders als in Frankreich und Italien. Die Verſchiedenheiten wären für meinen Freund ſehr belehrend; aber er iſt durch ſeine Stellung an Paris gebunden. So bat er mich, der ich beinahe immer auf Reiſen und [redacted] mittelmäßiger Zeichner bin, ihn zu unterſtützen und ihm [redacted] nungen nach romaniſchen Bauwerken einzuſenden. [redacted] begegne. Nun hörte ich von Ihrer Kirche hi[redacted] ein bijou — und ich habe auf meiner Reiſe [redacted]

den Umweg hierher um so lieber gemacht, als ich, seit ich mich für den Freund in dieser Weise beschäftige, ein Enthusiast dieser architektonischen Formen geworden bin. Sie zu bitten, Herr Pastor, daß Sie mir den freien Zutritt in die Kirche gestatten, damit ich die vielen schönen Einzelheiten des Innern mit Muße aufnehmen könne, ist der Zweck meines Besuches."

„Herr Marquis," erwiderte Dr. Neuberg aufs Verbindlichste, „die Kirche steht ganz zu Ihrer Verfügung und zu jeder Stunde des Tages. Wenn Sie vielleicht einige alte Ornamentik interessirt, die bei einer neuerlichen Restauration entfernt wurde, die ich aber im Thurme aufbewahren ließ, so werde ich Befehl geben, daß sie hervorgesucht und aufgestellt werde, wo Sie sie bequemer besehen und wenn sie Ihnen gefällt, auch zeichnen können."

„Sie sind sehr gütig, Herr Doktor, und ich bin Ihnen für so viel Güte doppelt dankbar, als ich — entschuldigen Sie, daß ich es ausspreche," fügte er mit einem Lächeln auch zu den Damen gewandt hinzu — „als ich dieses gütige Entgegenkommen von protestantischer Seite nicht überall erfahren habe."

„O, Herr Marquis," rief der Pastor, „ich kann Sie versichern, und zur Ehre Deutschlands sei es gesagt —"

„Lieber Herr Doktor," fiel ihm der Marquis in die Rede, „ich kenne Deutschland, ich weiß, was ich von dergleichen zu halten habe. Welcher gebildete Mensch wird Sektenvorurtheile oder konfessionelle Eingenommenheiten auf das neutrale Gebiet der Kunst übertragen! Am Ende," fügte er weniger ernst und lächelnd hinzu, „am Ende ist es nur billig, daß man uns, ich meine den Katholiken, wenigstens den Schattenriß der Kirchen gönne, die uns einst als Eigenthum angehört haben."

Der Pastor erwiderte, auf den Scherz eingehend, in demselben Lächeln: „Da wir Protestanten zur ersten Einfachheit des Glaubens zurückkehrten, so haben wir ein natürliches Recht auf jene Kirchen einfacherer Formen, die jenseits der Gothik entstanden sind, welche vielmehr den Katholizismus repräsentirt."

„Aber sie haben uns ja auch gothische Kirchen, prächtige Kathedralen weggenommen, die gottlosen Ketzer!“ rief der Marquis mit schmerzhaftem Pathos und zu den Damen gewendet: „Ist es nicht traurig, daß es gleich Streit geben muß, wo zwei Männer verschiedener Konfessionen zusammenkommen?“

„Wollte Gott!“ sagte der Pastor, „es gäbe keinen ernstlicher gemeinten Streit.“

„Ein Wunsch, in den ich mit ganzer Seele einstimme,“ sagte der Marquis plötzlich ernsthaft; „ich bin aus dem südlichen Frankreich, ich habe gesehen, welche Zerwürfnisse, welches Unglück dergleichen hervorbringt.“

Dann, als ob er sich besänne, daß solche Gespräche den Damen nur langweilig sein können, und daß er kein Recht habe, als Fremder solche Themata aufs Tapet zu bringen, ging er mit der gewandtesten Wendung, an das ebengenannte südliche Frankreich anknüpfend, auf seine Reisen über und wußte die Damen so zu interessiren und in das Gespräch zu ziehen, daß bald eine allgemeine und lebhafte Unterhaltung im Gange war.

Nach einer Stunde, die den Damen wie fünf Minuten verflossen war, erhob er sich plötzlich von seinem Sitze und entschuldigte sich, so lange gestört zu haben. Da er aber, wie er in sein Gespräch hatte einfließen lassen, keine Beschäftigung und keine Bekanntschaft in dem Städtchen hatte, lud man ihn ein, länger zu bleiben und sich auf einem Spaziergange die Gegend zeigen zu lassen. An der Leichtigkeit, mit der er sich überreden ließ, erkannte man, wie gern er blieb und man fühlte sich geschmeichelt.

Auf dem Spaziergange gab der Marquis Elisen den Arm, während Dr. Neuberg Clarissen führte, aber kaum vor dem Städtchen angekommen, ordnete man sich in eine Reihe, um die Unterhaltung allgemeiner zu machen, oder vielmehr, weil Jeder den Marquis hören wollte. Man führte ihn auf die schönsten Aussichtspunkte, man zeigte ihm in der Ferne den breiten Strom, man fuhr mit ihm über einen kleinen See und vertiefte sich in

einen alten, verwilderten Park, voll Stille und Vogelſang zugleich. Auf einer Höhe angekommen, erfreute man ſich an einem ſchönen Sonnenuntergange. Der Marquis ſah der Sonne mit ſehnſüchtigem Blicke nach, der ſeinem Geſichte, auf dem das Abendlicht glänzte, einen unendlich milden, melancholiſchen Ausdruck gab. Clariſſe ſah ihn in dieſem Momente mit ſo viel Theilnahme und ſo lange und ungezwungen an, daß ſie darüber erſchrak. — „Dort liegt Frankreich!“ ſagte er vor ſich hin, und er erſchien ihr wie ein Verbannter, mit dem man inniges Mitleid fühlen dürfe. — Der Himmel weiß, dachte ſie, welche Schickſale ihn zwingen, fortwährend die Welt zu durchziehen — und gewiß, er ſieht aus, als wäre irgend ein bedeutendes Schickſal über ſein Haupt dahingegangen.

Es klang ihr wie eine Antwort auf ihre Gedanken, als der Marquis gleich nach ſeinen Worten: „Dort liegt Frankreich!“ zu Dr. Neuberg ſagte: „Erinnern Sie ſich an den Ausſpruch Diderots? C'est une belle chose, mon ami, que les voyages, mais il faut avoir perdu son père, sa mère, ses enfants, ses amis, ou n'en avoir jamais eu, pour errer, par état, sur la surface du globe. — Nun,“ fügte er lächelnd hinzu, indem er mit der feinen weißen Hand eine Bewegung vor der Stirn machte, als wollte er allerlei Gedanken verſcheuchen, „nun, man muß ſich tröſten, und ich thue es mit den Worten deſſelben gottloſen Diderot: Crois, que tu vas, parceque tu ne peux pas rester. — Dann ſagte er zu den Damen: „Es iſt ſonderbar, und ich habe ſchon oft die Bemerkung gemacht, daß man auf Reiſen gerade in der liebenswürdigſten Geſellſchaft, gerade da, wo man die meiſte Freundlichkeit und Güte erfährt, am Melancholiſchſten wird, das größte Heimweh fühlt, mehr als in der ödeſten Einſamkeit. Aber das iſt nur natürlich. Man fühlt ſich heimiſch und denkt in Folge der natürlichſten Ideenverbindung an die Heimat; dann denkt man, wie ſchön es wäre, das Glück ſolcher Freundlichkeit mit dem Glück der Heimat zu verbinden. Meine Damen, wie undankbar es

ſcheint, ſich aus ſolcher Geſellſchaft von ſeinen Gedanken in die Ferne tragen zu laſſen — es iſt viel Dankbarkeit darin."

Es war in den Reden des Marquis Beaupré immer etwas, was auf rührende Weiſe ſchmeichelte.

In der Dämmerung kehrte man in die Stadt zurück, und zu Hauſe angekommen, verſtand es ſich von ſelbſt, daß der Marquis zum Nachteſſen blieb. Als er ging, mußten es ſich die drei Zurückgebliebenen nicht erſt ſagen, daß ſie einen unerwartet ſchönen Tag verlebt hatten, daß ſie ſich ſämmtlich auf das Tiefſte angeregt fühlten, daß eine ſolche Bekanntſchaft eine Bereicherung des Lebens ſei. Sie geſtanden es alle drei, daß ſie noch keinen Mann kennen gelernt, der männliche Liebenswürdigkeit, edle Sitte und Wiſſen und Bildung in ſo hohem Grade gleichmäßig in ſich vereinige.

„Mich," ſagte der Paſtor, „freut dieſe Bekanntſchaft vorzugsweiſe um deinetwillen, Clariſſe. Deine Erfahrungen bei Hofe haben dich mit Vorurtheilen gegen die katholiſche Welt angefüllt, die, ich muß es dir geſtehen, mir an dir ſo unbehaglich waren, wie mir jedes Vorurtheil, jeder Fanatismus widerwärtig iſt. Unter Katholiken verſtandeſt du einen Schleier à la Geheimrath Holland oder eine fanatiſche Schwärmerin und Proſelytenmacherin wie die Fürſtin."

„Ich habe," erwiderte Clariſſe, um ſich zu entſchuldigen, „ich habe nie andere Katholiken gekannt."

„Darum iſt es gut, daß du nun Andere kennen lernſt. Du darfſt den gewaltigen Unterſchied zwiſchen geborenen Katholiken und Neubekehrten nie vergeſſen, beſonders in der gebildeten Welt. In unſerer modernen Zeit gleichen Bildung und Wiſſen den Unterſchied aus, an dem nur der Zufall der Geburt ſchuld iſt. Eine Nation entlehnt von der andern Ideen und Anſchauungsweiſen, ohne zu fragen, ob die andere katholiſch [redacted] iſt. Glaubſt du, daß ein gebildeter Menſch [redacted] riſches oder philoſophiſches Buch [redacted] ob der Verfaſſer ſo viele Sakra-

an die nähere Besichtigung der Kirche und aller ihrer Theile, und da zeigte es sich, daß er viel, sehr viel zu thun haben werde. Mit liebenswürdiger Offenherzigkeit sprach er seine Freude darüber aus, einen Vorwand zu wochenlangem Aufenthalte gefunden zu haben. Er zeichnete sehr fleißig und um ihm seine Arbeit zu erleichtern, räumte man ihm im Pfarrhause eine Stube ein, wo er Manches ausführen konnte, ohne erst in sein entferntes Gasthaus zurückkehren zu müssen. Er war der tägliche und beinahe beständige Gast der Pfarrerfamilie. Während er in der Kirche selbst zeichnete, leistete man ihm oft Gesellschaft, und wenn Regen eintrat und die Arbeit in der Dunkelheit der Gänge unmöglich wurde, verbrachte er ganze Tage bei den Freunden. Und es regnete oft. Aber er wußte sich nicht nur angenehm, er wußte sich auch nützlich zu machen. Von Clarissens Plänen unterrichtet, besprach er sich oft mit ihr über ihre Studien und es machte sich wie von selbst, daß er ihr Lehrer wurde, besonders in der Geschichte, und da Clarisse nicht mehr die frühere Scheu vor Frankreich hatte — und möglicherweise auch eine Stelle in Frankreich bekommen konnte — wurde auch die französische Literatur nicht vernachlässigt. Bei einem französischen Geschichtslehrer war es nun natürlich, daß er die Weltgeschichte des Bischofs Bossuet mit ihr las. Der Marquis war zwar nicht in Allem der Meinung dieses Historikers, aber es kam ihm darauf an, seine verehrte Schülerin die Welt auch einmal von katholischem Standpunkte aus betrachten zu lassen. Sie sei ja über die konfessionellen Unterschiede hinaus; in der Geschichte komme es ja nur auf die Wahrheit an, und um diese zu erfahren, müsse man beide Parteien hören. Clarisse fand das nur gerecht, wie Alles, was ihr der Marquis sagte, und sie war ihm dankbar, als sie nach Kurzem bemerkte, daß sie die Welt mit ganz andern Augen, mit mehr Gerechtigkeit, ansehe. Chateaubriands „Geist des Christenthums" war damals in Mode; wie schön wußte der Marquis dieses melodisch geschriebene Buch zu lesen; sein Ausdruck gab den oft so sehr inhaltslosen Sätzen reiche Bedeutung,

und ſeine Leſekunſt, verbunden mit den volltönenden Perioden, brachte eine muſikaliſch-berauſchende Wirkung hervor. Man träumte, man wiegte ſich auf dieſen ſchimmernden, bald murmelnden, bald ſtürmenden Wogen, man glaubte zu denken und man wurde nur fortgetragen, hingeriſſen. Dann kamen Lamartine's Harmonien und Meditationen an die Reihe, die der Marquis auswendig wußte, und die er meiſt auf einſamen Spaziergängen, im Kahn auf dem See, oder im Dunkel des Waldes zitirte.

O die ſeligen Stunden, die Clariſſe in Geſellſchaft dieſes Mannes verlebte! Sie waren ſo ſelig, daß ſie darüber vergaß, wie belehrend ſie waren, daß der Marquis ihr Lehrer war, ihr einen andern Geiſt einhauchte, ſie nach und nach zu einer ganz andern Perſönlichkeit umwandelte.

Die Abende gingen meiſtens in Diskuſſionen zwiſchen den beiden Herren hin. Dr. Neuberg nannte einmal Thomas a Kempis. Der Marquis griff dieſen Schriftſteller an, während der Paſtor ſeine Tiefe und ſeine welthiſtoriſche Bedeutung vertheidigte. Der Marquis konnte nicht zugeben, daß wir das Recht haben, ſo, wie es dieſer Schriftſteller that, auf dieſes irdiſche Leben herabzuſehen. Auch dieſes Leben habe ſeine Rechte, ja ſeine Heiligkeit, wie das Leben im Himmel. Und um ſeine Worte zu belegen, las er aus der „Nachfolge Chriſti" einige Stellen, die er mit Energie als Beleidigung der Menſchheit und der Menſchlichkeit verwarf. Doch wollte er nicht ungerecht ſein und las gleich darauf einige andere der rührendſten Stellen aus dieſem merkwürdigen Buche. Clariſſe horchte mit ganzer Seele. Sie war dieſe ganze Zeit ſo überſchwenglich glücklich, daß es ihr wohl that, in dieſer poetiſchen Zerknirſchung und Demuth von ihrem Glücke auszuruhen, und zugleich dieſer unendlichen Hingebung an das, was uns erfüllt, zu folgen, ſich [redacted] zu demüthigen und zu vernichten in Liebe[redacted] gebung im Chriſtenthume, das Einswer[redacted] ſtande der Liebe war ihr noch nie [redacted] treten, wie in dieſem Buche.

Sie bat den Marquis darum, da ſie eine gewiſſe Scheu hatte, es von ihrem Schwager zu verlangen, obwohl es dieſer vertheidigt, jener angegriffen hatte. Er übergab es ihr am nächſten Tage, da er mit ihr allein war, nach einigem Zaudern und mit der Warnung, ſich durch dieſes gefährliche Buch nicht zu ſehr von der Welt und ihren ſchönen Freuden abziehen zu laſſen.

„Sie gehören der Welt und ihrem Glücke," ſagte er mit einem ſo innigen Ton in der Stimme, daß ihr beinahe die Thränen in die Augen traten. — „Wer ſo viel Glück zu vergeben hat, wie Sie," fügte er bei und lächelte dazu, als ob er die Bedeutung ſeiner Worte abſchwächen wollte, „der darf ſich von der Erde nicht entführen laſſen, der muß im Leben verweilen und ſeine Gaben austheilen; das iſt Pflicht! Gewiß, ich bin kein Ungläubiger, aber kein Thomas a Kempis ſoll mich überzeugen, daß wir uns das Leben nicht ſo ſchön machen ſollen, als wir können. Es iſt ſo ſchön!"

Er ging raſch von dannen und ließ ſie allein mit Thomas a Kempis und ihren Gedanken.

Bei aller Intimität, die ſich ſo überraſchend ſchnell zwiſchen ihnen ausgebildet hatte, bei aller Freundſchaft und Theilnahme, die er ihr bei jeder Gelegenheit zeigte, hatte er ihr doch noch nie ſo, mit ſolchem Ausdrucke geſprochen. Die Wirkung war um ſo größer, und das Buch, das ſie mit dieſen Worten erhielt, wurde ihr deſto theurer. Sie behielt es in der Hand und drückte es manchmal unwillkürlich, während ſie an den Marquis dachte.

Clariſſe war bald vierundzwanzig Jahre alt; ſie wußte ſich von ihren Gefühlen Rechenſchaft zu geben, ſie wußte, daß ſie den Marquis liebte. Hätte ſie es nicht an ſo vielen andern Anzeichen erkannt, die ſich bei ihr eben ſo einſtellten, wie bei einem ſechzehnjährigen Mädchen, ſie hätte es daran erkennen müſſen, daß dieſer Mann eine unwiderſtehliche Gewalt über ſie ausübte, daß er ſie, die ſich von jeher ihrer eigenen Willenskraft ſtolz bewußt geweſen, modeln konnte wie er wollte, daß er ſie, ihrer eigenen, bisherigen Perſönlichkeit vollkommen entäußerte und ſie,

ſie wußte nicht wie, ganz anders zu denken und zu fühlen lehrte, als ſie bisher gedacht und gefühlt hatte. In ihren kühlſten Stunden, wenn ſie ſich mit Ruhe über ſich aufzuklären ſuchte, kam ſie ſich im beſten Falle wie eine Spieluhr vor, in die er nach Belieben eine neue Walze einlegte, um ſie nach Wunſche dieſe oder jene Weiſe ſpielen zu laſſen. Und ſie empfand dieſe Entäußerung ihrer ſelbſt, dieſe geiſtige Sklaverei mit einer Art von Freude, und im Namen deſſen, den ſie liebte, triumphirte ſie über ſich ſelbſt.

Ob der Marquis ſie wieder liebte? Die Schweſter, die ihn beobachtete, und der Clariſſens Gefühl kein Geheimniß war, hoffte es. Aber wie offen auch der Fremde in ſeinem Benehmen war, wie ſehr auch jedes ſeiner Worte ein treuer Spiegel eines ganzen Charakters ſchien, war und blieb er dem kleinen Kreiſe doch ein Geheimniß. Er ſprach viel über ſeine Verhältniſſe, er erzählte vielfache Erlebniſſe, aber trotz der Aufmerkſamkeit, mit welcher Frauen Unbekannten zuhören, um dann mit großer Kunſt aus Bruchſtücken ſich ſelbſt eine Lebensgeſchichte zuſammenzuſetzen, war es den beiden Schweſtern doch nicht gelungen, ſich von der Stellung und der eigentlichen Lebensweiſe ihres neuen Freundes ein klares Bild zu machen. Selbſt wenn ſich Eliſe aus ſchweſterlicher Liebe zu einer Unzartheit aufraffte, um ihn gradezu nach Dieſem oder Jenem zu fragen, was in ſeiner Lebensgeſchichte eine Lücke ausfüllen ſollte, bekam ſie eine beſtimmte Antwort, die zu größerer Erkenntniß nichts beitrug, manchmal ſelbſt ein ganzes Gebäude von Vermuthungen und Zuſammenſtellungen über den Haufen warf. Eine Erzählung warf manchmal ein aufklärendes Licht über einen ganzen Lebensabſchnitt des Marquis, aber bald folgte eine andere Erzählung, oft nur eine kleine Bemerkung, die wieder einen verhüllenden Schatten über denſelben Abſchnitt warf, ohne daß ſich der Marquis im Geringſten widerſprochen hätte. So viel ſchien gewiß, daß er nicht zwecklos und als bloßer Vergnügling reiſte. Daß er Verbindungen in allen Ländern, ja in allen Welttheilen hatte, daß er täglich

Briefe aus allen Weltgegenden erhielt, wußte man, und das Alles trug nicht dazu bei, ihn in der Meinung seiner neuen Freunde herabzudrücken. Das Geheimnißvolle, das ihn umgab, und in das er sich manchmal mit offener Absicht hüllte, wenn er plötzlich in gewissen Punkten seine Mittheilungen abbrach oder mit einem Seufzer schloß, wo man keine Ursache zur Trauer erkannte — das Geheimnißvolle war für die Damen ein Reiz mehr, eben so die Ueberzeugung, daß er in irgend welchen ausnahmsweisen Verhältnissen lebe. Letzteres gab er, auf eine jener unzarten schwesterlichen Fragen, selbst zu. Noch ein anderer Umstand, um den es Elisen mit Rücksicht auf ihre liebende Schwester besonders zu thun war, wurde aufgeklärt; der Marquis war nicht verheirathet.

Elise hoffte für ihre Schwester.

Diese Hoffnung verlor plötzlich an Kraft, als der Marquis de Beaupré, nachdem man bereits seit mehreren Tagen eine sanfte Traurigkeit an ihm bemerkt hatte, erklärte, daß ihn Beruf und Pflichten von dannen riefen und als er unmittelbar an diese Erklärung sein Lebewohl anknüpfte.

Man war wie von einem Donnerschlage betäubt. Der Marquis war abgereist, bevor man zur Besinnung kam. Man erinnerte sich dann, daß er feste Zuversicht baldigen Wiedersehens ausgesprochen. Aber er war fort; was sein Leben und seine Verhältnisse betraf, beinahe so unbekannt, als da er gekommen war, dem Ehepaar zum Bedürfniß geworden und von Clarissen mit ganzer Seele geliebt. Sie erwachten Alle wie aus einem schönen Traume. Clarisse bestrebte sich, weiter zu träumen, indem sie sich in ihr Zimmer schloß, und jedes seiner Worte und Alles, was sie mit ihm erlebt, neu heraufbeschwor in Geist und Herzen, und indem sie Alles wieder las, was sie mit ihm gelesen, und zwar mit noch größerer Innigkeit, mit mehr Hingebung, und im Ganzen mit mehr Liebe als Urtheil. Außerhalb dieser Stube war es öde; in der Wohnung sowohl, wie im Städtchen.

* * *

Er war fort und kehrte nicht wieder. Kein Brief sagte, wohin er den flüchtigen Schritt gewendet. Man klagte ihn darum nicht an; man wußte, er war nicht der Mann, um, ohne gewichtige Ursache, gegen die Sitte zu verstoßen. Diese Ursache hing vielleicht mit seinem Schicksale zusammen, das man nicht kannte, und das man als ein zwingendes, trauriges voraussetzte. Wie eine Erscheinung war er gekommen und gegangen; wie vom Himmel gefallen und wieder wie durch eine höhere Macht entrückt. Herr und Frau Neuberg gewöhnten sich schwer wieder an das einsame Leben, das durch seine Gegenwart so bereichert gewesen, und mußten sich bezwingen, um in das alte Geleise von Familienpflichten und Beruf zurückzukehren und mit der ehemaligen Gleichförmigkeit sich zu begnügen. Es war, als läge ein Jahrhundert zwischen dem ersten Besuche des Marquis und jetzt; man fühlte, was Gesellschaft geben könne, und die Gesellschaft, die blieb, war so ärmlich, so unfruchtbar.

Clarisse war die Erste, die sich in die Stille ergab. Sie sagte sich, sie habe das Beste erlebt, alles Folgende sei nur Ballast des Lebens; sie sei geboren worden, um diese letzten Wochen zu erleben. Nur wenige vom Glücke so begünstigte Menschen gebe es, deren ganzes Dasein sich aus bedeutenden Epochen, aus Höhepunkten, zusammensetze; glücklich, wer auch nur eine solche Erfahrung gemacht, die ihm den Glauben an das Schöne befestige; er hat daran einen Vorrath, davon er zehren könne bis an sein Ende.

Was folgen sollte und alle äußerlichen Verhältnisse des Lebens waren ihr im höchsten Grade gleichgültig. Vielleicht hatte an dieser Ergebung, an dieser merkwürdigen Beruhigung schon ihr Thomas a Kempis Theil, das geliebte Buch, das sie aus seiner Hand empfangen, und das er nie zurückverlangt hatte. Es war das einzige Andenken, das sie von ihm erhielt; es erinnerte sie täglich an ihn.

Der Herbst kam heran; gleichgültig ging sie durch die fallenden Blätter des Gartens, ungewiß, ob sie abreisen werde oder nicht.

In England war eine Stelle für sie bereit, aber die Anverwandten drangen in sie, noch den Winter mit ihnen zu verbringen. Sie konnte sich nicht entschließen und ließ die Dinge gehen, abwartend, ob etwas eintrete, was sie zum Gehen oder Bleiben bestimme. Hier sprach man jeden Tag vom Marquis Beaupré, das war Grund genug, die Abreise nicht zu beschleunigen und nicht unter Menschen zu eilen, die nichts von ihm wußten. Man trennt sich so oft kleiner, äußerer Ursachen wegen, warum soll man nicht da bleiben, wo das Gemüth, wenn auch nur kleiner Wohlthaten wegen, gern verweilt? So rückte der Winter heran und Elise hoffte schon, die Schwester bis zum Frühling erobert zu haben.

Schon lag tiefer Schnee und nun war es ausgemacht, daß Clarisse ihre neue Laufbahn erst im April oder Mai antreten solle; und ihr lächelte der Gedanke, den Winter allein mit den nächsten Verwandten und einsam in ihrer warmen Stube, ohne Bälle, ohne Soirée, ohne Toilette zuzubringen, sich ganz einzuspinnen in die Gedanken, die sie fortwährend beschäftigten.

Aber ihr Schicksal hatte anders über sie verfügt.

Die erste Hälfte des Winters war bereits vorbeigezogen, als eines Tages ein von vier Pferden gezogener Schlitten pfeilschnell über die schimmernde Fläche herbeiflog und vor dem Pfarrhause hielt. Es war Fürstin Malwine, die nur ein Kammerdiener begleitete. Noch bevor man aus dem Fenster sehen konnte, sprang sie aus den umhüllenden Pelzen, eilte die Treppen des ihr wohlbekannten Hauses hinauf und in die Wohnstube. Ein allgemeiner Schrei der Ueberraschung empfing sie; trotz Allem, was vorgefallen, war es doch ein Schrei freudiger Ueberraschung. Man konnte diese anmuthige Gestalt, dieses schöne Gesicht, diesen sanften Ausdruck der Züge nicht ohne Freude wiedersehen. Clarisse lag in ihren Armen, die sie aufs Zärtlichste umschlangen, und hatte Mühe, Thränen der Rührung und der Freude zurückzuhalten. Die Fürstin herzte und liebkoste sie, ohne ein Wörtchen des Vorwurfs auszusprechen, und nachdem sie auch Elisen um-

armt und dem Doktor die Hand gedrückt, warf sie den Mantel ab und setzte sich „in ihre Sophaecke," in der sie sich, wie sie versicherte, so heimisch und wohl fühlte, wie an wenigen Punkten der Welt.

Sie plauderte und erzählte mit der größten Unbefangenheit und war so heiter und klar, wie man sie seit ihrem Uebertritte nicht gesehen hatte. Dr. Neuberg konnte nicht umhin, diese Bemerkung gegen seine Frau auszudrücken, als sie hinausgegangen, um dem hohen durchfrorenen Gaste eine erwärmende Weinsuppe zu bereiten und er ihr gefolgt war.

„Der erste Sturm des Fanatismus scheint vorüber zu sein," sagte er; „jetzt wäre sie vielleicht minder gefährlich. Vielleicht fühlt sie das selbst, vielleicht schämt sie sich ihres früheren Gebahrens gegen Clarisse und kommt, um sie die Veränderung sehen zu lassen, die mit ihr stattgefunden."

Trotz dieser Veränderung, die er selbst bemerkte, lispelte er Clarissen, als sich diese mit der Fürstin auf ihr Zimmer begab, mit Nachdruck ins Ohr: „Widerstand, Clarisse, Muth! Laß dich nicht wieder entführen."

Clarisse nickte mit den Augen, als ob sie die Versicherung geben wollte, daß sie ganz seiner Meinung, und zum äußersten Widerstande entschlossen sei.

Mit Clarissen allein wiederholte die Fürstin ihre früheren Liebkosungen, um dann, eben so unbefangen wie vorher und ohne auf frühere Vorgänge zurückzukommen, ihre Plauderei aus der Wohnstube fortzusetzen. Sie erzählte vom Hofe und von den großen Veränderungen, die in den letzten Wochen daselbst vorgegangen. Man lebe nicht mehr so einförmig und traurig vor sich hin, einen Tag wie den andern; im Gegentheil, nicht ein Tag gleiche dem folgenden oder dem vorhergehenden; jeder bringe was Neues, Anregendes, Geistreiches oder Schönes. Selbst die Dummen seien klug geworden und das Alles danke man Einem Manne, freilich einem Manne, der über alle Männer in jeder Beziehung hervorrage.

„Aber du kennſt ihn ja," rief die Fürſtin, ſich beſinnend; „wie oft hat er mir mit der größten Liebe, oder wenn du willſt, mit der größten Freundſchaft von dir geſprochen: in der That, mit der tiefſten Innigkeit, mit der freudigſten Anerkennung deiner Vorzüge hat er von dir geſprochen und herzlich bedauert, erſt nach deinem Abzuge an den Hof gekommen zu ſein. Er hielt ſich eine Zeit lang hier im Städtchen bei euch auf — du erinnerſt dich —"

„Wer iſt es?" fragte Clariſſe mit hochklopfendem Herzen.

„Marquis de Beaupré," erwiderte die Fürſtin aufs Unbefangenſte.

„Der Marquis!" rief Clariſſe und ergriff die Hand der fürſtlichen Freundin, der ſie aus alter Zeit Alles anzuvertrauen gewohnt war. Aber ſie faßte ſich wieder und fragte weiter:

„Wie kommt der Marquis an den Hof?"

„Er hatte irgend ein kleines Geſchäft, etwas Politiſches — du weißt, ich kümmere mich um dergleichen nicht. Aber er wurde mir vorgeſtellt — auch war er mir empfohlen — er gefiel mir ſogleich, ich erkannte im erſten Augenblicke, wie ſehr er ſich vor allen Männern auszeichnet — nun das war nicht ſchwer — ich bewog ihn zu bleiben — er iſt jetzt mein Sekretär, mein Vorleſer und Bibliothekar und des ganzen Hofes belebende Seele."

Clariſſe hatte Mühe, ſich zu bezwingen. Am Liebſten wäre ſie der Fürſtin zu Füßen gefallen und hätte die alte Freundin angefleht, ſie wieder mit fort zu nehmen, ſie ihrem Glücke entgegenzuführen. Aber ein gewiſſes Etwas hielt ſie zurück. Es war ihr, ſie wußte nicht warum, als ob Malwine nicht ganz aufrichtig wäre, als ob ſie noch gewiſſe Gedanken im Hintergrunde ihres Herzens verborgen hielte. Vielleicht war es nur der Gedanke, ſie wieder an den Hof zu entführen. Aber faſt zitterte Clariſſe ſchon, daß dieß nicht der Fall ſein könnte, daß die Fürſtin den Abſagebrief, den ſie ihr geſchrieben und in dem ſie den feſten Entſchluß, nie mehr zurückzukehren, ausſprach, zu lebendig im Gedächtniß hatte. Ach, dieſer Entſchluß war in ſo

künftigen Worten, so entschieden ausgesprochen, daß die Fürstin bei aller Freundschaft, aller Selbstverläugnung, nur bei einigem Stolze nicht mehr daran denken konnte, an Clarissen noch ein auf diesen Gegenstand bezügliches Wort zu richten. In der That ging Malwine mit ihren Gesprächen auf andere Personen und Dinge über und Clarisse bemerkte mit Trauer, daß sie nichts zu hoffen hatte. Während die Fürstin plauderte, überdachte sie, ob sie sich ihr nicht selbst anbieten solle? Wie sie jetzt war, ruhig, heiter und offenbar von aller Bekehrungssucht fern, war es ihr Clarisse beinahe schuldig, sie wenigstens um Verzeihung zu bitten, indem sie ihr den Wunsch, wieder in ihrer Gesellschaft zu leben, ausdrückte. So schien es ihr, aber sie konnte das Wort nicht über die Lippen bringen und endlich folgte sie den Wendungen des Gespräches, ob sie nicht zu ihr, zum Marquis, zu ihrer Rückkehr an den Hof zurückführten.

Die Stube war schon in Zwielicht getaucht; die Fürstin rückte Clarissen näher und schlang den Arm um ihren Hals.

„Clarisse," sagte sie halblaut.

„Durchlaucht?" fragte Clarisse mit zitternder Stimme.

„Willst du mich so sehr demüthigen? Soll ich dich wieder anflehen? Ahnst du nicht, warum ich gekommen bin?"

Clarisse athmete tief auf, sie fühlte sich erlöst; sie faßte die Hand der Fürstin.

„Halt," rief diese, „sage nichts; versprich nichts und verweigere nichts, bevor ich noch etwas gesagt habe. Clarisse, du hattest Recht; ich habe dich gequält, unbarmherzig, unverzeihlich — ich sehe es ein — ich lebte damals im Fieber. Das ist vorbei, glaube mir; ich schäme mich meines damaligen Zustandes. Seit der Marquis da ist, sehe ich Alles anders, bin ich ganz verändert."

Sie schwieg, Clarisse drückte ihr unwillkürlich die [illegible]nd. Jetzt glaubte und vertraute sie ihr mit ganzer Seele. Das l Wort war überzeugend; sie wußte es ja, wie er den Men[illegible]n aus dem Grunde verändern könne, wie man durch ihn ler[illegible]

Alles anders anzusehen. Schon war sie bereit, die Fürstin zu bitten, sie wieder mitzunehmen, als ihr diese ins Wort fiel: „Sage nichts! Höre noch, was ich dir verspreche. Nie mehr will ich dir ein Wort von Religion sprechen, ich schwöre es dir — höre — auf was soll ich dir es schwören? — Welches Buch ist das, das hier liegt? Siehe da, es ist die Nachfolge Christi — du liest Thomas a Kempis? — das hat ein guter Geist hierhergelegt, es ist mein Buch, ich lese es des Abends und des Morgens — sieh, ich lege die Finger auf den geheiligten Namen und schwöre dir, bei meiner Seele Heil, ich quäle dich nicht mehr mit Religion, ich spreche dir nicht mehr von Religion, ich suche dich nicht mehr zu bekehren — komm wieder zu mir, Clarisse!"

Clarisse lag an ihrem Hals und weinte.

Es war schon spät am Abend, als sie aus dem dunklen Zimmer in die hellerleuchtete Wohnstube traten. Die Fürstin befahl dem wartenden Kammerdiener, den Schlitten sogleich vorfahren zu lassen, und Clarisse erklärte, daß sie mit der Fürstin abreisen werde. Herr und Frau Neuberg machten erstaunte Augen, aber Clarisse flüsterte der Schwester ins Ohr: „Der Marquis ist am Hofe," und Elise benutzte die erste Gelegenheit, diese Neuigkeit ihrem Manne zuzuraunen. Er hatte nicht lange Zeit, darüber nachzudenken, denn der Schlitten fuhr vor und die Fürstin begann Abschied zu nehmen. Der Kammerdiener brachte zwei Pelze ins Zimmer. „Dieser," sagte die Fürstin, auf den einen deutend, ist für dich, Clarisse; ich habe ihn für dich mitgebracht!" Clarisse hüllte sich drein, umarmte Schwager und Schwester und eilte strahlenden Gesichtes die Treppe hinab. Der Schlitten setzte sich in Bewegung, die Schellen erklangen und die Fürstin mit ihrer Hofdame fuhren in die schimmernde Nacht hinaus.

„Wenn der Marquis bei Hofe ist," sagte Dr. Neuberg, „läßt sich gegen die Sache nichts sagen; er wird sie zu beschützen und die Fürstin im Zaume zu halten wissen, abgesehen davon, daß *er gewiß* schon den ganzen Hof sammt der Fürstin reformirt hat.

Siehst du, Eliſe," fügte er ſelbſtgefällig hinzu, „wie ich recht hatte, wie ich es gleich bemerkte, daß mit Ihrer Durchlaucht eine Veränderung, eine radikale Veränderung vor ſich gegangen?! Es iſt eine ganz andere Perſon. Das hat gewiß der Marquis zu Wege gebracht. — Und," fuhr er nach einiger Zeit im Gefühle, das Haupt der Familie zu ſein, fort, „und für Clariſſe kann unter ſo bewandten Umſtänden die Rückkehr zu Hofe zu ihrem Glücke ausſchlagen. Der Marquis iſt ihr gewogen; ſie iſt es werth, die Frau eines ſolchen Mannes zu werden. Weißt du, Eliſe," rief er plötzlich, als ob ihm ein einleuchtender Gedanke einfiele, „es wäre nicht unmöglich, daß der Marquis ſelbſt die Fürſtin zu dieſer Reiſe und zu dem Verſuche, unſere Clariſſe wiederzugewinnen, bewogen und aufgemuntert hätte. Ich möchte wetten, daß dem ſo iſt. Aber ſei es wie immer, glückliche Reiſe unſerer guten Clariſſe. Vergiß nicht, ihr morgen ihre Koffer nachzuſchicken."

* * *

Clariſſe fand den Hof in der That, wie es die Fürſtin geſagt hatte, in einem erſtaunlichen Grade verändert. Fürſt Amadeus, beinahe ganz in Stumpfſinn und Gefühlloſigkeit verſunken, hatte ſich mit einer kleinen Zahl von Dienern auf ein einſames Jagdhaus zurückgezogen, das er nur äußerſt ſelten verließ. Die Fürſtin bewohnte jetzt das ganze Schloß; Gemächer und Säle, die man ſeit Jahren nicht betreten hatte, waren geöffnet und zum Empfang eingerichtet; des Abends glänzte die ganze Fronte in herrlichſter Beleuchtung. Beinahe jeden Abend war Theater und Konzert oder wenigſtens Tanz. Das Erſtaunlichſte war, daß ſich ſo viele unvermuthete und brauchbare Talente am Hofe und in der Stadt gefunden hatten, die ſo verſchiedenartige Rollen zu übernehmen fähig waren und die zu all den Beluſtigungen das Ihrige beitragen konnten. Das Alles dankte man dem Kennerauge des Marquis, der jedes Talent hervorzuſuchen, jede Begabung auszubilden, Jedem Bewußtſein und Muth zu geben,

und vor Allem auf seinen Platz zu stellen wußte. Der Marquis war es auch, der den männlichen mit dem weiblichen Hofe zu verschmelzen verstand; auch unter diesen von den Damen verschmähten Herren fand er eine gute Zahl heraus, die sich bald in die Bestrebungen, in den Geist und Ton der Damen zu fügen wußten.

Die asketisch düstere Atmosphäre von ehemals war verschwunden; Lust und Heiterkeit, fröhliche Weltlichkeit herrschte überall. Die Fürstin ergab sich ihren Religionsübungen nach wie vor mit strengster Gewissenhaftigkeit; sie schloß sich ganze Stunden des Morgens und des Abends in ihre Kapelle, sie machte im schlechtesten Wetter ihre Wallfahrten nach der andern Kapelle im entferntesten Theile des weiten Parkes; aber im Umgange fühlte man nichts mehr von ihrem ehemaligen Eifer. Sie ergab sich mit ihrer ganzen Umgebung dem eben so heitern als mit Geschmack und Kunst eingerichteten Leben, das jetzt Ton und Mode geworden, ohne sich, wenigstens so viel man merken konnte, über ihre Weltlichkeit Gewissensskrupel zu machen.

Den Marquis de Beaupré sah Clarisse gleich am Tage nach ihrer Ankunft. Sie begegnete ihm im Korridor vor den Gemächern der Fürstin, die eben ihre Andachtsübungen vollendet hatte. Er kam aus diesen Gemächern. Er küßte Clarisse die Hand, drückte sie und schwieg. Er war offenbar sehr bewegt. Erst nach Minuten fragte er nach dem Befinden des Dr. Neuberg, seiner Frau und Kinder. Dann seufzte er.

„Ich habe Ihnen nicht geschrieben," sagte er endlich, „das scheint undankbar, ungezogen, nachdem ich so viel Gutes und Liebes von Ihnen Allen erfahren, nachdem — aber Sie haben mich gewiß entschuldigt — nicht wahr, Clarisse, Sie haben mich entschuldigt? Sie haben sich gesagt, daß ich wohl gewichtige Ursachen hatte —"

Er seufzte wieder. Clarisse beruhigte ihn.

„Eines Tages," fuhr der Marquis fort, „werden Sie es vielleicht errathen, warum ich geschwiegen habe — warum ich

gerade Ihnen nicht geſchrieben habe — ich bin nicht immer mein eigener Herr."

Es kamen Leute herbei, er drückte ihr die Hand, lispelte „auf Wiederſehen" und ging.

Wie ſehr ſie Worte und Ausdruck des Marquis betrübten, freute es ſie doch, daß ſie ihm gleich beim erſten Gange aus ihrem Zimmer begegnet war. Es war ihr das wie eine gute Vorbedeutung und ein Anzeichen, daß ſie ihn hier oft wiederſehen, daß ſie immer in ſeiner Geſellſchaft ſein werde. Aber dieſes Anzeichen täuſchte. Tage vergingen, ohne daß ſie ihn allein hätte ſprechen können. Sie ſah ihn zwar jeglichen Tag und oft durch viele Stunden bei der Fürſtin, wo er vorlas oder die Zeit mit Geſpräch verbrachte, Abends im Salon, im Theater; aber zu einem Zwiegeſpräche zwiſchen vier Augen kam es nie. Es war jetzt ein ſo lebhaftes Treiben bei Hofe, daß an eine einſame Stunde nicht zu denken war; der Marquis war vorzugsweiſe umgeben und, da er Alles leitete, fortwährend beſchäftigt. Die Fürſtin war die Einzige, die ſich ſeines Umganges auch in der Einſamkeit erfreuen konnte, denn das hatte Clariſſe bald bemerkt, daß er auch die Stunden, in denen ſie ſich zurückgezogen hielt, alſo ihre Andachtsſtunden, in ihren Gemächern verbrachte. Dieſem Umſtande vorzugsweiſe ſchrieb es Clariſſe zu, daß die Fürſtin milder und toleranter, daß ihr Glaube menſchlicher und weniger düſter geworden war; und im Namen der Freundin war ſie dem Marquis dankbar, daß er ſeinen Einfluß auch in dieſen Stunden übte. Indeſſen ſehnte ſie ſich oft nach jenen intimen Zeiten im Pfarrhauſe zurück und dieſe Sehnſucht, verbunden mit der Erinnerung an die erſten Worte, die der Marquis beim Wiederſehen zu ihr geſprochen und mit der Enttäuſchung, die ſie hier erlebte, indem ſie kein einziges Wort mit ihm tauſchen konnte, verſenkte ſie ſich in eine Melancholie, die ihr oft unverſehens die Thränen in die Augen trieb und ihre Stimme zittern machte, ſelbſt wenn ſie das Gleichgültigſte ſprach. Dazu kam noch die Bemerkung, daß der Marquis ernſter, ja in

einem gewiſſen Sinne feierlich und traurig geworden war. Er leitete wohl alle Beluſtigungen, er war die Seele aller Freuden — aber er veranſtaltete Alles für Andere, er ſelbſt nahm wenig Theil und mitten unter Tanzenden und Scherzenden war er gemeſſen, manchmal bis zur Unnahbarkeit würdevoll. Das befeſtigte Clariſſe nur noch in dem Gedanken, daß er nicht glücklich war, und manchmal brachte ſie ſein Unglück mit ſich ſelbſt in Verbindung. Wie viel trachtete und dichtete ſie, um ſich eine Geſchichte des Marquis zuſammenzuſetzen, um ſich dieſes Räthſel zu enträthſeln.

Erſt nach mehreren Wochen gelang es ihren fortwährenden Beobachtungen, ein Mittel zu finden, wenn auch nicht mit dem Marquis, doch wenigſtens mit dem Marquis und der Fürſtin öfter allein zu ſein. Sie bemerkte, daß dieſe ſich auf ihren Wallfahrten nach der entfernten Kapelle nur vom Marquis begleiten ließ; ſie bat die Freundin, doch auch ſie mitzunehmen.

„Eine Ketzerin auf eine Wallfahrt!“ lächelte die Fürſtin, „wie haſt du dich geändert, Clariſſe! vor einigen Monaten hätte ich dir das nicht zumuthen dürfen, heute bitteſt du mich darum. Ich nehme dich gern mit.“

Die Kapelle lag im entfernteſten Winkel des Parkes, mehr als eine halbe Stunde weit vom Schloß. Der Park, obwohl geradlinig, im franzöſiſchen Geſchmack des vorigen Jahrhunderts angelegt, war von der vorigen Fürſtin in engliſcher Weiſe, ſo viel als möglich, umgeſtaltet worden. Zu dieſem Behufe ließ man die geradgeſchnittenen, alten Bäume frei und wild ausſchlagen und hier und da Geſtrüpp und Geſträuch aufkommen, um die ſteifen Linien zu verdecken oder zu unterbrechen. Der Park glich jetzt mehr einem Walde. An der einen Seite war der Wald plötzlich von einer künſtlichen, aber hohen Felswand abgeſchnitten, welche Epheu und allerlei Schlingpflanzen bedeckten, die auch da und dort eine junge Tanne trug, die ſich nur mit Mühe an die Felsblöcke anklammerte. Man konnte mit Hülfe eines ſchmalen Pfades, der ſich hinauf ſchlängelte, über die Fels-

wand, oder vermittelſt eines langen, dunklen und feuchten Ganges auf ebenem Boden mitten hindurch gelangen. Jenſeits der Felswand befand man ſich in einer neuen Welt, in einer wahrhaften Wüſte. Auf einer öden und dürren Thalſohle lagen Felsblöcke zerſtreut, einzeln oder übereinander gethürmt, als ob hier in Folge einer Umwälzung ein Granitberg zertrümmert worden wäre. Von einer Felswand rechts floß ein dünner Waſſerfaden herab, deſſen ärmliche Gewäſſer ſich in einer Art von Weiher oder See ſammelten, um daſelbſt zu verſumpfen. Der Weiher lag hart am Ausgange der Felſengallerie, durch die man in dieſe troſtloſe Welt gelangte, und war da von einigen rohbehauenen Bäumen überbrückt. Dieſelbe Felswand, die dem Parke eine grüne Seite zeigte, war der Wüſte zu kahl und unwirthbar; ſo waren auch die andern Felswände, welche dieſes ganze Thal in verſchiedenen Windungen umgaben. Nur im äußerſten Hintergrunde, zu dem man auf Umwegen, über Blöcke auf- und niederſteigend, durch enge Felſengänge und über allerlei Steintrümmer gelangte, öffnete ſich auf einiger Höhe eine Bucht, die von Kiefern und anderem Nadelholze angefüllt war. Dort, von den Bäumen halb bedeckt, ſtand von jeher die Eremitage, die in keiner Anlage des vorigen Jahrhunderts fehlen durfte, und neben der Eremitage ſtand jetzt eine kleine, aus Baumſtämmen, die noch die Rinde trugen, gezimmerte Kapelle. Die Eremitage hieß jetzt die Klauſe, und die Wüſte, welche man früher nur „le désert“ genannt hatte, nannte jetzt die Fürſtin ihre Thebaide.

Die Klauſe oder Einſiedelei, die unter den frühern Regierungen nur zu nächtlichen Feſten und ſtillen Soupers gedient hatte, war jetzt bewohnt; ſie hatte ihren Einſiedler. Malwine hatte ſich an den Pater Guardian eines Kapuzinerkloſters im nächſten katholiſchen Lande gewandt, und dieſer ſchickte ihr den guten Bruder Adam, der in die Eremitage geſetzt wurde, wo man ihm vom Schloſſe aus mit allem Nothwendigen verſorgte. Seine Pflicht war, in der neugebauten Kapelle die Meſſe zu leſen und das Glöcklein zu läuten, deſſen Schall ſich bis in die

Zimmer des Schloſſes hören ließ. Dorthin pilgerte die Fürſtin beinahe jeden Morgen, oft auch des Nachmittags, gewiß aber immer, wenn es ſtürmte und die Elemente den frommen Gang genug erſchwerten, um ihn zu einem Bußgange zu machen. Sie trug dann nur leichtes Gewand, um ſich der Unbill des Wetters auszuſetzen, an manchen Tagen unternahm ſie dieſen Gang mit nackten Füßen; dann wählte ſie den längern und härtern Weg über die Felswand.

Auf dieſem Wege war es jetzt Clariſſe, wie ſchon früher dem Marquis, erlaubt, die Fürſtin zu begleiten.

Wie eigenthümlich war ihr zu Muthe, als ſie mit dieſen beiden geliebten Perſonen das erſte Mal vor der Kapelle ankam, dieſe eintraten, die Thür hinter ihnen zufiel und ſie draußen allein ſtehen blieb. Es war ihr plötzlich, als wäre ſie von ihnen durch unendliche Fernen getrennt, und wie ſie die öde Welt vor ihr betrachtete, als ſtände ſie in der That allein, verlaſſen in einer gränzenloſen Wüſte. Unwillkürlich ſah ſie ſich nach den Freunden um; ihr Blick fiel durch ein ſchmales Fenſter in das Innere der Kapelle. Drinnen webte heimliche Dämmerung in den verſchiedenſten gedämpften Farben, wie ſie von den gemalten kleinen Scheiben der Fenſter in Streifen ausgingen, hier und da von einem Strahle der Altarlichter und der ewigen Lampe durchwirkt. Der Mönch ſtand am Altar und las eine ſtille Meſſe; ihm nahe kniete der Marquis und die Fürſtin; Beide hielten das Geſicht in die Hände gedrückt. So brüderlich knieten ſie neben einander, Beide in denſelben Gedanken verſenkt, darum ſo innig vereinigt. Sie waren in ſo tiefen Frieden getaucht; die Atmoſphäre der Kapelle ſchien ſie ſo warm zu umhüllen. Und ſie ſtand draußen, fröſtelnd, allein, verlaſſen in der Wüſte, wie ausgeſtoßen, getrennt von ihren geliebteſten Menſchen. Nur ein leiſes, geheimnißvolles Murmeln kam vom Altare in ihr Ohr, aber der Duft des Weihrauchs ergriff ſie mit Macht. Sie war wie berauſcht. Sie lehnte den Kopf an das Drahtgitter, das ſie *von den* Scheiben trennte; da bemerkte ſie an einem andern

Fenſter in der Kapelle, daß die Scheiben, die von außen ſo unförmlich bemalt ausſahen, nach innen himmliſche Geſichter, verklärte Geſtalten in glühenden rothen und in ſanften blauen Gewanden zeigten. Auch die Mauern der Kapelle, die außen Rinden bedeckten, waren im Innern mit herrlichen Oelbildern alter italieniſcher Meiſter geſchmückt und in Niſchen ſtanden kleine weiße Marmorſtatuen, die geiſterhaft in die Dämmerung vortraten. Nie hatte eine gewaltige Kathedrale auf Clariſſens Seele den Eindruck gemacht, wie dieſe kleine Kapelle. Es ſchien ihr, als würde es ſie beglücken, als müßte ſich all' dieſe Unruhe, die ſeit Wochen ihr Herz zerrüttete, in Frieden verwandeln, wenn ſie drinnen mit den Beiden zuſammen beten könnte. Wie oft hatte ſie in früherer Zeit von dem Glücke ſprechen hören, mit geliebten Perſonen „zum Tiſche des Herrn" gehen zu dürfen; ſie begriff Menſchen, die ſo ſprachen, nur halb; jetzt glaubte ſie ſie ganz zu verſtehen, eben ſo das Glück des Glaubens, das ihr ſo oft die Fürſtin und Andere geprieſen hatten. Glaube aber war ihr nicht mehr, was ſie bisher geglaubt hatte; drinnen, in dieſer Kapelle war er heimiſch, dieſer Glaube, der beglückte. Ihr Thomas a Kempis, ihr „Geiſt des Chriſtenthums," Alles, was ſie mit dem Marquis geleſen, was er zu ihr geſagt, trat ihr lebhaft vor die Seele, als ob ſie es jetzt wieder von ſeiner lebendigen Zunge hörte. Wie ſehr mußte ſie bis jetzt Welt und Menſchen mißverſtanden haben! Dieſer Marquis, dieſer gebildetſte aller Männer, den auch Dr. Neuberg für den klarſten Geiſt hielt, dieſer ſelbe Marquis betete drinnen ſo inbrünſtig, ſo fromm! Dieſe Frömmigkeit muß alſo mit klarſter Einſicht, mit hoher Bildung und Edelſinn, kurz mit all' den herrlichen Eigenſchaf
dieſes Mannes, den ſie ſo ſehr liebte, in Harmonie ſein
Sie könne nur, dachte ſie, die Möglichkeit dieſer
faſſen; dazu müſſe ihr Verſtand zu beſchrä
an dieſe Möglichkeit glauben, und da ihr
Beiſpiel gab, müſſe dieſe Harmonie un
Ziel ſein, das man aufs Innigſte wün

Zimmer des Schloſſes hören ließ. Dorthin pilgerte die Fürſtin beinahe jeden Morgen, oft auch des Nachmittags, gewiß aber immer, wenn es ſtürmte und die Elemente den frommen Gang genug erſchwerten, um ihn zu einem Bußgange zu machen. Sie trug dann nur leichtes Gewand, um ſich der Unbill des Wetters auszuſetzen, an manchen Tagen unternahm ſie dieſen Gang mit nackten Füßen; dann wählte ſie den längern und härtern Weg über die Felswand.

Auf dieſem Wege war es jetzt Clariſſe, wie ſchon früher dem Marquis, erlaubt, die Fürſtin zu begleiten.

Wie eigenthümlich war ihr zu Muthe, als ſie mit dieſen beiden geliebten Perſonen das erſte Mal vor der Kapelle ankam, dieſe eintraten, die Thür hinter ihnen zufiel und ſie draußen allein ſtehen blieb. Es war ihr plötzlich, als wäre ſie von ihnen durch unendliche Fernen getrennt, und wie ſie die öde Welt vor ihr betrachtete, als ſtände ſie in der That allein, verlaſſen in einer gränzenloſen Wüſte. Unwillkürlich ſah ſie ſich nach den Freunden um; ihr Blick fiel durch ein ſchmales Fenſter in das Innere der Kapelle. Drinnen webte heimliche Dämmerung in den verſchiedenſten gedämpften Farben, wie ſie von den gemalten kleinen Scheiben der Fenſter in Streifen ausgingen, hier und da von einem Strahle der Altarlichter und der ewigen Lampe durchwirkt. Der Mönch ſtand am Altar und las eine ſtille Meſſe; ihm nahe kniete der Marquis und die Fürſtin; Beide hielten das Geſicht in die Hände gedrückt. So brüderlich knieten ſie neben einander, Beide in denſelben Gedanken verſenkt, darum ſo innig vereinigt. Sie waren in ſo tiefen Frieden getaucht; die Atmoſphäre der Kapelle ſchien ſie ſo warm zu umhüllen. Und ſie ſtand draußen, fröſtelnd, allein, verlaſſen in der Wüſte, wie ausgeſtoßen, getrennt von ihren geliebteſten Menſchen. Nur ein leiſes, geheimnißvolles Murmeln kam vom Altare in ihr Ohr, aber der Duft des Weihrauchs ergriff ſie mit Macht. Sie war wie berauſcht. Sie lehnte den Kopf an das Drahtgitter, das ſie *von den* Scheiben trennte; da bemerkte ſie an einem andern

Fenſter in der Kapelle, daß die Scheiben, die von außen ſo unförmlich bemalt ausſahen, nach innen himmliſche Geſichter, verklärte Geſtalten in glühenden rothen und in ſanften blauen Gewanden zeigten. Auch die Mauern der Kapelle, die außen Rinden bedeckten, waren im Innern mit herrlichen Oelbildern alter italieniſcher Meiſter geſchmückt und in Niſchen ſtanden kleine weiße Marmorſtatuen, die geiſterhaft in die Dämmerung vortraten. Nie hatte eine gewaltige Kathedrale auf Clariſſens Seele den Eindruck gemacht, wie dieſe kleine Kapelle. Es ſchien ihr, als würde es ſie beglücken, als müßte ſich all' dieſe Unruhe, die ſeit Wochen ihr Herz zerrüttete, in Frieden verwandeln, wenn ſie drinnen mit den Beiden zuſammen beten könnte. Wie oft hatte ſie in früherer Zeit von dem Glücke ſprechen hören, mit geliebten Perſonen „zum Tiſche des Herrn" gehen zu dürfen; ſie begriff Menſchen, die ſo ſprachen, nur halb; jetzt glaubte ſie ſie ganz zu verſtehen, eben ſo das Glück des Glaubens, das ihr ſo oft die Fürſtin und Andere geprieſen hatten. Glaube aber war ihr nicht mehr, was ſie bisher geglaubt hatte; drinnen, in dieſer Kapelle war er heimiſch, dieſer Glaube, der beglückte. Ihr Thomas a Kempis, ihr „Geiſt des Chriſtenthums," Alles, was ſie mit dem Marquis geleſen, was er zu ihr geſagt, trat ihr lebhaft vor die Seele, als ob ſie es jetzt wieder von ſeiner lebendigen Zunge hörte. Wie ſehr mußte ſie bis jetzt Welt und Menſchen mißverſtanden haben! Dieſer Marquis, dieſer gebildetſte aller Männer, den auch Dr. Neuberg für den klarſten Geiſt hielt, dieſer ſelbe Marquis betete drinnen ſo inbrünſtig, ſo fromm! Dieſe Frömmigkeit muß alſo mit klarſter Einſicht, mit hoher Bildung und Edelſinn, kurz mit all' den herrlichen Eigenſchaften dieſes Mannes, den ſie ſo ſehr liebte, in Harmonie ſein können. Sie könne nur, dachte ſie, die Möglichkeit dieſer Harmonie nicht faſſen; dazu müſſe ihr Verſtand zu beſchränkt ſein. Sie müſſe an dieſe Möglichkeit *glauben*, und da ihr der Marquis dieſes Beiſpiel gab, müſſe dieſe Harmonie unendlich ſchön, ja ein Ziel ſein, das man aufs Innigſte wünſchen müſſe. So dachte

ſie und erſchrak vor dieſen Gedanken und verſtand ſich ſelbſt nicht mehr.

Die Freunde traten endlich aus der Kapelle. Noch lag ein Ausdruck der innern Sammlung auf ihren Zügen; ihre ganze Erſcheinung war noch wie in einen Schleier der Andacht gehüllt. Clariſſe trat unwillkürlich einen Schritt zurück, um ſie nicht zu ſtören und ſie gingen, wohl lächelnd, aber ſchweigend an ihr vorüber. Schweigend gingen ſie weiter und ſchweigend folgte ſie ihnen. Endlich ſah ſich die Fürſtin nach ihr um und unterdrückte einen Seufzer. Clariſſe ſchlug die Augen nieder. Ein Gefühl der Scham überkam ſie; ſie erſchien ſich ſo arm, ſo öde neben dieſen beiden Pilgern.

Erſt im Gewühl der Hofleute fiel die ganze Stimmung wie ein Traum von ihr; ſie ſagte ſich mit Ruhe, daß die Stunde an der Kapelle einen tiefen Eindruck auf ſie gemacht und daß ſie die Fürſtin nicht wieder begleiten wolle. Aber am nächſten Tage ſchloß ſie ſich ihr doch wieder an. Es lag eine ſo tiefe Luſt in dem Gefühle, das ſie vor der Thür der Kapelle empfunden hatte, und ſie empfand es wohl, eine ſolche Gefahr, daß es ſie mit jenem der Gefahr eigenen Magnetismus dahinzog. So auch den dritten und alle folgenden Tage, bis es ſich von ſelbſt verſtand und es wie zu ihrem Amte gehörte, daß ſie die Fürſtin auf dieſem Gange begleitete.

Was ſie von dieſen Gängen gehofft hatte, eine neue Annäherung des Marquis, hatte ſich freilich nicht erfüllt, aber ſie war ihm doch nahe in den Stunden, die ihm offenbar von Bedeutung waren. Aber vor der Thür der Kapelle fühlte ſie es ſo klar, wie ſehr ſie von ihm getrennt war, und die menſchliche Seele ſucht dieſe Momente mit beſonderer Vorliebe auf, die ihr Unglück ihr in ganzer Tiefe vergegenwärtigen. Und je ſchweigſamer, je zurückhaltender ſich der Marquis gegen ſie benahm, deſto lieber wurden ihr die Stunden, in denen ſie ſich, wie bei jener erſten Wallfahrt, ſagen konnte, daß ſie einſam war, verlaſſen, allein.

Dieſes Gefühl wurde noch dadurch erhöht, daß die Fürſtin, ihrem Verſprechen gemäß, ihr nicht mehr von Religion ſprach. Wie gern hätte ihr Clariſſe einmal geſagt, wie ſehr ſich ihre Anſichten geändert und was ſie empfinde, wenn ſie ſie und den Marquis am Altare ſehe. Daß der Marquis, den ſie jetzt als gläubig und fromm kannte, ihr nicht einmal wie einſt im Pfarrhauſe von religiöſen Dingen ſprach, ſchien ihr eine abſichtliche Ausſchließung; daß es nicht Kälte oder Gleichgültigkeit war, das ſagte ihr die tiefe Traurigkeit, mit der er manchmal ein Wort mit ihr wechſelte und die ihn plötzlich überfiel, ſelbſt bei der heiterſten Stimmung, wenn ſie ihre Rede an ihn richtete.

Mit Neid bemerkte ſie, wie jene beiden Fräulein v. Zellwitz, die Töchter des Beamten, die zur römiſchen Kirche übergetreten waren, weil, wie ihr Vater ſagte, es ſich ſchicke, die Religion der Herrſchaft zu haben; wie jene Fräulein ſich des Umgangs und der Geſellſchaft des Marquis öfter und auf eine innigere Weiſe erfreuten als ſie. Mit ihm und mit der Fürſtin verbrachten ſie ganze Stunden allein, und jeden Abend, ſelbſt in großer Geſellſchaft, bei Konzert und Ball, fanden ſich die Viere zuſammen, abgetrennt vom ganzen Hofe und im vertraulichſten Geſpräche vereinigt. Wie innig, dachte Clariſſe, muß das Band ſein, das ſie an einander ſchließt. Sie bilden eine kleine abgeſchloſſene Gemeinde, und umgeben von Andersgläubigen, gewiſſermaßen ausgeſtoßen, wie warm muß das Gefühl ſein, das in ihrem Kreiſe waltet. Sie erſchienen ihr faſt wie Märtyrer; und bei allem Neide fühlte ſie ſich gerührt und war es ihr, als müßte ſie dieſes Märtyrergefühl mit den Freunden tragen. Daß der Marquis mit ſo unbedeutenden Geſchöpfen, wie [illegible] Fräulein v. Zellwitz waren, ſo vertraut werden konnte, ein Beweis mehr, welch ein ſtar[illegible], über alle erhabenes Band jener Glaube, [illegible]ch ein näherungsmittel ihre ausnahmsr[illegible]. hörte ſie mit zu dem Kreiſe, [illegible] na dem ſie ſchon alte Freundſchaft ſo

außerhalb dieſes Kreiſes, und da Niemand etwas that, um ſie hineinzuziehen, mußte ſie ſich ſagen, daß ſie von aller Liebe ausgeſchloſſen ſei. Niemand nahm mehr Theil an ihr. Ach, wohin ſind die Zeiten, da ihr Seelenheil der Fürſtin noch ſchlafloſe Nächte verurſachte! Auch äußerlich vereinſamt, wie ſie es innerlich war, irrte ſie oft allein im Parke umher, durch die Wüſte bis zum Einſiedler. Es hatte ſich zwiſchen ihr und dem guten Pater Adam eine Art Freundſchaft gebildet, die ihr in ihrer jetzigen Lage von einigem Werth war. Er empfing ſie immer mit großer Freude, bewirthete ſie in ſeiner Klauſe und nahm die Geſchenke, die ſie ihm brachte, eine Flaſche guten Weins, eine Paſtete und dergleichen immer mit naivem Vergnügen hin. Er nannte dieſe Geſchenke fromme Opfer, oder ſchüchterne Verſuche der Ketzerin, ihre Seele zu retten. Es wäre Clariſſen faſt willkommen geweſen, wenn er an ſolche Worte Geſpräche über Religion oder Bekehrungsverſuche angeknüpft hätte; vielleicht hätte ihr dieſe einfältige Seele etwas geſagt, was ſie überzeugt haben würde, oder wäre ihr dadurch Gelegenheit geboten worden, einen Bekehrer zu widerlegen und ſich in ihrem Widerſtande zu bekräftigen, denn Beides war ihr, je nach ihrer Stimmung, abwechſelndes Bedürfniß. Aber es fiel dem Mönche nicht einen Augenblick ein, ſolche Thema's anzuſchlagen. Er las ſeine Meſſe, er zog ſeine Glocke, er nährte ſich von den Vorräthen, die aus dem Schloſſe geliefert wurden, und damit glaubte er ſeine chriſtlichen Pflichten vollkommen zu erfüllen. Wenn ihn Clariſſe auf religiöſe Geſpräche brachte, begnügte er ſich damit, ſie über den ihm geheimnißvollen proteſtantiſchen Glauben auszufragen. Er war ſehr erſtaunt, als ihn Clariſſe verſicherte, daß auch die Proteſtanten getauft werden, daß ſich überhaupt ſo viel Chriſtliches in dieſem Glauben finde. Er war bisher der Meinung geweſen, daß die Proteſtanten gar nichts glaubten. Allerdings ſchüttelte er den Kopf und ſah Clariſſen mit großen Augen an, wenn ſie ihm ſagte, daß die Proteſtanten von den Heiligen und von der *Unfehlbarkeit* des Papſtes nichts wiſſen wollen — aber er blieb

bei der Verwunderung ſtehen, ohne ſich weiter über die Urſachen aufklären zu wollen, wie er es überhaupt mehr liebte, ſich zu verwundern, als irgend ein Ding oder einen Gedanken zu beurtheilen oder zu prüfen. Bei ſolchen Gelegenheiten ſchlug er die dicken Hände zuſammen und ſagte ohne alle Aufregung: Es iſt ſonderbar, oder: Das iſt kurios! Nun meinetwegen! Halt es Jeder, wie es ihm Spaß macht! Wenn ſich der Menſch dabei nur wohl befindet! Für die Seele ſorgt die Allerbarmung Gottes.

Dieſe Reden, dieſes Benehmen des Kapuziners verwirrten und beruhigten ſie zugleich. Hatte ſie ſich ehemals vom Katholizismus nicht eben ſo falſche und übertriebene Vorſtellungen gemacht, wie der Pater vom Proteſtantismus? — Und dieſe Gutmüthigkeit, dieſe Naivetät des Mönches!

Das alſo iſt ein Mönch! Ein Mönch! Sie verglich ihn mit der hagern, fanatiſchen, wilden Geſtalt, die in ihrer Phantaſie lebte, die geifernd eifert, die immer bereit iſt, den Holzſtoß zu ſchichten und anzuſtecken und dazu Pſalmen zu ſingen. Sie ſchämte ſich, ſie bat die Fürſtin in ihrem Herzen um Vergebung für all das Unrecht, das ſie ihr und ihrem Glauben gethan, und wünſchte ſehnlichſt, ſie die Aenderung ihrer Anſichten kennen zu laſſen, ihr zu ſagen, daß ſie theilweiſe bekehrt ſei.

Eines Tages freilich machte ſie der Mönch mit einigen Worten ſtutzig. Sie hatte ihm eben wieder „eine Opfergabe“ gebracht und ſaß bei ihm, in den wenigen Erbauungsbüchern blätternd, die vor ihr auf dem Tiſche lagen, als er plötzlich an ſie herantrat, die Hand auf ihre Schulter legte und mit halblauter Stimme ſagte: „Mein gutes Fräulein, es wäre freilich ſehr wünſchenswerth, wenn Sie in den Schooß der allein ſelig machenden Kirche zurückkehren wollten; aber ich [illegible] Sie es wollen. Wenn Sie es nicht wollen [illegible] zugeflüſtert haben, daß es [illegible]

Clariſſe ſah ihn fr[illegible] es eine ernſtliche Wan[illegible]

„Wenn Sie sich wirklich und freiwillig bekehren wollen, kommen Sie nur zu mir; ich werde Sie nicht mit einem allzulangen und ausführlichen Glaubensbekenntniß plagen.“

„Ich danke Ihnen,“ lächelte Clarisse, „zur Zeit glaube ich noch nicht, von Ihrer Güte Gebrauch machen zu müssen.“

„Ist auch gut,“ antwortete der Kapuziner.

Die Worte des Mönches gaben ihr Manches zu denken; zuletzt sagte sie sich, daß er wohl etwas von den ehemaligen Bekehrungsversuchen der Fürstin gehört hatte, und daß er, die Veränderung der Dinge nicht kennend, seine Worte auf Jene beziehe. Sie vergaß die Warnung, wohl aber erinnerte sie sich der Versicherung, daß er sie mit ausführlichen Glaubensbekenntnissen nicht plagen wolle.

Wären doch Alle so offen und aufrichtig mit ihr gewesen, wie dieser Mönch, wie dieser neue Freund. Die alten Freunde flohen sie immer mehr; der Marquis und die Fürstin wurden immer zurückhaltender; die Entfernung zwischen ihr und diesen Freunden wurde immer größer und weiter. Wie oft träumte sie in unruhvollen Nächten, daß sie auf schönen Wiesen, in den herrlichsten Gegenden mit den Freunden luſtwandelte; plötzlich thut sich ein Abgrund auf, der sie von einander riß. Drüben stand der Marquis mit Malwine, innig vereinigt; Hand in Hand setzten sie ihren Gang fort, als ob nichts geschehen wäre, während sie diesseits des Abgrundes stand und sehnlichst die Arme nach ihnen ausbreitete. Plötzlich wendete sich die Fürstin nach ihr um und nickte lächelnd, während der Marquis sein Gesicht verhüllte. Ungeheure Angst und Sehnsucht erfaßte sie; sie wollte den Abgrund überspringen, sie sprang und sank und sank in tiefe Nacht. — Oder sie stand auf einer steilen Felsenwand; der Marquis saß, in einem Buche lesend, tief unter ihr. Sie sah hinab und wollte mit ihm lesen, da fiel eine Thräne aus ihrem Auge auf das Buch; der Marquis blickte auf und wie er Clarisse sah, verfinsterte sich sein Gesicht und er eilte in eine Grotte der Felswand, die ihn verschlang. Clarisse erwachte mit verweinten Augen.

Dieſe Träume lagen die Tage über wie ſchwere Schatten auf ihrer Seele und ſie kamen ihr plötzlich wie verwirklicht vor, als ſie eines Tages — es war ſchon ein ſonniger Märztag — eben über die Felswand ſtieg, um in die Wüſte zu gelangen, und ſie unten im Parke den Marquis erblickte, der einſam und gedankenvoll in einer Allee auf und ab ging. Sie blieb ſtehen und betrachtete ihn traurig. Wie fremd fühlte ſie ſich ihm gegenüber, dem ſie einſt ſo befreundet geweſen. Er bemerkte ſie und grüßte. Sie ſetzte ihren Weg fort, und als ſie am Fuße der Felswand ankam, ſtand er vor ihr. Er war durch die Gallerie gegangen und erwartete ſie unten an der Brücke. — Jetzt, dachte Clariſſe, muß ich erfahren, was uns trennt. — Sie war entſchloſſen, ihn gerade zu fragen, aber er ſchien ihr entgegenkommen zu wollen.

„Clariſſe," ſagte er traurig und faßte ihre Hand, „wie ich Sie da oben auf dem Felſen ſtehen ſah, war es mir, als ſtänden Sie in einer fernen Welt. Doch iſt es nur eine künſtliche Felswand. Der Frühling erwacht; ſehen Sie, wie ſchön es ringsum geworden; die Vögel fangen zu ſingen an. Clariſſe, wir haben noch keinen Frühling zuſammen erlebt. Nichts als Winter, traurigen Winter! Ich muß mit Ihnen ſprechen, ich muß! Das Gefühl, das mich zu Ihnen zieht — verzeihen Sie, ich will ſagen das Gefühl, das mich bei Ihrem Anblicke übermannte, zwingt mich. Clariſſe, wie fremd ſind wir uns geworden!"

„Sie ſind ſehr gütig, das bemerken zu wollen," ſagte Clariſſe bitter lachend.

„Seien Sie nicht bitter, Clariſſe. Vergrößern Sie nicht das Unglück, das ſchon mein Schickſal mit ſich bringt. Wäre ich unabhängig — wäre ich frei — könnte ich handeln, wie ich will — aber ich lebe in Verhältniſſen, die —"

Er ſchwieg wieder.

„Fahren Sie fort," bat Clariſſe, „
auf welches Schickſal deuten (
„Gott bewahre," rief der

Pflicht, besonders Ihnen gegenüber. Soll ich Ihre Güte für mich auf nichtswürdige Weise benutzen, um Proselyten zu machen? Nimmermehr! — Allerdings," fügte er nach einiger Zeit sanfter hinzu, „allerdings wäre es unendlich schön, wäre ich unsäglich glücklich, wenn sich diese Schranke nicht zwischen uns erhöbe. Für mich wäre es keine Schranke ... Doch, doch ... wenn ich ganz wahr sein soll ... man sieht geliebte Personen immer mit einem gewissen Schmerze außerhalb der Gedankenwelt, in der wir von Jugend auf leben, außerhalb jenes Gefühlskreises, mit dem unsere ganze Seele verwachsen ist, und von dem wir uns trotz allen Wissens, trotz aller Philosophie nicht trennen können. Es ist traurig, aber es ist so, daß eine gewisse Entfremdung, eine kalte Entfernung bleibt zwischen zwei Herzen, deren tiefste und wichtigste Jugendeindrücke so verschieden sind. Clarisse, wenn ich Sie so vor der Kapelle stehen sehe, ergreift mich ein unendliches Mitleid mit mir und mit Ihnen; ich möchte hinausstürzen, Sie auf meine Arme nehmen und Sie hineintragen vor den Altar, vor meinen Altar, vor den Altar jener herrlichen Fürstin, die Sie so innig liebt. ... Verzeihen Sie, ich habe mich hinreißen lassen .. sprechen wir nicht weiter über diesen Gegenstand; Sie könnten mich verkennen, Sie könnten mich mißverstehen."

Clarisse hätte ihn im Gegentheile gern gebeten fortzufahren, wenn sie nicht durch eine zitternde Stimme ihre Aufregung zu verrathen gefürchtet hätte. Also er dachte an sie, wenn er drinnen in der Kapelle war, mit derselben Sehnsucht, die sie zu ihm hineinzog. Eine so gute Botschaft hatte sie seit lange nicht gehört; welches weitere Geständniß konnte sie noch erlangen? Wie hätte sie in diesem Augenblicke Anderes denken können? Nunmehr wußte sie ja auch, was ihn von ihr trennte. Wie verächtlich schien ihr diese Schranke, die ihn unglücklich machte. Sie war ja frei; er war es nicht; sollte sie ihm nicht ein Opfer bringen? Solche Gedanken jagten sich mit Blitzesschnelle durch ihren Kopf, aber sie hatte nicht Zeit, sie zu sichten und sie näher zu

prüfen; der Marquis leitete ſchnell das Geſpräch auf andere Gegenſtände, der edle Marquis, der ſie nicht überreden wollte, und als hätte er doch nach dieſen mangelhaften Geſtändniſſen eine Laſt vom Herzen, ging er froher neben ihr einher, wie in den guten alten Zeiten im Garten des Pfarrhauſes, und ſprach ſo innig, ſo warm, ſo unbefangen wie damals. Es war der alte gute Freund und manche böſe Grille, die Clariſſe in dieſen Wochen geplagt, ja recht ſehr unglücklich gemacht hatte, wie zum Beiſpiel eine ſtille Eiferſucht auf die Fürſtin, verflog, als wäre ſie nie dageweſen. Sie war wieder glücklich und bevor man ins Schloß zurückkehrte, war es verabredet, daß die gemeinſchaftlichen Arbeitsſtunden, die im Pfarrhauſe ſo ſchön waren, wieder aufgenommen werden ſollten.

* * *

Sie ſaßen wieder an einem Tiſche, vor demſelben Buche wie ehemals. Der Marquis war ein eifriger Lehrer, er wußte jedes Buch zu ergänzen, er hatte überall etwas Belehrendes hinzuzufügen — aber er war wieder in die Zurückhaltung, die vor dem Geſpräch im Parke Clariſſe von ihm entfernte, zurückgefallen. Er war geſprächig, er war freundlich — aber über das, was ſie bewegte, beobachtete er ein ausdauerndes Schweigen. Sie mußte ſich gewaltſam an jene Geſtändniſſe erinnern, um nicht wieder den frühern Trübſinn aufkommen zu laſſen. Der Frühling erwachte mit ganzer Macht, alle jene Ahnungen weckend, die das Herz bewegen, wie das Schwellen der Erde die Schollen des friſchen Ackerfeldes. Es war ihr, als müßte ihr jeder Tag ein Glück bringen und dieſes Glück geſtaltete ſich in ihren Gedanken zu einer Bitte des [redacted]ofer zu bringen. Je trauriger, zurück[redacted] deſto feſter wurde der Entſchluß in [redacted]

Aber er ſprach die Bitte nicht [redacted]

taner Trennung herbei [redacted]

Es war wenige [redacted]

Abſchied von Clariſſen. „Ich werde Sie," ſagte er, „vor und während der Feiertage ſelten ſehen können. Die Fürſtin zieht ſich in die Einſamkeit zurück, um ſich für die Feſttage vorzubereiten. Nur die Fräulein v. Zellwitz und ich ſollen bei ihr ſein. Wir ſind eine ſo kleine Gemeinde. Wenn ich auch für mich allein ſolche Andachtsübungen nicht vornehmen würde, ſo leiſte ich der Fürſtin doch gern Geſellſchaft; ja es iſt mir eine hohe Freude, an ihrer Andacht Theil zu nehmen. Gibt es ein ſchöneres Schauſpiel, als den Anblick einer weiblichen, einer ſolchen Seele, die ſich ganz in ihren Glauben verſenkt? Ein ſolcher Anblick beſtärkt mich immer in der Meinung, daß die katholiſche Religion die Religion des Weibes ſei! Ich begreife einen Mann als Proteſtanten, eine Frau — verzeihen Sie — ich kann es mir nicht recht denken; muß ſich die weibliche Seele da nicht wie in einem fremden Elemente fühlen?"

Clariſſe ſchwieg.

„Aber," fuhr der Marquis fort. „Sie haben noch meinen Thomas a Kempis, das Buch kann für Sie keinen Werth haben; ich brauche es dieſer Tage. Geben Sie es mir zurück; ich tauſche es für ein recht ſchönes Buch aus — ich gebe Ihnen Molière oder Shakeſpeare dafür."

Clariſſen ſchnitten all dieſe Worte durchs Herz; die letzten klangen faſt wie Hohn und thaten ihr beſonders wehe. Sie ſollte ſich von dem Buche trennen, das ſo lange das liebſte Andenken von dem Marquis geweſen, mit welchem ſie die ſchönſten Stunden der Erinnerung feierte? das ihr Vertrauter war? das in ihrem Leben eine ſo entſcheidende Rolle ſpielte? Aber gekränkt, wie ſie war, wollte ſie dieſes auch nicht nur andeuten und ſagte: „Sie irren ſich, Marquis; ich nehme weder Molière noch Shakeſpeare für dieſes Buch; ich liebe es, es erbaut mich."

„O," rief der Marquis, „theure Freundin, welch ein Wort! *Behalten Sie* das Buch für ewig, wenn Sie es lieben, wenn *es Sie erbaut*. Wie hätte ich das ahnen können! Aber wiſſen

Sie Eins, das Sie sich vielleicht noch nicht gesagt haben: Wer Thomas a Kempis liebt, ist katholisch."

So sprechend hatte er ihre Hand gefaßt und ehe sie sich dessen versah, einen Kuß auf ihre Stirn gedrückt und das Zimmer verlassen. Sie fühlte nur diesen Kuß; es war ihr wie ein Traum. Als sie erwachte, eilte sie an den Schrank, zog rasch das Buch hervor, dem sie den Kuß verdankte und gab ihn ihm zehnfach zurück.

Auf diese glückliche Stunde folgten Tage, die öde gewesen wären, wenn sie nicht die Erinnerung an dieses Uebersprudeln des Gefühls im Herzen des Marquis belebt hätten. Sie wußte nun klar, was er wollte. O, warum gebot er ihr nicht! Sie wollte ja nur gehorchen — und selbst wenn sie sich kaltblütig prüfte und sich sagte, daß sie mit ihrem Uebertritt einen Verrath an sich selber beginge — er verlange, er gebiete Alles! — für ihn wollte sie auch einen Verrath an sich selber begehen.

Aber der erste Ostertag kam heran; die Fürstin wallfahrtete mit dem Marquis und den Fräulein Zellwitz zur Einsiedelei; Clarisse wurde zu dem Gange nicht eingeladen wie sonst. Sie stand im Korridor, als die Pilger an ihr vorüberzogen; große Feierlichkeit lag auf dem Gesichte der Fürstin Malwine. Sie bemerkte die Freundin kaum und ging vorüber. An dem hohen Festtage wollte sie die Wallfahrt wohl nicht in Gesellschaft einer Ketzerin machen. Clarisse ging traurig auf ihre Stube. So war es auch am andern Ostermorgen. Ein lächelnder Frühlingstag, holder Vogelgesang, Alles lud sie in den Park, auf den Weg, aber die Fürstin ging theilnahmlos an ihr vorüber. Wie war sie gedemüthigt; das ganze Gefühl der Verlassenheit überkam sie wieder. Aber sie lächelte freudig, als sie des Nachmittags allein im Parke spazierte und die Fürstin, auf dem Wege zur Kapelle, sie zwar schweigend, aber mit einer freundlichen Kopfbewegung ihr zu folgen einlud. Sie schloß sich an den Zug an und folgte schweigend, da auch die Andern schwiegen.

An der Kapelle angekommen, war es ihr, als müßte sie der

Marquis auffordern, mit einzutreten. Aber er folgte den Damen, ohne ein Wort zu ſagen. Die Thüre fiel zu und ſie blieb draußen, wie ſonſt. Alle die Gedanken und Gefühle, die in ihrem Herzen mit dieſem Orte ſo zu ſagen verwachſen waren, und die ihr hier ſchon, wie eine Gewohnheit des Herzens, von ſelber kamen, beſtürmten ſie heute mit beſonderer Lebhaftigkeit. Die ſtille, andächtige öſterliche Frühlingsluft trug zu deren größerer Lebhaftigkeit vielleicht eben ſo viel bei, als die Veränderung, die ſeit dem Kuſſe des Marquis mit ihr vorgegangen. Ein leiſes Summen und Murmeln ließ ſich in der Kapelle hören und es traten ihr die Thränen in die Augen. Plötzlich erhoben ſich zwei junge Stimmen in der Kapelle und ſangen:

Und ſie ſahen hinein
Und wurden gewahr,
Daß der gewaltige Stein
Abgewälzet war.
Und ſie gingen hinab
In Jeſu Grab
Und ſahen einen Jüngling zur rechten Hand.
Der trug ein langes weißes Gewand.
Der ſprach, als ſie Jeſum nicht fanden:
Jeſum von Nazareth ſuchet Ihr?
Der iſt nicht hier,
Er iſt auferſtanden.

Sie kannte die Stimmen. Es waren die Fräulein v. Zellwitz, aber ſo glaubte ſie ſie noch nicht gehört zu haben. Es lag eine ſolche unendliche Innigkeit, eine ſolche Gläubigkeit und Andacht in dieſen Tönen! Plötzlich fielen ihr die Worte des Marquis ein: Jetzt, ſagte ſie ſich, denkt er an mich, jetzt hat er Mitleid mit mir; er möchte herausſtürzen, mich auf ſeine Arme nehmen, mich hineintragen vor den Altar, vor ſeinen Altar! — Die Thränen, die ihre Augen füllten, ſtürzten unaufhaltſam hervor und ergoſſen ſich über ihre Wangen. Das Lied, ſo einfach es war, zog ſie immer mächtiger an — ſie ſtand an der

hür, sie lag auf der Schwelle, ehe sie es dachte, und drückte en heißen Kopf an den Pfosten. Da sprang die Thür auf, der Marquis umfaßte sie und trug sie hinein, wie er es gesagt und ie sie es geträumt hatte.

Als sie wieder herauskam, sah sie um sich, als wäre sie in iner fremden Welt; sie legte die Hand an die Stirn, wie um ch zu besinnen. So ging sie schwankend weiter; die beiden räulein v. Zellwitz faßten sie unter den Armen, um sie auf- echt zu halten, denn sie strauchelte bei jedem Schritt auf dem einigen Boden. Die Fürstin ging voraus, ohne sich umzu- hen. Mit großen Schritten ging sie dem Schlosse zu; die feier- che Miene von heute Morgen, die milde von heute Nachmittag ar einem etwas harten Ausdrucke des Triumphes gewichen. Der Marquis war nicht bei den Heimkehrenden; er war in der apelle geblieben.

Den Abend verbrachte Clarisse mit der Fürstin allein; sie aß ihr zu Füßen auf einem Tabouret und suchte sich noch zu assen, während ihr Malwine Scheitel und Wangen streichelte, e mit Liebkosungen überhäufte und sie ihre liebe Bekehrte, ihre unge Christin, ihre gerettete Seele nannte. Sonst war Nie- and sichtbar; die Fürstin wollte es so; sie wollte sich ganz und ngestört über das schöne Osterfest freuen, das ihr Clarisse so ehr, so würdig verschönt hatte.

Aber der Marquis blieb unsichtbar; auch am nächsten Mor- en war er nirgends zu sehen. Clarisse hatte die ganze Nacht ein Auge geschlossen und durchirrte mit einem wüsten Kopfe Schloß und Park nach allen Richtungen. Sie empfand ein Ge- ühl, das sie noch nie empfunden hatte; es war [redacted] e ein böses Gewissen so hin und her. Ein Blick [redacted] es Mannes, den sie liebte, ein Wort von ihm [redacted] en sei, daß er ihr Opfer anerkenne [redacted] inen Schritt näher fühlte, würde [redacted] uchte ihn wie eine Erlösung; sie [redacted] Brücke, die über den kleinen See [redacted]

Marquis auffordern, mit einzutreten. Aber er folgte den Damen, ohne ein Wort zu sagen. Die Thüre fiel zu und sie blieb draußen, wie sonst. Alle die Gedanken und Gefühle, die in ihrem Herzen mit diesem Orte so zu sagen verwachsen waren, und die ihr hier schon, wie eine Gewohnheit des Herzens, von selber kamen, bestürmten sie heute mit besonderer Lebhaftigkeit. Die stille, andächtige osterliche Frühlingsluft trug zu deren größerer Lebhaftigkeit vielleicht eben so viel bei, als die Veränderung, die seit dem Kusse des Marquis mit ihr vorgegangen. Ein leises Summen und Murmeln ließ sich in der Kapelle hören und es traten ihr die Thränen in die Augen. Plötzlich erhoben sich zwei junge Stimmen in der Kapelle und sangen:

Und sie sahen hinein
Und wurden gewahr,
Daß der gewaltige Stein
Abgewälzet war.
Und sie gingen hinab
In Jesu Grab
Und sahen einen Jüngling zur rechten Hand.
Der trug ein langes weißes Gewand.
Der sprach, als sie Jesum nicht fanden:
Jesum von Nazareth suchet Ihr?
Der ist nicht hier,
Er ist auferstanden.

Sie kannte die Stimmen. Es waren die Fräulein v. Zellwitz, aber so glaubte sie sie noch nicht gehört zu haben. Es lag eine solche unendliche Innigkeit, eine solche Gläubigkeit und Andacht in diesen Tönen! Plötzlich fielen ihr die Worte des Marquis ein: Jetzt, sagte sie sich, denkt er an mich, jetzt hat er Mitleid mit mir; er möchte herausstürzen, mich auf seine Arme nehmen, mich hineintragen vor den Altar, vor seinen Altar! — Die Thränen, die ihre Augen füllten, stürzten unaufhaltsam hervor und ergossen sich über ihre Wangen. Das Lied, so einfach es war, zog sie immer mächtiger an — sie stand an der

Thür, sie lag auf der Schwelle, ehe sie es dachte, und drückte den heißen Kopf an den Pfosten. Da sprang die Thür auf, der Marquis umfaßte sie und trug sie hinein, wie er es gesagt und wie sie es geträumt hatte.

Als sie wieder herauskam, sah sie um sich, als wäre sie in einer fremden Welt; sie legte die Hand an die Stirn, wie um sich zu besinnen. So ging sie schwankend weiter; die beiden Fräulein v. Zellwitz faßten sie unter den Armen, um sie aufrecht zu halten, denn sie strauchelte bei jedem Schritt auf dem steinigen Boden. Die Fürstin ging voraus, ohne sich umzusehen. Mit großen Schritten ging sie dem Schlosse zu; die feierliche Miene von heute Morgen, die milde von heute Nachmittag war einem etwas harten Ausdrucke des Triumphes gewichen. Der Marquis war nicht bei den Heimkehrenden; er war in der Kapelle geblieben.

Den Abend verbrachte Clarisse mit der Fürstin allein; sie saß ihr zu Füßen auf einem Tabouret und suchte sich noch zu fassen, während ihr Malwine Scheitel und Wangen streichelte, sie mit Liebkosungen überhäufte und sie ihre liebe Bekehrte, ihre junge Christin, ihre gerettete Seele nannte. Sonst war Niemand sichtbar; die Fürstin wollte es so; sie wollte sich ganz und ungestört über das schöne Osterfest freuen, das ihr Clarisse so sehr, so würdig verschönt hatte.

Aber der Marquis blieb unsichtbar; auch am nächsten Morgen war er nirgends zu sehen. Clarisse hatte die ganze Nacht kein Auge geschlossen und durchirrte mit einem wüsten Kopfe Schloß und Park nach allen Richtungen. Sie empfand ein Gefühl, das sie noch nie empfunden hatte; es war ihr, als jagte sie ein böses Gewissen so hin und her. Ein Blick in das Gesicht des Mannes, den sie liebte, ein Wort von ihm, daß er zufrieden sei, daß er ihr Opfer anerkenne, daß er sich ihr jetzt um einen Schritt näher fühlte, würde sie wieder beruhigen. Sie suchte ihn wie eine Erlösung; sie fand ihn nicht. Dort an der Brücke, die über den kleinen See in die Wüste führte, an der

Stelle, die ihr theuer geworden war, hielt sie nach einer wiederholten, vergeblichen Streiferei durch den Park müde und niedergeschlagen. Wenn der Marquis sie suchte, mußte es ihm sein Herz sagen, daß er sie dort finden werde. Aber Minute auf Minute verfloß langsam und träge, wie das dünne, ärmliche Wasser, das in Tropfen vom Felsen in den traurigen See fiel. An das Geländer gelehnt, blickte sie in das Wasser, das trüb ihr trübes Bildniß wiederstrahlte.

So fand sie Fräulein Zellwitz. „Wo steckst du, Clarisse? Ich suche dich überall. Die Fürstin schickt mich dir nach, ich soll dich nicht allein lassen."

Ohne weiter darüber nachzudenken, warum sie die Fürstin nicht allein lassen wollte, fragte sie hastig: „Weißt du nicht, wo der Marquis ist? Du mußt es wissen."

„Der Marquis," antwortete Fräulein Zellwitz gleichgültig, „der Marquis ist in dieser Nacht abgereist."

„Abgereist!" rief Clarisse erschrocken, „und wohin?"

„Ich weiß es nicht."

„Und wann kommt er wieder?"

„Ich weiß es nicht; vielleicht kommt er gar nicht wieder."

„Gar nicht wieder?!" rief Clarisse entsetzt.

„Wer kann bei diesen Herren wissen?" fuhr die Zellwitz eben so ruhig fort, „wer kennt ihre Geschäfte und ihre Wege? Wer weiß, welcher Befehl ihm plötzlich zukam. Der Marquis kann ja nicht selbst über sich verfügen, er muß gehorsam sein, er hängt von Andern ab."

„Emilie, ich sehe, du weißt etwas von den Verhältnissen des Marquis," sagte Clarisse hastig, „was ist es mit ihm? Von wem hängt er ab?

„Richtig," sagte die Zellwitz, „ich habe vergessen — du bist nicht eingeweiht. Nun, jetzt gehörst du ja zu uns, und ich darf es dir wohl sagen. Siehst du, das mußte ein strenges Geheimniß sein; hätte man hier gewußt, wer der Marquis eigentlich ist, das hätte bei diesen Protestanten einen schrecklichen Lärm

abgegeben, sie hätten sich sammt und sonders für verrathen und verkauft geglaubt. Darum konnte der Marquis nicht in seiner wahren Gestalt auftreten und darum hat sich die Fürstin auch einen Mann ausgebeten, dem man seinen Stand so wenig ansieht. Du kennst ja die schändlichen Vorurtheile gegen den Orden."

„Orden?" fragte Clarissa mit aufgerissenen Augen, „gehört der Marquis einem Orden an?"

„Nun freilich, verstehst du denn nicht?"

„Welchem Orden, um des Himmelswillen? Du folterst mich."

„Nun, dem Orden der Gesellschaft Jesu," erwiderte die Zellwitz ungeduldig.

„Er ist ein Jesuit?" schrie Clarisse.

„Nun freilich! Was hast du, Clarisse? Du siehst ja schrecklich aus!"

Und schrecklich sah sie in der That aus. Die Augen traten aus ihren Höhlen, ihre Hände zuckten krampfhaft, während ihr ganzer Leib unbeweglich, wie erstarrt dastand. Die Zellwitz wollte nach Hülfe schreien, als sich plötzlich Clarisse, wie es schien, beruhigter, selber nach allen Seiten wie Hülfe suchend umsah; dann faßte sie den Kopf mit beiden Händen und schloß die Augen. So, geschlossenen Auges, fragte sie mit tonloser Stimme: „Die Fürstin, sagst du, hat ihn kommen lassen?"

Die Zellwitz, froh, wieder ihre Stimme zu hören, antwortete rasch und eifrig: „Allerdings — Herr von Holland sprach ihr vom Marquis — er kannte ihn, er schrieb im Namen der Fürstin nach Freiburg in der Schweiz — wenige Tage, nachdem du entflohen warst — der Marquis konnte aber nicht gleich kommen — er war damals in Rußland, wo er eine Fürstin bekehrte."

Da lachte Clarisse so laut, daß die Zellwitz noch tiefer erschrak als vorhin. Sie faßte ihre Scheitel und riß daran, dann rief sie immer *lachend:* „Bekehrt, betrogen, bekehrt!"

So lachend und rufend bog sie sich tief über das Geländer der Brücke und stürzte in den See. Auf das Geschrei der Zellwitz eilte Pater Adam herbei, der in der Nähe auf einem einzelnen Felsblocke gestanden und in den schönen Frühlingsabend hineingeblickt hatte.

„Was ist? was ist?" fragte der gute Pater.

„Retten Sie, retten Sie," rief Fräulein Zellwitz am Ufer hinlaufend, „hier, hier, Clarisse!"

„Da haben wir's," murmelte der Kapuziner, indem er sofort ins Wasser sprang. Er tauchte unter und kam gleich darauf mit Clarissen unter dem rechten Arme hervor. Auf seinen starken Armen trug er sie wie ein Kind in die Einsiedelei, immer murmelnd: „Da haben wir's. Gutes Fräulein; armes Fräulein! Das ist die Folge der gestrigen heiligen Handlung. Schöne heilige Handlung. Schöne Art die Seele zu retten. Nun sie ist noch ganz warm — wir werden sie besser retten, als der Jesuit."

Die Zellwitz folgte ihm, und den Bemühungen der Beiden gelang es bald, wieder Lebenszeichen hervorzurufen. Clarisse schlug endlich die Augen auf und lachte, wie sie vorhin gelacht hatte, als sie von der Brücke stürzte; sie lachte noch, als man sie bei später Dunkelheit in aller Stille ins Schloß brachte, und sie lachte noch nach mehrtägiger Pflege. Sie war wahnsinnig. So erklärte der Hofarzt und versprach darüber zu schweigen.

Da sie katholisch war, übergab man Clarissen der Pflege eines im nächsten katholischen Lande gelegenen Nonnenklosters. Dort ist sie uns verschwunden.

Gräfin Saſſari.

Auszug und Bearbeitung einer Handſchrift aus dem achtzehnten Jahrhundert.

Die Begebenheit, die ich hier in meinen alten Tagen aufzeichne, weil ſie mir ſehr merkwürdig erſcheint, habe ich von Anfang bis zu Ende zum größten Theil als Augenzeuge mit erlebt, und konnte ich auch nicht überall einen Einblick haben und alle Geheimniſſe erfahren, ſo habe ich doch genug mit angeſehen, um das Ganze in einem gewiſſen Zuſammenhange erzählen zu können. Vielerlei Papiere und Briefe ſind noch in meinem Beſitz, die mein Gedächtniß unterſtützen und zugleich als Zeugniſſe meiner Wahrhaftigkeit dienen mögen, wenn man etwa die Treue dieſer Erzählung bezweifeln wollte. Die Herren bedenken nicht immer, welche aufmerkſamen Beobachter ſie an ihren Dienern beſitzen. Ich aber habe dieſe ganze Begebenheit, gewiſſermaßen wie der Chorus in der griechiſchen Tragödie, bei Seite ſtehend und als Diener und Zuſchauer zugleich, beobachtet, nämlich als Maître d'Hôtel oder Haushofmeiſter des Herrn von Chatelard im Waadtlande. Mein Name iſt Jean Samuel Baud und ich ſtamme aus einer alten und guten Familie, welche in der Geſchichte der Republik Genf viel genannt wird, durch viele Geſchlechter ſehr angeſehen war, aber nach der Reformation und nachdem ſo
Fremde nach Genf gekommen und die alten Geſchlechter
drängten, in Armuth verſank. In meiner Jugend wi

mich der Gottesgelahrtheit, und ich hatte meine Studien beinahe vollendet, als ich mit einem Jugendfehler die ehrwürdige Gesellschaft, la Vénérable Compagnie der Genfer Geistlichkeit gegen mich erzürnte und jede Aussicht auf eine Anstellung in Genf verlor, da die ehrwürdige Kompagnie daselbst alle Stellen vergab und allmächtigen Einfluß hatte. Ich mußte mich entschließen, eine weltliche Laufbahn zu beginnen, und da die Zeit drängte, weil sonst die Person, mit der ich mich versündigt hatte, in Schande und Elend versunken wäre, nahm ich eine ganz niedrige Bedienstung im Hause des Herrn von Chatelard an. Mein Brodherr erkannte bald, daß ich mehr Wissen besaß, als einem Lakaien nothwendig war, und als frommer Herr berücksichtigend, daß ich doch einmal dem geistlichen Stande bestimmt gewesen, stellte er mich schon nach zwei Jahren an die Spitze seiner zahlreichen Dienerschaft als Oberhofmeister und verwendete mich von Zeit zu Zeit auch als Sekretarius, indem er mir Briefe diktirte, allerlei Schriftstücke aufzusetzen und manche alte Dokumente zu kopiren oder aus dem Lateinischen in das Französische zu übersetzen befahl. Wir bewohnten ein weitläufiges Landhaus, das auf einem Hügel in der Nähe von Nyon lag und das bis auf meinen Herrn den Namen Bellevue trug, nachdem es aber mein Herr bezogen, Mont-Tabor genannt wurde; diesen biblischen Namen erhielt es, weil es der geistliche Sammelplatz aller der wegen der Religion von König Ludwig XIV. verfolgten, in diese Gegend flüchtenden Franzosen wurde. Sie waren es, diese Flüchtlinge, welche dem Hügel und dem Landhause diesen Titel erfanden, um meinem Herrn und seiner Frömmigkeit damit zu schmeicheln, denn sie dankten ihm viel, da er manche dieser Flüchtlinge, die hülflos in die Fremde gestoßen waren, durch Jahre beherbergte und ernährte. Monsieur de Chatelard war nicht nur ein sehr reicher, sondern auch ein sehr mächtiger und einflußreicher Herr. Er war nicht nur mit den adeligen Geschlechtern und mit der Geistlichkeit von Genf aufs Innigste verbunden, er stand auch bei den mächtigen Herren von Bern im

größten Ansehen. Sie schätzten ihn als Ihresgleichen, weil er aus einem der wenigen Geschlechter stammte, die sich in diesen Gegenden gleich nach der Eroberung des Waadtlandes durch die Berner an ihre Herrschaft und an die Reformation anschlossen, und weil er viel dazu beigetragen, daß die Versammlung der Abgeordneten der guten Städte, welche sonst in Nyon stattgefunden und welche man wieder herstellen wollte, nicht zu Stande kam und so die unbeschränkte Herrschaft der Berner über das Land forterhalten wurde. Sie hatten den Herrn von Chatelard in seiner Jugend sogar zum Bailly von Nyon machen wollen, obwohl sie die einheimischen Waadtländer sonst von diesen einträglichen und wichtigen Stellen fern hielten und dieselben nur mit ihren Söhnen besetzten. Der Bailly, der im Schlosse von Nyon residirte und das Land im Namen der Berner Herren regierte, bewies ihm immer die größte Aufmerksamkeit und zog ihn in wichtigen Angelegenheiten, die das Land betrafen, oft zu Rathe. Herr von Chatelard benutzte seinen Einfluß niemals zu seinem eigenen Nutzen, wohl aber zum Besten der Religion und der wegen der Religion Verfolgten und Flüchtigen, welche damals das Land erfüllten. Es wird behauptet, daß er an jener trotzigen und muthigen Antwort, welche die Herren von Bern betreffs der französischen Flüchtlinge dem Könige Ludwig XIV. gegeben und welche damals das Erstaunen und die Bewunderung der Welt erregte, großen Theil hatte, daß er es war, der ihnen die Zuversicht einflößte, mit welcher sie dem mächtigen Könige zu Gunsten der Hugenotten, nach der Aufhebung des Edictes von Nantes und nachdem der Religionskrieg im Süden erdrückt worden, entgegentraten.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts mochte Herr von Chatelard sechzig Jahre alt sein und in dieser Zeit [redacted] Geschichte, die ich hier erzählen will. Ich [redacted] war am 11. Juli 1702, als mir [redacted] zwei Uhr Nachmittags mit [redacted] an den See hinabzusteigen [redacted]

um zwei Uhr auf den Weg machte, ſchloß ſich zu meinem Erſtaunen Herr von Chatelard ſelbſt mit ſeinem Sohne Elias und Herrn Beſſon, einem franzöſiſchen Prediger, und mehreren anderen in unſerem Hauſe verweilenden franzöſiſchen Flüchtlingen von edler Geburt unſerem Zuge an. Herr von Chatelard ſaß zu Pferde, hatte ſeinen dreieckigen Hut, ſeine Allongeperücke aufgeſetzt, ſeinen ſchwarzſammetnen mit Silbertreſſen und Spitzen beſetzten Rocquelor angezogen und ſeinen ſilbernen Degen umgeſchnallt; auch ſein Sohn Elias war in Galatracht, und ſo hatten auch die anderen Herren ihre beſſeren Kleider angethan. Ich ſagte mir, daß wir irgend einen hohen Gaſt empfangen ſollen, da ſich der Herr mit ſolchem Aufzuge und mit den geachtetſten ſeiner Gäſte ſelber ſo weit bemühte und diejenigen, die wir erwarteten, in Perſon empfangen wollte. In Nyon am Landungsplatze lagen nur einige ärmliche Barken, und ſoweit ich hinaus ſah über den See, ich konnte kein Fahrzeug erblicken, das mir eines ſo pomphaften Empfanges würdig ſchien. Doch war es gerade ein ganz unſcheinbarer Kahn, der die Erwarteten und zwar vom ſavoyiſchen Ufer herüberbrachte. Schon von ferne ſah ich einen kleinen Mann mit grauen Haaren, der ſich im Kahn erhob, und mit einer gewiſſen Spannung dem Ufer entgegenſah. Als er Herrn von Chatelard mit deſſen Gefolge erblickte, verneigte er ſich tief, ſagte etwas zu den Schiffern, welche darauf die Ruder raſcher bewegten. Da wurde hinter einem Koffer und mehreren Nachtſäcken auch eine junge Dame ſichtbar, welche, den Kopf in die Hand geſtützt, in der Mitte des Kahnes ſaß; Herr von Chatelard ſtieg vom Pferde und ging dem Kahne entgegen, als dieſer ans Ufer ſtieß. Der alte kleine Herr trat mit gemeſſenem und feierlichem Schritte aus dem Kahn, ſtreckte dann, ohne die dargebotene Hand des Herrn von Chatelard zu ergreifen, beide Arme zum Himmel empor und rief andächtig: „Gelobt ſei Gott, der Gott Iſraels, der mich aus Aegypten, dem Lande der Sklaverei, geführt hat.“ Dann erſt ergriff er die Hand des Herrn von Chatelard, während er mit der Linken ſeinen dreieckigen

Hut vom Kopfe nahm. „Seien Sie mir willkommen, mein Herr Graf," ſagte Herr von Chatelard und verneigte ſich mit großer Ehrfurcht. Eben ſo that ſein Sohn Elie und alle die anderen Herren, deren Geſichter die höchſte Ehrfurcht und die andächtigſte Stimmung ausdrückten. Herr Elie de Chatelard ging dann etwas ſchüchtern dem Kahne entgegen, um der jungen Dame beim Ausſteigen behülflich zu ſein. Dieſe aber, ein Fräulein von neunzehn oder zwanzig Jahren, obwohl ſie ſich erhoben hatte, ſchien zu zögern. Ihr Geſicht, ihr wunderſchönes und blühendes Geſicht, erblaßte mit einem Male, ſie ſchwankte und ſtützte ſich auf den Arm eines Dieners, eines treuen, rüſtigen Geſellen, der neben ihr ſtand, bald das Fräulein mit beſorgtem, bald die Verſammlung am Ufer mit verdrießlichem Geſichte betrachtend. Dann wandte ſich das Fräulein, ſah ſehnſüchtigen Blickes hinüber aufs jenſeitige Ufer des See's und ſchien in dieſen Anblick ſo verſunken, daß ſie der Geſellſchaft, die ihrer wartete, und des Landens vergaß. Der junge Baron, Herr Elie de Chatelard, der leicht in Verlegenheit gerieth, ließ den Arm ſinken, den er ihr entgegengeſtreckt hatte, blieb aber vorgebeugt ſtehen, während er, wie hülfeſuchend, ſeinen Vater und den Neuangekommenen anblickte. Dieſer, der Graf von Saſſari, wandte ſich endlich um und rief dem Fräulein zu: „Komm, meine Tochter, tritt ans Land, berühre dieſen geſegneten Boden, denn es iſt der Boden Kanaans, des gelobten Landes, es iſt die Heimat des wahren und reinen Glaubens, der Boden, den der Herr vom Götzendienſt gereinigt." Das Fräulein raffte ſich auf und trat mit einem entſchiedenen Schritte auf das Brett. Ihr Blick fiel auf die ſchüchternen Augen Elie's, ſie zögerte wieder einen Augenblick, ſtützte ſich dann auf ſeinen Arm und ging der Geſellſchaft entgegen, die ſie mit einer ſtummen Verneigung [redacted] von der ſie mit derſelben Ehrfurcht wie ihr Vat[redacted]
Graf Saſſari trat dann wieder zurück a[redacted]
dem Diener zu: Giorgio! Auf [redacted]
laut bekennen, daß ich [redacted]

römiſchen Götzendienſtes gerettet habe. Ich flüchte mich hierher, um die reine Lehre zu bekennen und den Heiland anzubeten im Geiſte und in der Wahrheit des Evangeliums. Dir ſteht es nun frei, zurückzukehren, wo deine falſchen Götter verehrt werden, oder mir fürder zu folgen als ein treuer Diener, wie du bisher gethan haſt." Der ſo angeredete Diener zuckte mit der Achſel und rief: „Per bacco, ich weiß nichts von falſchen Göttern und bleibe bei dem, was mich meine Mutter gelehrt hat. Sie werden hier vom lieben Gott und von dem Treiben der Heiligen ebenſo wenig wiſſen, wie wir in Italien. Queste sono pazzie!" So ſprechend, warf er das Gepäck aufs Land und ſetzte ſich wieder auf die Bank des Kahns, offenbar entſchloſſen, mit den Schiffern, die ſich ſchon zur Abfahrt bereit machten, ans jenſeitige Ufer zurückzukehren. Graf Saſſari wollte ebenſo entſchloſſen ſeinem verſtockten Diener den Rücken kehren, als ſeine Tochter mit einem Male und in größter Aufregung dem Kahne wieder zueilte und dem Diener die Hand entgegenſtreckend mit zitternder Stimme ſagte: „Lebe wohl! Giorgio! Grüße mir Italien! Ich werde es nicht wiederſehen." Auf dieſe Worte wandte ſich Giorgio wieder um, ſein mürriſches Geſicht nahm den Ausdruck der höchſten Zärtlichkeit an, und mit dem Rufe: „Nein, Signora Maria, Sie kann ich nicht verlaſſen!" war er mit einem Sprunge auf dem Lande und mit dem zweiten Rufe: „Addio Italia! Cara Italia! Benedetta Italia!" ſchwang er einen der Mantelſäcke auf ſeine Schulter und wieder den Dienern des Herrn von Chatelard ein kräftiges „Vorwärts!" zurufend, ging er mit breiten Schritten der ganzen Verſammlung voraus. Die Comteſſe Maria Saſſari wurde von Elie zu der Sänfte geführt, ihr Vater beſtieg ein bereit gehaltenes Pferd und feierlich ſchweigend bewegten wir uns Mont-Tabor entgegen. Dort angekommen, ging man geraden Weges in den Betſaal, wo ſich bereits die anderen Bewohner des Landhauſes und der Nebengebäude verſammelt hatten; einige Pſalmen wurden abgeſungen und dann predigte Herr Beſſon, der franzöſiſche Prediger aus

Nimes, über den Text: „Einen Stein verwarfen die Bauleute und siehe, er ward zum Haupteckſteine.“ Dann erſt wurden Graf Saffari und ſeine Tochter auf ihre Zimmer geführt.

Wir wußten bald, daß Graf Saffari, aus einer modeneſiſchen Familie, aber in piemonteſiſchen Dienſten, aus der katholiſchen zur reformirten Kirche übergegangen. Man erzählte ſich, daß er von König Victor Amadäus II. von Sardinien als Commiſſär und Verfolger in die Thäler der Waldenſer geſchickt, daſelbſt von einem Prediger der Verfolgten zum Leſen der Bibel bewogen worden, daß er ſich dann heimlich die Schriften Calvins angeſchafft, mit hervorragenden Perſönlichkeiten Genfs und des Waadtlandes in Verbindung getreten und endlich einem an ihn heimlich abgeſchickten Genfer Prediger das Glaubensbekenntniß der reformirten Kirche abgelegt habe; darauf bezog ſich auch die Predigt des nächſten Sonntages, welche die Bekehrung des Verfolgers Saulus zum Texte nahm, wie ſich überhaupt die Predigten der erſten Wochen nach der Ankunft des Grafen meiſtens auf ihn und ſeine Bekehrung bezogen. Bei ſeiner Stellung und den Verhältniſſen Piemonts mußte der Graf ſeinen neuen Glauben verbergen, bis er ſeine Angelegenheiten ſo weit geordnet hatte, daß er die Flucht ergreifen konnte. Seine geſchwächte Geſundheit diente ihm zum Vorwand; erſt begab er ſich in das Bad Evian auf dem ſavoyiſchen Ufer des Genfer-See's und dort, eine weitere Luſtreiſe in der Schweiz vorſchützend, ſchiffte er ſich mit ſeiner einzigen Tochter ein und kam, wie beſchrieben, zu uns nach Mont-Tabor, nachdem er mit Herrn von Chatelard ſchon ſeit längerer Zeit im Briefwechſel geſtanden hatte. Wir erfuhren bald noch mehr, nämlich, daß Fräulein Maria ſich geweigert hatte, jenem Prediger, den man ihrem Vater nach Turin geſchickt, das reformirte Glaubensbekenntniß abzulegen und daß ſie noch der römiſchen Kirche angehörte, [redacted] Hauſe ausdrückte, daß ſie noch dem Baal di[redacted]

Dieſer Umſtand gab dem [redacted] der ſie jetzt lebte, eine [redacted]

Man muß nur wiſſen, wie es in unſerem Hauſe ausſah. Das Hauptgebäude war bis unter das Dach von Männern bewohnt, welche ſich als Glaubenshelden auszeichneten, von Predigern, die in Frankreich nach Aufhebung des Ediktes von Nantes zu predigen fortgefahren, unter beſtändigen Lebensgefahren ihre Pflicht erfüllten und Frankreich erſt verließen, nachdem der letzte und verzweifelte Kampf in den Cevennen ausgekämpft war. Neben dieſen waren es Adelige oder gelehrte Herren, die ebenfalls vielfache Verfolgungen erlitten hatten und ſich nicht wie Andere vom Adel und wie andere Gelehrte durch die Maintenon und ihren Anhang zum Verrath an ihrer Sache verleiten ließen. Alle dieſe waren natürlicher Weiſe eifrige Anhänger ihres Glaubens, ebenſo mußten alle Diejenigen ſein, mit denen Herr von Chatelard irgend welche Verbindung aufrechthielt und die im Hauſe empfangen wurden. Aber damit iſt noch nicht die ganze Geſellſchaft von Mont-Tabor genannt. In den Nebengebäuden der weitläufigen Villa, wie in vielen größeren und kleineren Bauernhäuſern ringsherum, wohnte ein ganzes, kleines Völkchen, das nicht darnach ausſah, als ob es zu jener adeligen und gelehrten Geſellſchaft gehörte und das mit dieſer doch aufs Innigſte zuſammenhing. Es waren dieß die zahlreichen Flüchtlinge aus den Cevennen, die ſogenannten Kamiſarden, welche Herr von Chatelard bei ſich aufgenommen und zu einer Art von Kolonie verſammelt hatte, meiſt Feld- und Weinbauern aus den Thälern des genannten Gebirges und aus den Ebenen von Languedoc, die er nach ihrer Art beſchäftigte und die ſeine Felder, Wieſen und Weingärten pflegten. Dieſe waren noch voll des Feuereifers, mit dem ſie ſich, eine Hand voll Leute, gegen große Armeen und gegen die berühmteſten Marſchälle des großen Königs durch Jahre vertheidigt hatten und der durch ihre männlichen und weiblichen Propheten, ja ſelbſt durch gottbegeiſterte Kinder in ihnen mehr und mehr entflammt wurde. Viele von dieſen waren nicht mehr zur Rückkehr zur Feldarbeit zu bewegen, und *Herr von Chatelard* ließ ſie gewähren, um ſie nicht in ihren

heiligen Beſchäftigungen oder in ihrer Vertiefung zu ſtören. Sie laſen fortwährend die Bibel oder ſchlichen ſtumm und in ſich gekehrt über den Hof, durch den Park, oft Tage lang durch die Gebirge. Alle dieſe Kamiſarden hielten ſich von dem Gottesdienſte im allgemeinen Betſaale fern. Treu den Gewohnheiten, die ſie während der Verfolgungen und während des Krieges angenommen, verſammelten ſie ſich am liebſten im Freien, irgendwo hinter dunklen ſchattigen Gebüſchen oder in einem trockenen Bett eines Wildbachs oder in irgend einer wilden Felſenſchlucht des nahen Gebirges, wo ſie dann ihre Pſalmen ſangen, einem Prediger aus den Zweigen eines Baumes horchten, oder auch einem ihrer Propheten, über den der Geiſt kam. Unter dieſen Propheten zeichnete ſich vorzugsweiſe ein junges Weib, Namens Iſabeau, aus, von der man erzählte, daß ſie in einer Schlacht im Vaunages die Kinder der Wüſte, wie ſich die Kamiſarden ſelber nannten, mit gottbegeiſtertem Muthe und Pſalmen ſingend, zum Siege geführt; Iſabeau war ewig ſtumm und ſchweigſam; in ſich gekehrt, ſchlich ſie in zerriſſenen Kleidern und mit ſtruppigem Haare durch Haus und Hof, ohne je den Mund zu öffnen, außer um Pſalmen zu ſingen, oder wenn der Geiſt über ſie kam, zu Weiſſagungen. Obwohl noch jung, da ſie ſchwerlich viel über zwanzig Jahre hatte, war ihre Seele doch ganz von aller Weltlichkeit abgekehrt und war ihr Geſicht von Falten bedeckt, wie bei einer Alten. Auch kümmerte ſie ſich nicht darum, daß ihre zerfetzten Kleider überall Blößen zeigten. Ihr flammendes Auge allein hätte ihre Jugend verrathen, wenn ſie nicht immer mit beinahe ganz geſchloſſenen Wimpern umher gegangen wäre, was die Kamiſarden ſagen ließ, daß ſie mit innerem Auge ſehe.

Es war natürlich, daß die Comteſſe Maria Saſſari in einer ſolchen Welt eine eigenthümliche und traur innahm. Allen dieſen Menſchen war ein diener, ein Gräuel vor dem Herrn, beſonders kam eine gewiſſe unr daß ihre Gemeinde durch

verunreinigt wurde. Die Herren im Hauſe begegneten ihr zwar mit jener Rückſicht, die ſie als Cavaliere einer Dame ihres Ranges und ihrer Erziehung ſchuldig waren, und dann als einer zukünftigen Schweſter, welche nach der Verſicherung ihres Vaters früher oder ſpäter zu ihnen gehören und ſich zum reinen Glauben bekehren werde; die Kamiſarden aber betrachteten ſie mit mißtrauiſchem Auge, ja mit Abſcheu; ſie wichen ihr aus und hüteten ſich, wenn ſie ihr begegneten, vor einer Berührung ihres Kleides. Zu all dem kam, daß es dem armen Fräulein ganz und gar an weiblicher Geſellſchaft fehlte, da Madame de Chatelard längſt verſtorben und die Töchter des Hauſes in die Ferne verheirathet waren.

Ich hatte das größte Mitleid mit dem armen Fräulein. Nicht ihr Vater war der Verbannte; er fand Freunde und Männer, mit denen er ſich beſprach, von denen er ſich mehr und mehr in ſeinen neuen Glauben einweihen ließ: ſie aber war flüchtig für eine Sache, die nicht die ihrige war, und lebte in einer Welt, mit der ſie nichts gemein hatte. Neben dieſer traurigen Stellung, die ſchon für ſie einnehmen konnte, ſprach noch ihr ganzes Ausſehen und ihr beſcheidenes Auftreten zu ihren Gunſten. Sie hatte wenig von einer Italienerin und glich mit ihrem blonden Haar, trotz der dunkeln Augen, mehr einer Deutſchen. Ihre Beſcheidenheit war um ſo mehr zu rühmen, als ſie neben ihrem Range und ihrer Schönheit noch ein ſehr großes Wiſſen beſaß, wie es in dieſer Zeit viele Damen ihres Landes auszeichnete. Ich konnte das wohl an den Büchern erkennen, die ich ihr aus der Bibliothek herbeiſchaffen oder zwiſchen ihr und Herrn Elie, einem ſehr gelehrten jungen Manne, hin- und hertragen mußte. Ich erkannte aus dieſen Büchern, daß Fräulein Maria Saſſari die meiſten neuen Sprachen und ſelbſt Griechiſch und Lateiniſch kultivirte, und daß ſie vorzugsweiſe die großen Dichter, Geſchichtſchreiber und Philoſophen der gebildeten Völker las.

Dieſe Neigungen waren es vor Allem, welche zwiſchen ihr und Herrn Elie bald eine innige Verbindung, ja eine vertraute

Freundſchaft herſtellten. Da ich nicht eine Liebesgeſchichte erzählen will, ſo ſage ich es nur in kurzen Worten, wie ich vom erſten Augenblicke an bemerkte, daß die Erſcheinung des Fräuleins auf unſern jungen Herrn einen tiefen Eindruck machte und daß ſein ganzes Weſen ſich ſeit ihrer Ankunft verändert hatte. Man muß nämlich wiſſen, daß Herr Elie de Chatelard, obwohl bereits ſechsundzwanzig Jahre alt, der ſchüchternſte und unbeholfenſte aller jungen Männer war. Das kam daher, daß ſein Vater in der Familie eine unumſchränkte Autorität ausübte, und daß er, der Bibel folgend, wie ein Patriarch von ſeiner Familie, von ſeinem ganzen Hauſe die unbedingteſte Unterwerfung verlangte. Seine Kinder durften ſich nie den geringſten Widerſpruch, niemals eine eigene Meinung erlauben, und Herr v. Chatelard glaubte ſolche Unterwerfung von ihnen um ſo mehr verlangen zu dürfen, als die Fremden, ſeine Schützlinge, ihm dieſelbe beinahe im gleichen Maße zeigten, und Alles, was er that, gut fanden. Elie, nachdem er eine ſolche gehorſame Kindheit verlebt, wurde einem ſtrenggläubigen Prediger zur weiteren Erziehung übergeben, der ihn womöglich noch in ſtrengerer Zucht hielt, als ſein Vater. Es darf hier nicht vergeſſen werden, daß Elie einen älteren Bruder hatte, der, dieſes Lebens müde, in ſeinem zwanzigſten Jahre aus dem väterlichen Hauſe entfloh, bei den Generalſtaaten unter falſchem Namen Kriegsdienſte nahm und ſeitdem verſchollen war. Elie ſuchte ſich aus der Tyrannei, die ſeine Jugend niederhielt, auf andere Weiſe zu retten, indem er ſich in die Bücher flüchtete, was ihm, als man ihn in ſeinem zwanzigſten Jahre auf die Univerſität von Heidelberg ſchickte, erleichtert wurde. Seit zwei Jahren lebte er wieder in Geſellſchaft ſeines Vaters, der Theologen und Glaubenshelden, die ihn umgaben, fuhr aber deßhalb nicht weniger fort, die Bücher als ſeine beſten Freunde zu betrachten. Der [redacted] zu fürchten, daß auch Elie vor der langen [redacted] giſchen Zucht des väterlichen Hauſes [redacted] nicht ſo geartet, daß man [redacted]

Er war in sein Schicksal ergeben, fürchtete die Berührung mit der Welt, hatte das Bewußtsein seiner Unbeholfenheit und war selbst mit einem fremden Kinde schüchtern. Diese Schüchternheit verließ ihn auch der Gräfin Sassari gegenüber nicht, aber sei es das Mitleid, das er mit ihrer Einsamkeit fühlte, sei es die Kraft der Liebe, die den Furchtsamsten zum Helden macht, es ist gewiß, daß er sich diesem Fräulein gegenüber so benahm, wie er sich noch nie einer Dame gegenüber benommen hatte. Anfangs freilich begnügte er sich damit, ihr, wenn ich Bücher bei ihm holte, dieß und jenes über den Autor sagen zu lassen, oder hier und da eine Stelle anzustreichen, oder sich einen Rath in Bezug auf ihre Lektüre zu gestatten. Wenn ich ihm dann ihren Dank bestellte, oder gar eine Frage im Namen des Fräuleins an ihn zu richten hatte, war er bis zur Verwirrung glücklich, und von Zeit zu Zeit konnte er nicht umhin, seine Bewunderung des Fräuleins gegen mich auszusprechen. „Ist es nicht erstaunlich, was sie Alles liest und versteht! — Mein lieber Baud, was sagen Sie nur zu einer solchen jungen Dame! — Ist Ihnen schon etwas derart vorgekommen! — Ein so junges und so schönes Mädchen und dabei so unterrichtet! — So viel Sinn für das Ernste und Schöne!" Derart waren die Ausrufe, die ich oft zu hören bekam, und an diese knüpften sich manchmal Erkundigungen, was das Fräulein mache u. s. w. Bald aber hatte er den Muth, immer an die Bücher anknüpfend, sich dem Fräulein im Parke anzuschließen und endlich mit ihr lange Spaziergänge am See und in den Bergen zu unternehmen. Im Grunde war der arme Herr Elie in Mont-Tabor ebenso einsam, wie Fräulein Maria, und es war kein Wunder, daß sich Beide innig an einander schlossen.

Während dieser Zeit aber beschäftigten sich die anderen Herren in Mont-Tabor, wenn auch auf andere Weise, doch nicht mit geringerem Eifer mit Fräulein Maria. Wenn ihre Anwesenheit den Kamisarden ein Gräuel war, so war sie den gelehrten Theologen des Hauses ein Vorwurf, eine Beschämung. Ihr

Vater hatte dieſe aufgefordert, die Bekehrung der Tochter zu Stande zu bringen, und er zweifelte nicht, daß ihnen gelingen werde, woran er in Italien vergebens gearbeitet hatte. In Italien war ſie von ihren katholiſchen Jugenderinnerungen umgeben, hier von dieſen getrennt und ſogar, auf den Wunſch des Vaters, am Gottesdienſte theilnehmend, mußte ſie dem beredten Munde berühmter Prediger und Theologen leichter weichen und ihren Starrſinn aufgeben. Dieß war bei ihrer Ankunft die Hoffnung Aller, und Alle wurden verſtimmt, als ſie dieſe Hoffnung getäuſcht ſahen. Fräulein Maria erklärte mit Beharrlichkeit, daß gewiſſe Sätze der calviniſchen Lehre, z. B. der Satz von der Verworfenheit und Rettungsloſigkeit des größten Theiles des Menſchengeſchlechts, der Satz von der Gnade, ihrem ganzen Gefühle widerſpreche, ja ſie abſtoße, mit Widerwillen erfülle, und daß ſie nur eine Lüge ausſpräche, wenn ſie ſich zu dieſer Lehre bekennen würde. Der Eifer, wie der Stolz der Theologen, wurden durch dieſe Widerſpänſtigkeit eines jungen Mädchens herausgefordert und beleidigt, und unbeſchäftigte Flüchtlinge, wie ſie meiſtens waren, wurde die Bekehrung des Fräuleins bald die Hauptſache und der Gegenſtand, um den ſich Alles drehte. Man hielt Konferenzen, um die Verfahrungsweiſe in dieſer wichtigen Sache feſtzuſtellen, man veranſtaltete Kolloquien, denen Maria beiwohnen mußte, und in denen ein Theologe die Sache der katholiſchen Kirche vertheidigte, ein anderer ſie angriff; ſämmtliche Predigten, die nun in Mont-Tabor gehalten wurden, waren ſo abgefaßt, daß Maria erkennen konnte, wie ſie nur auf ſie abzielten. Die Stunden, in welchen Herr Beſſon ihr die reformirte Lehre beibringen ſollte, wurden bedeutend vermehrt, und Maria mußte mehr als die Hälfte des Tages theologiſche Auseinanderſetzungen anhören und außerdem verſprechen, die Bücher zu leſen, die ihr Herr Beſſon brachte, und die ſie nicht im Geringſten intereſſirten. Herr Beſſon fand bald, daß die unabhängige Lektüre des Fräuleins ſie nur zerſtreue, daß die weltlichen Dichter, Geſchichtſchreiber und Philoſophen mit eine Urſache ihrer Verſtocktheit

ſeien, und ihr Vater nahm ihr alle Bücher, die Herr Beſſon entfernt wiſſen wollte. Das Leben des armen Fräuleins wurde immer beſchränkter, immer ärmer und unfreier. Zum Glücke ſah Herr Beſſon in dem Umgange mit Elie ein gutes Mittel der Bekehrung. Mit Vergnügen bemerkte er, daß die beiden jungen Leute einander gern aufſuchten, und er meinte, man dürfe es nicht verſchmähen, wenn ein verirrtes Schaf durch die irdiſche Liebe auf die Pfade der himmliſchen geleitet werden kann. Man legte dem Umgange der beiden jungen Herzen nichts in den Weg, und Fräulein Maria fand im Geſpräch mit Elie, was man ihr durch Entziehung der Bücher geraubt hatte, da dieſer die Verhaltungsregeln, die ihm Herr Beſſon gegeben, wohl mit Lächeln hinnahm, aber ſie wenig befolgte. Nach Herrn Beſſons Meinung ſollte Herr Elie nur ſein Sprachrohr werden und ſollten die Lehren Calvins im Munde eines ſechsundzwanzigjährigen jungen Mannes die Wirkung haben, die ſie bis jetzt, aus dem Munde eines alten Predigers kommend, verfehlten. Herr Beſſon verſprach ſich viel von dieſer frommen Liſt, und zufrieden folgte ſein Blick dem Paare, wenn es ſich auf ſeinen Spaziergängen im Parke oder in dem Gebirge verlor. Maria aber erfuhr auf dieſen Spaziergängen, daß der religiöſe Gewohnheitseifer ſeiner Umgebung ihrem Freunde ebenſo unerquicklich war, wie ihr die Studien, zu denen man ſie zwang, daß er dieſen Fanatismus ebenſo verwarf, wie jeden anderen, und daß er ſich von früher Jugend an, beſonders aber ſeitdem ihm die Wiſſenſchaft weitere Blicke eröffnete, in dieſer Welt ebenſo fremd fühlte wie ſie. Sie glaubte ihm noch mehr Mitleid ſchuldig zu ſein, als er ihr bezeigte. Was ſie ſeit Wochen litt, litt er es nicht ſchon ſeit Jahren? Seit er denken gelernt? Doch ſchien er nur ihrer Leiden zu gedenken und nur Troſt für ſie zu ſuchen. Sollte ſie ihm dafür nicht mit ebenſo viel Liebe danken, als er ihr entgegen brachte?

Ich weiß es allerdings nicht, wie und wann die Beiden einander ihre Liebe geſtanden, aber ich merkte bald, daß ſich Beide *aufs Innigſte* verbunden, ganz und gar an einander gewieſen

und einig fühlten. Herr Elie war bei aller Melancholie, bei allem Kummer, den ihm die Lage Maria's verurſachte, heiterer, als er es je vorher geweſen. Früher in ſeiner Abgeſchloſſenheit immer etwas abſtoßend, ja reizbar, war er jetzt ſanft und freundlich gegen alle Welt. Und ſelbſt die Geſellſchaft ſuchte er jetzt gern auf, wenn Maria in dieſer Geſellſchaft erſchien. In dieſer Beziehung war allerdings die Auswahl nicht groß. Man verſammelte ſich ein Mal in der Woche beim Bailly von Nyon, einem Herrn von Wattenwyl aus dem Berner Geſchlechte, deſſen Frau ſich eines gewiſſen Rufes als geiſtreiche und gebildete Dame erfreute. Elie wich ſonſt dieſen Abendgeſellſchaften gern aus; jetzt aber, da man auch die Gräfin Saſſari geladen, begleitete er ſie mit Vergnügen dahin, um ſich an den Triumphen zu erfreuen, die ſie mit ihrer Schönheit, ihrem Geiſte, ihrem reichen Wiſſen über alle dieſe Damen davontrug, welche zwar ihrem Range ſich gern beugten, aber doch nicht umhin konnten, der in einem verfinſterten Glauben verſtockten Katholikin eine verletzende Verwunderung zu zeigen.

Aber die Liebe Elie's, die mir, der ich Alles ruhig beobachten konnte, längſt kein Geheimniß war, ſollte bald auf eine auffallende, ja lärmende Weiſe aller Welt kund werden. Giorgio, der italieniſche Diener des Grafen Saſſari, der nur aus Anhänglichkeit an Maria in Nyon geblieben war und daſelbſt ausharrte, trotz des Abſcheus, der ihm von den Kamiſarden gezeigt wurde, kehrte im Auftrage ſeines Herrn wieder nach Italien zurück, um allerlei Habſeligkeiten, die man in Turin hatte zurücklaſſen müſſen, herbeizuſchaffen. Er beſorgte Alles, was ihm der Graf aufgetragen, und er that mehr als das, indem er Alles einpackte, wovon er glaubte, daß es der Gräfin Maria angenehm ſein würde und was ihr die verlorene Heimat auf das Lebhafteſte vergegenwärtigen könnte. In der That war Comteſſe Maria glücklich, als er gleich am Tage ſeiner Ankunft mehrere Kiſten in ihre Wohnung ſchaffen ließ und ſie beim Auspacken die ganze Einrichtung ihrer Turiner Stube erkannte. Sie wein-

vor Freude und küßte manches Möbel und manches Bild in der Rührung des Wiederſehens. Unter den mitgebrachten Gegenſtänden befanden ſich auch manche alte Originalbilder und manche Kopien nach den Werken alter Meiſter. Giorgio ſtellte und hängte Alles ſo auf, daß es ſo weit als möglich an die Turiner Stube Maria's erinnerte, und in der That war es ihr von dieſem Augenblicke an, wenigſtens für einige Zeit, als ob ſie einen Theil des verlorenen Glückes und der verlorenen Heimat wieder gewonnen hätte. Ihre Wohnung, die ihr bis jetzt als ein Gefängniß erſchien, wurde ihr lieb, und durch viele Tage konnte ſie ſich kaum bezwingen, ſie zu verlaſſen. So ſaß ſie eines Nachmittags träumend, in ſich verſunken, das Herz von Heimweh erfüllt, als ſie mit Einem Male durch einen Schrei des Zornes geweckt wurde. Sie ſah ſich um und hinter ihr, auf der breiten Terraſſe, von der aus man in ihr Zimmer ſehen konnte, hart am Fenſter, ſtand Iſabeau, jene Prophetin der Kamiſarden, blickte ihr mit flammenden Augen entgegen und ſtreckte die Hand im höchſten Zorne gegen eine Madonna von Andrea del Sarto aus. Iſabeau, ſeit ſie von der Verſtocktheit Maria's erfahren, pflegte ihr, obwohl immer ſchweigend, aber lauernd und beobachtend nachzuſchleichen, als ob ſie von der Papiſtin irgend welchen Gräuel erwartete, den ſie abwenden wollte. Maria war ſchon daran gewöhnt, ſich von ihr umſchlichen zu ſehen, und welches Grauen es ihr auch einflößte, ſich immer von Iſabeau, die ſie für wahnſinnig hielt, gefolgt und beobachtet zu wiſſen, ſo hatte ſie ſich doch vorgenommen, ſie nicht zu beachten, ſie gewähren und ſich ſelbſt nicht von ihr erſchrecken zu laſſen. Trotzdem fuhr ſie jetzt entſetzt auf, als ſie die Prophetin in dieſer Stellung, mit dieſem Ausdruck hinter ſich erblickte. Sie hätte fliehen mögen, wenn nicht ihr Charakter ſo geartet geweſen wäre, daß zugleich mit der Furcht und dem Schrecken in ihr der Muth und die Luſt an der ruhigen Beobachtung erwachte. Wie entſetzlich, wie drohend auch Iſabeau blickte, Maria betrachtete ſie nach dem erſten Moment der Ueberraſchung doch wie ein belehrendes Schauſpiel,

und der Gedanke, wie der Fanatismus bis zur wahnsinnigen Wuth in jeder Religion gedeihen kann, flog durch ihren Kopf. Aber so stark war sie nicht, um auch während des Schauspieles, das folgte, ihre ruhigen Betrachtungen fortsetzen zu können. Isabeau, die sie nie sprechen gehört hatte, entleerte mit Einem Male und mit einer furchtbar schrill tönenden Stimme eine Wolke von Flüchen über das Haupt der Götzendienerin, und ehe Maria sich dessen versah, hatte die Prophetin das Fensterkreuz eingedrückt und stand im Fenster selbst, aber so, daß sie Marien den Rücken und dem Hofe das Gesicht zukehrte. Ganz außer sich, riß sie die Fetzen ihrer Kleidung vom Leibe, warf sie in die Luft und schrie, daß man herbeikomme und die Gräuel entferne, die das Haus verunreinigen. Es war schon Winter, und die Kamisarden waren zum größten Theile in den anstoßenden Gebäuden versammelt. Auf den Ruf ihrer Prophetin stürzten sie in Schaaren herbei. Diese Stimme, die sie lange nicht gehört hatten, die sie in den Zeiten des Kampfes und der blutigen Verfolgung zu hören gewohnt waren, weckte in ihnen alle diese Gefühle, mit denen sie sich sonst den Henkern des Königs voll Todesmuth entgegenstürzten. Da sie diese Stimme wieder hörten, prüften sie nicht länger, wurden sie von demselben Rausche der Begeisterung, des Glaubenskampfes ergriffen, und folgten sie ihr, als hörten sie die Stimme Gottes. „Herbei! Herbei!“ rief Isabeau, „herbei ihr Kinder Israels, Jesabel hat ihre Gräuel aufgestellt, ihre Götzen prangen! Die Zelte Jeschuruns sind entweiht und Altäre Baals rauchen auf Karmel! Herbei! Vernichtet die Hure Babylons, zerschmettert ihre Bildsäulen, reißet ihre Haine nieder, so spricht der Herr, der Herr Zebaoth!“ — Die Kinder der Wüste begriffen schnell, was die Prophetin meinte, da sie auf Maria deutete und sie, ihrem zeigenden Fin[illegible]rn der Stube mehrere Heiligenbilder e[illegible] sie mit demselben Abscheu, mit [illegible] Prophetin, und ihr folgend, [illegible] den Götzendienst ausstr[illegible]

Maria ſtand zitternd da, ſah ihre geliebten Bilder, darunter manches herrliche Meiſterſtück, bedroht und wußte nicht, was zu beginnen. Mit ausgeſtreckten Armen ſtellte ſie ſich vor eines derſelben, einen Domenichino, der ihr als Erbſchaft ihrer Mutter beſonders theuer war, entſchloſſen, wenigſtens dieſes vor den Bilderſtürmern zu retten. Aber gerade dieſe Stellung zog die Aufmerkſamkeit der Stürmer auf das Bild, das ſie beſchützen wollte, und da ſie ſie zurückdrängte, deutete Jſabeau befehlend dahin, und mehrere Kamiſarden erfaßten ſie zugleich an den Armen, um ſie fortzuziehen und den Weg zu dem Bilde zu öffnen. In dem Augenblick flog die Thüre auf und Elie ſtürzte herbei. „Fanatiſches Geſindel!“ rief er mit blaſſen Lippen, ſchlug mit der Fauſt einen der Männer nieder, die ſich an Maria vergriffen hatten und faßte dann die Prophetin, als ſie eben zum Kampfe gegen ihn auffordern wollte, am Arme und warf ſie zur Thüre hinaus. Dieß Alles war das Werk einer halben Sekunde. Die Kinder der Wüſte waren überraſcht, den Sohn ihres Ernährers und Beſchützers ſich gegenüber zu ſehen; mehr noch überraſcht waren ſie, daß er ſo leicht die Prophetin Gottes bewältigt hatte, und ehe ſie wieder zur Beſinnung kamen, hatte er ſie zum Zimmer theils hinausgetrieben, theils hinausgeſtoßen. Wie er, waren auf den Lärm auch andere Bewohner des Hauſes und war auch Herr v. Chatelard ſelbſt herbeigeeilt. Die Herren ſchüttelten bedenklich den Kopf zu den Titeln und Ausdrücken, mit denen Elie die Kinder Gottes und der Wüſte zur Thüre hinausſtieß. Herr Beſſon war entrüſtet, daß er von fanatiſchem Geſindel ſprach, mehr als Alles empörte es die Herren, daß Giorgio, als Bundesgenoſſe Elie's, er, der unreine römiſche Götzendiener, am Kampfe den thätigſten Antheil nahm und die Kinder Gottes mit Fauſtſchlägen niederwarf. Indeſſen war man es im Allgemeinen doch zufrieden, daß Fräulein Maria vor der Begeiſterung der Prophetin und ihres Anhanges geſchützt worden. Dieſe, als ſie ſich plötzlich aus der Gefahr gerettet ſah, fiel kraftlos zuſammen. *Elie hob* ſie auf, und ſie, unbekümmert darum, daß indeſſen ihr

Vater, Herr v. Chatelard, Herr Beſſon und andere Herren in das Zimmer getreten waren, ſchlang ihre Arme um den Hals ihres Retters und brach in Weinen aus; Elie ſah wohl, welche Zeugen dieſe Szene hatte, aber er ſchien ſeine bisherige Natur gänzlich geändert, ſeine Schüchternheit vollkommen abgelegt zu haben; noch vom Kampfe ganz erhitzt und um einen Kopf größer als ſonſt, drückte er Maria ans Herz und verſicherte ſie mit lauter Stimme, daß ſie an ihm ſtets einen Vertheidiger gegen alle Angriffe des Fanatismus finden werde. Mir, der ich bei Seite ſtand und Alles betrachten konnte, ſchien es, als ob Graf Saſſari, obwohl er die Augen niederſchlug, dieſe letzte Szene nicht ungern geſehen. Herr Beſſon lächelte, Herr v. Chatelard wandte ſich mit Geräuſch und ging auf ſeine Stube zurück. Elie ſah ihm einen Augenblick lang nach, machte ſich dann aus den Armen Maria's los und folgte mit entſchloſſenen Schritten ſeinem Vater.

Herr v. Chatelard, als er ſeinen Sohn mit ſo entſchiedenem Schritte bei ſich eintreten ſah und überhaupt bemerkte, daß dieſer ihm muthiger und entſchloſſener, als er es an ihm gewohnt war, entgegenblickte, empfing ihn mit größerer Förmlichkeit, als er ſonſt zu thun pflegte und zeigte auf einen Stuhl. Vater und Sohn ſetzten ſich. „Mein Herr Vater," begann Elie, „was Sie jetzt geſehen, hat Sie gewiß nicht erſt in ein Geheimniß eingeweiht. Ich habe es ſeit lange nicht verborgen, wie ſehr ich ein Fräulein achte und liebe, das jeder Achtung und Liebe ſo ſehr würdig iſt. Der rohe Einbruch dieſes Volkes, das Sie beſchützen, in das Heiligthum einer jungfräulichen Wohnung führte zu einer Szene, die es mir zur Pflicht macht, früher als ich geſonnen war, mich öffentlich zu erklären. Mein Herr Vater, ich wünſche mich mit Fräulein Saſſari zu vermählen und bitte Sie um Ihre Einwilligung und um Ihren Segen."

„Gräfin Maria Saſſari," erwiderte [redacted]
bezeichnete junge Dame; eine [redacted]
Geſchlechte kann unſe[redacted]

mein Herr Sohn, Fräulein Maria Saſſari iſt katholiſch, und Niemand würde es begreifen und ich am Allerwenigſten, wenn ſich ein Chatelard, der Sohn einer Familie, die zu allen Zeiten in den erſten Reihen der Vorkämpfer für die reine Lehre geſtanden, ſich mit einer römiſch-katholiſchen Dame verbände. Mein Sohn, ich darf mit Ihnen aufrichtig ſprechen. Es iſt nicht der Adel und es iſt nicht der Beſitz, die eine Stellung machen; dieſe danken wir immer irgend einer Idee, irgend einer Partei, der wir uns anſchließen. Ich wäre nichts, ich wäre ein einfacher Herr von Chatelard mit ſo und ſo viel Renten, ein Junker, wie es ihrer hier im Waadtlande, in Gex, in Savoyen und überall ſo viele gibt, die nichts haben, als ihren unbedeutenden Namen, der nicht den geringſten Werth hätte, wenn ſie ſich nicht unter einander einige Ehrerbietung erzeigten und eine Komödie fortſetzten, die Jedem, der außerhalb ſteht, lächerlich erſcheinen muß; — ich ſage, ich wäre wie einer von denen, wenn ich nicht mein Leben lang Opfer gebracht, mich ſelbſt zu einem Mittelpunkte einer großen Partei, mein Haus zum Sammelplatze der Märtyrer dieſer Partei gemacht und ſo der Schale meines Namens einen Inhalt gegeben hätte. Mein Name iſt bekannt, auf mich ſieht man, nicht nur in den Alpen, ſondern auch in Deutſchland, in Holland, in Schottland, überall, wo Calvins Lehre Anhänger hat. Nach den Verfolgungen in Frankreich wandten ſich die meiſten Häupter der Hugenotten ſofort an mich, und da ein italieniſcher Graf Verfolgungen zu fürchten hat, wird ihm mein Haus ſofort als Aſyl bezeichnet. Dieß, mein Sohn, iſt ein Ruhm, den ich mit Ausdauer und mit großen Opfern erworben habe, und der mir theurer iſt als mein Name. Dieſer Ruhm wäre zum großen Theile dahin, dürfte mit Recht angezweifelt werden, die Früchte lebenslanger Arbeit wären verloren in dem Augenblicke, da ein Chatelard, mein Sohn, eine Katholikin heirathete. Erfahren Sie es, Herr von Chatelard, daß ich nicht fanatiſch bin, daß ich mich mit meinem Nachdenken und meinen Zweifeln an manche Lehre *unſerer* Religion wage, daß ich Vieles verachte, was in meiner

eigenen Partei vorkommt, geſchieht, gewollt und geſprochen wird; ich weiß auch, daß ein Proteſtant mit einer Katholikin von der Bildung der Gräfin Maria Saffari ſehr wohl in Harmonie und in Glück leben kann, aber ich weiß ferner, daß ein Mann, der eine einflußreiche Stellung in der Welt einnehmen will, ſeinem Namen, ſeinem Ruhme perſönliche Anſichten, wie perſönliche Gefühle, ſelbſt Glück und Liebe aufopfern muß. Ich verlange das von Ihnen, wenn Fräulein Maria nicht zu unſerm Glauben übertritt; ich gebe Ihnen meinen Segen an dem Tage, an dem ſie ſich zu dieſem Schritte bereit erklärt."

„Maria," antwortete Elie, „iſt ebenſo unfähig, ein Wort gegen ihre Ueberzeugung auszuſprechen, als Sie, mein Herr Vater, ſich für unfähig erklären, einen Theil der Früchte Ihrer Bemühungen aufzugeben."

Herr von Chatelard erhob ſich und antwortete auf dieſe Erklärung mit der Frage: „Können Sie ſich einen Chatelard mit einer Katholikin verheirathet denken?"

„Ja," antwortete Elie kurz, indem er ſich ebenfalls erhob.

„Ich nimmermehr!" rief Herr von Chatelard, „und nun," fügte er hinzu, „da ich Ihnen meine Meinung ſo rückhaltslos geſagt, daß Sie ſie für unumſtößlich halten müſſen, will ich Sie noch bitten, künftig, und was immer vorkommen möge, ſich ſolcher Ausdrücke wie „fanatiſches Geſindel" zu enthalten. Es ſteht den Führern ſchlecht, ihre Schaar nicht zu achten, und ſie wären nichts ohne den Fanatismus dieſer Schaar."

Elie verneigte ſich kurz und mit einem Ausdrucke, der ſagen wollte: Dieß iſt Ihre Meinung, nicht die meinige; ich will nicht diskutiren, aber ich werde handeln, wie ich es für gut

Vater mochte wenigſtens dieſe Rede auf dem Ge
Sohnes geleſen haben, denn er ging i noch einige
nach und ſagte mit warnender Stimme: „
ich ohne Bedauern bereits einen Sohn a
dieſer die Traditionen der Familie aufzu

Elie erwiderte nichts und ging.

Zur selben Zeit fand in der Stube der Gräfin Maria zwischen Vater und Tochter ein Gespräch statt, welches mit dem so eben mitgetheilten einige Aehnlichkeit hatte. Graf Sassari war bei seiner Tochter zurückgeblieben, als sich Elie und die Anderen zurückgezogen hatten. Er setzte sich zu ihr aufs Sopha, ergriff ihre Hand und sagte, nachdem er die Wildheit der Kamisarden mit ihrer tiefen Ueberzeugung zu entschuldigen und seine Tochter über den Vorgang zu beruhigen gesucht: „Maria, ich habe dich mit vielen anderen Zeugen so eben in den Armen eines jungen Mannes gesehen und habe Worte gehört, die zwischen euch Beiden ein festes Einverständniß errathen lassen. Fürchte keine Vorwürfe. Ich kenne dich. Ich würde dich mit Glück als die Gattin des jungen Chatelard sehen, aber ich habe die feste Ueberzeugung, daß sich diese Hoffnung nicht verwirklicht, so lange du in deiner Weigerung, zu uns überzutreten, beharrst."

Maria schwieg.

Der Graf, nachdem er eine Zeitlang vergebens auf Antwort gewartet, fuhr fort: „Willst du mir auch nicht die geringste Hoffnung geben?"

„Mein Vater," antwortete Maria, „schon schäme ich mich, dasselbe Wort zu wiederholen, das ich nun hundert Male wiederholt habe. Ich komme mir schon wie eine Schauspielerin vor, die dieselbe Rolle unzählige Male recitiren muß. Zwingen Sie mich nicht so aufzutreten, daß ich mir selber wie eine Tugendheldin erscheinen muß; lassen Sie mich nicht immer wieder die Versicherung geben, daß ich nicht lügen kann."

Sie sprang auf, nahm ein Buch vom Tische und las: „Gott machte vor der Erschaffung der Welt das Gesetz der Jahrhunderte in Christo Jesu, unserem Herrn. Er machte dieses Gesetz aus dem reinen Vergnügen seines Willens, ohne irgend eine Voraussicht des Verdienstes der Werke oder des Glaubens. Er wählte zur Verherrlichung seiner Gnade eine feste und bestimmte Anzahl Menschen aus, die zwar das Unglück haben sollten, mit dem *Reste der Menschen* aus verdorbenem Blute geboren und aus

unreiner Subſtanz gebildet zu werden und dadurch Sklaven der Sünde ſein würden; aber er beſchloß, ſie zum Heile zu führen durch den einzigen Mittler Jeſum Chriſtum. Er beſchloß ſie zu ſich zu rufen, ſie wiedergeboren werden zu laſſen und ihnen den Glauben und die Reue zu verleihen in Anbetracht der Verdienſte Jeſu Chriſti und durch die allmächtigen Tugenden des heiligen Geiſtes, des Urhebers der Wiedergeburt. Er beſchloß den Menſchen zuerſt unſchuldig zu erſchaffen, dann ſeinen Fall zu geſtatten und endlich mit einigen wenigen der ſündigen Menſchen Mitleid zu haben und ſie eben deßhalb auszuerwählen, die anderen aber in der Verderbtheit zu laſſen und ſie endlich ewiger Verdammniß preiszugeben."

Maria warf das Buch mit Entrüſtung von ſich. „Dieſer Gott," rief ſie, „iſt ſchlimmer als der Baal, von dem hier ſo viel geſprochen wird. Dieſer Gott, der zu ſeinem Vergnügen ſchafft, auserwählt und ungeheure Mengen Unſchuldiger verdammt; zu einem ſolchen Gotte, mein Vater, werde ich mich nie bekennen, und lieber bin ich mit der ungeheuren Menge der unſchuldig Verworfenen verdammt, als mit den wenigen Auserwählten begnadet."

„Aber, mein Kind," ſtammelte Graf Saſſari, „der heilige Auguſtin —"

„Sagt daſſelbe," fiel ihm Maria ins Wort, — „er gilt mir auch ſo viel wie Calvin."

„Maria," nahm der Graf ruhiger das Wort, „es iſt nicht meine Sache, dich über die Myſterien zu belehren, du haſt deine Lehrer. Ich habe dir nur als Vater und als erfahrener Mann zu ſprechen, und dir einige Erwägungen vorzulegen. Du wirſt, mein Kind, daß wir kein Vermögen haben. Meine Armuth trieb mich aus Modena in piemonteſiſche Dienſte. Meine Stelle reicht hin, uns mit Anſtand und beinahe unſerm Range gemäß zu laſſen. Nun ſind wir in die Welt hinausgeſtoßen und leben von der Gnade und Milde meiner Glaubensbrüder. Wenn ich ſterbe, was wird aus dir? Ja, was wird aus dir —

längerem Leben, wenn du in deiner Weigerung beharrst? Glaube mir, man wird die Verstocktheit der Tochter dem Vater nicht verzeihen. Bedenke meine schiefe Stellung in dieser mir neuen Welt, bedenke, wie wenige Mädchen so glücklich sind, in dem Manne ihrer Liebe zugleich einen Mann zu finden, der alle Glücksgüter mit seiner Liebe bietet. Herr von Chatelard, der Adelige kleinen Namens, wird seinen Sohn gern mit der Gräfin Sassari verbinden und der Gräfin und Neubekehrten, der gewonnenen Seele, wird man alle Liebe, alle Ehrerbietung, alle Freude des Lebens gern entgegenbringen."

„Sie meinen also," sagte Maria mit einiger Bitterkeit, „daß ich mich denn doch bekehren soll, um eine gute Heirath zu machen?"

„Mein Fräulein," rief der Graf Sassari mit Strenge, „eine Tochter hat ihrem Vater zu gehorchen; ein einfältiges junges Mädchen hat kein Recht, so sehr auf ihre Grundsätze zu pochen und ihre sogenannten Ueberzeugungen der Erkenntniß weiser und gelehrter Männer, dem Willen ihres Vaters, dem Wunsche ihrer Wohlthäter entgegenzusetzen. Mein Fräulein, dieses Verfahren ist unweiblich und kann bei einem jungen Mädchen nicht ohne einige Frechheit vorkommen. Hätte ich Sie ohne alles Wissen aufwachsen lassen, so hätten Sie jetzt weder Muth noch Waffen, sich mir zu widersetzen, und Sie hätten sich bekehrt, weil ich es befohlen hätte. Sie haben die Herzlosigkeit, persönliche Ueberzeugungen vorzuschützen, wo Sie an nichts Anderes denken sollten, als wie Sie eine Ihrem Glücke und dem würdigen Auftreten Ihres Vaters entsprechende Stellung einnehmen. Sie aber thun Alles, um meine Stellung zu verderben und mir vielleicht ein unglückliches und hülfloses Alter zu bereiten. Man hat Sie bis jetzt mit einer Rücksicht behandelt, deren Sie sich unwürdig zeigen; man wird von nun an auf eine Weise gegen Sie auftreten, wie es Ihre Verstocktheit gegen göttliche und menschliche Gesetze verdient."

Trotz dieser Drohung kam jetzt für Gräfin Maria eine etwas

ruhigere Zeit. Die Kamisarden hielten sich seit dem abgeschlagenen Sturme von ihr fern und die Theologen waren etwas müde und hofften, daß die Verbindung mit Elie die Bekehrung Maria's trotz Allem zur Folge haben werde, da sonst an eine endliche Vermählung nicht zu denken war. Da trat, obwohl außer aller Verbindung mit Mont-Tabor, ein Ereigniß ein, welches den Eifer der Bekehrungssüchtigen aufs Neue anfachen und auf das Leben der jungen Gräfin den größten Einfluß haben sollte. Eine junge Genferin aus patrizischem Geschlechte, ein Fräulein Saraffin, war, von einem Jesuiten aus Carouge bekehrt, zum Katholizismus übergegangen. Sie war unendlich reich und trat mit allen ihren Reichthümern in ein Kloster. Die Sache machte um so größeres Aufsehen, als das Fräulein aus einer streng reformirten Familie stammte, als die Bekehrung von dem Jesuiten in sehr kurzer Zeit zu Stande gebracht und als diese nach den Verhältnissen der Gegend als ein großer Sieg der Katholiken betrachtet wurde. Man hörte gewissermaßen den Jubel von Carouge herüber nach Genf ertönen. Die calvinistische Geistlichkeit war gedemüthigt, beschämt, noch mehr waren es die theologischen Einwohner von Mont-Tabor, welche seit Monaten vergebens an der Bekehrung eines in ihrer Mitte lebenden, ihnen ganz überlassenen Mädchens arbeiteten, unterstützt vom Vater dieses Mädchens und unterstützt durch alle Umstände, während der Jesuit trotz aller Hindernisse, aus der Entfernung mit wenigen Briefen und, wie es hieß, nach nur zwei kurzen Zusammenkünften, sein Ziel erreichte. Ueberall in den reformirten wie katholischen Gegenden ringsumher wußte man, daß in Mont-Tabor ein junges Mädchen lebte, das man von allen Seiten bestürmte, und das trotzdem den ausdauerndsten Widerstand leistete. Man wußte in nt-Tabor, daß die Katholiken frohlockten und daß selbst die mirten über die Bekehrer zu spotten anfingen. Dem mu Ende gemacht werden und man mußte Genugthuung haben je Jesuiten gegenüber, man mußte den Verlust der er tri tochter durch die Eroberung einer italienischen

kam eine ganz neue Thätigkeit in die Bewohner von Mont-Tabor; es wurden neue Konferenzen gehalten, deren ausschließlicher Gegenstand Maria war, und endlich beschloß man, sie nach Genf zu bringen, da auch Herr Besson, der dort als Prediger angestellt wurde, in diese Stadt übersiedelte. Herr von Chatelard hatte in Genf eine alte Freundin, eine Wittwe, Madame de Planteamour, die in der frommen Welt eine große Rolle spielte, an der Spitze mehrerer religiösen Gesellschaften stand und die bereits, wenn auch noch nicht eine Katholikin zum Calvinismus, doch mehrere verlorene Frauenzimmer zu gottesfürchtigem Lebenswandel bekehrt hatte. Dieser Dame sollte Gräfin Maria Sassari anvertraut werden, während Herr Besson seine Unterrichtsstunden bei ihr fortsetzte. Madame Planteamour erklärte sich gern bereit, das gottgefällige Werk zu unternehmen und sprach ihre Zuversicht aus, daß es ihr damit ebenso gelingen werde, wie es ihr mit Gottes Hilfe schon bei den verstocktesten Gemüthern gelungen sei. Sie wollte, wie sie versicherte, der jungen Gräfin eine Mutter ersetzen und nur auf ihr Wohl und Heil sinnen. Auf diese Antwort wurde der definitive Entschluß gefaßt und vom Grafen Sassari seiner Tochter angekündigt.

„Mein Vater," sagte Maria, als ihr die Mittheilung gemacht wurde, „Sie wissen, daß das einzige Glück meines jetzigen Lebens mein Umgang mit Elie ist, daß ich aus seiner Nähe viel des Trostes schöpfe, dessen ich in meiner Lage bedarf. Sie berauben mich um Vieles, indem Sie mich jetzt in die Ferne schicken, und mir ahnt, daß ich keinem glücklichen Leben entgegengehe. Aber Sie sind mein Vater; ich versage Ihnen den Gehorsam nicht weiter, als es unbedingt nothwendig ist. Mein innigster Wunsch ist es, Ihre unterthänigste Tochter zu bleiben und zwischen uns ein Verhältniß aufrecht zu erhalten, das Ihnen wenigstens ein Theilchen Familienleben rettet, nachdem Sie Ihr Vaterland verloren. Ich weiß es, daß Sie sich in einer Beziehung beunruhigen, Sie fürchten, daß ich in meiner Empörung gegen Sie weiter gehen werde, daß ich, wie ich es könnte, vielleicht die Hülfe meines

Königs anrufe, — fürchten Sie nichts! Ich werde nichts derart thun. Sie verfügen über mich nach Gutdünken, aber ich flehe Sie an, mich nicht einer unnöthigen Sklaverei zu überliefern und niemals zu vergeſſen, daß ich Ihre Tochter bin, wenn auch leider durch Ueberzeugungen von Ihnen getrennt."

Graf Saffari erwiderte in kurzen Worten, daß Madame de Planteamour als eine ausgezeichnete Frau bekannt ſei und daß er ihr ſeine Tochter ohne die geringſte Beſorgniß anvertraue. Elie, als er von dem Plane hörte, ſtürzte herbei und bot Marien jede Hülfe an. „Fliehen wir," ſagte er, „ich fühle Kraft genug, Sie überall in der Welt zu beſchützen, für Sie zu ſorgen und den unverſöhnlichen Zorn meines Vaters zu ertragen."

„Noch fühle ich mich," erwiderte Maria, „zu einem ſolchen Schritte nicht berechtigt; noch iſt es meine Pflicht, abzuwarten, ob mein Vater mit der Zeit in dieſer Angelegenheit mit geringerem Eifer handeln wird. Auch darf ich Madame de Planteamour, die ich nicht kenne, nicht als ein Uebel betrachten, das mir das Recht zu einem Schritte gäbe, welcher mich vielleicht für immer von meinem Vater trennt. Er iſt allein, alt und in der Fremde; er kann noch in die Lage kommen, in der er meiner bedarf, und ich muß jeder Kataſtrophe ausweichen, die möglicherweiſe zwiſchen ihm und mir eine ewig trennende Kluft eröffnet. Laſſen Sie mich ziehen, lieber Freund. Madame de Planteamour iſt eine Frau, und wie ich hier trotz allem Glaubenseifer bei allen dieſen Herren doch noch ritterliche Rückſichten erfahre, ſo werde ich bei ihr vielleicht ein weibliches Herz finden, deſſen ich nach ſo langem ausſchließlichen Umgange mit Männern bedarf."

Nachdem die Liebenden ſich beſprochen, wie ſie einen Briefwechſel aufrecht erhalten möchten, trennten ſie ſ mit dem Verſprechen, nicht von einander laſſen zu
Tage beſtiegen Herr von Chatelard,
Tochter die Karroſſe, um ſich nach Genf
Herren kamen am folgenden Tage
Von dem Leben, das ich

begann, kann ich, Samuel Baud, nicht weiter als Augenzeuge erzählen, aber es sind Briefe vorhanden, welche sie während ihres Aufenthaltes in Genf an ihren Geliebten schrieb, welche Giorgio abholte und die er an Denjenigen abzugeben wußte, für den sie bestimmt waren, obwohl sie die Adresse des Grafen Sassari trugen. Von diesen an Herrn Elie de Chatelard geschriebenen Briefen theile ich hier einige ganz oder theilweise mit.

Genf, den 16. Januar 1704.

..... Madame de Planteamour sieht ganz anders aus, als ich mir sie vorgestellt habe. Sie ist weder dürr, noch lang, sondern im Gegentheil ziemlich klein und von einer nicht unangenehmen Fülle. Auch trägt sie sich nicht schwarz und übertrieben einfach, wie ich mir eine Genfer Puritanerin vorgestellt habe. Sie ist ziemlich bunt und ich glaube nicht, daß ihre Toilette in allen Theilen den Luxusgesetzen Calvins entspricht. Ihre schon halb ergrauten Haare trägt sie noch immer à la Henriette in unzähligen Locken und Löckchen. Was Küche und Tisch ihres Hauses betrifft, sucht sie allerdings wieder gut zu machen, was sie mit ihrer Toilette gegen die Luxusgesetze verbricht. Ich glaube, daß sie drei oder vier Schüsseln auf dem Tische haben dürfte; wir bekommen aber, neben einer sehr dünnen Wassersuppe, gewöhnlich nur eine einzige zu sehen .... Bis jetzt hat sie sich nur sehr wenig um mich bekümmert, da sie überaus beschäftigt ist, vielen Wohlthätigkeitsgesellschaften angehört und einen sehr ausgedehnten Briefwechsel unterhält. Sie läßt mich halbe Tage lang allein in meiner Hinterstube, die auf einen engen und düsteren Hof geht und von der aus ich nichts sehen kann, als eben diesen Hof, ein kleines Stück Himmel und die Spitze des einen Thurmes von St. Pierre, welcher mir mit seinem Glockenspiele jede Stunde eine arg entstellte Melodie eines Psalmes von Goudimel vorsingt. Damit ich mir in dieser Wohnung, in welcher eine Bibel, die Psalmen Clement Marots und einige Andachtsbücher meine, *einzige Gesellschaft* sind, nicht wie eine Gefangene vorkomme

hatte Madame de Planteamour einige Tage nach meiner Ankunft die Aufmerkſamkeit, mich zu einem Spaziergange einzuladen. Sie führte mich durch die Straßen der Stadt und erzählte mir bei dieſer Gelegenheit die Geſchichte Genfs, und ſo kamen wir auch vors Thor, an eine gewiſſe Stelle vor den Befeſtigungen, von der aus man die Ebene vom Plainpalais überſehen kann. Hier nahm ſie plötzlich eine feierliche, ja beinahe drohende Miene an, und mit ausgeſtrecktem Finger auf den Boden deutend, ſagte ſie: „Hier hat Calvin den Gottesleugner Michael Servet verbrennen laſſen.“ Vielleicht erwartete ſie von mir irgend eine Bemerkung über dieſe Schandthat und wollte ſie daran irgend welche Lehren anknüpfen — ich aber ſchwieg und nahm ihre Worte wie eine einfache hiſtoriſche Mittheilung eines Führers hin. Dann führte ſie mich wieder durch die Straßen und erzählte mir an verſchiedenen Punkten, durch verſchiedene Häuſer daran erinnert, von ungläubigen oder unſittlichen Frauen, welche Calvin und nach ſeinem Beiſpiele auch die ſpäteren Regierungen, im Hemde mit der Kerze in der Hand, durch die Straßen führen ließen, oder denen man andere derartige mehr oder weniger ſchimpfliche Penitenzen auferlegt hatte. Was war der Zweck dieſer Mittheilungen? Wollte ſie mich erſchrecken? Wollte ſie mir ſagen, mit welcher Strenge man in Genf verfahren könne? Ich geſtehe, daß ich nach dieſem Spaziergange etwas von der Sicherheit verlor, die mir das Benehmen der Madame Planteamour in den erſten Tagen eingeflößt hatte. Ich konnte mir nicht wegleugnen, daß ihre Mittheilungen wie Drohungen klangen und daß an der Stelle, wo Servet verbrannt wurde, aus ihren Worten und Blicken der Fanatismus eines Dominikaners hervorbrach. Indeſſen hat ſie mich ſeitdem wieder mir ſelbſt überlaſſen und ich habe mich über nichts zu beklagen, als über die Einſamkeit, über den Mangel einer mir zuſagenden Beſchäftigung, über meine dunkle Stube und vor Allem, mein lieber Freund, über meine Trennung von Ihnen. Indeſſen dient mir meine Einſamkeit dazu, mich auf das Lebhafteſte zu erinnern, was Sie mir während meines Aufenthaltes

in Mont-Tabor waren, und es mich auf das Dankbarſte fühlen zu laſſen, was Sie mir ſind, da ich ohne Sie in dieſer Welt ganz verödet wäre, ohne Halt, ohne Stütze, ohne Liebe. Wahrlich, nach Allem, was ich in den letzten Monaten erfahren, müßte ich ohne Sie zu der ſchrecklichen Ueberzeugung gelangt ſein, daß ich Niemand mehr, daß ich überhaupt nicht mehr lieben könnte. Denken Sie ſich, daß Herr von Chatelard nicht einen Sohn beſäße wie Sie, oder, daß Sie während meines Aufenthaltes in Mont-Tabor abweſend geweſen und ich Sie nicht kennen gelernt hätte, oder daß Ihr freier Geiſt den Einflüſſen Ihrer Umgebung erlegen und Sie geworden wären wie die Anderen. Wen hätte ich jetzt auf dieſer weiten Welt? Wen könnte ich noch lieben? Wem ſonſt als Ihnen, mein theurer Freund, danke ich die Heiterkeit, die mir trotz Allem bleibt? Ich glaube wohl, daß ich in jedem Falle den Muth bewahrt hätte, mich gegen eine Lüge bis ans Ende zu ſträuben, aber dieſer Muth allein hätte mich nicht aufrecht erhalten, wie mich jetzt Ihre Liebe aufrecht erhält. Mit allem Muthe hätte ich nicht das Bewußtſein eines Kämpfers in der Schlacht gehabt, ſondern nur die troſtloſe Vereinſamung und die Verzweiflung des einzelnen Wanderers, der in der Wüſte von Thieren oder von Verſchmachtung überfallen wird. Soll ich dieſem Bekenntniſſe noch einen Dank hinzufügen? Oder irgend welche andere Verſicherung?....

Genf, den 30. Januar 1704.

..... Die Szene hat ſich bedeutend verändert. Die Geſchäftigkeit der Madame Planteamour in den erſten Tagen hatte nur den Zweck, die Hände frei zu machen, damit ſie ſich ganz und gar mir widmen könne. Seit ungefähr acht Tagen verläßt ſie mich, die Schlafſtunden ausgenommen, beinahe keinen Augenblick. Des Morgens werde ich durch ihre Magd geweckt und muß mich augenblicklich erheben, dann mich ſo ankleiden, wie es mir die Magd nach den Vorſchriften der Madame Planteamour befiehlt. Komme ich dann in die Wohnſtube dieſer Dame, werde *ich wieder* zurückgeſchickt, um das oder jenes an meiner Toilette

zu ändern. Sie findet an mir ſehr Vieles kokett und weltlich, was ſie ſich in einem weit höheren Grade erlaubt. Ich darf nicht den geringſten Schmuck tragen, während ſie Finger, Arme und Bruſt bedeckt hat; freilich mit Andenken von frommen Männern oder Zeugniſſen von guten Werken. Jeder Ring, jede Buſennadel hat irgend eine fromme Geſchichte, iſt das Monument einer Bekehrung oder einer Stiftung. Des Morgens frühe verſammeln ſich die Hausgenoſſen zu frommen Geſängen, und während geſungen wird, muß ich bei Seite ſtehen und zuhören. Dann nach dem Frühſtück lieſt mir Madame Planteamour einige Kapitel aus der Bibel vor. Sie begann mit der Schöpfung, und nach ihrem ſyſtematiſchen Fortſchreiten zu ſchließen, gedenkt ſie mir ſo das ganze alte und neue Teſtament vorzuleſen. Nach dieſer Lektüre kommt eine andere an die Reihe: Kommentare der Kapitel, die wir eben geleſen, und nach dieſen Kommentaren beginnt Madame Planteamour ein Geſpräch über das Geleſene, und ich muß gegen meinen Willen Einwürfe erheben, um widerlegt werden zu können. Da ich nicht die geringſte Luſt zu diſputiren habe, ſage ich das erſte Beſte, was mir einfällt, und Madame Planteamour iſt empört über die Albernheiten, die ich den ewigen Wahrheiten entgegenſetze. Sie iſt erſtaunt, daß man mich ihr als eine Perſon von einigem Geiſte geſchildert, und hat bereits begonnen, mich als ein dummes Mädchen zu behandeln. Manchmal, wenn ſie in dieſer Beziehung zweifelhaft wird, ſchreibt ſie mein Widerſtreben nur dem böſeſten Willen, der Verſtocktheit gemeinſter Art zu, und in dieſem Sinne gibt ſie Herrn Beſſon Anweiſungen zu meiner Behandlung. Ich werde alſo, dieß iſt meine Zukunft, entweder als ein böſes oder als ein dummes Mädchen behandelt werden. Herr Beſſon, der gegen Mittag kommt, unmittelbar nachdem die Diskuſſionen mit Madame Planteamour geſchloſſen ſind, ſcheint in der That dieſes Syſtem bereits angenommen zu haben. Wie ganz anders er hier gegen mich auf, als in Mont-Tabor; ſo ſa milde und einſchmeichelnd, als er dort geweſen, ſo h

geduldig iſt er hier. Madame Planteamour macht mir die heftigſten Vorwürfe darüber, daß ich einen ſolchen Mann ſo kränken könne, und oft unterbricht ſie ihn während ſeiner Lektionen, um mir eine Predigt zu halten, und er läßt ſich gerne unterbrechen. Mein lieber Freund, ich habe hier nichts zu thun, als Eine Tugend zu üben, die Geduld, und ich glaube, ich habe es darin ſchon weit gebracht. Wenn einſt in glücklicheren Zeiten unſerer Beider Wünſche gekrönt werden, dann, mein lieber Freund, bekommen Sie eine geduldige Frau, wie ſie ſich der größte Haustyrann nur wünſchen kann. Ach, ich ſcherze! aber ich kann es nur, wenn ich an Sie ſchreibe, an Sie denke. Dann kommt mir ein Schatten jener Heiterkeit zurück, mit der eine gütige Natur mein Weſen ausſtattete und die, ich gebe die Hoffnung nicht auf, einſt ebenſo kräftig und hell mein Inneres erfüllen wird, wie damals, als ich noch im Thale von Aoſta lebte und nicht wußte, daß es in der Welt Kummer und Sorgen gibt, daß der Tod die Mutter, der Glaube den Vater vom Kinde trennen könne. Leben Sie wohl!

Genf, den 10. Februar 1704.

..... Seien Sie gut gegen Giorgio, erzeigen Sie ihm Wohlthaten, wo Sie können. Der treue Diener entwickelt aus purer Treue und in ſeinem Eifer, mir zu dienen, das Talent und die Liſt eines ächten Komödienbedienten. Die Bücher, die Sie mir ſchicken, weiß er mir auf das Klügſte zuzuſtecken oder ſie, ſelbſt vor vielen Zeugen, irgend wie in der Stube unterzubringen, wo ich ſie dann, wenn ich allein bin, auffinde. Auch läuft er die halbe Nacht durch, um früh genug bei mir einzutreffen und mich ſprechen zu können, bevor Madame Planteamour erwacht iſt. Und wäre das Alles nicht, ich liebte ihn ſchon als meinen Landsmann und als Einen, der mich in einer beſſeren Zeit kannte. Wie verderben uns doch die Verhältniſſe? In meiner Jugend war ich über die Komödien empört, in denen *Eltern* und Vormünder von Kindern und Mündeln, meiſt mit

Hülfe von Dienern, betrogen werden. Ich fand das höchſt unmoraliſch, und wie ſehr ich die Liebe liebte, ſo konnte ſie mir doch nicht als Entſchuldigung dieſer Lügen und Betrügereien dienen. So puritaniſch war ich und ſo unpuritaniſch machen mich die Puritaner, daß ich jetzt ſelber die Mittel anwende, die mich einſt mit Entrüſtung erfüllten, daß ich eine geheime Korreſpondenz habe, mich eines Bedienten dazu bediene, meinen Vater betrüge und Diejenige, die er zu meiner Vormünderin gemacht. Aber glauben Sie nicht, daß ich mir darüber Gewiſſensſkrupel mache; auch halte ich mich nicht für ſo ſchlecht, als mich Madame Planteamour glauben machen will. Madame Planteamour hat nämlich entdeckt, daß meine Verſtocktheit in den niedrigſten Anlagen und Neigungen begründet ſei, daß mich nur die Liebe zum Laſter im Schooße der katholiſchen Kirche zurückhalte. Nur weil man mit Hülfe der Beichte und der Abſolution alle möglichen Schandthaten begehen könne, ohne der ewigen Verdammniß zu verfallen, nur deßhalb halte ich an der Religion der Beichtſtühle feſt. Ich ſage Ihnen das auf die verblümteſte Weiſe; Madame Planteamour drückte ſich und zwar in Gegenwart Herrn Beſſons etwas ſtärker aus und zählte mir alle die Laſter auf, alle meine niedrigen Neigungen, welche mich zu einer treuen Katholikin machten. Ich war erſtaunt über die Phantaſie einer ſo frommen Frau, ich war noch mehr erſtaunt, über die Verwirrung der Begriffe, welche Beſchränktheit, Vorurtheil und Haß hervorbringen können. Werden Sie es glauben? Die größten und erhabenſten Meiſter der Kunſt mußten die Beweiſe liefern, daß die katholiſche Religion nichts anderes ſei, als der Kultus der Sinnenluſt. Die Freude am Schönen, die ſich in den Kunſtwerken der italieniſchen Meiſter ausdrückt, iſt eine Freude am Irdiſchen, alſo am Sinnlichen, alſo am Niedrigen, alſo am Laſter. Die Kirche ließ ſich durch dieſe Künſte verherrlichen, alſo iſt ſie eine Beſchützerin des Laſters, und alle Diejenigen, die ſich von dieſer Kirche nicht losſagen wollten, beweiſen nur ihre Anhänglichkeit am Laſter, an der Sinn

an der Verworfenheit. Sie werden begreifen, daß ich solchen Argumenten gegenüber zu stolz bin, meine geringe Katholizität hervorzuheben, ja daß ich mich herausgefordert fühle, mich gegen solche Ansichten aufzulehnen und mir selber einzureden, daß ich katholischer bin, als es in der That der Fall ist. Ich bin also in den Augen der Madame Planteamour und jetzt auch schon in den Augen des Herrn Besson, der ihr in Allem beipflichtet, nicht mehr eine bloße Verblendete oder Verstockte, die man zum Lichte bekehren will, nein, ich bin einfach eine Verworfene, in der alle Uebel bereits entwickelt oder wenigstens im Keime vorhanden sind. Madame Planteamour verwirft alle Moral und alle Tugend außerhalb des Glaubens, obwohl sie zugeben muß, daß es unter Heiden und selbst Katholiken moralische Menschen gegeben. Trotzdem kommt sie zu dem Schlusse, daß man außerhalb ihrer Lehre auch nicht tugendhaft sein könne. Mit einem Worte, lieber Freund, und um es so zart als möglich zu sagen: Ich bin, weil ich keine Calvinistin bin, eine Magdalene *vor* der Bekehrung. Es liegt mir im Grunde sehr wenig an der Meinung des Herrn Besson — aber er ist doch ein Mann, und Sie werden begreifen, wie es mich berühren muß, solche Dinge vor ihm anhören zu müssen, und welche Stunden des Zornes, der Entrüstung mir das bereitet. In der That kam ich nicht später als heute so sehr in Harnisch, daß ich mich mit einem Male an ihn wandte und ihn aufforderte, mich gegen soche Angriffe zu vertheidigen. Aber diese Frommen haben den letzten Rest jener Eigenschaft verloren, die man Ritterlichkeit nennt, und Herr Besson antwortete mir auf die salbungsvollste Weise, daß er mir aus der Schrift beweisen könne, wie sehr Madame Planteamour Recht habe. Ich muß mich darauf vorbereiten, Frauen wie Bathseba und Abigail, weil es biblische Frauen sind und weil sie ihre Ehemänner an den Psalmensänger verrathen, zu verehren und mich selbst als eine Verworfene zu betrachten. So lange ich es nicht zu dieser Kraft des Glaubens *gebracht*, kann ich auf Ruhe nicht rechnen. Sie können sich nicht

vorſtellen, was mir Alles als Sünde oder vielmehr als katholiſch vorgeworfen wird. Da iſt z. B. eine Katze im Hauſe, eine nothwendige Mitbewohnerin wegen der unzähligen Mäuſe, die Tag und Nacht in den alten Mauern umhertoben. Dieſe Katze iſt ein ſehr anmuthiges Thier; vielleicht iſt ſie es auch nicht, aber ſie iſt das einzige Geſchöpf, das mir nicht predigt und das mich nicht als eine Verworfene betrachtet. Ich habe ſie lieb gewonnen, weil ich ihr Liebe zeigen kann, weil ſie ſich von mir ſtreicheln läßt und dazu ebenſo freundlich knurrt, als ob ſie eine reformirte Hand ſtreichelte. Sie iſt mir, was ſo vielen Gefangenen eine Spinne oder eine Maus war. Nun wohl! der Umgang mit dieſer Katze iſt mir verboten worden. Meine Liebe zu dem Thiere iſt katholiſch! Es iſt die Liebe zu den unvernünftigen Thieren ohne Seele, der Anfang des Götzendienſtes; ſo hat der Thierdienſt bei den Heiden begonnen, und die katholiſche Bilderverehrung, als Folge der Liebe zum Sinnlichen, iſt nichts als eine Fortſetzung und ein Abglanz jenes Götzendienſtes. Meine Liebe zur Katze war alſo katholiſch. Es iſt unglaublich, mit aller Phantaſie würde man es nicht errathen, in welchen Dingen allen Madame Planteamour Katholizismus wittert ....

P. S. So eben iſt mir Miltons „verlorenes Paradies", das Sie mir vor einigen Tagen ſchickten, konfiszirt worden; Miltons, des frommen puritaniſchen Dichters frommes Gedicht. Es iſt Poeſie, es iſt weltlich — vielleicht ſogar katholiſch?

Genf, den 21. Februar 1704.

Ich beſchwöre Sie, mein lieber Freund, beunruhigen Sie meinen Vater nicht meinetwegen, bedrängen Sie ihn nicht, machen Sie ihm keine Vorwürfe! Er kann nichts für mich thun, er hat ſeine ganze Gewalt über mich in die Hände der bewußten Herren und der Madame Planteamour niedergelegt; er hat ſich ſchriftlich verpflichtet, ſie in Allem, was meine Bekehrung betrifft, vollkommen frei gewähren zu laſſen, keinen Widerſpruch zu erheben und alle Mittel gut zu heißen, die man

gemeſſen erachtet. Verurtheilen Sie ihn nicht. Ich habe Ihnen, mein theurer Freund, ein Geſtändniß abzulegen, Sie in ein Geheimniß einzuweihen. Ich bin es Ihnen ſchuldig, einmal meines Vaters wegen, daß Sie ſeine Handlungsweiſe nicht zu hart beurtheilen, dann weil ich Ihnen überhaupt alles Vertrauen ſchuldig bin. Ich muß mich kurz faſſen, ich muß mich beeilen, bevor die Nacht in mein immer dämmeriges Zimmer hereinbricht und bevor Madame Planteamour von ihrem nachmittägigen Beſuche zurückkehrt. Da mir ſo wenig Zeit übrig bleibt, müſſen Sie ſich zu dem, was ich Ihnen zu ſagen habe, Vieles hinzudenken, und Sie thun mir damit einen Gefallen, da Sie mir das Ausſprechen ſehr peinlicher Dinge erſparen.

Vor Allem: mein Vater iſt nicht immer zurechnungsfähig; man würde ihm Unrecht thun, wollte man ihn für Alles, was er thut oder unterläßt, verantwortlich machen. Sein Geiſt iſt durch eine Reihe äußerer und innerer Erlebniſſe bis zu einem gewiſſen Grade zerrüttet. Seine Bekehrungsgeſchichte iſt nicht ſo, wie man ſich dieſelbe in Mont-Tabor erzählte; nein, ſie iſt leider anders.

Mein Vater gehört einer in Vermögensverhältniſſen herabgekommenen Familie an; um dieſer neuen Glanz zu geben und von Ehrgeiz getrieben, verließ er Modena, um in Piemont, das ſich ſeit einer Reihe von Jahren bedeutend zu erheben begann, Dienſte zu nehmen. Obwohl ziemlich gleichgültig in Glaubensſachen, ſchloß er ſich, um deſto raſcher zu ſeinem Ziele zu gelangen, der mächtigen Partei der Geiſtlichkeit an. Er bekam in der That auch bald eine gute Stellung, als eine Art von Statthalter des Thales von Aoſta. Wir, meine Mutter und ich, wir waren glücklich in dieſem reizenden Thale und hätten gewünſcht, es nie verlaſſen zu müſſen. Nicht ſo mein Vater. Er blieb mit Regierung und Geiſtlichkeit in Turin in beſtändiger und inniger Verbindung, nur den Moment abwartend, wo er Unterpfänder ſeiner Treue und Fähigkeit liefern könnte, um dann deſto raſcher *emporzukommen*. Der Moment ließ leider nicht lange auf ſich

warten. Es brach eine jener unruhigen Bewegungen in den Thälern der Waldenſer aus, welche manchmal die Folge unerträglichen Druckes, manchmal von der katholiſchen Geiſtlichkeit künſtlich hervorgebracht waren, um Vorwände zu neuer Verfolgung der Ketzer zu haben. Bei meinem Vater wurde unter der Hand angefragt, ob er an der Spitze mehrerer Kompagnien als Kommiſſär der Regierung ſich in die Thäler der Waldenſer begeben und daſelbſt ſo walten wolle, wie man ihm vorſchreiben werde? Schon auf die Anfrage hin eilte mein Vater nach Turin und dort vor Allem zum Erzbiſchof, um Verhaltungsbefehle einzuholen. Ich muß eilen mit meinem Berichte. Mein Vater wurde in die Thäler der Waldenſer geſchickt. Die Unruhen wurden unterdrückt. Laſſen Sie mich nicht ſagen, wie? Mein Vater war ein Verfolger, wie ihn die Inquiſition wünſchen konnte. Nach Turin kehrte er mit einem traurigen Gefolge zurück: mit vier ehrwürdigen Prieſtern der unglücklichen Sekte, mit vier Duldern in Feſſeln. Man ſtempelte ſie zu Rebellen und Hochverräthern und alle vier wurden in Turin gehängt. Mein theurer Freund, das hat der Vater Ihrer Geliebten gethan, ein Mann, der nicht an die Satzungen der katholiſchen Kirche und vielleicht noch weniger an die Schuld der vier Märtyrer glaubte. Er hielt ſich für ſtark genug, um ein Staatsmann zu ſein, wie unzählige Andere, und ſich mit unzerſtörbarer Ruhe des Verſtandes einem Syſteme anſchließen zu können, wie viele Andere, Alles zu vermögen, was das Syſtem und was die Carrière verlangt. Das Syſtem erſetzt bei den meiſten Staatsmännern und Beamten Italiens das Gewiſſen und die Vernunft: er glaubte ein ſolcher Staatsmann zu ſein. Er war es nicht. Unglückſeliger Weiſe mußte er in einer Sendung an demſelben Morgen, an welchem die vier Märtyrer hingerichtet wurden, die Stadt verlaſſen und an dem Richtplatze im entſcheidenden Momente vorüberkommen. Seine Carrière war gemacht; er hatte dem Klerus die verlangten Opfer geliefert und er erhielt eine Stellung in Turin, die ihn dem Throne nahe brachte und wo-

ſtolze Ausſichten eröffnete. Ach, es war ihm damit nicht geholfen. Er vergaß die Verfolgungen, die er über die Thäler der Waldenſer hatte ergehen laſſen, und den Tod der vier Märtyrer nicht wieder. Wozu Ihnen einen grauenvollen Seelenzuſtand ſchildern und Ihnen erzählen, wie meine Mutter an den Thaten ihres Gatten, den ſie geliebt hatte, und an ſeinem Anblick zu Grunde ging. Sie ſtarb noch jung, und erwägend, daß Derjenige oder vielmehr Diejenige, die nunmehr beſtimmt war, ihn zu tröſten, ſein Arzt zu ſein, daß ich das Uebel kennen mußte, an dem er krankte, weihte ſie mich in das Geheimniß ein, in das Geheimniß ſeiner Gewiſſensbiſſe und ſeiner ſchauderhaft verbrachten Tage und Nächte. Er verſank immer mehr in ſich ſelber, in ein Brüten, welches nichts anderes war, als ein Suchen des Heiles oder vielmehr ſeiner Heilung. Dieſe konnte er unmöglich in einer Kirche finden, die ihn zu ſeinem Verbrechen bewogen hatte, und er floh aus einer Religion, in deren Schooß ſich ſonſt Sünder und Verbrecher zu flüchten pflegen. Die Logik ſolcher Gemüthskranken iſt ſehr eigenthümlich. Gerade was in der calviniſtiſchen Religion am meiſten abſtoßen muß, zog ihn am Stärkſten an. Die Verdammniß, die er, nach der calviniſtiſchen Lehre, mit der ungeheuren Mehrheit des Menſchengeſchlechtes zu theilen hatte, verlor für ihn einen großen Theil ihrer Schrecken; er konnte aber auch, nach eben dieſer Lehre, einer der wenigen Auserwählten und trotz ſeines ungeheuren Verbrechens gerettet ſein. Dieß machte ihn zum Calviniſten. — Ich muß eilen, die Dunkelheit nimmt immer mehr zu. — Er fühlte ſich vernichtet und gedemüthigt, als er merkte, daß ich, von meiner Mutter unterrichtet, um ſeinen Seelenzuſtand und ſeine Verbrechen wußte. Er fürchtete dadurch ſein Kind zu verlieren und ich mußte ihn beruhigen, indem ich ihm ſchwor, ihm immer eine gehorſame Tochter zu ſein. Leider habe ich ſeinen Seelenzuſtand für einen Augenblick vergeſſen, an jenem Tage, als Sie mich und meine Bilder vor den Kamiſarden erretteten. *Sie* werden aber, nach dieſen Mittheilungen, künftig Manches

n mir und meinem Vater beſſer verſtehen. Sie werden nun
:greifen, warum er ſich ſelbſt, gewiſſermaßen mit gebundenen
änden, den calviniſtiſchen Fanatikern, die übrigens ſeine Ge-
hichte kennen, hingibt und warum er, abgeſehen von ſeinem
ifer, auch mich ſo dringend zu bekehren ſucht. Er möchte, ſo
eit es ihm möglich, den der römiſchen Kirche feindlichen Reli-
ionen gewiſſermaßen Erſatz liefern für Das, was er an den
Baldenſern gethan. Religion und Gewiſſen ſind bei dieſer Illu-
on gleich betheiligt. Darum aber glauben Sie ja nicht, daß der
eltliche, kluge Mann, als welcher mein Vater ſeine Laufbahn
egonnen, in ihm gänzlich erſtorben ſei; er kommt noch manch-
ıal zum Vorſchein, und dieß rechtfertigt mein etwas hartes Be-
ehmen, das ich mir damals zu Schulden kommen ließ, als er
ich an die Nützlichkeit einer Bekehrung erinnerte. Sie werden
un auch verſtehen, mein Freund, warum ich in meinem Ge-
orſam vielleicht weiter gehe und in meiner Fügſamkeit, als es
ınſt die Pflicht geböte; warum ich Vieles ertrage, das ich ſonſt
icht ertragen würde. Aber glauben Sie nicht, daß ich mit all-
em vergeſſen werde, was ich mir ſelbſt ſchuldig bin.

Alſo, mein lieber Freund — ich wiederhole die Bitte, mit
er ich begonnen — beunruhigen Sie meinen Vater nicht —
r kann nichts thun — ich bin ſeiner Gewalt entzogen — es iſt
unkle Nacht. Gute Nacht.

... März

.... Frau Planteamour glaubt jetzt, meine Verſtocktheit habe
)re Urſache im Fleiſche; ich müßte mich kaſteien, um zur kennt-
iß durchdringen zu können. Sie läßt mich förmlich faſten. n
'eib ſoll von aller Weltlichkeit geſäubert und damit auch in m
Seele aufgeräumt werden; wenn ſich dann das
em Himmel einſtellt, iſt ſie da, um mir die :ge da
Sie würden gut thun, mein lieber Freund
Giorgio anſtatt der Bücher einiges
Nahrungsmittel zuſtecken zu laſſen.
Sie ihm nicht, daß ich ſo ſchlecht au

Augen der Beſorgniß. Ich bin allerdings etwas blaß geworden, aber das kommt nur von den lichtleeren Räumen, in denen ich meine Tage verbringe. Madame Planteamour führt mich jetzt nur äußerſt ſelten in die Luft und überhaupt aus dem Hauſe. Des Abends muß ich ſie manchmal in Konventikel begleiten, in denen ich mich auf das Grauſamſte langweile. Ich höre da ewig daſſelbe und ich begreife in der That dieſe Menſchen nicht, wie ſie bei dieſer Einförmigkeit ihrer Gedanken beſtehen und darauf noch ſtolz ſein können .....

Ende März ....

Alſo Sie, mein Freund, ſind vor mir ſchwach geworden? Sie rathen mir, nachzugeben? Ich ſoll eine Förmlichkeit erfüllen, die mich nicht hindert, in meinem Innern zu bleiben, was ich will? Seien Sie ruhig, mein theurer Freund, ich mache Ihnen keine Vorwürfe. Wären Sie im Gefängniß, wüßte ich Sie von Inquiſitoren umgeben, von der ungeheuerſten Langeweile belagert, ſo vielen Quälereien und Demüthigungen ausgeſetzt, dann wäre ich wohl eben ſo ſchwach, Ihnen Aehnliches zu rathen. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu ſagen, daß man nicht mehr iſt, was man ſein will, nachdem man ſelbſt nur eine Förmlichkeit erfüllt hat, die mit unſerm Weſen im Widerſpruch iſt. Jedes Ereigniß, jede That, der wir uns mit dem letzten Reſte des freien Willens fügen, wird ein Tyrann unſerer ganzen Zukunft, den wir nicht zu ſtürzen im Stande ſind. Man kann Vieles ſühnen, man kann ein geſtörtes Gleichgewicht wieder herſtellen, aber man kann Nichts verwiſchen. Und ſeien wir froh damit; welche ſinnloſe Moſaik wäre unſer ganzes Leben, wenn wir vergeſſen könnten. Sie ſagen: Form! Allerdings, es gibt abgeſtorbene Formen, die man verachten muß, aber andere haben noch einen lebendigen Inhalt und man kann ſich über ſie nicht hinwegſetzen, ohne ſich an ſich ſelbſt und an der Welt zu verſündigen. Indeſſen iſt es das nicht allein, was mich abhält, mich gefälliger zu zeigen; es iſt Etwas, *was viel ſtärker* iſt als all' mein Nachdenken, als meine Ueber-

jeugungen, als mein Stolz und mein Charakter. Ich bin eine Italienerin, und als ſolche habe ich der Religion gegenüber das Gefühl, das, wie ich glaube, die orientaliſchen Völker beherrſcht, bei denen Religion und Nation eins und daſſelbe ſind, in einander verſchwimmen und nicht getrennt werden können. Wie ungläubig ich auch bin, ſo kann ich mir doch dieſes Italien ohne ſeine Kirchen, ohne ſeine Giotto, Fra Beato, Brunelleschi, Leonardo, Raphael, Michel Angelo, Andrea del Sarto nicht denken und ohne die ganze Geſchichte, die mit Italiens Paläſten, mit ſeinen Kirchen, Dichtern und Künſtlern zuſammenhängt. Wenn ich mich mir ſelber fromm vorſtelle, ſo denke ich mir auch, daß ich mich in meinem Kummer ſo recht nur in einer italieniſchen Kirche ausweinen und nur beim Anblick dieſer Bilder, die von den Wänden auf mich niederſehen, aus Herzensgrund ausbeten und tröſten könnte. Es iſt das Alles mit einem italieniſchen Herzen als ein Theil des Nationalgefühles, als ein Familiengefühl verwachſen, und eine Trennung von dem Allen wäre mir wie Felonie und ein Uebergang aus dem Dom von Piſa oder aus der Kathedrale von Parma in einen leeren, weiß angeſtrichenen Tempel, wäre mir wie ein Losſagen von aller Schönheit und wie eine Verhöhnung meiner ganzen Jugend. Glauben Sie mir, wenn der Italiener von Sinn und Gefühl nicht in eine der weiter vorgeſchrittenen Kirchen übergeht, ſo iſt das bei ihm nicht ein Zeichen mangelhafter Erkenntniß. Ich will nicht ſagen, daß das Land, welches die Campanella und die Galilei hervorgebracht hat, ewig an dem Glauben verharren werde, der ihm vor tauſend Jahren Unrecht gemacht worden, aber ich glaube allerdings, daß, ſo lange jene Zeiten, die ſo Großes und Schönes geſchaffen, unſere ſchönſten Zeiten ſind, ſich ein italieniſches Herz von Allem, was ihnen verwachſen iſt, alſo auch von der katholiſchen Kirche | trennen wird. Ein ungläubiger Katholik Italiens, d die Fehlbarkeit des Papſtes, überhaupt die Dogmen Kirche nichts ſind, verläßt trotzdem, wenn er verläßt und in eine der proteſtantiſchen eintri

etwas dafür zu gewinnen. Wer über die katholischen Dogmen durch eigenes Nachdenken hinausgekommen ist, der ist auch über die protestantischen hinausgegangen. Der Einzelne, der sich reformirt, bleibt nicht auf halbem Wege stehen, wo die Massen, von Predigern geführt, stehen bleiben. Er begeht eine größere Lüge, indem er sich für eine andere Kirche erklärt, als wenn er in der angeborenen bleibt, für die er nicht verantwortlich ist. Die reformirten Kirchen werden darum immer weniger Bekehrungen machen, als die katholische, wenn nicht wieder politische Gründe die Massen in Bewegung setzen und sie ihnen entgegentreiben. Die katholische hingegen wird immer neue Bekehrte aufnehmen, weil Derjenige, der Glaubensbedürfnisse hat, dahin geht, wo sie am stärksten befriedigt werden.

Lachen Sie nicht, daß ich Ihnen wie ein Doktor spreche und gewiß Altbekanntes wiederhole. Mein Geist wie mein Herz sind seit einem Jahre durch meine Lage zu sehr aufgefordert, sich mit diesen Dingen zu beschäftigen, und es ist natürlich, daß ich Ihnen bei dieser Gelegenheit meine ungefähre Meinung sage, daß ich Ihnen andeute, aus wie vielen Gründen es mir unmöglich ist, ein Wort auszusprechen, das mich von vielen Quälereien befreien und mich zu Ihrer Gattin machen würde. Ich weiß es, wie undankbar meine Verstocktheit ist, wie geringe Früchte sie selbst meiner Eitelkeit tragen kann, da ich dem einen Glauben widerstehe, ohne die Märtyrerin des andern zu sein. Niemand dankt mir mein Benehmen, bei Vielen erweckt es Haß, mich selbst kann es zu Grunde richten und bringt es um mein Glück; aber was ist zu thun? Sagen Sie mir wenigstens, daß ich Recht habe.

Ihre treue Maria.

. . . . 6. April . . . .

Ich habe Sie auf der Treppe gehört, ich habe Ihre Stimme erkannt, mein lieber Freund; ich konnte nicht zu Ihnen eilen, da man in dem Augenblicke, als Sie im Hause erschienen, einen *Riegel vor* meine Thür schob und ich gefangen war. Ich weinte

vor Sehnſucht nach Ihnen und vor Ingrimm während des ganzen Lärmens auf der Treppe. Ich erfuhr dann von einer Dienſtmagd, die mir einige Freundſchaft zeigt, daß Sie gekommen ſind, um mich zu befreien. Laſſen Sie ab, mein Freund, von dieſen Verſuchen, ſie tragen nur dazu bei, mein Loos zu verſchlimmern. Oft finde ich jetzt den Riegel vor meine Thüre geſchoben; meine Thür wird immer ſtrenger, Herr Beſſen kommt nicht mehr, um mich zu unterrichten; nicht mehr die Ueberredung — die Gewalt, die Ermüdung ſoll mich bekehren. Der arme Giorgio, der mit Ihnen auf der Treppe war, iſt, wie ich von der Dienſtmagd höre, im Gefängniß. Sie wird dafür ſorgen, daß dieſe Zeilen, die ich in Haſt ſchreibe, an Sie gelangen. Thun Sie um Gottes Willen Alles, um Giorgio zu befreien; leider iſt er Unterthan des Kaiſers, und dieſer hat keinen Agenten hier. Zu mir wird man ihn auf keinen Fall mehr laſſen, und ich weiß nicht, wie lange unſer Briefwechſel noch dauern wird. — Noch Eins: Der Syndik hat der Madame Planteamour einen Mann vors Haus geſtellt, der es überwachen und die Schaarwache benachrichtigen ſoll, ſobald ein Verſuch zu meiner Befreiung gemacht wird. Madame Planteamour iſt die Schwägerin des Syndik. — Noch Etwas: Sie ſagte mir, daß ich jeden Gedanken an Flucht aufgeben ſolle; man kenne mich an allen Thoren, und bei dieſer Gelegenheit erfuhr ich, daß ſie mich zu wiederholten Malen durch ſämmtliche Stadtthore geführt, nur um mich den Thorwächtern zu zeigen, damit mich dieſe im Falle einer Flucht erkennen und aufhalten. Sie ſagte es mir übrigens rund heraus, daß jeder derartige Verſuch von meiner oder von anderer Seite meinem Schickſale nur eine traurige Wendung geben könne.

.... Ende April ....

Jetzt, mein Freund, iſt es Zeit. Ich gebe Ihnen Vollmacht, thun Sie Alles, was Sie können, um mich zu befreien. Haben Sie keine Rückſicht mehr, auch nicht für meinen Vater. In dieſen Wochen, in denen unſer Briefwechſel unterbrochen war, habe ich

das Schlimmste erfahren, und ich befinde mich in einer schmachvollen Lage. Madame Planteamour hat mehrere verlorene Geschöpfe in der Straße aufgegriffen, und diese bilden jetzt meine einzige Gesellschaft. Ich werde von ihnen als ihresgleichen behandelt, aber von Madame Planteamour als tief unter ihnen stehend, denn sie geben alle möglichen Versprechungen, die man von ihnen verlangt, und lassen sie neue Triumphe hoffen. Sie genießen innerhalb des Hauses die größte Freiheit, während ich fortwährend wie eine Gefangene gehalten und von ihnen und der Dame des Hauses zu Dienstleistungen gezwungen werde. Es ist mir ein widerwärtiger Anblick, wie diese Mädchen eine jämmerliche Komödie spielen, und wie sich die fromme Dame gerne täuschen läßt.... Ich höre und sehe Dinge, die mich vor mir selbst entwürdigen. Und doch muß ich mich auf die Barmherzigkeit einer dieser Personen stützen, um Ihnen diese Zeilen zukommen zu lassen. Sie ist wahrlich besser als Madame Planteamour und hat es zum Theil aus Güte, zum Theil aus Lust, ihre Bekehrerin zu betrügen, übernommen, einen Boten und eine Gelegenheit ausfindig zu machen. Leben Sie wohl. Ich schäme mich, Ihnen ausführlicher zu sagen, was mich bestimmt, Sie zum Aeußersten, selbst zur Gewalt und zur offenen Empörung gegen Ihren Vater aufzufordern.

Dieser letzte Brief kam Herrn Elie de Chatelard erst spät zu, denn es waren viele Tage vergangen, bis jenes liederliche Frauenzimmer durch einen ihrer Freunde, einen Schiffer aus dem Hafen Genfs, den Brief nach Nyon schicken konnte. Dort, nach der Verabredung, die ich mit Herrn Elie de Chatelard getroffen hatte, fing ich ihn auf, und darauf verging wieder eine geraume Zeit, bis ich den Aufenthalt des jungen Herrn in Genf ausfindig machen konnte. Herr Elie de Chatelard hatte nämlich das Haus seines Vaters, mit dem er sich gänzlich überworfen hatte, seit *einigen* Wochen verlassen und sich in Genf angesiedelt, um seiner

Geliebten nahe zu ſein. Er wohnte in dieſer Stadt mit Giorgio, den er aus dem Gefängniß befreit hatte, der ſich aber verbergen mußte, weil ihm der Aufenthalt auf dem Gebiete Genfs verboten war. Manchmal, wenn er Entdeckung befürchtete, begab ſich Giorgio nach Carouge auf ſavoyiſches Gebiet. Herr Elie de Chatelard, als ich ihm die Zeilen der Gräfin Saſſari überbrachte, gerieth außer ſich und brach bald in Wuth, bald in Thränen aus. In der jetzigen Lage ſeiner Geliebten hätte er vielleicht auf die Hülfe des alten Grafen hoffen und ihn bewegen können, ſein väterliches Anſehen wieder zu ergreifen, um ſeine Tochter aus der ſchmählichen Umgebung, aus den Demüthigungen, mit denen man ſie erdrückte, zu befreien; aber er war ferne. Man hatte ihn in einer Sendung religiöſen Charakters an die Freunde in den Niederlanden und in Schottland auf Reiſen geſchickt. Was mich betrifft, ich glaube nicht, daß der Graf Saſſari von einigem Nutzen geweſen wäre, denn ſeit der Abweſenheit ſeiner Tochter hatte er jeden Willen und jede Selbſtändigkeit verloren, ja ich glaube, daß ſein Geiſt jede Fähigkeit zu irgend welchem Entſchluſſe eingebüßt hatte. Wenn ihn die Herren auch immer mit einer gewiſſen Rückſicht behandelten, ſo gaben ſich doch die Diener auf Mont-Tabor mit Achſelzucken und halben Worten zu verſtehen, daß Herr Graf Saſſari ſeines Verſtandes nicht immer mächtig ſei; und ſein Umherirren während der Nacht, ſein Tage lang andauernder tiefer Trübſinn, in dem er kein Wort hervorbrachte, ſchienen das zu beſtätigen. Aber das gehört nicht hieher.

Herr Elie de Chatelard eilte ſogleich in das Haus der Madame Planteamour, entſchloſſen, um jeden Preis bis zu ſeiner Geliebten vorzudringen und ſie wo möglich ſogleich aus [illegible] fängniſſe zu befreien. Zu ſeinem Erſtaunen fand er Thüren offen und das Haus in allen Theilen zugänglich. de Planteamour war ausgegangen und er traf nur die ihm Fräulein Saſſari beſchrieben hatte gleich, daß Fräulein Saſſari vor mehrere fortgebracht worden, aber ſie konnten

sehr sie es auch offenbar gewünscht hätten, Madame Planteamour zu verrathen. Indessen erinnerte sich eine derselben und zwar dieselbe, welche den Brief besorgt hatte, daß Fräulein Sassari höchst wahrscheinlich über den See gebracht worden, denn sie hatte Tags vorher denselben Schiffer am Hause gesehen, dem sie den Brief übergeben. Darauf hin holte mich Herr Elie an der Kathedrale ab, wo ich ihn erwartete, und wir gingen zusammen hinab an den Hafen. Ich erkannte sogleich den Schiffer, und für ein gutes Geschenk erzählte er bereitwillig, daß er in seinem Kahne vor ungefähr acht Tagen, und während der Nacht, ein Fräulein, das von mehreren Männern begleitet war, über den See nach Nyon gebracht habe. Ich aber wußte, daß Gräfin Sassari nicht auf Mont-Tabor und nicht im Schlosse des Bailly sich befand, und Herr Elie gerieth aufs Neue außer sich, als ihn der Gedanke überfiel, daß sie sich nirgends anderswo, als in jenem Hause der Büßerinnen befinden konnte, welches die Frommen ganz in der Nähe von Nyon erbaut hatten. Er gab mir den Abschied und begab sich sogleich nach Carouge, um Giorgio, der sich eben dort befand, aufzusuchen, da es möglich war, daß er seiner Hülfe bedurfte, und da er sich auf ihn in Allem verlassen konnte, wenn es sich um die Befreiung der Gräfin handelte.

Dieser Gang nach Carouge war für den armen jungen Herrn verhängnißvoll. Bevor ich aber dieß erzähle, muß ich hier einschalten, was ich später erfahren habe. Madame Planteamour, sowie die frommen Herren und die Syndiks von Genf waren wegen der Angelegenheit der Gräfin Sassari besorgt geworden. Giorgio hatte in Carouge erzählt, was vorging; außerdem hatte die Geistlichkeit daselbst bereits erfahren, daß man in Genf eine katholische junge Dame confiscirte und zum Uebertritt zwingen wolle. Die Regierung von Savoyen hatte schon mehrere Male angefragt und sogar gedroht. Genf ist ein kleiner Staat und von Katholiken umgeben, die Syndiks befürchteten große Verlegenheiten und theilten ihre Befürchtungen der Madame Planteamour mit, und *in Folge* dessen beschloß man, Fräulein Sassari auf Berner Land

zu bringen, weil Savoyen nicht den Muth hatte, ſich mit den Berner allmächtigen Herren zu entzweien. Dieß iſt die Urſache, warum Fräulein Saſſari in das Haus der Büßerinnen nach Nyon gebracht wurde.

Herr Elie de Chatelard fand Georgio zu Carouge in einer Weinſchenke, aber er fand dort in ſeiner Geſellſchaft noch einen Anderen, einen merkwürdigen Mann, vor dem damals die ganze Gegend zitterte, und deſſen ſich die Herren von Genf, die er zu Tode ärgerte, gerne bemächtigt hätten. Es war dieß der Seigneur von Copponex, ein ſavoyiſcher Edelmann, der zwar nur geringes, ſehr geringes Vermögen, aber ein altes Schloß mit wenigen Ländereien hatte, und welcher ſich aus alten Zeiten beinahe ganz unabhängige Souveränitätsrechte bewahrt hatte. Es gab damals noch mehrere ſolche Herren an den Gränzen zwiſchen Savoyen und Frankreich. Seigneur de Copponex hielt treu zum Hauſe Savoyen, ſeine Familie zeichnete ſich immer im Kriegsdienſte aus; das Haus Savoyen beſchränkte darum ſeine Rechte nicht und ließ ihn gerne gewähren, weil er vorzugsweiſe die Republik Genf beläſtigte. Seit vielen Jahren führte er gegen Genf einen Krieg, wie ihn ehemals die Löffelritter gegen Genf geführt hatten. Er beläſtigte fortwährend die Gränzwachen, griff das Genfer Gebiet auf den verſchiedenſten Punkten an, plünderte die Landhäuſer und Güter der Syndiks und der Adeligen und zog ſich dann auf ſein Schloß zurück, wo er ſicher war, da ihn die Genfer daſelbſt nicht angreifen konnten, ohne ſavoyiſches Gebiet zu verletzen. Am Furchtbarſten war er und die kühnſten Thaten führte er aus, wenn die Genfer Herren einen Preis auf ſeinen Kopf ſetzten. Dann erſchien er plötzlich in der Stadt ſelbſt, ſtahl irgend etwas, z. B. irgend ein Wappen oder eine Fahne vom Hauſe eines Syndik, malträtirte irgend einen Beamten, dem er begegnete, und war wieder verſchwunden, bevor die Schaarwache ger
werden konnte. Der Seigneur de Copponex war übrigens in
Umgegend ſehr beliebt, da er ſelten einem ſeiner
zu Leide that, im Gegentheil immer mit ſeiner Hil

wenn Jemand Unrecht geſchah. Er wollte ein Ritter aus alter Zeit ſein, der überall das Unrecht bekämpft und den Verfolgten zu Hülfe kommt. Nur in Genf war er verrufen, aber ſelbſt da beim niedern Volke beliebt, und man behauptete, daß er bei ſeinen Streichen gegen die Syndiks von Genfern unterſtützt werde, freilich nur von den Habitants, nicht von den Bourgeois, denn damals begannen ſchon die Bewegungen der Habitants gegen die Regierung von Genf. Man ſagte auch vom Seigneur de Copponex, daß er einen unvergleichlichen Muth beſitze und vor keiner Unternehmung erſchrecke. Er war zwar zu arm, um ſich ein Gefolge, eine kleine Armee zu bezahlen, aber ſo oft er etwas unternehmen wollte, fand er an den Gränzen und in Genf ſelbſt immer unbeſchäftigte Leute genug, die ſich ihm anſchloſſen und die zu Allem bereit waren. Dieſen Seigneur de Copponex fand Herr Elie de Chatelard zu Carouge, wie er eben dem Giorgio zu trinken gab und ſich von ihm die Geſchichte der Gräfin Saſſari erzählen ließ. Elie hatte ihn nie geſehen, er hatte von ihm immer nur wie von einem Raufbold, einem rohen Geſellen, wie von einer Art Räuber ſprechen hören, und er machte ihm beim erſten Anblick, wie er an dem Tiſch der Schenke vor dem Weine daſaß, auch einen Eindruck, der mit dem Gehörten übereinſtimmte. Geſicht und Stirn waren von mehreren Narben entſtellt, mit einer dicken Haut überzogen und wettergebräunt; ſeine Kleider hie und da geflickt und im Ganzen vernachläſſigt. Ein großer, breiter Degen mit eiſernem Griff hing an ſeiner Seite und im Gürtel trug er zwei gewaltige deutſche Reiterpiſtolen. Aber ſobald ihm der Name Elie's von Giorgio genannt wurde, und er ſich erhob, um ihn zu begrüßen, verwandelte ſich ſein ganzes Weſen. Er war mit einem Male ein anmuthiger Edelmann von den feinſten Manieren, und wie er Elie einlud, mit ihm ein Glas Wein zu nehmen, vergaß dieſer, daß er ſich in einer ſchmutzigen Schenke befand, und glaubte der Gaſt eines großen Herrn zu ſein. Ich weiß es nicht, welcher von Beiden das Geſpräch auf das Schickſal der Gräfin Maria brachte; wahrſchein-

lich war es der Herr de Copponex, da Herr Elie de Chatelard nicht mittheilſamer Natur war. Vielleicht aber hatte doch dieſer von einer Sache zu ſprechen begonnen, von der ihm eben das Herz ſo voll war. Auf welche Weiſe die beiden einander ſo unähnlichen Edelleute Bundesgenoſſen geworden, bin ich außer Stande zu erzählen. Der arme Elie war in ſo trauriger Lage und ſo verzweifelt, daß er gerne jede Hülfe annahm, die ſich ihm bot, und der Seigneur de Copponex machte ihm den Antrag, ſeine Geliebte auf jeden Fall und mit Gewalt aus den Händen der Feinde befreien zu wollen. Er war ganz Feuer und Flamme, als er von Elie genauer unterrichtet wurde, und ſeine Begeiſterung gewann ihm deſſen ganzes Vertrauen. Copponex hatte eben keine Leute zur Verfügung; aber er verſprach, in wenigen Tagen mit einer entſchloſſenen Schaar in Nyon zu erſcheinen; Elie ſolle ihn dann nur dort erwarten, und ſie wollten den Streich gemeinſchaftlich ausführen. Ich weiß nicht, welches die Abſichten Herrn Elie's waren und was er nach der Befreiung ſeiner Geliebten beginnen wollte. Er kam allein nach Nyon zurück, ließ Giorgio in Geſellſchaft des Seigneur de Copponex und miethete ſich im Orte ein, ohne nach Mont-Tabor zurückzukehren, da er mit ſeinem Vater gänzlich entzweit war. Nur einmal im Geheimen kam er in das Landhaus, um auf ſeiner Stube Waffen zu holen. Ich weiß auch nicht, ob es zufällig oder ob eine Abſicht dahinter verborgen war, daß man in dieſen Tagen eine Anzahl von Kamiſarden in das Haus der Büßerinnen ſchickte und ihnen die Ueberwachung deſſelben übergab. Sie zogen von unſerem Hofe nicht ab, ohne ihre Waffen mitzunehmen, und als Iſabeau ſie in Waffen ſah, ſtellte ſie ſich an ihre Spitze und zog, Pſalmen ſingend, vor ihnen einher. Ich unterließ es nicht, Herrn Elie von all dem in Kenntniß zu ſetzen; er aber ſagte, daß das Haus geſtürmt werden müſſe, und wenn es von ganzen Armeen beſetzt wäre.

In der Nacht vom 1. auf den 2. Juni kam der Seigneur de Copponex vom Jura her in einem Thale hinter Nyon an. Giorgio holte Herrn Elie ab, und die beiden Edelleut-

von Giorgio und ungefähr zwölf bis fünfzehn Männern, bewegten sich dem Hause der Büßerinnen entgegen. Dieses stand in der Mitte eines Gartens, der von einer hohen Mauer eingefaßt war. Man war nicht darauf vorbereitet, hohe Mauern zu erklimmen, und rückte daher geraden Weges auf das Thor los, um dieses zu erbrechen, und dann ins Haus einzudringen. Der Seigneur de Copponex trat zuerst an das Gitterthor, rüttelte und zog die Glocke, um den Pförtner auf ritterliche Weise zur Ergebung und Uebergabe des Hauses aufzufordern. Gleich darauf erscholl eine andere Glocke und in demselben Augenblicke erschienen auf der Mauer mehrere Männer, die auf die kleine Schaar feuerten.

„Das wird ernst," rief der Seigneur de Copponex, drang selbst zuerst in die Wohnung des Pförtners, deren Thür er einstieß, und von da in den Hof. Ihm folgten seine Gefährten. Herr Elie de Chatelard hatte sich über die Mauer geschwungen und eilte, ohne sich um alle anderen Vorgänge zu kümmern, geraden Weges in das Haus. Während er über den Hof lief, entspann sich daselbst ein heftiger Kampf zwischen den Leuten des Seigneur de Copponex und den Kamisarden, die, in großer Menge von allen Seiten herbeiströmend, mit Hellebarden, Piken und Schwertern das kleine Häuflein der Abenteurer im Augenblicke zu ersticken drohten. Seigneur de Copponex erkannte die Gefahr, erkannte, daß die ganze Unternehmung verrathen war, und da schon zwei seiner Leute blutend am Boden lagen, gab er das Zeichen zum Rückzug und führte sein Häuflein durch das Gitterthor, das er indessen von innen geöffnet hatte, wieder ins Freie. „Ma foi," sagte er, „fünfundachtzig Sous wären für diese armen Leute" — er meinte seine Angeworbenen — „ein viel zu geringer Preis bei einer verrathenen Unternehmung." Vor dem Hause angekommen, zerstob die Schaar zwischen Hecken und Feldern, und den Kamisarden, die ihnen, immer von Isabeau geführt, nachjagten, blieb nichts zu verfolgen übrig. Einen Psalm anstimmend, als hätten sie ein heidnisches Heer vertilgt *und die* Ehre Gottes neu erhöht, kehrten sie auf den Hof und

in das Haus zurück. Sie glaubten Alles beendet, als ihnen aus dem Innern Geschrei und Lärm entgegentönte. Herr Elie de Chatelard, der sich wohl früher nach Mancherlei erkundigt haben mochte, eilte geraden Weges auf eine große Stube im Hause der Büßerinnen zu und erbrach die Thüre. Er stand in einem Saale, welcher von mehreren Betten eingenommen war, in denen einzelne Mädchen aufrecht saßen und ängstlich dem Lärme horchten, der aus dem Hofe heraufdrang. Er rief: „Maria!“ und seine Geliebte sprang ihm in demselben Augenblicke entgegen. Er hob sie auf seine Arme und eilte sogleich mit ihr zurück über den Gang und die Treppe hinab, als sich ihm ein ganzer Knäuel von Weibern und Männern entgegenwarf. Er konnte Marien nur noch mit einem Arme umschlingen, während er sich mit dem Degen einen Weg zu bahnen suchte. Der Haufe stob wohl auseinander, wo er ihm seinen Degen entgegenstreckte; aber die Weiber klammerten sich an Marien und zerrten an ihr, um sie von Elie loszureißen. Trotzdem konnte Elie bis an die Thüre des Hauses vordringen. Aber er hatte dazu viel Zeit gebraucht, und noch bevor er die Schwelle überschreiten konnte, kamen die Kamisarden triumphirend und Psalmen singend zurück. Isabeau, die, mit einer Fackel in der Hand, an ihrer Spitze stand, erkannte zuerst Elie und Maria, und mit dem Rufe: „Hier sind die Sünder!“ stürzte sie sich auf Marien mit solcher Gewalt, daß sie diese und Elie zugleich niederriß. Aber Elie gab darum den Kampf noch nicht auf. Er erhob sich rasch, und mit der einen Hand rückwärts greifend, erfaßte er den struppigen Kopf der Prophetin, die er so von Marien losriß, und drang er mit der Rechten, die immer noch den Degen hielt, auf die Kamisarden ein. Der Vorderste taumelte, am Halse verwundet, zu Boden, aber in demselben Momente fielen die langen Hellebarden der Kamisarden auf Elie's Kopf nieder, und er sank unter der Menge der Hiebe.

Der Angriff auf das Haus der Büßerinnen, das Glockenläuten daselbst, der ganze Lärm des Kampfes, das Geschrei und die Gesänge der Kamisarden hatten den Flecken geweckt. Alles

strömte dem Hause der Büßerinnen zu, und unter der Menge auch einige Diener von Mont-Tabor und endlich auch die Wache des Schlosses, die der Bailly abgeschickt hatte. Die Diener erkannten ihren jungen Herrn und hoben ihn auf, um ihn in das väterliche Haus zu tragen; aber dem widersetzten sich die Trabanten des Bailly, und erlaubten ihnen nur, bei ihm zu bleiben, bis sie ihn ins Gefängniß des Schlosses gebracht. Denn sie hatten Befehl, Alles zu verhaften, was an dem nächtlichen Angriff Theil genommen.

Am folgenden Morgen kam Herr von Wattewyl, der Bailly von Nyon, nach Mont-Tabor, um Herrn de Chatelard persönlich Bericht zu erstatten und ihm zu sagen, daß sich sein Sohn schwer verwundet im Gefängnisse des Schlosses befinde. Er habe Bewaffnete und Fremde zu einem räuberischen Angriffe auf Berner Gebiet geführt, und könne, wenn er mit dem Leben davon komme, sowohl als gemeiner Räuber, wie als Rebell, Hoch- und Landesverräther behandelt werden, je nach dem weisen Ermessen der großmächtigen Herren von Bern. Herr de Chatelard erwiderte mit großer Ruhe: der Herr habe ihn schon einmal in seinen Kindern heimgesucht; er ergebe sich zum zweiten Male ebenso demüthig in den Willen des Herrn wie das erste Mal. Er sei nicht so verwegen, der Weisheit der großmächtigen Herren von Bern irgend etwas vorzuschreiben oder zu rathen.

Ungefähr drei Wochen nach jener Nacht glaubte man Herrn Elie de Chatelard ohne besondere Gefahr für sein Leben nach Bern bringen zu können, um ihm daselbst seinen Prozeß zu machen. Während des Prozesses, der auf Landesverrath und Aufruhr mit bewaffneter Hand lautete, erhielt Herr de Chatelard von den großmächtigen Herren von Bern eine Zuschrift, in welcher gesagt war, daß das Gericht gern bereit sei, seine Verdienste und den Adel seines Hauses zu berücksichtigen und nach Vollendung des Prozesses dem Verbrecher jede Gnade angedeihen zu lassen, die Herr de Chatelard selbst verlangen werde. Herr de Chatelard antwortete und zwar durch meine Hand, so daß ich diese *Antwort genau* kenne und sie verbürgen kann: Herr Elie de

Chatelard ſei ein Rebell gegen die Herren des Landes und gegen die väterliche Autorität, und es ſei leider anzunehmen, daß er, angeſteckt von jener verſtockten Papiſtin, Gräfin Maria Saſſari, ſich auch gegen die reine Lehre Gottes empöre. Dieſe drei monſtröſen Verbrechen an göttlichen und menſchlichen Geſetzen müßten geſtraft werden. Indeſſen bitte er die großmächtigen Herren als liebender Vater, ſeinem verirrten Sohne Zeit zur Reue und zur Umkehr zu geſtatten und ihm demgemäß das Leben zu friſten. Er, Herr de Chatelard, werde die Anerbietung der Gnade wie ein koſtbares Geſchenk für jene zukünftige Zeit aufbewahren und davon Gebrauch machen, wenn ſein Sohn, durch Leiden geläutert, ſolcher Gnade würdig befunden werde. Auf dieſe Antwort des Herrn de Chatelard wurde Elie zum Tode verurtheilt, dann begnadigt und in die Feſte Aarburg auf unbeſtimmte Zeit in Haft gebracht. Die Haft dauerte nur drei Jahre. Herr Elié de Chatelard, der, krank und immer an ſeinen Wunden leidend, in ein ſchlechtes, feuchtes, ungeſundes Gefängniß gebracht wurde, konnte trotz ſeiner Jugend nicht lange widerſtehen. Er ſtarb, nicht volle dreißig Jahre alt im Gefängniß.

Der Seigneur de Copponex vergaß es nicht, daß er die Befreiung der Gräfin Maria Saſſari verſprochen hatte; aber wohl einſehend, daß die Befreiung nicht mit den Waffen in der Hand, wie in jener Nacht, bewerkſtelligt werden könne, und wiſſend, daß er jetzt der einzige Vertheidiger der Gräfin war, begab er ſich mit Giorgio, der damals mit ihm entwiſcht war, nach Turin, und von dieſem treuen Diener geleitet, ſuchte er alle Freunde der Gräfin Saſſari auf, um ihr Schickſal zu erzählen und zu ihrer Befreiung aufzuſtacheln. Auch an den König gelangte ſo in Folge der unermüdlichen Beſtrebungen des Seigneur de Copponex die Erzählung von den Leiden Maria's, und er [illegible]r, Alles zu thun, um die Unglückliche zu befreien. Aber der [illegible] der damals zwiſchen Haus Oeſterreich und Fra[illegible] und den König von Sardinien ſelbſt den beſtändi[illegible] Glückes erfahren ließ, brachte die Geſchichte der [illegible]

Saſſari wieder in Vergeſſenheit. Der Seigneur de Copponex, verzweifelnd, auf dieſem Wege ſeinen Zweck zu erreichen, war aber daran, mit Anſtrengung ſeiner letzten Mittel eine neue bewaffnete Unternehmung vorzubereiten, als er durch ſeine Späher, die er zu dieſem Zwecke ausgeſchickt hatte, erfuhr, daß Gräfin Maria weiter hinein ins Berner Land gebracht wurde. Ich darf es jetzt nach vielen Jahren hier niederſchreiben, daß ich es war, der ihm dieſe Nachricht zukommen ließ, und daß er über das Schickſal der Gräfin überhaupt Vieles durch mich erfuhr.

In Folge jener Veränderung mußte er ſeine bewaffnete Unternehmung wieder aufgeben, da es nicht möglich war, ſo weit in das Land vorzudringen. Er ging wieder nach Turin, um auf alle Weiſe in dieſer Sache zu wirken. Aber erſt als in Utrecht Friede geſchloſſen wurde, gelang es ihm, den König dahin zu bringen, daß er ſeine Unterthanin mit Kraft von Bern zurückverlangte. Es wurden eigens zwei adelige Herren vom Hofe als Kommiſſäre nach Bern geſchickt und dieſen endlich die Gräfin Maria Saſſari übergeben, volle neun Jahre, nachdem ſie der Madame Planteamour ausgeliefert wurde. Als ſie in Turin ankam, hielt ſie Jedermann für eine Dame von wenigſtens fünfzig Jahren; ſo ſehr war ſie in dieſer Zeit gealtert. Ihre Haare waren grau und ihr Geſicht hatte ſo viele Falten, wie das Geſicht einer Matrone. Die Königin wollte ſie zu ihrer Hofdame machen, und die Prieſter ſie als eine Märtyrerin des Glaubens feiern; ſie aber wies alle dieſe Ehren von ſich und zog ſich mit einer Penſion von zweitauſend Liren, die ihr der König auszahlen ließ, in das Thal von Aoſta zurück, wohin ihr ihr treuer Diener Giorgio folgte, um ſie nicht zu verlaſſen bis zu ihrem Tode. Dieſer erfolgte ſchon im Jahre 1720, wie ich vom Seigneur de Copponex erfahren habe. Der alte Graf von Saſſari iſt nie wieder aus Schottland zurückgekehrt, und ich habe nie erfahren, wie es mit ihm endete.

Dieß iſt eine der merkwürdigen Geſchichten, die ich als *Diener hoher* Herrſchaften mit erlebt habe.

Bei Kunſtreitern.

Man kann auch in einer holländiſchen Stadt glücklich ſein, ſelbſt wenn dieſe Stadt ihre hiſtoriſche Größe und Bedeutung längſt eingebüßt hat; ſelbſt wenn zwiſchen dem ordentlichen Pflaſter dieſer Stadt das Gras wächst, und ſelbſt wenn ſie nur von Holländern bewohnt iſt. Ich war um ſo glücklicher in einer ſolchen Stadt, die ich nicht nennen will, als ich daſelbſt eine liebenswürdige deutſche Familie kannte, welche ſich hier anſiedelte, um die vor Kurzem angeerbten Güter und deren Verwaltung in der Nähe überwachen zu können. Ich hatte ſie auf einer Luſtreiſe kennen gelernt, war von ihr eingeladen und, als ich der Einladung ein Jahr ſpäter folgte, mit einer Herzlichkeit empfangen worden, mit der man nur einen lieben Anverwandten empfängt. In ſolcher Fremde, in der man mit Sitten und Charakter der Einheimiſchen nichts gemein hat, iſt jeder Landsmann ein Anverwandter, abgeſehen von dem Intereſſe, das man für Reiſebekanntſchaften empfindet, deren Andenken ſich ſehr vortheilhaft mit den Erinnerungen einer ſchönen Luſtreiſe verknüpft und mit dieſen identiſch wird. Was mich betrifft, ich bedurfte dieſer Erinnerungen nicht, um mich zu der deutſchen Familie hingezogen zu fühlen und um der Einladung, ungeachtet eines großen Umweges, ſobald als thunlich zu folgen. Fräulein Elſe, die Tochter des Hauſes, wäre ſtark genug geweſen, mich in unwirthbarere Gegenden zu locken. Sie hatte während der ku

Reise mit ihrer lebhaften Anmuth, mit ihrem lieblichen Wesen mein ganzes Herz gewonnen, und die Briefe, die ich während unserer Trennung von ihr erhielt, waren nicht geeignet, ihr Andenken in mir ersterben zu lassen. Auf den verschiedensten Wegen, in den verschiedensten Gegenden, in den fernen Pyrenäen, wie in dem traurigen Irland erheiterten sie mich und gaben mir das Bewußtsein, dessen der Wanderer so sehr bedarf, daß es irgendwo auf Erden einen Punkt gibt, da man gerne gesehen ist, da man gemüthlich ausruhen könnte. Je größer die Anzahl dieser Briefe wurde, desto größer wurde in mir die Sehnsucht nach dieser gemüthlichen Rast, und von Irland kommend, vernachlässigte ich die Schönheiten Schottlands, um mich so rasch als möglich in Leith nach Holland einzuschiffen.

Seit vierzehn Tagen weilte ich bereits bei meinen Reisebekannten, und sie waren mir schon mehr als Gastfreunde. Der Vater gehörte seinen landwirthschaftlichen Sommerbeschäftigungen an, da er als neuer Gutsbesitzer in einem fremden Lande die hiesige Art der Oekonomie mit deutscher Gründlichkeit studiren wollte. Er verbrachte den größten Theil seiner Zeit auf den Feldern und überließ mich seiner Tochter, die, da die Mutter längst gestorben war, dem Hauswesen vorstand. Noch mehr als für dieses Vertrauen war ich ihm für die Freuden, für die tiefen Herzensergüsse dankbar, die mir dieser ungestörte Umgang mit dem ebenso schönen als liebenswürdigen Mädchen verschaffte. Wir ritten zusammen aus, wir lasen, wir plauderten, wir glaubten einander bis in die geheimsten Winkel unseres Herzens zu kennen und empfanden Beide die schöne Genugthuung, durch diese nähere Bekanntschaft Eines in des Andern Auge nichts verloren zu haben. Die Heiterkeit unseres Umganges war uns dessen sichere Bürgschaft.

An einem schönen September-Nachmittage folgten wir, trotz einigem Widerstreben, der Einladung mehrerer junger Männer, die in der Stadt den Ton angaben und uns schon mehrere Male *aufgefordert* hatten, mit ihnen einen Ritt nach einem der schönen

Punkte der Umgegend zu machen. Wir ritten wohl an zwei Stunden ſtarken Trabes ins Land hinein, ohne eine Veränderung der Szenerie zu bemerken. Man kann in Holland eine Stunde lang ſelbſt auf der Eiſenbahn die Augen im Schlafe ſchließen, ohne beim Erwachen zu bemerken, daß man nur wenige Schritte weiter gekommen. Ein Kanal, auf dem ſich eine Treckſchuite langſam fortbewegt, ein Garten mit ölbeſtrichenem Stacket, eine Wieſe mit wenigen Kühen, am Horizont eine unendliche Reihe von Windmühlen, die langweilig ihre Flügel bewegen — das iſt die Landſchaft, der man noch häufiger in der Natur als auf der Leinwand der holländiſchen Maler ins Geſicht blickt. Auf unſerem Spazierritt war es nicht anders. Die Pferde bewegten ſich, die Sträucher rechts und links flogen an uns vorbei — die Landſchaft blieb dieſelbe. Wir hielten vor einem Weghauſe, das, etwas höher gelegen, die Ausſicht über eine größere Anzahl von Kanälen und Windmühlen gewährte, außerdem ſeines guten Käſes, ſeines trefflichen Thees und ſeines guten Weines wegen berühmt war; vor ſeiner Thür kreuzten ſich mehrere Land- und Waſſerſtraßen, und es war hier etwas lebhafter, als ſonſt im offenen Lande dieſes dem Meere abgerungenen Sumpfbodens.

Die Jugend der .....r guten Geſellſchaft fand an dem Champagner ſo großes und dauerndes Gefallen, daß es ziemlich ſpät wurde, ehe man ſich auf den Weg machte und mehrere unſerer Begleiter nur mit großer Schwierigkeit im Sattel die rechte Stellung fanden. Es ging beim Aufſitzen, trotz der Gegenwart mehrerer Damen, ſo lärmend her, daß demnächſt Rohheit zu befürchten war. Elſe entſchloß ſich kurz, gab ihrem Pferde die Sporen und galoppirte vorwärts. Ich folgte ihr und bald hatten wir die ganze Geſellſchaft weit hinter uns. Wir verloren nicht viel dabei, denn ſeit Stunden drehte ſich das Geſpräch um nichts Anderes, als um Pferde und Pferdezucht, und daran anknüpfend, um eine Kunſtreiter-Geſellſchaft, die man in dieſen Tagen in Amſterdam erwartete und um die Heldin des Cirkus, die Laurabella. Es that uns ſo wohl, nach mehreren geräuſch-

vollen Stunden wieder allein zu ſein, daß Elſe einen Nebenweg einſchlug, der uns, wenn auch mit einigem Zeitverluſt, doch ſicher nach Hauſe bringen und vor der Wiedervereinigung mit der Geſellſchaft hüten ſollte.

Aber Elſe mußte ſich geirrt haben, denn wir ritten und ritten, freilich in behaglichem Schritt, der ein ebenſo behagliches Geſpräch erlaubte, ohne in bekannte Regionen zu kommen. Die Tage waren ſchon kurz und die Nacht war da, ehe wir uns ihrer verſahen. Mit der Nacht waren plötzlich ſchwarze Gewitterwolken heraufgezogen, und bald ſahen wir den Weg nur vermittelſt des Blitzes. Schon tröpfelte der Regen herab, wir gaben den Pferden die Sporen, ſchon ſtrömte es vom Himmel, und Donnerſchlag folgte auf Donnerſchlag. Wir befanden uns in einer Lage wie Dido und Aeneas und hatten uns außerdem verirrt. Elſe hatte ſich zu ſichere Kenntniß des Landes zugetraut, und ſelbſt bei der beſten Kenntniß wäre es in dunkler Nacht und bei ſtrömendem Regen ſchwer geweſen, ſich zurecht zu finden. Die Straße lief in vielfachen Mündungen zwiſchen Kanälen und Gräben hin; wir mußten ihr folgen, da es in keinem Lande ſo ſchwer iſt, wie in Holland, querfeldein den Weg abzukürzen oder eine Zuflucht zu ſuchen. Erſt nach einem Ritt, der uns bei den vielen Unannehmlichkeiten ſehr lang erſchien, entdeckten wir rechts von unſerem Wege, etwa zweihundert Schritte weit von uns, ein Licht, das unregelmäßig aus Fenſtern und Spalten eines Gebäudes zu dringen ſchien. Glücklicherweiſe führte an dieſer Stelle eine Brücke über den Kanal und vom Kanal aus ein Weg dem Lichte entgegen. Wir folgten dieſem Wege und kamen an ein Thor, das eine Stacketenwand ſchloß, und wir vermutheten, daß das Gebäude, aus dem das Licht kam, eine Scheune ſei, wie ſie ſich auf den großen eingezäunten Wieſen Hollands zu finden pflegt. Auch eine Scheune war uns bei dem immer heftiger ſtrömenden Regen als Zufluchtsſtätte höchſt willkommen. Ich ſtieg ab, öffnete das Stacketenthor und führte mein und Elſe's Pferd der Scheune *entgegen.* Der Weg führte gerade an das Scheunenthor, dennoch

mußte ich lange klopfen, bis es geöffnet wurde, denn der Lärm des Donners, der noch immer grollte, des ſtrömenden Regens, verbunden mit Pferdewiehern und Geſtampf, welches zugleich mit einem höchſt eigenthümlichen Geſummſe und vielſtimmigen Geſang aus dem Innern der Scheune kam, machte, daß mein Klopfen und Rufen nicht gehört wurde. Endlich wurde geöffnet. Ein kleiner brauner Junge ſah uns mit großen ſchwarzen Augen an, verſtand uns bald und lud uns ein, ſo raſch als möglich einzutreten, indem er Fräulein Elſe mit vielem Geſchick vom Pferde half, während er zugleich den Zaum meines Thieres ergriff. Dieſes ſchien erſchrocken über den Anblick, den das Innere der Scheune bot; aber der Junge behandelte es als ein Mann, der ſich auf wilde Pferde verſteht, und brachte es raſch wieder zur Ruhe. Er führte die Thiere in die Scheune und wir folgten ihm.

Ein wunderbares Schauſpiel erwartete uns, ein Schauſpiel, das uns Beiden ein erſtauntes Ach! ebenſo ſchnell hervorrief als unterdrückte. Die ganze Scheune bildete einen einzigen, großen, weiten, ungetheilten Raum; auf dieſem weiten Raume boten ſich die verſchiedenſten Gruppen in verſchiedener Beleuchtung. Beinahe die ganze Hälfte der Scheune rechts vom Thor, durch das wir eintraten, war von Pferden der verſchiedenſten Größen und Racen eingenommen, von denen einige aus Trögen fraßen, andere neugierig und klug den Neuangekommenen entgegenſahen, noch andere bereits auf dem Stroh lagen, um, wie es ſchien, nach langem, ermüdenden Marſche auszuruhen. Einzelne Stallaternen an den Wänden und Holzpfeilern beleuchteten ſie und einzelne Männer, die zwiſchen ihnen und hinter ihnen auf dem Stroh lagen, mit dämmerigem Lichte. Die Männer erfreuten ſich eines tiefen Schlafes, trotz dem Lärm des Ungewitters und der mannigfachen Töne, die ſich in der Scheune ſelbſt hören ließen. Eigenthümlicher aber war der Anblick, den der Winkel links am andern Ende der Scheune gewährte. Dieſer war in volles Licht getaucht, und dieſes Licht kam von den vielen Stall-

laternen, die dort an den Holzwänden angebracht waren, von zwei großen Kerzen, die vor einer Art improvisirten Betpultes brannten, und von zehn bis zwölf großen, gelben, aus rohem Wachs geneteten Wachskerzen, die alle zusammen in einem mit Sand angefüllten Futtertroge rechts vom Betpulte staken. In dieser hellerleuchteten Abtheilung der Scheune stand eine höchst auffallende Versammlung von Männern. Sie alle hatten weiße wollene oder damastene, von schwarzen oder blauen Bändern eingefaßte Mäntel umgeworfen, von deren Ecken vier gleichmäßig gebundene, längliche Wollfadenbüschel herabfielen und die oben, an dem Theile, der den Nacken bedeckte, mit silbernen oder goldenen Tressen besetzt waren. Mehrere dieser Männer trugen unter dem Mantel lange, weiße, leinene Kittel, die faltig bis über die Knöchel herabfielen, geschlossen und in der Mitte vermittelst einer Schnur am Leibe festgehalten waren. Der Mann, der in einem solchen Kittel an dem Betpulte, in der Nähe der Wachskerzen stand, hatte die Brust mit einem aus Silbertressen zusammengesetzten viereckigen Schilde geziert. Die Männer in den Kitteln trugen auf dem Kopfe weiße Hauben, die zum Theil mit Stickereien bedeckt waren; die andern hatten Hüte oder gewöhnliche Mützen auf. Sämmtliche Männer standen in einer Richtung dem Betpulte zugekehrt. So stille als sie dastanden, so stille saßen hinter ihnen auf ausgebreitetem Stroh mehrere Weiber und Mädchen, deren manche ein schlafendes oder wachendes Kind auf dem Schooße oder in den Armen hielt. Der weibliche Theil der Versammlung hatte, das andächtige Schweigen abgerechnet, nichts Feierliches oder Festliches. Die Frauen und Mädchen waren im äußersten Negligé; sie lagen oder saßen höchst ungezwungen auf dem Stroh, die Haare ordnungslos zurückgestrichen, oder über Brust und Schulter herabfallend, die gewöhnlichsten Werktagskleider nach Bequemlichkeit lose gemacht oder verschoben. Hinter dieser Gruppe, ganz nahe dem Thore, stand eine lange Reihe von Kasten und Kisten, welche theilweise geöffnet waren und einen Blick in ihr Inneres gestatteten. Da

waren die phantastischsten männlichen und weiblichen Trachten aufgehäuft, welche alle Farben spielten und meist mit Goldtressen, Schleifen und allerlei schimmerndem Geflimmer geschmückt waren. Zwischen den Kisten ordnungslos zerstreut lagen und ragten hervor allerlei buntbemalte Reifen, Stangen, Fahnen und anderer ähnlicher Hausrath wandernder Kunstreiter-Gesellschaften.

Es war kein Zweifel: wir befanden uns bei einer Kunstreiter-Gesellschaft und zwar höchst wahrscheinlich bei der im Lande berühmten Truppe Wullenwebers, deren Ankunft seit mehreren Tagen in Amsterdam erwartet wurde. Das erkannten wir sogleich bei unserem Eintritt; aber die in dem beleuchteten Winkel stehenden, in Todtenhemden gehüllten Männer, ihr stilles Gebahren und die sonderbare Beleuchtung blieben Elsen noch immer ein Räthsel. Sie wandte sich mit erstaunt fragendem Gesichte zu mir. „Merken Sie es nicht?" flüsterte ich, der größte Theil der Gesellschaft besteht aus Juden; sie feiern den Vorabend des Versöhnungstages. Der Vorsänger verrichtet jetzt sein stilles Gebet, daß ihn Gott würdig mache, der Gemeinde vorzubeten, und seiner Lunge Kraft gebe. Wenn dieß vollendet ist, wird er zu singen anfangen; achten Sie auf die Melodie, Else, sie ist höchst originell und rührend."

„So!" lispelte Else ängstlich und neugierig zugleich und näherte sich der Gruppe der Weiber. Eine derselben, die auf einem Strohbunde saß und einen Säugling an der Brust hielt, rückte etwas bei Seite und lud sie ein, sich zu setzen, sprach aber nur leise, wie um die Andacht der Andern und ihre eigene nicht zu stören. Ihr ganzes Wesen war das einer guten und besorgten Mutter aus dem Volke. Ihre Aufmerksamkeit r sehr ge ilt zwischen der religiösen Andacht und der Sorgfalt das sie verhüllt und mit Tüchern bedeckt am Bu Zeit zu Zeit hob sie eines der Tücher und blickte lichem Ausdruck auf das bleiche, offenbar k Kindes. Bei jeder Bewegung desselbe

Körper und ließ das hebräiſche Buch, das aufgeſchlagen auf ihren Knieen lag, auf den Boden fallen, ohne es zu beachten, mit wie großer Frömmigkeit ſie es auch jedes Mal aufhob, ſo oft das Kind ruhig wurde. Sie führte dann das Buch an die Lippen und küßte die hebräiſchen Lettern. Sie war auch gekleidet wie eine Frau aus dem Volke. Ein großes Tuch, deſſen einer Zipfel über den Rücken herabfiel und das unter dem Kinn zuſammengebunden war, bedeckte Kopf und Haare, welche letztere trotzdem ſchwarz und in dicken, aufgelösten Scheiteln auf die blaſſen Wangen hervorquollen. Ein gewöhnliches, ſehr ſchlichtes, braunes Kattunkleid, das in der Mitte von einem dünnen Tuche zuſammengehalten war, bedeckte die Geſtalt, die die Fülle einer Frau in den beſten Jahren verrieth. Nur die ſchwarzen, glühenden Augen hatten etwas, was mit der hausmütterlichen und zugleich frommen Situation der Frau nicht zuſammengeſtimmt haben würde, wenn ſie nicht der Ausdruck ſanfter Trauer gemildert hätte.

Elſe ſah das ſchöne, verblühte Geſicht der ebenſo zärtlichen als frommen Mutter anfangs mit mitleidigen Blicken an, nach und nach ſchien ſich das Mitleid in ein gewiſſes Intereſſe, ſelbſt in Erſtaunen zu verwandeln. Endlich, nachdem ſie die Frau wiederholt beobachtet, ſchien ſie ihrer Sache gewiß zu ſein, und raunte mir ins Ohr: „Wiſſen Sie, wer die Frau iſt?“

Ich ſchüttelte den Kopf.

„Laurabella!“ flüſterte Elſe weiter. „Weiß der Himmel, es iſt die Laurabella, die große Laurabella, das erſte Sujet der Geſellſchaft, die berühmte Reiterin, der Liebling des Publikums und das Ziel aller Stutzer, die Rivalin der Cuzent und heute ſo berühmt, wie vor einigen Jahren Landrinette und Adelheid Hinne. Eine Heroin des Circus; — ſeit vierzehn Tagen ſchlagen ihr in Amſterdam tauſend Herzen voll Sehnſucht entgegen. Die kennen Sie nicht? Sie ſind ſehr zurück.“

Während mir Elſe ſo ins Ohr flüßerte, fing das Kind zu *weinen* an. Laurabella erhob ſich und ging an das Thor, ſo

fern als möglich von der betenden Gemeinde, und lief dort tänzelnd auf und ab, indem ſie das Kind auf den Armen wiegte. Elſe folgte ihr voll Neugierde und wie unwillkürlich. Als das Kind wieder ruhiger wurde und Laurabella am Scheunenthor in einem Winkel ſtehen blieb, näherte ſie ſich mit jener Neugierde, welche die Frau der guten Geſellſchaft der Frau gegenüber, die einer abenteuerlichen Welt angehört, immer empfindet und der ſie gerne den Zügel ſchießen läßt, wenn es die Umſtände erlauben.

„Ihr armes Kind iſt krank?“ fragte ſie theilnehmend.

„Seit mehr als acht Tagen,“ ſeufzte die Angeredete; „das arme Würmlein, wie ſoll es geneſen? Seit fünf Tagen ſind wir auf der Reiſe — keine Ruhe, keine Pflege möglich — kaum daß ich mit einem Arzte ſprechen konnte.“

Sie ſagte das Alles ſo traurig und in kurzen, abgebrochenen Worten, daß Elſe's Theilnahme ſich in wahrhaftiges Mitleid verwandelte.

„Nun,“ ſagte ſie tröſtend, „Sie gehen ja nach Amſterdam, ſo viel ich weiß; dort finden Sie Aerzte und werden das Kind in Ruhe pflegen können.“

„Wenn wir nur erſt dort wären! Wir bewegen uns mit unſeren Pferden und dem ungeheuern Gepäck ſo langſam fort, und morgen müſſen wir des Feiertages wegen hier raſten.“

„Könnten Sie nicht voraus reiſen?“

„Wir dürfen nicht reiſen an einem ſo hohen Feiertag, mein Fräulein; es iſt der Verſöhnungstag, der höchſte und ſtrengſte Feiertag der Juden.“

„Ich glaubte immer, Sie wären eine Spanierin?“ ſagte Elſe in fragendem Tone.

Laurabella lächelte. — „Eine Spanierin bin ich nur auf der Affiche und nur auf der Affiche heiße ich Laurabella. Im Leben heiße ich Jettchen Mannheimer und bin aus Paderborn. Das thut man ſo. Für Jettchen Mannheimer hätte ſich kein Stutzer der Welt intereſſirt, aber Sennora Laurabella aus Valencia iſt ſchnell berühmt geworden.“

Laurabella ſchien bereit, noch Manches in ironiſchem Tone ihrer Rede hinzufügen zu wollen, aber ſie unterbrach ſich plötzlich und ging raſch auf ihren vorigen Platz zurück, denn das Gebet begann.

„Jetzt horchen Sie!“ ſagte ich zu Elſe.

Der Vorſänger hatte ſein ſtilles Gebet vollendet und begann das laute, das mit den Worten anfängt: „Alle Gelübde, alle Schwüre.“

Die traditionelle Melodie dieſes Liedes, die vielleicht Jahrhunderte alt, iſt überaus melancholiſch, ſanft und herzergreifend, wenn ſie von einem geſchickten Sänger vorgetragen wird. Herr Wullenweber, der Direktor der Kunſtreitergeſellſchaft, der den Vorbeter machte, ſchien muſikaliſchen Sinn zu haben, denn er machte ſie in ihrer ganzen tiefen Melancholie geltend. Kaum hatte er einige Takte geſungen, als bereits die Weiber zu ſchluchzen anfingen und ſelbſt einige der betenden Männer, die vor ihnen ſtanden, tiefe Seufzer ausſtießen. Bald erſcholl lautes Weinen und mit ſolcher Heftigkeit, als wäre es den Betenden nicht möglich, das überwallende Gefühl zurückzudrängen. Die chriſtlichen Mitglieder der Truppe, die da und dort in der Scheune auf dem Stroh lagen, erhoben die Köpfe und blickten die zerknirſchten und weinenden Beter mit eben ſo viel Erſtaunen an, wie meine Begleiterin.

„Was mögen nur die hebräiſchen Worte ſagen, die der Vorbeter ſingt?“ fragte Elſe.

„Dieſe Worte,“ antwortete ich ihr, „haben eigentlich nichts, was die Beter ſo ſehr rühren könnte, auch verſtehen ſie ſie nicht.“

„Warum weinen ſie denn ſo ſehr? Die Melodie iſt zwar ſehr originell und rührend, aber doch nicht ſo ſehr aufregend.“

„Mein Fräulein,“ ſagte ich, indem ich mich zu ihr ſetzte, „die große Feier beginnt. Morgen iſt der große Gerichtstag, da tritt der Böſe vor den Herrn und klagt an, gerade ſo, wie Sie es aus dem Fauſtprolog im Himmel kennen. Morgen werden die Schickſale der Menſchen für dieſes ganze Jahr feſtgeſtellt, in

ein Buch geſchrieben und beſiegelt. Morgen werden die Sünden vergeben oder die Strafen für die unverzeihlichen beſtimmt von Gott, dem Allmächtigen. Da wird beſtimmt, wer durch Feuer, wer durch Waſſer, wer durch Peſt ꝛc. zu Grunde gehen ſoll — da wird jegliches Glück und Unglück verhängt. Alles Elend, das dieſe Elenden in dieſem vergangenen Jahre getragen, iſt ihnen ſo am letzten Verſöhnungstage verhängt worden. Nun, mit dem Beginn der Feier, erinnern ſie ſich plötzlich aller Drangſale, aller Mühſeligkeit, aller Verluſte, aller Schmerzen und, ach, aller Verachtung, die ſie in dieſem Jahre getragen. Sie weinen vor Gram über Vergangenes und vor Angſt vor dem Zukünftigen. O, ihre Herzen ſind in dieſem Augenblicke vom geſättigtſten Kummer erfüllt; alle Leiden des Menſchen, alle Leiden ihres Standes, und vorzugsweiſe alle Leiden des Juden ſtehen jetzt in Schaaren vor den Augen ihrer Seele."

„Sie ſind ein Poet," ſagte Elſe lächelnd, „glauben Sie, daß Laurabella, die als Sylphe durch ſechs Reifen ſpringt und vier Pferde zugleich reitet, daſſelbe fühlt?"

„Sehen Sie die Laurabella jetzt an," antwortete ich.

Laurabella hielt mit beiden Armen das Kiſſen umklammert, in welches ihr Kind gehüllt war, und hielt ſich ſo vorgebeugt, daß ihre Wange auf dem Kiſſen ruhte. Das Tuch war ihr halb vom Kopfe geſunken und ihre dicken, ſchwarzen Haare fielen wie ein ſchwarzer Schleier über das helle Geſicht. Ihr ganzer Körper zuckte krampfhaft unter dem Schluchzen, das aus tiefſtem Herzen zu kommen ſchien, während das Kiſſen, auf dem ihr Kopf lag, von Thränen naß war.

„Sonderbar," ſagte Elſe kopfſchüttelnd, „wer hätte ſich Laurabella jemals ſo vorgeſtellt? Und Sie, lieber Freund, was iſt Ihnen? Sie ſehen ja eigenthümlich aus."

„Vielleicht etwas ergriffen," ſagte ich und legte mein Geſicht in beide Hände.

Indeſſen war jenes Lied zu Ende geſungen; es ſo andere, dann wieder Gebete, die entweder ſtill oder etwas l.

monoton hingemurmelt wurden. Das Ungewitter hatte sich auch beruhigt und der Regen fiel klopfend auf die Holzdecken der Scheune. Der Regen, das Murmeln der Beter, die Athemzüge der Schläfer woben, da auch das heftige Weinen aufgehört hatte, durch das ganze Gebäude ein traumhaftes Gewebe von Tönen. Ich brütete, vertiefte mich in alte Erinnerungen und empfand endlich ein so schmerzliches Behagen, daß ich selbst ungeduldig wurde, wenn mich Else mit Fragen nach diesem und jenem im jüdischen Kultus oder auch den Ursachen meiner Vertiefung störte. Als dann der Vorsänger das Lied begann: „Wie der Thon in der Hand des Töpfers, wie das Silber in der Hand des Goldschmieds, so sind wir in der Hand des Schöpfers," fiel ich mit halber Stimme ein und sang zum größten Erstaunen Else's die Melodie mit, wie eine altbekannte.

„Woher kennen Sie das Alles so genau?" fragte sie, „und überhaupt was ist Ihnen? Sie sind, wie ich Sie nie gesehen habe, aufgeregt, vertieft, gerührt, als ob Ihnen plötzlich ein Unglück geschehen wäre, erklären Sie mir —"

„Kommen Sie," erwiderte ich, indem ich aufstand, „der Regen hat aufgehört; sind wir in freier Luft, will ich Ihnen erklären."

Wir sagten noch Laurabella Adieu, schwangen uns auf die Pferde, die derselbe Junge uns vorführte, der sie uns abgenommen hatte, gaben diesem ein Trinkgeld und trabten davon. Die Nacht war nach dem Gewitter klar und heiter geworden; der Mond trat aus den Wolken, die sich am Himmel verspätet hatten und nun mit Eile den verschwundenen Gewitterwolken nachzufliegen schienen. Wir sahen weit ins Land hinaus; die breiten Straßen lagen weiß und deutlich vor uns.

„Nun," sagte Else, indem sie plötzlich ihr Pferd langsamen Schrittes gehen ließ, „nun erklären Sie mir, wie Sie zu der Kenntniß dieser jüdischen Gebräuche gekommen sind, woher Sie selbst diese Melodien kennen. Sonst sind uns alle diese Dinge *doch so unbekannt*, trotzdem die Juden in unserer Mitte leben."

„Ich will Ihnen eine Geſchichte erzählen.“

„Ah, es ſteckt eine Geſchichte dahinter, das iſt prächtig, erzählen Sie. Gewiß haben Sie einmal einer ſchönen Jüdin den Hof gemacht und ſich, wie der Tenor in der Halevy'ſchen Oper, als Jude unter den Juden herumgetrieben.“

„Nein, es iſt anders.“

„Vor ungefähr zwanzig Jahren lebte in der Hauptſtadt unſerer Provinz ein Judenmädchen, das als ein Wunder der Schönheit gerühmt wurde. Nehmen Sie an, daß dieſer Ruhm vollkommen und in allen Theilen gerechtfertigt war, und erlaſſen Sie mir die Beſchreibung. Ich kann nur ſagen, daß ich bis auf den heutigen Tag trotz aller meiner Reiſen keine Frau, kein Mädchen geſehen, das ſich mit dem Bilde, das in meiner Erinnerung lebt, hätte meſſen können. Dieſe ſchöne Jüdin, obwohl ſie wohlhabende nahe Anverwandte hatte, war ſehr arm, die Tochter ſehr bedürftiger Eltern. Um dieſe zu ernähren, ſaß ſie in einer elenden hölzernen Bude, welche in einem der vielen äußern Winkel eines alten fürſtlichen Palaſtes ſtand, und verkaufte Watte und allerlei Baumwollenwaaren. Vor dieſer Bude ſtanden oft die Reiſenden, um die größte Merkwürdigkeit der Stadt anzuſtaunen. Unter dem Vorwande, die Architektur des Palaſtes, ſeine Säulen, Bogen und Karyatiden zu betrachten — denn einer Sage nach ſollten Plan und Zeichnung von Michel Angelo herrühren — gingen ſie halbe Stunden lang um die Bude im Halbkreiſe herum und vergaßen Michel Angelo über der ſchönen Jüdin. Trotzdem der Neid den guten Ruf ungern bei der Schönheit wohnen läßt, erfreute ſich Lea — ſo hieß ſie — doch des allerbeſten Leumundes; ihren Augen ſah man es an, daß ihre Heiterkeit trotz aller Armuth eben ſo groß war, als ihre Schönheit, und die ſie näher kannten, verſicherten, daß ihre Güte hinter ihrer Schönheit nicht zurückſtehe. Eines Tages kam der Fürſt, dem der alte Palaſt gehörte, ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, der den größten Theil ſeines Lebens bei Hofe zugebracht hatte, in die Provinzialſtadt zurück. Er bewohnte eine

monoton hingemurmelt wurden. Das Ungewitter hatte sich auch beruhigt und der Regen fiel klopfend auf die Holzdecken der Scheune. Der Regen, das Murmeln der Beter, die Athemzüge der Schläfer woben, da auch das heftige Weinen aufgehört hatte, durch das ganze Gebäude ein traumhaftes Gewebe von Tönen. Ich brütete, vertiefte mich in alte Erinnerungen und empfand endlich ein so schmerzliches Behagen, daß ich selbst ungeduldig wurde, wenn mich Else mit Fragen nach diesem und jenem im jüdischen Kultus oder auch den Ursachen meiner Vertiefung störte. Als dann der Vorsänger das Lied begann: „Wie der Thon in der Hand des Töpfers, wie das Silber in der Hand des Goldschmieds, so sind wir in der Hand des Schöpfers," fiel ich mit halber Stimme ein und sang zum größten Erstaunen Else's die Melodie mit, wie eine altbekannte.

„Woher kennen Sie das Alles so genau?" fragte sie, „und überhaupt was ist Ihnen? Sie sind, wie ich Sie nie gesehen habe, aufgeregt, vertieft, gerührt, als ob Ihnen plötzlich ein Unglück geschehen wäre, erklären Sie mir —"

„Kommen Sie," erwiderte ich, indem ich aufstand, „der Regen hat aufgehört; sind wir in freier Luft, will ich Ihnen erklären."

Wir sagten noch Laurabella Adieu, schwangen uns auf die Pferde, die derselbe Junge uns vorführte, der sie uns abgenommen hatte, gaben diesem ein Trinkgeld und trabten davon. Die Nacht war nach dem Gewitter klar und heiter geworden; der Mond trat aus den Wolken, die sich am Himmel verspätet hatten und nun mit Eile den verschwundenen Gewitterwolken nachzufliegen schienen. Wir sahen weit ins Land hinaus; die breiten Straßen lagen weiß und deutlich vor uns.

„Nun," sagte Else, indem sie plötzlich ihr Pferd langsamen Schrittes gehen ließ, „nun erklären Sie mir, wie Sie zu der Kenntniß dieser jüdischen Gebräuche gekommen sind, woher Sie selbst diese Melodien kennen. Sonst sind uns alle diese Dinge *doch so unbekannt*, trotzdem die Juden in unserer Mitte leben."

„Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen."

„Ah, es steckt eine Geschichte dahinter, das ist prächtig, erzählen Sie. Gewiß haben Sie einmal einer schönen Jüdin den Hof gemacht und sich, wie der Tenor in der Halevy'schen Oper, als Jude unter den Juden herumgetrieben."

„Nein, es ist anders."

„Vor ungefähr zwanzig Jahren lebte in der Hauptstadt unserer Provinz ein Judenmädchen, das als ein Wunder der Schönheit gerühmt wurde. Nehmen Sie an, daß dieser Ruhm vollkommen und in allen Theilen gerechtfertigt war, und erlassen Sie mir die Beschreibung. Ich kann nur sagen, daß ich bis auf den heutigen Tag trotz aller meiner Reisen keine Frau, kein Mädchen gesehen, das sich mit dem Bilde, das in meiner Erinnerung lebt, hätte messen können. Diese schöne Jüdin, obwohl sie wohlhabende nahe Anverwandte hatte, war sehr arm, die Tochter sehr bedürftiger Eltern. Um diese zu ernähren, saß sie in einer elenden hölzernen Bude, welche in einem der vielen äußern Winkel eines alten fürstlichen Palastes stand, und verkaufte Watte und allerlei Baumwollenwaaren. Vor dieser Bude standen oft die Reisenden, um die größte Merkwürdigkeit der Stadt anzustaunen. Unter dem Vorwande, die Architektur des Palastes, seine Säulen, Bogen und Karyatiden zu betrachten — denn einer Sage nach sollten Plan und Zeichnung von Michel Angelo herrühren — gingen sie halbe Stunden lang um die Bude im Halbkreise herum und vergaßen Michel Angelo über der schönen Jüdin. Trotzdem der Neid den guten Ruf ungern bei der Schönheit wohnen läßt, erfreute sich Lea — so hieß sie — doch des allerbesten Leumundes; ihren Augen sah man es an, daß ihre Heiterkeit trotz aller Armuth eben so groß war, als ihre Schönheit, und die sie näher kannten, versicherten, daß ihre Güte hinter ihrer Schönheit nicht zurückstehe. Eines Tages kam der Fürst, dem der alte Palast gehörte, ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, der den größten Theil seines Lebens bei Hofe zugebracht hatte, in die Provinzialstadt zurück. Er bewohnte eine

Villa in der nächsten Nähe der Stadt, aber er wollte doch den alten verlassenen Palast seiner Väter in Augenschein nehmen und er sah, wie alle andern Reisenden, nur Lea. Sofort schämte er sich der zwanzig Gulden, die ihm, dem Besitzer des Winkels, den Lea als Mietherin mit ihrer Holzbude einnahm, seine Renten vermehrten. Er redete sie als ihr Miethherr an, er wollte ihr die Miethe für einige Zeit schenken; Lea wies das Geschenk zurück. Bald darauf verließ der Fürst die Villa und richtete sich in dem Palaste ein, und zwar in einem Flügel, aus dessen Fenstern er Lea den ganzen Tag betrachten konnte. Der Skandal war bald sehr groß in der ganzen Stadt; Lea schloß ihre Bude und sie war brodlos, während es hieß, daß nun ein glänzendes, wenn auch nicht ehrenfestes Leben für sie beginne. Man irrte sich. Der Fürst hatte nicht den geringsten Versuch gemacht, sie herabzuwürdigen; er liebte sie und — er heirathete sie. Nun erst war der Skandal in den zwei entgegengesetzten Klassen der Gesellschaft, bei den Aristokraten und bei den Paria's der Juden, sehr groß. Die Aristokraten ärgerten sich über die Mesalliance, die Juden über die Taufe der schönen Jüdin. Aber auch dieser Skandal verrauchte. Der Fürst war mächtig, unabhängig und bei Hofe sehr einflußreich. Er hatte die Kaiserin, die sehr fromm war, beinahe von Anfang an auf seiner Seite, weil er durch die Taufe eine Seele gerettet hatte, und sie wünschte die schöne Fürstin in ihrer Nähe zu haben, um das gottgefällige Werk zu Ende zu führen und sie in den Glauben und seine Geheimnisse selbst einweihen zu können. Sie empfing sie, sie machte sie zu ihrer Hofdame, und kaum drei Jahre nach der Taufe war dieselbe Lea, die aber jetzt Thereſe hieß, welche in der Holzbude Watte verkauft hatte, Sternkreuzordensdame. Das scheint Ihnen unglaublich, aber was ich Ihnen hier erzähle, ist *historisch*. Der Fürst war eben ein Mann voll Energie, der seine Frau wirklich liebte, und den der Widerspruch der Aristokratie gereizt hatte. Er hatte von jeher durchgesetzt, was er wollte.

„*Nicht* so rasch wie die Aristokratie beruhigte sich das Juden-

thum. Die Fürſtin Thereſe gehörte einer Rabbinerfamilie an, und die ganze Gemeinde betrachtete es als ein ganz beſonderes Unglück und als eine noch größere Schande, daß ein Sprößling gerade dieſes Stammes abgefallen war. Ein Theil ihrer Familie legte Trauer an, wie um einen Hingeſchiedenen (doch nicht ihre Eltern, die ſich in das Unvermeidliche fügten und die Tochter nach wie vor liebten), ein anderer Theil aber ſah mit der Erhebung der Anverwandten eine glänzendere Zukunft heraufziehen. Und als es endlich ſicher war, daß die Fürſtin bei Hofe empfangen, die Freundin der Kaiſerin und in Folge ihrer bezaubernden Schönheit und der Macht ihres Gatten eine höchſt einflußreiche Perſönlichkeit wurde, machte ſich dieſer Theil der Familie mit dem Gedanken, zum Chriſtenthum überzugehen, vertraut und es kamen ſchon da oder dort einzelne Ueberläufer vor, die es nicht erwarten konnten, unter dem Schutze der hohen Anverwandten und als Chriſten ihr Glück zu machen.

„Zu der Familie gehörte auch ein ziemlich wohlhabender Mann, der Anfangs über den Abfall Lea's ſehr entrüſtet war und mit ſeinem zehnjährigen Knaben eifriger und fleißiger als je die Synagoge beſuchte. Um ſein Kind vor einem ähnlichen Abfall zu bewahren, ließ er es die fünf Bücher und die Propheten in der Urſprache ſtudiren und hielt es mit der größten Strenge zur Ausübung aller religiöſen Formen und Ceremonien an. Aber denſelben Knaben, der ſich gewöhnt hatte, in der Frömmigkeit zu ſchwelgen, führte er ungefähr drei Jahre ſpäter in die Kirche, und als ſie wieder heraustraten, ſagte er ihm, daß ſie Beide nunmehr Chriſten ſeien. Der Knabe brach in Weinen aus, aber der Vater verſicherte ihn, es ſei ſo beſſer, und er habe nur als guter Vater für ſeine Zukunft geſorgt. Wir verließen die Stadt und zogen in die Reſidenz, wo mein Vater in der That eine glänzende Carrière machte, [redacted] ſo klug als unterrichtet —“

„Wie!“ rief Elſe [redacted] Sie ſprechen von Ihr[redacted]

„Allerdings! der Knabe, von dem ich spreche, war ich."

„Unmöglich!"

„Doch! Ich erzähle Ihnen keine Märchen. Aber warum sind Sie so blaß? Ich sehe es selbst beim Mondschein, daß Sie erblassen."

„Sie sind ein Jude? Sie scherzen; ich kann es nicht glauben."

„Fräulein Else, ich scherze nicht."

„Warum haben Sie mir das nicht früher gesagt?" fragte Else mit einem Tone, der den bittersten Vorwurf verhüllen sollte.

„Wäre es mir je eingefallen, daß die Mittheilung Sie in solche Aufregung versetzen könnte, ich hätte es längst gethan, oder ich hätte Ihre nähere Bekanntschaft nicht gesucht."

Else ritt weiter, ich folgte ihr und fuhr fort: „Ich könnte Ihnen sagen, daß ich bei Ihrer Freundschaft für mich, bei Ihrer Bildung, eine solche Mittheilung für überflüssig hielt, aber das wäre nur die halbe Wahrheit. Die ganze Wahrheit ist, daß ich nicht daran gedacht habe, daß ich es längst vergessen habe, jemals ein Jude gewesen zu sein. Von jenem Momente der Taufe an lebten wir nur unter Christen. Ich dachte nie an mein einstiges Judenthum, selbst nicht, wenn ich mit Juden zusammentraf. Nur wenn ich die alten Melodien meiner Jugend wieder singen höre, wie diesen Abend, wenn ich diese religiösen Bräuche wieder sehe, an denen ich einst mit ganzer kindlicher Seele hing, erwacht die Erinnerung so mächtig und wühlt mein ganzes Herz auf, daß ich weinen möchte — und wenn ich sehe, wie der Name noch immer Schrecken und Verzweiflung einflößt — wie vielleicht jetzt, so möchte ich gleich wieder abfallen, ein neuer Apostat, nur hinüber laufen in das Lager der Schwächern."

„Was wird mein Vater sagen!" rief Else.

„Darauf kommt es nicht an, mein Fräulein. Was Sie sagen, Sie, das ist das Richtigste, oder vielmehr was Sie verschweigen und nicht zu sagen brauchen," erwiderte ich mit einer Bitterkeit, deren ich mich Elsen gegenüber einige Stunden früher nicht für *fähig gehalten* hätte.

Elſe ſchwieg und ritt ſchweigend weiter; ich eben ſo ſchweigend neben ihr. Nach ungefähr einer Stunde hielten wir vor ihrem Hauſe. Ich ſprang ab und half ihr vom Pferde, dann ſchwang ich mich wieder in den Sattel.

„Was thun Sie?“ fragte Elſe. „Wohin wollen Sie?“

„Nach Amſterdam!“ rief ich, „vielleicht zur Kunſtreitergeſellſchaft, vielleicht in die Synagoge!“

Und ich ritt in die Nacht hinein. Ich habe Elſe nie wieder geſehen.

Selvaggia.

Auszug und Bearbeitung einer italieniſchen Chronik des ſiebenzehnten Jahrhunderts.

Trotz des lebhaften Verkehres, der zwiſchen dem Hofe des ſpaniſchen Vizekönigs von Neapel und dem Hofe Sr. Heiligkeit des Papſtes zu Rom, beſonders als Innocenz X. Pamphili auf Petri Stuhl ſaß, ſtattfand; trotzdem dieſer Verkehr auf der Straße zwiſchen den zwei großen Hauptſtädten, ſeitdem die Unruhen der neapolitaniſchen Fiſcher unter ihrem Häuptlinge, Thomas Agnelo, zahlreiche Flüchtlinge ins Ausland jagten, noch zugenommen hatte, war die kleine Stadt Piperno an einem gewiſſen Herbſttage des Jahres 1647 von einer ungewöhnlich großen Anzahl von Reiſenden erfüllt, und waren ihre wenigen Gaſſen dicht gedrängt von den glänzend gekleideten Fremden und von den armen Einwohnern, welche ſämmtlich ihre Häuſer verlaſſen hatten, um die Reiſenden in Sammet und Seide zu betrachten. Vor der Herberge ſtanden ganze Heerden von Maulthieren und Pferden, zwiſchen ihnen, von Stallknechten und andern Dienern bewacht, lagen und ſtanden Nachtſäcke, Felleiſen, Koffer und mehrere einfache und einige prächtige Tragſeſſel, deren einer von einem Baldachin mit einer fürſtlichen Krone überdacht war. Pagen, Kammerfrauen und Diener jeder Art ſahen mit Verachtung das ſtaunende Volk an, während mehrere in ſpaniſche Tracht gekleidete Herren *beſcheiden* vor dem Hauſe auf- und niedergingen und dem Volke,

das sich heran drängte, gefällig Platz machten. Diese Edelleute, wie die zahlreichen Diener gehörten sämmtlich zum Gefolge der Fürstin Della Rocca, welche gegen Abend aus Neapel angekommen war, wie so viele Andere, in der Absicht, den Unruhen zu entfliehen, und die Wiederherstellung der spanischen Herrschaft in Rom abzuwarten. Die Fürstin selbst war nicht zu sehen. Kaum angekommen, hatte sie sich, so zu sagen aus der Sänfte, auf ein Pferd geschwungen, um in Gesellschaft einer Kammerfrau und eines einzigen Cameriere aus dem Städtchen hinauszureiten und sich in der Umgegend umzusehen. Auf einem Hügel angekommen, hatte sie die Aussicht in eine Bodenvertiefung, die wie ein Gebirgsthal aussah und von der der Fremde, von der Seite des Städtchens her, keine Ahnung hatte. In dem Thale lag ein gewaltiges Kloster, von einem kleinen Dorfe und von prächtigen Hainen und Gärten umgeben. Die Fürstin, die der schöne Anblick anlockte, glaubte das Kloster in wenigen Minuten erreichen zu können, merkte aber bald, daß sie nur auf einem vielfach gewundenen Pfade erst hinab in das Thal und dann auf einem ebenso gewundenen Pfade hinauf in das Kloster gelangen konnte, das auf halber Höhe des jenseitigen Abhanges lag. So geschah es, daß es in diesem tiefen Thal bereits dunkel war, als sie vor dem Portale des Klosters anlangte. Es war ein Kloster der Karmeliter. Eine hohe Mauer, wie eine Festung, umgab es ringsherum, denn die Karmeliter waren zu Zeiten gezwungen, sich gegen die Räuber und marodirende spanische Soldaten zu vertheidigen. Nur die Kirche, eine große prächtige Kirche, die ihnen weiland Kaiser Karolus Quintus hatte bauen lassen, stand so, daß sie mit ihrem Peristyle aus der umgebenden Mauer hervorragte und der Andächtige eintreten konnte, ohne in das Kloster zu gelangen. Die Fürstin della Rocca, eine fromme katholi
Dame, sprang sogleich aus dem Sattel und trat in die Ki
aus der ihr Gesänge und Gebete entgegenschallten. I
große Raum war von einer Dunkelheit erfüllt, wel
Lampen nicht zu durchbrechen vermochten, un

die Gesänge und Litaneien der Mönche durch das dunkle Schiff. Die Fürstin trat bis an das Gitter, welches den hohen Chor abschloß. Hier hörte sie wohl die Gesänge deutlicher, aber die Gestalten der zahlreichen Mönche, es mochten ihrer über sechzig sein, verschwanden in dem noch dunklern Raume; nichts war von ihnen zu sehen, als manchmal eine Falte ihres weißen Gewandes. Die Fürstin, die anfangs gleichgültig zugehört hatte, wurde immer aufmerksamer, lehnte sich so fest an das Gitter, als ob sie es durchbrechen wollte und hielt endlich die hohle Hand hinters Ohr, wie man zu thun pflegt, um einen fernen Ton besser unterscheiden zu können. In der Dunkelheit konnte es selbst die neben ihr stehende Kammerfrau nicht bemerken, daß sie erst überrascht, dann gespannt und endlich sehr aufgeregt war. Diese Aufregung steigerte sich noch mehr, als die Mönche schwiegen und nur einer von ihnen mit tiefer, aber überaus klangvoller Stimme ein Todtenlied absang. „Erkennst du diese Stimme, Luisa?" fragte sie ihre Kammerfrau. — „Nein, Fürstin," sagte diese, „ich habe sie nie gehört." — „Freilich, wie solltest du auch?" murmelte die Fürstin, wandte sich um und eilte raschen Schrittes aus der Kirche, schwang sich in den Sattel und ritt, ohne auf die Gefährlichkeit des Weges zu achten, im schnellsten Trabe in die Herberge zurück. Dort angekommen, rief sie sogleich einen Pagen und sagte zu diesem: „Morgen mit dem Frühesten eilst du in das Kloster der Karmeliter und bestellst dem Prior meinen Gruß. Du sagst ihm, der Gruß komme von der Fürstin Selvaggia della Rocca, geborene Salviati, Nichte des Kardinals Montalto. Vergiß den Cardinal Montalto nicht! Ferner sage dem Prior, daß ich Se. Hochwürden bitte, mich zu besuchen und daß ich hier warten werde, bis er die Güte gehabt zu kommen. Ich habe einen Auftrag meines Oheims, des Kardinals Montalto, an ihn."

Die Fürstin konnte die halbe Nacht nicht schlafen, denn wie die Weiber sind, so regte es sie auf, nach jahrelanger Trennung einen Geliebten ihrer Jugend entdeckt zu haben, obwohl dieser Geliebte niedrigem Stande angehörte. Die Liebe wird in weib-

lichen Herzen so verderblich, daß sie alle göttlichen und menschlichen Gesetze mißachten, vorzugsweise aber jene Sitten und Gesetze, welche in Uebereinstimmung mit dem Willen Gottes und der weisesten Menschen einen Unterschied zwischen Hoch und Niedrig wollen. Die Fürstin Selvaggia della Rocca stammte aus dem edlen florentinischen Hause der Salviato und wurde in ihrem neunzehnten Jahre mit dem neapolitanischen Fürsten vermählt, welcher Grand von Spanien, Großadmiral der Flotten Philipps IV., Comthur des Ordens von Calatrava war und ihren jetzigen Titel und unermeßliche Reichthümer gab. Man erzählte, daß er seiner katholischen Majestät einmal eine Silberflotte aus den Händen der Engländer gerettet und die Hälfte dieser Flotte zum Geschenk erhalten. Dieses vermehrte seine angeerbten Reichthümer um ein Bedeutendes und alle diese Schätze hinterließ er bei seinem Tode, der schon zwei Jahre nach seiner Vermählung erfolgte, der Selvaggia. Als ob es noch nicht genug wäre, daß eine zweiundzwanzigjährige Dame zur Befriedigung ihrer irdischen Gelüste so große Güter aufhäufe, sorgte der Kardinal Montalto, der über Se. Heiligkeit Alles vermochte, daß seine Lieblingsnichte, mit allen in Benevent gelegenen, dem Stuhle Petri angehörigen Besitzungen belehnt würde, ja er beschenkte sie sogar mit mehreren im Bisthume Otranto und in den Ländern von Forli und Urbino gelegenen geistlichen Benefizien, obwohl diese nach kanonischem Rechte nur auf ein männliches, mit den priesterlichen Weihen versehenes Haupt übertragen werden durften. Diese Selvaggia hatte aber ihr Leben in frühester Jugend mit Sünde begonnen und ihren Leidenschaften auf eine unadelige Art die Herrschaft eingeräumt. Schon im fünfzehnten Jahre hatte sie eine Liebschaft mit dem jungen Sohne des Verwalters ihrer väterlichen Güter in der Nähe von Siena und diesen selben Geliebten, Namens Baccio Vettore, glaubte sie in jenem Karmeliterkloster an der Stimme zu erkennen. Es wird nämlich gesagt, daß jener Baccio sie zuerst mit seiner schönen Stimme verführte und gewiß ist, daß der Vater Selvaggia's, als er hinter die geheime Liebschaft seiner

die Gesänge und Litaneien der Mönche durch das dunkle Schiff. Die Fürstin trat bis an das Gitter, welches den hohen Chor abschloß. Hier hörte sie wohl die Gesänge deutlicher, aber die Gestalten der zahlreichen Mönche, es mochten ihrer über sechzig sein, verschwanden in dem noch dunklern Raume; nichts war von ihnen zu sehen, als manchmal eine Falte ihres weißen Gewandes. Die Fürstin, die anfangs gleichgültig zugehört hatte, wurde immer aufmerksamer, lehnte sich so fest an das Gitter, als ob sie es durchbrechen wollte und hielt endlich die hohle Hand hinters Ohr, wie man zu thun pflegt, um einen fernen Ton besser unterscheiden zu können. In der Dunkelheit konnte es selbst die neben ihr stehende Kammerfrau nicht bemerken, daß sie erst überrascht, dann gespannt und endlich sehr aufgeregt war. Diese Aufregung steigerte sich noch mehr, als die Mönche schwiegen und nur einer von ihnen mit tiefer, aber überaus klangvoller Stimme ein Todtenlied absang. „Erkennst du diese Stimme, Luisa?" fragte sie ihre Kammerfrau. — „Nein, Fürstin," sagte diese, „ich habe sie nie gehört." — „Freilich, wie solltest du auch?" murmelte die Fürstin, wandte sich um und eilte raschen Schrittes aus der Kirche, schwang sich in den Sattel und ritt, ohne auf die Gefährlichkeit des Weges zu achten, im schnellsten Trabe in die Herberge zurück. Dort angekommen, rief sie sogleich einen Pagen und sagte zu diesem: „Morgen mit dem Frühesten eilst du in das Kloster der Karmeliter und bestellst dem Prior meinen Gruß. Du sagst ihm, der Gruß komme von der Fürstin Selvaggia della Rocca, geborene Salviati, Nichte des Kardinals Montalto. Vergiß den Cardinal Montalto nicht! Ferner sage dem Prior, daß ich Se. Hochwürden bitte, mich zu besuchen und daß ich hier warten werde, bis er die Güte gehabt zu kommen. Ich habe einen Auftrag meines Oheims, des Kardinals Montalto, an ihn."

Die Fürstin konnte die halbe Nacht nicht schlafen, denn wie die Weiber sind, so regte es sie auf, nach jahrelanger Trennung einen Geliebten ihrer Jugend entdeckt zu haben, obwohl dieser Geliebte niedrigem Stande angehörte. Die Liebe wird in weib-

lichen Herzen so verderblich, daß sie alle göttlichen und menschlichen Gesetze mißachten, vorzugsweise aber jene Sitten und Gesetze, welche in Uebereinstimmung mit dem Willen Gottes und der weisesten Menschen einen Unterschied zwischen Hoch und Niedrig wollen. Die Fürstin Selvaggia della Rocca stammte aus dem edlen florentinischen Hause der Salviato und wurde in ihrem neunzehnten Jahre mit dem neapolitanischen Fürsten vermählt, welcher Grand von Spanien, Großadmiral der Flotten Philipps IV., Comthur des Ordens von Calatrava war und ihren jetzigen Titel und unermeßliche Reichthümer gab. Man erzählte, daß er seiner katholischen Majestät einmal eine Silberflotte aus den Händen der Engländer gerettet und die Hälfte dieser Flotte zum Geschenk erhalten. Dieses vermehrte seine angeerbten Reichthümer um ein Bedeutendes und alle diese Schätze hinterließ er bei seinem Tode, der schon zwei Jahre nach seiner Vermählung erfolgte, der Selvaggia. Als ob es noch nicht genug wäre, daß eine zweiundzwanzigjährige Dame zur Befriedigung ihrer irdischen Gelüste so große Güter aufhäufe, sorgte der Kardinal Montalto, der über Se. Heiligkeit Alles vermochte, daß seine Lieblingsnichte, mit allen in Benevent gelegenen, dem Stuhle Petri angehörigen Besitzungen belehnt würde, ja er beschenkte sie sogar mit mehreren im Bisthume Otranto und in den Ländern von Forli und Urbino gelegenen geistlichen Benefizien, obwohl diese nach kanonischem Rechte nur auf ein männliches, mit den priesterlichen Weihen versehenes Haupt übertragen werden durften. Diese Selvaggia hatte aber ihr Leben in frühester Jugend mit Sünde begonnen und ihren Leidenschaften auf eine unadelige Art die Herrschaft eingeräumt. Schon im fünfzehnten Jahre hatte sie eine Liebschaft mit dem jungen Sohne des Verwalters ihrer väterlichen Güter in der Nähe von Siena und diesen selben Geliebten, Namens Baccio Vettore, glaubte sie in jenem Karmeliterkloster an der Stimme zu erkennen. Es wird nämlich gesagt, daß jener Baccio sie zuerst mit seiner schönen Stimme verführte und gewiß ist, daß der Vater Selvaggia's, als er hinter die geheime Liebschaft seiner

Tochter gekommen, den Baccio habe außer Landes bringen und in ein Kloſter ſtecken laſſen. Zu jener Zeit, nämlich acht Jahre vor dieſem Tage, von dem wir erzählen, hieß es, der alte Signor Salviati habe den Baccio auf dem Wege von Siena nach San Geminiano ermorden laſſen. Es iſt wahr, daß er die Abſicht hatte, als er die Schande ſeiner Tochter erfuhr, aber er gab die Abſicht auf, weil der Vater Baccio's, der alte Vettore, ſein Kriegsgefährte geweſen und ihm in verſchiedenen Kriegen große Dienſte erwieſen. Lange wurde Baccio für todt gehalten. Nur Vettore wußte, daß er lebte, weil es ihm ſein Herr zum Troſte geſagt hatte, und Selvaggia wußte es ebenfalls, nachdem ſie es vom Vater ihres Geliebten erfahren. In welchem Kloſter aber Baccio als Mönch lebte, wußte weder Selvaggia noch Vettore und erfuhr es dieſer Letztere auch nicht, als er den ſterbenden Signor Salviati auf den Knieen anflehte, es ihm zu verrathen. Die Selvaggia wurde ein Jahr ſpäter an jenen Fürſten verheirathet und es war ihr wohl ſelber damit gedient, daß der Geliebte ihrer Jugend verſchwunden blieb. Nun aber, da ſie wieder frei und Wittwe war, fühlte ſie ſich vielleicht glücklich, ihren erſten Geliebten durch Zufall wieder gefunden zu haben. Sie wachte mehr als die Hälfte der Nacht, bald war ſie beſorgt, daß ſie ſich vielleicht doch getäuſcht habe und daß die Stimme, die ſie gehört, nur der Stimme ihres Geliebten ähnlich ſei und einem Andern gehöre; bald erinnerte ſie ſich nach Weiberart in der Stille der Nacht auf das Lebhafteſte an die Zeit, die ſie mit Baccio in glücklichen Sünden zugebracht, und konnte den Wunſch nicht unterdrücken, jene Sünden zu erneuen. Selbſt als ſie entſchlief, träumte ſie voll Angſt und Hoffnung. Ihre erſte Frage, als ſie am andern Morgen erwachte, war, ob der Page ſchon nach dem Kloſter abgegangen, und als man ihr ſagte, daß er bald zurück ſein müſſe, ſetzte ſie ſich voll Vergnügen ans Frühſtück und ſagte zu ihrer Kammerfrau, ſie hoffe, daß an dieſem Tage ihre Jugend neu beginne. „Ew. Exzellenz," erwiderte die Kammerfrau, „iſt noch *jung* und Eure erſte Jugend hat noch nicht aufgehört."

„Du irrſt, Luiſa,“ antwortete die Selvaggia, „meine erſte Jugend hat, Gott ſei es geklagt, ſchon in meinem ſechzehnten Jahre aufgehört und zwei Jahre lang lebte ich wie eine alte Frau neben einem alten Gemahl, aber ſo Gott will, werde ich wieder einholen, was ich verſäumte, und wenn es mir gelingt, gelobe ich dem heiligen Januarius die Einkünfte eines ganzen Jahres von meinem Gute Ponte rotto.“

Der Page, der eben zurückkam, erzählte, daß der Prior der Karmeliter ſogleich bereit war, ſich auf den Weg zu machen, als er erfuhr, daß es die Nichte des Kardinals Montalto war, die ihn einlud. In der That kam er kaum eine halbe Stunde nach dem Pagen in Piperno an. Es war ein uralter Mann, der ſich kaum in der Sänfte aufrecht erhielt. Wie mich ein Bruder jenes Kloſters verſicherte, zählte er damals ſchon ſechsundachtzig Jahre, wenn nicht mehr und war er außerdem ein Mann, den Gott zur Reinigung ſeiner Seele mit allen Krankheiten des Alters heimſuchte, und die Selvaggia hätte ſich ſchämen ſollen, einen ſolchen ſchwachen und heiligen Greis bemüht zu haben, nur um einen ſchändlichen Zweck zu erreichen, und ihn außerdem noch zu belügen. Denn es war nicht der Wahrheit gemäß, daß ſie vom Kardinal Montalto einen Auftrag an ihn hatte; ſie wagte nur das vorzuſchützen, weil ſie wußte, daß ſie ſich mit ihrem Oheime Alles erlauben durfte. Doch ich muß ſagen, daß ſie Ehrfurcht genug beſaß, um dem Prior, als ſie in ihm einen ſo ehrwürdigen Greis erkannte, die Hand zu küſſen und ihn um ſeinen Segen zu bitten.

„Was wollt Ihr von mir, was befehlt Ihr, hohe Frau?“ fragte der Prior.

„Ehrwürdiger Herr,“ antwortete ſie, „Ihr habt in Eurer Brüderſchaft einen Bruder Namens Baccio Vettore?“

„Ich weiß es nicht,“ ſagte der Prior, „denn ich kenne meine Brüder nur nach ihrem Kloſternamen. Wir ſind vierundſechzig; es wäre meinem alten Kopfe zu viel, ſollte ich mir alle weltli und geiſtlichen Namen meiner Brüder merken.“

Die Fürſtin della Rocca war in Verlegenheit und ſagte nach einigem Nachdenken: „Dieſer Bruder iſt jetzt höchſtens ſechsundzwanzig Jahre alt und hat eine ſehr ſchöne Stimme. Er ſtammt aus dem Toskaniſchen und iſt bei Siena zu Hauſe.“

„Keiner der Brüder,“ ſagte nach einiger Zeit der Prior, „ſingt ſo ſchön wie der Bruder Giovanbatiſta; auch iſt er wohl nicht älter, als ſechs- oder ſiebenundzwanzig Jahre, und wenn ich nicht irre, ſpricht er auch die ſchöne Sprache von Siena — dieſer mag wohl einmal Baccio Vettore geheißen haben.“

„Dieſer iſt es gewiß,“ verſicherte die Fürſtin.

„Und was iſt es mit dieſem?“ fragte der Prior.

„Mein Oheim, der Kardinal Montalto,“ erwiderte die Fürſtin mit frecher Lüge, „wünſcht, daß Ihr mir dieſen Giovanbatiſta als meinen Reiſe-Kaplan mitgebet.“

Der Prior erhob bei dieſen Worten den Kopf, der bisher müde auf der Bruſt gelegen hatte und ſah die Fürſtin verwundert und fragend an. „Dieſen Giovanbatiſta?“ fragte er kopfſchüttelnd; „dieſer Giovanbatiſta hat ſeit ſechs Jahren das Kloſter nicht verlaſſen. Se. Eminenz Euer Oheim, der Kardinal Montalto kann ihn nicht kennen ..... Ich bin ſehr verwundert ..... dieſer Giovanbatiſta iſt ein Weltkind, das nur die ſtrengſte Zucht auf dem Wege der Frömmigkeit erhalten wird — er iſt der mindeſt Gelehrte meiner Brüder ..... Er paßt am wenigſten dazu, als Kaplan einer hohen Dame beigegeben zu werden ..... Ich bin ſehr verwundert .....“

„Aber mein Oheim, der Kardinal,“ fiel ihm die Fürſtin ungeduldig und mit etwas gebieteriſchem Tone ins Wort.

„So ſei es,“ ſagte der Prior mit einer leiſen Verbeugung, „der Kardinal will es, ich habe nichts zu ſagen, ich habe nichts zu prüfen. Und wann ſoll ich Ew. Hoheit den Bruder Giovanbatiſta zuſchicken?“

„Sogleich! noch dieſen Morgen, denn ich denke um Mittag meine Reiſe fortzuſetzen, da mich mein Oheim ſchon morgen *Abend in Rom* erwartet.“

Der Prior erhob ſich und ging.

Es war noch nicht Mittag, als ein einzelner Karmeliter-mönch vor der Herberge ſtand und nach der Fürſtin della Rocca fragte. Ein Page führte ihn in das obere Stockwerk, öffnete eine Thüre und bedeutete ihm, allein weiter zu gehen. Er werde dort in dem letzten Gemache erwartet. Er trat ein, und als er auf den erſten Blick die Selvaggia erkannte, blieb er wie aus Stein gebauen an der Thüre ſtehen. Er bewegte ſich erſt, als ſie ihn bei ſeinem alten Namen Baccio anrief, und Niemand als Gott hat es geſehen wie die Selvaggia, ohne ein anderes Wort zu ſagen, den geweihten Prieſter umarmte. Als ſie weiter reiste, ritt er neben ihrer Sänfte, und weil es hieß, daß der Weg bis Rom nicht ſicher ſei, hatte er, gleich den Dienern und Cavalieren, einen Degen umgegürtet. Da Jedermann ſeine Waffe brauchte und nicht eine mehr da war, als Männer da waren, hatte die Selvaggia eine ihrer Kiſten öffnen und daraus einen der Degen ihres verſtorbenen Gatten nehmen laſſen, und ſo hatte der Giovanbatiſta die ſchönſte Waffe der ganzen Geſellſchaft, eben ſo wie ihm die Fürſtin das ſchönſte Pferd hatte geben laſſen und ritt neben ihr, nicht wie ein Mönch oder Kaplan, ſondern wie ein ſtolzer Cavalier. Der Kardinal Montalto lachte ſehr, als er ſeine Nichte in ſeinem Palaſte zu Rom empfing und ſie in ſolcher Begleitung ſah. Er war ein alter Herr und gewöhnt, zu Allem zu lachen, was die Selvaggia that oder ſagte.

Die Selvaggia war ſehr zufrieden, ihren Geliebten wieder gefunden und ihn jetzt in ihrer Nähe zu haben. Der Baccio von Siena, der ſie mit ſechzehn Jahren verführt hatte, war ein ſchöner Jüngling mit einer ſchönen Stimme geweſen; der Bruder Giovanbatiſta war jetzt ein ſchöner Mann und ſeine Stimme war auch kräftiger und klangvoller geworden. Die Gewandtheit, welche Selvaggia ehemals an ihm bewunderte, wenn er an gerader Mauer zu ihr hinauf kletterte, mit der er wilde Pferde tummelte, oder allerlei Waffenübungen trieb, hatte im Kloſter nicht abgenommen, oder vielmehr ſtellte ſich gleich wieder ein,

ſobald er in Freiheit lebte, wieder ein Pferd beſteigen, eine Waffe ſchwingen konnte. Die Kutte war ihm dabei allerdings beſchwerlich, und er legte ſie darum kurz nach ſeiner Ankunft in Rom ab, um ſie gegen ſpaniſche Rittertracht zu vertauſchen. Der Kardinal Montalto wollte ihn gar nicht wieder erkennen und lachte über die Verkleidung. Nur ſanft verwies er es ihm, mit der Verkleidung nicht gewartet zu haben, bis ſeine Tonſur verwachſen war. Die Selvaggia war glücklich, ſie verſicherte ihren Oheim, der es mit Vergnügen hörte, daß ihr Glück, da ſie es nach ſo langen Unterbrechungen wieder gewonnen und es jetzt in Freiheit genießen könne, vollkommen ſei, und daß ſie der Vorſehung danke, es ihr in früherer Zeit entzogen zu haben, um es ihr für jetzt aufzuſparen. Wie groß die Vergnügungen waren, welche ihr die Hauptſtadt der Chriſtenheit, als der Lieblingsnichte des allmächtigen Kardinals, darbrachte, ſie verſchmähte ſie alle; ſie blieb allein in ihrem Palaſte, zufrieden mit der Geſellſchaft Baccio's, und ſie beabſichtigte, ſich nach Beilegung der Unruhen in Neapel mit ihm auf eines ihrer Schlöſſer in den Apenninen zurückzuziehen. Auch Baccio war glücklich; unbekümmert darum, daß er alle Gelübde des Prieſters brach, freute er ſich, des Kloſterzwanges ledig zu ſein, und die Selvaggia hatte ihn zum reichen Manne gemacht, indem ſie ihn mit großen Geſchenken überhäufte und außerdem die geiſtlichen Benefizien, die ſie beſaß, auf ihn übertragen ließ. Sie nahm es ihm auch nicht übel, wenn er ſie oft allein ließ, um das neue Leben in der Freiheit und die Vergnügungen der Stadt Rom zu genießen. Sie ſagte ſich, daß ihn das immer mehr zum Cavaliere ausbilde, und daß er ſo ablegen werde, was an ihm von ſeinem niedrigen Stande und vom Leben im Kloſter noch übrig war. Wie ſündig eine Liebe ſei, ſo iſt es doch hergebracht, daß man die Treue einer ſolchen Liebe rühme, obwohl man damit nur die Ausdauer der Sünde rühmt. Vielleicht haben Diejenigen, die ſo thun, doch Recht, denn die Treue iſt immer eine ſchöne Tugend, und wenn *dieſe Leute* Recht haben und wenn ich mich bezwinge, ſo zu denken

wie ſie, dann muß auch ich die Selvaggia rühmen, daß ſie jetzt nach ſieben Jahren und als eine der mächtigſten Damen der Chriſtenheit, dem Geliebten ihrer Jugend und dem niedrigen Manne dieſelbe Liebe bewies wie ehemals. Ja die Liebe muß noch größer geweſen ſein als ehemals, da damals die Selvaggia in der Einſamkeit keinen andern Mann kannte, und da ſie jetzt als eine ſehr ſchöne und ſo mächtige Dame unter allen Cavalieren der Stadt und des ganzen Italiens die Wahl hatte. So wollen wir ſie denn loben.

In ihrer Liebe und Treue ſorgte Selvaggia weiter als den laufenden Tag und beſchloß ſie, ſein Wohlergehen für alle Zukunft zu ſichern. Sie hatte ihm die Dispens ausgewirkt, daß er die weltlichen Kleider ohne Verſündigung tragen dürfte und mit den Kleidern den Titel eines Cavaliere Baccio. Sie hoffte noch weiter mit Hülfe ihres Oheims ihn dem Säculo wiedergeben zu können, was nicht unmöglich war, da es ſich fand, daß er in Folge des Drängens des verſtorbenen Signor Salviati, ihres Vaters, ſämmtliche Weihen, oder wenigſtens die erſte vor dem kanoniſchen Alter erhalten. Se. Heiligkeit der Papſt konnte Baccio, ohne dem kanoniſchen Rechte irgend welchen Zwang anzuthun, mit Leichtigkeit dispenſiren. Dieß wäre vielleicht ſchon einige Monate nach der Ankunft Selvaggia's und ihres Geliebten geſchehen, wenn nicht der Kardinal Montalto die Angelegenheit abſichtlich verzögerte. Er vermuthete, daß Selvaggia fähig war, oder vielleicht ſchon die geheime Abſicht hegte, den Baccio zu heirathen, ſobald ihm die Dispenſation die Ehe geſtattete, und damit war dem Kardinal nicht gedient, einen Neffen aus niedriger Volksklaſſe zu erhalten. Selvaggia für alle Fälle beſorgt, arbeitete dahin, daß der Cavaliere Baccio, wenn ihr Hauptplan mißlänge, wenigſtens aus dem Karmeliterorden in den ritterlichen der Johanniter von Malta treten dürfte, als in einen Orden, deſſen Regel und Lebensweiſe ſeinem Temperamente beſſer zuſagte. Die Selvaggia war eine kluge und vorausſichtige Frau. Sie wußte ſehr wohl, daß ihr Oheim, der ein bejahrter

Mann war, nicht viele Jahre mehr leben könne; nach ſeinem Tode könnte man ihrer Verbindung mit Baccio Hinderniſſe in den Weg legen. Darum wünſchte ſie, daß er auf jeden Fall in den Johanniterorden aufgenommen werde, weil die Mitglieder dieſes Ordens ſämmtlich wie Herren lebten und es auch dem ſtrengſten Pontifikate nicht beikam, ſie in ihrer Freiheit und in ihren Sitten zu beſchränken. Man ſagt, daß Kaiſer Carolus Quintus vom Papſte ſich dieſe Freiheit der Ritter ausbedungen, als er ihnen die Inſel Malta einräumte, nachdem ſie die Inſel Rhodus verloren hatten, und aus Dankbarkeit für dieſe Bedingung, ſo ſagt man ferner, hätten beſagte Ritter beſagten Kaiſer in ſeinen afrikaniſchen Kriegen ſo tapfer unterſtützt. Das laſſen wir dahingeſtellt, denn wir glauben nicht, daß ſich jemals ein Papſt eine ſolche Bedingung hätte aufdringen laſſen, welche einem geiſtlichen Orden freie Sitten und mancherlei Laſter für ewige Zeiten geſtattet. Dieſes kümmert uns nicht; ich erzähle nur von der vorſorglichen Liebe der Selvaggia.

Um dieſe Zeit lebte in Rom ein ehrlicher Hutmacher Namens Franceſco Somigli, der ſich mit ehrlicher Arbeit ein ſchönes Vermögen erworben und einen ehrbaren Hausſtand aufrecht erhielt und ſeine Kinder, deren er drei hatte, eine erwachſene Tochter, von der wir noch ſprechen werden und zwei kleine Knaben, Zwillinge, chriſtlich erziehen ließ. Da hörte dieſer Hutmacher Somigli, der jenſeits der Tiber wohnte, von den Thaten der Räuber in Sonnino und in den Gebirgen, und er empfand einen unwiderſtehlichen Drang, an dieſen Thaten theilzunehmen. In einem Alter von fünfundfünfzig Jahren verließ er Haus, Weib und Kinder und ging in das Gebirge zu den Räubern, welche damals der tapfere Catone kommandirte. Er hatte kein Glück, denn gerade damals hatte Se. Heiligkeit der Papſt dem Kardinal Montalto Vorwürfe über das Räuberweſen gemacht, und der Kardinal ſchwor die Räuber zu vernichten und alle, die nicht in den Gebirgen erſchoſſen, aber gefangen werden, hängen *zu laſſen*. An einem und demſelben Tage ließ er zahlreiche

Rotten von Reiter und Fußvolk, darunter auch die Spanier, die an der neapolitaniſchen Gränze ſtanden, an fünf verſchiedenen Punkten in das Gebirge brechen, und viele Räuber wurden an dieſem Tage erſchoſſen und niedergehauen, viele andere als Gefangene nach Rom gebracht, ſo daß das alte Theater, in welchem ſie überwacht wurden, ganz vollgefüllt war. Unter dieſen Gefangenen befand ſich auch der Hutmacher Francesco Somigli, der erſt zwei Tage vorher in das Gebirge gekommen war. In der ehrlichen Familie des Hutmachers war große Klage darüber, daß der Vater gehängt werden ſollte. Man wußte, was der Kardinal geſchworen hatte und gab alle Hoffnung auf, auch nur einen der Räuber begnadigt zu ſehen. Auch war in der Familie Somigli Niemand da, der ſich für den Vater hätte verwenden können; die Frau des Hutmachers bekam bei der traurigen Nachricht eine Lähmung in das linke Bein und in die Zunge, ſo daß ſie weder gehen noch ſprechen konnte; die Knaben waren noch viel zu jung, und da war Niemand übrig als die Tochter Emilia, ein Mädchen von ſiebenzehn Jahren und das ſchönſte Mädchen von jenſeits der Tiber. Emilia lief klagend durch die ganze Stadt, bat, flehte, jammerte, weinte bei Jedermann, aber Niemand wußte ihr zu helfen. Doch erfuhr ſie, daß die Fürſtin Della Rocca bei ihrem Oheime in größtem Anſehen ſtehe, und daß dieſe allein ihren Vater retten könnte. Man rieth aber der Emilia, ſich nicht an die Fürſtin, ſondern an den Cavaliere Baccio zu wenden, welchem wieder die Fürſtin nichts verſagen konnte. Ihr, der Tochter des Hutmachers, hätte die Fürſtin leicht Nein ſagen können und dann war der Vater verloren; verſprach aber der Cavaliere bei der Fürſtin ein Wort für ſie einzulegen, ſo konnte man ſicher ſein, daß die Fürſtin mit dem Kardinal ſprechen und die Angelegenheit ſo zu einem guten Ende gedeihen werde. Die Emilia ging alſo zu dem Cavaliere Baccio, und dieſer hatte ſie kaum erblickt, als er ausrief: „Jeſus Maria, dieß iſt das ſchönſte Mädchen, das ich jemals geſehen!“ ſ
ſogleich eine Leidenſchaft für dieſes Mädchen und er ver|

ſich hoch und theuer, ihren Vater zu retten, wenn ſie dafür ſeine Geliebte werden wollte. Das Mädchen fügte ſich ſeiner Forderung und er ſprach mit der Selvaggia zu Gunſten des Hutmachers, indem er ihr vorſtellte, daß ſie eine gute That thue, wenn ſie einen ehrlichen Mann, der bis dahin ein makelloſes Leben führte, ſeiner Familie vom Galgen losredete. Die Selvaggia ſtellte ihrem Oheim vor, daß ſein Schwur ſich nicht auf den Hutmacher beziehe, da er den Schwur gethan hatte, noch bevor der Hutmacher im Gebirge angekommen war, und der Kardinal ließ den Hutmacher in dem Augenblicke entwiſchen, als man die andern Gefangenen aus dem alten Theater an den Galgen führte.

Der Cavaliere Baccio führte die Emilia in jenes Haus, welches mit dem rechten Angel auf den Monte Pincio ſieht und richtete ihr daſelbſt im Hofe eine ſchöne Wohnung ein, in welcher er oft die Nächte verbrachte. Die Selvaggia beſchränkte ihn ſo wenig in ſeinem Thun, daß er viele Nächte ausbleiben konnte, ohne daß ſie ihn zur Rede ſtellte. Wenn ſie ihn manchmal fragte, wo er die Nächte verbringe, ſo antwortete er ihr, das geſchehe im Palaſte der Malteſer, wo man ſehr luſtig zeche, und der Selvaggia war es ſehr angenehm, ihn in dieſer ritterlichen Geſellſchaft zu wiſſen, um ſo mehr als damals meiſt Malteſer von der provenzaliſchen Zunge in Rom anweſend waren, welche man vorzugsweiſe wegen ihren edlen Manieren und feinem Weſen unter allen Zungen der Religion rühmte. Baccio lebte ſo ungeſtört durch viele Monate mit der Emilia, bis es ihm einfiel, oder vielmehr, bis man ihm eingab, ihr Bildniß machen zu laſſen. Das war zu ſeinem Unglück.

Der Maler des Bildniſſes war Fra Domenico, den man in Rom wegen ſeiner kleinen Geſtalt Picciotto nannte. Fra Domenico kam aus demſelben Kloſter der Karmeliter, aus welchem die Selvaggia den Baccio entführt hatte. Er war ein ſehr begabter Meiſter und hatte in Neapel eine Zeitlang unter dem berühmten Heiligenmaler Ribera gearbeitet. Von dort in ſein

Kloſter zurückgekehrt, ſchmückte er das Refektorium und die Kirche mit vielen Heiligenbildern, was ihm unter den Mönchen großes Anſehen verſchaffte. Sie waren ſtolz auf ſeinen Beſitz und meinten, daß ihr Haus durch ihn eben ſo berühmt werden ſolle, wie andere Klöſter, z. B. San Marco in Florenz, durch die Malereien ihrer Brüder berühmt werden. Fra Domenico aber erkannte, daß er zur Vervollkommnung ſeiner Kunſt noch die Gemälde Rafaels, Michael Angelo's und anderer Meiſter ſtudiren müſſe; denn, ſagte er, in Rom hätten vor hundertfünfzig Jahren viele Meiſter gelebt, welche den Ribera weit übertrafen, obwohl dieſer heute der berühmteſte unter allen Malern iſt. Man glaubte dem Fra Domenico, weil er der Kunſtverſtändigſte im Kloſter war und weil es heute viele Leute gibt, die das glauben, nachdem ein junger Neapolitaner, Namens Salvator Roſa, viele Anhänger findet, die daſſelbe behaupten. Auch ſagte man ſich, daß der Bruder Giovanbatiſta, der jetzt in Rom lebte und ſo große Macht hatte, den Bruder Domenico unterſtützen und in Allem helfen werde. So kam Fra Domenico nach Rom, und Baccio nahm ſich in der That ſeiner an, ſo weit er es vermochte. Er führte ihn auch ſeiner Herrin, der Selvaggia und dem Kardinal Montalto vor, und Fra Domenico hatte bald eine gute und ſorgenloſe Stellung. Er malte die Bildniſſe vieler Kardinäle und ſelbſt das des heiligen Vaters, und hatte ſo viele mächtige Bekanntſchaften, daß er auf Benefizien rechnen durfte. Dieß Alles dankte er dem Baccio, als deſſen vertrauteſter Freund er lebte und der Selvaggia, die ihn oft zum Nachteſſen einlud. Aber Picciotto konnte es nicht vergeſſen, daß Baccio ihn beſchützen ſollte. Während er im Kloſter der Ka iter ter
hoch angeſehen war und den Andern kaum eines 1
wurde dieſer nie anders denn ein niedriger La
Picciotto war der Ruhm des Kloſters, währe
wegen ſeiner Unwiſſenheit für Nic geo
in der Hauptſtadt der Chriſtenheit
Kardinäle war Giovanbatiſta der

ſein Klient und ihm zu Danke verpflichtet. Dabei mußte er als Künſtler ein beſcheidenes Leben führen, während der unwiſſende Baccio über größere Schätze verfügte, als ein Kardinal und zugleich eine der ſchönſten Frauen Italiens und gewiß das ſchönſte Mädchen Roms zu Geliebten hatte. Um Emilia beneidete er den Baccio nicht, obwohl ſie ſchöner war als die Fürſtin, wohl aber beneidete er ihn um die Selvaggia, durch welche er über ungeheure Reichthümer und über die ganze Macht des Kardinals Montalto verfügte. Er verachtete den Baccio, daß er Alles das nur benützte, um ein adeliges Schlemmerleben zu führen und die Cavaliere nachzuahmen. Er ſagte ſich, wie anders er ſolche Mittel verwenden würde, um ſich zu den höchſten Ehrenſtellen, vielleicht bis auf den Stuhl Petri emporzuſchwingen. Und in ſeinem Neide und Ehrgeize beſchloß er, den Baccio in den Augen der Fürſtin zu verderben und ſeine Stelle einzunehmen. Wie bei der Selvaggia, ſo pflegte er mit dem Baccio das Nachteſſen bei der Emilia einzunehmen, und eines Abends beklagte er, daß die höchſte Schönheit nicht unverwelklich ſei und forderte den Baccio auf, die Emilia von ihm malen zu laſſen, ſo lange ihre Schönheit in ſolcher Blüthe prange. Der verliebte Thor war nicht ſchwer zu überreden und Fra Domenico nahm ſeine ganze Kunſt zuſammen, um aus dieſem Bildniſſe ein Wunder der Malerei zu machen. Es war ein überaus ſchönes Bildniß, und viele Fremde und Einheimiſche beſuchten die Werkſtätte Fra Domenico's nur um daſſelbe zu ſehen. Als die Selvaggia von dem ſchönen Bilde hörte, fragte ſie Fra Domenico, was es damit für Bewandtniß habe und ob das Bild wirklich ſo ſchön ſei, wem es angehöre und ob ſie es nicht auch ſehen könne? Der Maler antwortete, das ſei ein leerer Lärm mit dem Bilde und es ſei gar nicht der Mühe werth, über die Perſon, die es darſtelle und über die Malerei zu reden; aber er habe andere Bilder in ſeiner Werkſtatt, die weit mehr Werth haben, und er würde ſehr glücklich ſein, wenn Ihre Hoheit die Fürſtin die Werkſtätte einmal beſuchen wollte. Die Selvaggia war es zufrieden und beſtimmte

den Tag und die Stunde. Der Picciotto beſprach Alles mit ſeinem Farbenreiber und unterrichtete ihn, wie er die Selvaggia empfangen und was er ihr ſagen ſolle. Als nun die Stunde des Beſuches kam, verbarg er ſich hinter dem Hauſe, und als die Signora eintrat, ſagte ihr der Farbenreiber, daß Fra Domenico in einem dringenden Auftrage ſeines Priors ſo eben habe ausgehen müſſen. Die Selvaggia, als ſie das Bild der Emilia ſah, war ſehr erſtaunt und ſagte, das ſei gewiß das ſchönſte Mädchen Italiens. Dann fragte ſie den Farbenreiber, wer denn das Mädchen eigentlich ſei, welchem Stande ſie angehöre und ob man ihr nicht Wohlthaten erzeigen könne; ſo ſehr wurde ſie von der Schönheit des Bildes eingenommen. Der Farbenreiber lachte mit verſtellter Einfalt und ſagte: „O, die bedarf keiner Wohlthaten, für die ſorgt ſchon der Cavaliere Baccio.“

„Wie ſo?“ fragte die Fürſtin.

„Weil ſie die Geliebte des Baccio iſt,“ antwortete der Mann.

Die Selvaggia aber lachte und ſagte: die Geliebte des Baccio wäre es wohl zufrieden, ſo ſchön zu ſein wie dieſes Bild. —

„Nun ſeht,“ rief wieder der Andere, „wie ſchwer Liebende zu befriedigen ſind, erſt geſtern war er mit ihr hier in der Werkſtätte, und wie er ſie neben dem Bilde ſah, ſchwur er bei allen Heiligen, daß ſie doch viel ſchöner ſei, als ſie Fra Domenico malen könnte.“

Die Selvaggia wußte nicht, was ſie aus dieſen Reden machen ſollte und fragte den Mann: „Kannſt du mir auch ſagen, wer ſie iſt?“

„Allerdings kann ich das,“ erwiderte der Geſelle, „ſie iſt die Tochter eines Hutmachers von jenſeits der Tiber, den der Baccio vom Galgen erlöst hatte.“

Jetzt gerieth die Selvaggia in einen großen Zorn, ſie erhob das Bein und trat ein Loch in das Bildniß der Emilia. In dieſem Augenblicke trat der Picciotto in ſeine Werkſtatt und

Anblick des Loches in der Leinwand schlug er die Hände zusammen und rief: „Wehe mir, ich sehe, daß Ihr schon Alles wißt, und daß ich zur unglücklichen Stunde ausgegangen bin!"

Die Selvaggia fragte, ob das wahr sei, was ihr der Geselle gesagt, und der Picciotto erwiderte, daß er es nicht läugnen könne, was der Geselle in seiner Einfältigkeit verrathen habe. Die Selvaggia ließ ihren Pagen, den Kavalier und die Kammerfrau, die mit ihr waren, auf das Kreuz ihres Gürtels schwören, dem Cavaliere nichts verrathen zu wollen, daß sie von seiner Liebe mit der Emilia schon etwas wisse. Auch der Picciotto mußte ihr schwören und dann mit ihr in ihren Palast heimgehen, um ihr nähern Bescheid zu geben, damit sie wisse, wie und womit sie sich an Baccio rächen sollte.

Sie verstellte sich so gut, daß der Baccio gar keine Ahnung davon hatte, daß ihn der Picciotto verrathen, daß die Selvaggia um seine Treulosigkeit wußte, und daß sie schon Alles vorbereitet hatte, um sich an ihm zu rächen. Zwei ihrer neapolitanischen Diener waren von ihr bestellt, ihn vor ihren Augen zu ermorden. Sie hatte nur das eine Bedenken und noch so viel Liebe für ihn, daß sie ihn nicht in der Fülle seiner Sünden, ohne Beichte, wollte sterben lassen. Darüber beruhigte sie der Fra Domenico, welcher ihr versprach, dabei zu sein, wenn der Baccio ermordet würde und ihm in seinem letzten Augenblicke die Absolution zu geben. Da es aber nicht sicher war, daß Fra Domenico noch Zeit genug haben würde, um dem Sterbenden die Beichte abzunehmen und ihm die Absolution zu geben und die Selvaggia um seine Seele besorgt war, beschloß sie es so zu machen, wie es kurz vorher die Marchesa von Valencia gemacht hatte, welche ihrem Geliebten, den sie ermorden ließ, in der letzten Stunde, und während er ermordet wurde, eine Todtenmesse lesen ließ.

Sie war mit dem Baccio bei einem großen Feste in dem Garten des Kardinals Gonzaga, welcher eben die französischen Abgesandten bei sich empfing. Gegen Mitternacht sagte sie zu dem Baccio: „Ich habe Nachricht erhalten, daß in dieser Nacht

um die zwölfte Stunde in Neapel ein mir lieber Freund von den Aufſtändiſchen hingerichtet wird, und ich habe ihm in der Kirche von Santa Maria ein Todtenamt beſtellt. Dahin will ich jetzt gehen, um am Katafalk zu beten und ſeine Seele mit Gebeten zum Himmel zu begleiten. Du Baccio komme mit mir und ſinge mit im Chor, damit ich in dieſer traurigen Stunde deine liebe Stimme höre, die ich ſo lange nicht gehört habe." Der Baccio ging gerne mit ihr in die Kirche Santa Maria. Dieſe war ganz dunkel und ſchwarz ausgeſchlagen. Schwarze Tücher bedeckten die Säulen und die Wände. In der Mitte war ein Katafalk aufgeſchlagen und nur wenige Lichter brannten rings umher. Die Selvaggia kniete in der Nähe des Katafalkes nieder und der Baccio ſtellte ſich unter die Sänger, die am Fuße des Katafalkes ſtanden. Der Sakriſtan gab ihm die Rolle in die Hand, aus welcher er ſingen ſollte. Als er mit ſeiner wunderſchönen Stimme zu ſingen anfing, ſah er zur Selvaggia hinüber, wohl wiſſend, wie ſehr ſie ihn liebte, ſo oft er zu ſingen begann und beim Scheine der Kerze, an deren Fuße ſie kniete und die ihr Geſicht beleuchtete, während das Uebrige ihrer Geſtalt von Finſterniß bedeckt war, ſah er, wie ſie ihn mit liebendem Auge betrachtete und wie über ihre Wangen zwei große Ströme von Thränen herabfloſſen. Er nahm ſich um ſo mehr zuſammen, um noch ſchöner zu ſingen, und er ſang mit großer Andacht fort, bis er auf einmal ſtockte und verſtummte, denn er kam in dem Todtenliede an die Stelle, wo er für ſein eigenes Heil, als eines Sterbenden, betete. Er las in der Rolle, die er in Händen hielt, ausführlich ſeinen eigenen Namen. Erſchrocken ſah er zur Selvaggia hinüber, die er aber jetzt nicht ſehen konnte, da ſie ihr Geſicht aus der Beleuchtung der Kerze in die Dunkelheit zurückgezogen hatte. Er faßte ſich wieder und dachte, daß dieſes nur ein Irrthum ſei. Man werde dem Sakriſtan geſagt haben, wem er die Rolle zu übergeben habe, und dieſer werde den Namen verwechſelt haben mit dem Namen Desjenigen, der in dieſer Stunde in Neapel enthauptet werden ſoll, und für den die Todten-

meſſe gefeiert wurde, weil ihm beide Namen gleich unbekannt waren. Der Baccio ſang ruhig wieder weiter. Er ſang ſo fort, bis die Chorknaben mit dem Weihrauch und dem Weihwedel um den Katafalk herumzogen. Der Sakriſtan trug ihnen eine brennende Kerze vor, und beim Scheine dieſer Kerze ſah Baccio abermals ſeinen Namen, der in großen Buchſtaben auf einem weißen Streifen geſchrieben, über dem Katafalke lag. Wieder brach ſeine Stimme ab und er ſah zur Selvaggia hinüber, die er jetzt beim Scheine der Kerze, die der Sakriſtan trug, ſehen konnte, und es kam ihm vor, als wäre jetzt ihr Geſicht, das ihm entgegen blickte, von Mitleid und Grimm zugleich bedeckt. Eine ungeheure Angſt überfiel ihn, er dachte an Alles, was er an der Selvaggia verbrochen hatte, warf die Rolle auf den Boden und floh aus der Kirche. Eben als er aus der Thüre ſtürzen wollte, warf ſich ihm Fra Domenico in den Weg, faßte ihn am Mantel und ſchrie mit lauter Stimme: „Er entwiſcht uns! Laßt ihn nicht entwiſchen!“ Auf dieſen Ruf kamen rechts und links die zwei neapolitaniſchen Diener der Selvaggia hinter den Säulen des Portals von Santa Maria mit nackten Dolchen hervor. Aber bevor ſie ſich dem Baccio nähern konnten, hatte dieſer ſeinen eigenen Dolch aus dem Gürtel gezogen und ihn dem Fra Domenico, der ihn aufhalten wollte, in die Kehle geſtoßen, daß er augenblicklich zuſammenfiel. Der Baccio ſprang dann mit einem Satze die Treppe von Santa Maria hinunter, mitten zwiſchen den Dolchen der beiden Neapolitaner. Der Eine hatte ſchon mit ſolcher Heftigkeit nach ihm geſtoßen, daß er ſeinen eigenen Arm nicht mehr zurückhalten konnte und ſich ſelbſt in den Schenkel ſo ſehr verwundete, daß er den Baccio nicht zu verfolgen vermochte. Der andere Neapolitaner hatte nicht den Muth, den Baccio allein zu verfolgen. So kam dieſer unverfolgt davon; aber er glaubte doch immer Schritte hinter ſich zu hören und, mit dem Degen in der Hand, hörte er nicht auf zu laufen, lief er über die Brücke, bis er am Hauſe des Hutmachers Francesco Somigli ankam.

Dieſer war ſehr verwundert, als er hörte, was vorgegangen

war. „Dieſes Alles," ſagte er, „hat die Selvaggia wegen der Emilia unternommen. Nunmehr biſt du, o Baccio, in Rom deines Lebens nicht mehr ſicher; auch Emilia iſt es nicht, und auch mich kann die Selvaggia jetzt noch hängen laſſen."

„Was ſollen wir beginnen?" fragte Baccio.

„Wir ſind im ganzen Italien nicht ſicher. Die Macht des Papſtes reicht überall hin, und ſobald dich die Selvaggia verfolgt, biſt du eine ſo machtloſe Perſon wie ich, der Hutmacher, und meine Tochter Emilia. Ueberall, ſei es in Florenz, in Mantua oder in Venedig, werden die Sbirren dem Kardinal Montalto gerne zu Willen ſein und uns niederſtechen oder gebunden nach Rom liefern. Nur in die Gebirge zu den Räubern reicht die Macht des Papſtes und des Kardinals nicht. Dorthin müſſen wir uns flüchten und wir werden gut aufgenommen ſein, da ich dort viele Freunde zähle. Dem Baccio leuchtete das ein, daß er nirgends mehr vor den Dolchen der Selvaggia ſicher ſei, und ſogleich holte er mit dem Hutmacher die Emilia, und noch in derſelben Nacht ſtiegen ſie über eine alte Breſche der Mauer aus der Stadt Rom und begaben ſich nach Sonnino in das Gebirge.

Die Selvaggia war Anfangs ſehr ergrimmt über das Mißlingen des Streiches; aber ſchon am andern Morgen freute ſie ſich, daß der Baccio am Leben war und lobte den guten Stoß, mit dem er den Fra Domenico für ſeinen Verrath beſtraft hatte. Sie ging auch nach Santa Maria, um bei Tageslicht zu ſehen, welchen geſchickten und gewaltigen Sprung der Baccio gemacht hatte. Dann aber verfiel ſie in große Traurigkeit, und die Luiſa rieth ihr, den Baccio überall aufſuchen zu laſſen, weil ſie ohne ihn doch nicht wieder froh werde, und ihm zu verzeihen. Davon wollte ſie nichts wiſſen. Nur im Geheimen ſandte ſie Späher aus, um zu erfahren, was der Baccio jetzt treibe und wo die Emilia ſei. Aber ſie konnte nichts erfahren. Der Baccio und die Emilia blieben verſchwunden, und erſt, als ſich die Späher beim Hutmacher erkundigen wollten und auch dieſer fort war,

vermuthete sie, daß sie Alle zu den Räubern in die Gebirge gegangen. Sie sandte ihre Späher auch dorthin und hatte bald die Gewißheit, daß dem wirklich so war.

Man hat es oft gesagt, daß Niemand errathen könne, was im Herzen eines Weibes vorgeht, entsteht oder aufhört. Es geschieht meist das Gegentheil von dem, was man erwartet. Es ist ein tiefer, dunkler Brunnen. Wenn man auch mit gutem Auge hineinblickt, man sieht nicht, ob unten lebendes Wasser ist, oder ob unten Schlangen und Kröten sind. Man läßt den Eimer hinab, um Wasser zu schöpfen und man holt eine Kröte heraus; man läßt den Eimer hinab, um eine Kröte oder Schlange zur Giftbereitung zu holen und man schöpft klares Wasser heraus. Dieses schreibe ich aus einem Buche ab. Die Selvaggia, als sie für den Baccio die Todtenmesse lesen ließ und glaubte, daß er noch in dieser Nacht sterben werde, verliebte sich in ihrem Mitleid aufs Neue in ihn, so, daß sie ihn wie mit der Stärke einer neuen Liebe liebte. Dieß war zum Unglück des ganzen Landes. Denn schon zwei Wochen, nachdem der Baccio zu den Räubern gegangen, fingen diese aufs Neue an, Campanien, das Sabiner- und lateinische Land zu plündern und entführten viele Einwohner selbst aus dem Innern der Stadt dieß- und jenseits des Flusses. Sie führten sehr kühne Thaten aus, nicht mehr unter dem Catone, welcher nach Spanien gegangen und dort Soldat geworden war, sondern unter einem neuen Führer, der sich Viattore nannte, im Gebirge großes Ansehen genoß, und der kein Anderer war als der Baccio oder Karmelitermönch Giovanbatista. Auch von dem Muthe seines Lieutenants sprach man viel und auch dieser war kein Anderer als der alte Hutmacher Francesco Somigli, der sich ebenfalls einen andern Namen beilegte, welchen ich aber jetzt, nach mehr als zwanzig Jahren, vergessen habe. Die Emilia wohnte in jenem Hause in Sonnino, welches über alle andern Häuser emporragt und wie die Spitze einer Pyramide aussieht, denn der ganze alte Flecken hat diese Form, wie er mit seinen Häusern einen hohen, von einer Spitze

nach allen Seiten gleichmäßig abfallenden, Hügel bedeckt. Nun führten, wie ich sagte, die Räuber jetzt allerlei kühne Thaten aus, daß man in der Stadt selbst nicht mehr sicher war, und der Kardinal Montalto sandte dieß Mal weder Sbirren, noch Truppen aus gegen sie, obwohl es der Papst wollte, weil es die Selvaggia nicht wollte. Sie brachte ihn immer davon ab, wenn er schon Befehl gegeben hatte, daß die Truppen gegen die Räuber aufbrechen, um wenigstens das Land bis an die Gebirge zu reinigen. Sie besorgte, daß der Baccio bei einem Kampfe mit den Truppen oder Sbirren umkommen könnte, und darum verhinderte sie jede Unternehmung und hatten die Gebirgsbewohner unter dem Viattore freies Spiel. Der Kardinal beklagte dieß, denn er war ein Neffe des Papstes Sixti V. Montalto, seligen Angedenkens, welcher die Campagna und das ganze Patrimonium von Räubern gesäubert und sich damit unvergänglichen Ruhm erworben, und der Kardinal meinte, daß es seine Pflicht sei, den Fußtapfen seines großen Oheims zu folgen. So verbrachte die Selvaggia ihre Zeit damit, um von Baccio Unheil abzuwenden.

Da begab es sich, wenige Monate nach der Flucht des Baccio, daß ein Edelmann, Namens La Tremoglia, aus dem Gefolge des französischen Gesandten, mit dem seiner Nation einenen Leichtsinn, sich einige Miglien weit von der Stadt allein hinauswagte. Die Räuber umringten ihn und führten ihn in die Gebirge. Hätten sie gewußt, daß er aus einem herzoglichen Hause Frankreichs und aus dem Gefolge des französischen Gesandten sei, sie hätten sich wohl nie an ihm vergriffen und ihn auch sogleich freigegeben, nachdem er ihnen sagte, wer er sei. Sie glaubten ihm aber nicht. Sie hielten ihn für Einen von der Rotte des französischen Herzogs von Guise, der sich n dem Tode des Masaniello in Neapel hatte zum Könige machen . Viele seiner Anhänger aus französischem Blute verwei Flüchtlinge in Rom, und da Einer derselben die r erst wenige Wochen vorher täuschte, indem er sich mann des französischen Gesandten ausgab, so

La Tremoglia nicht und hielten ihn zurück, daß er ihnen tausend Scudi bezahle. Erst nach acht Tagen, als sie durch ihre Späher in Erfahrung gebracht, daß der La Tremoglia die Wahrheit gesagt, gab ihn der Baccio frei und ließ ihn mit allen Ehren bis vor das Thor von Rom begleiten. Damit waren aber der La Tremoglia und der französische Gesandte nicht zufriedengestellt, und dieser Letztere verlangte von Seiner Heiligkeit in einer Audienz, daß die Räuber gezüchtiget und dem Unwesen ein Ende gemacht werde. Se. Heiligkeit der Papst befahl, daß viele Rotten ausgerüstet und in die Gebirge und nach dem Walde Faggiola geschickt würden, um die Räuber bis auf die Wurzel zu vernichten, denn der Papst wollte sich den Franzosen gefällig erweisen. Nun konnte die Selvaggia nichts mehr thun. Sie sah die Gefahr, welche dem Baccio drohte und wollte ihn davon benachrichtigen. Nach reiflicher Ueberlegung und von dem Wunsche verführt, den Baccio selber wieder zu sehen, beschloß sie, ihm die Nachricht in eigener Person zu bringen. Sie bat ihren Oheim, den Kardinal, den Zug gegen die Räuber nur um einige Tage zu verzögern und begab sich in einfacher Tracht, verschleiert und verlarvt, nur von einer Kammerfrau und einem Pagen begleitet, sogleich auf den Weg in das Gebirge; dem Oheim sagte sie, daß sie sich auf einige Tage in das Kloster der Klarissinnen zurückziehe, um daselbst eine neuntägige Andacht zu verrichten, da er sie sonst nicht hätte ziehen lassen.

Sie war kaum vier Miglien weit geritten, als sie schon von den Wegelagerern umgeben war. Sie thaten ihr nichts zu Leide, da sie ihnen sogleich erklärte, sie komme nur, um den Viattore zu besuchen und ihm eine wichtige Nachricht zu bringen. Da begleiteten sie sie bis nach Sonnino. Aber dort angekommen, erfuhr sie zu ihrem Leidwesen, daß sich der Baccio fern von da nach dem Walde Faggiola begeben habe, und sie mußte warten, bis man ihn durch Eilboten kommen ließ. Während sie da wartete, traf sie mit einem Diener des Baccio zusammen, welcher sie *trotz dem* Schleier und der Maske erkannte. Er warf sich ihr zu

Füßen und ſagte, er wiſſe wohl, welches Unrecht ihr ſein Herr angethan, und er verſicherte ſie, daß wohl auch ſein Herr gerne zu ihr zurückkehren möchte, wenn er nicht den Hutmacher und die andern Räuber fürchtete. So lange aber die Emilia lebe, könne daran nicht gedacht werden; und es wäre wohl das Beſte, wenn man die Emilia ermordete. Darauf fragte ihn die Selvaggia, ob ſie die Emilia nicht ſehen könnte? Und der Diener ging ſogleich in das Haus hinauf, um die Emilia zu holen, während die Fürſtin unten am Brunnen wartete. Als der Diener mit der Emilia herankam und die Fürſtin ſie erblickte, rief ſie aus: „Ich verſtehe wohl, daß mich der Baccio für dieſes niedrige Mädchen verlaſſen konnte, denn es gibt kein ſchöneres Geſchöpf auf Erden, und ich würde es für meine größte Sünde halten, ein ſolches Meiſterſtück Gottes zu zerſtören!“ Nachdem ſie dieſes geſagt, und die Emilia bei ihr angekommen war, umarmte und küßte ſie das Mädchen und ſetzte ſich dann wieder an den Brunnen und weinte bitterlich. Als dieſes die Emilia ſah, errieth ſie, daß die Frau unter dem Schleier und der Larve die Fürſtin Selvaggia della Rocca war; ſie empfand Reue und ſagte: „Ew. Hoheit würden gut und weiſe handeln, wenn Ihr den Baccio wieder in die Stadt zurückführen wolltet, denn er iſt nicht glücklich hier im Gebirge und meine Schönheit kann ihn auch nicht aufheitern. Er verweilt hier nur aus Furcht vor Euern Bravi und aus Angſt vor meinem Vater, der ihn nicht von mir laſſen will. Er hat es mir ſelbſt ſchon oft geſagt, daß er des Lebens überdrüſſig ſei und gerne in ſein Kloſter zurückkehren möchte.“

„Dieß Alles,“ erwiderte die Selvaggia, „werden wir beſprechen, wenn der Baccio zurückgekehrt iſt.“

Als nun der Baccio am nächſten Tage zurückkam, war er ſehr erſtaunt, die Selvaggia zu ſehen, und als er ihr Allerlei ſagen wollte, verhinderte ſie ihn zu ſprechen und ſagte [illegible] Stimme, daß es alle ſeine Leute hören konnten, es ſei [illegible] Zeit, über Anderes zu ſprechen, ſondern ſo weit als die Gebirge zu fliehen und ſich zu zerſtreuen,

Truppen und Sbirren des Papſtes ſchon auf dem Wege ſeien. Da viele von den Räubern ſogleich Anſtalt zur Flucht machten, fragte der Hutmacher die Selvaggia, was ſie mit dem Baccio anzufangen gedenke? Sie erwiederte, das ſei die Sache des Baccio, ſie aber glaube, es ſei für ihn das Beſte, ſeine Mönchskutte wieder anzulegen und in die Stadt zurückzukehren. Niemand werde daran erinnert werden, daß der Viattore und der Baccio eine und dieſelbe Perſon ſeien. Dafür werde ſie ſchon zu ſorgen wiſſen. Dann könne der Baccio beginnen, was ihm beliebe.

Da lachte der Hutmacher und ſagte, er erkenne ganz wohl, worauf es abgeſehen ſei, und daß die Selvaggia ihnen nur ihren Geliebten entführen wolle, und daß er und ſeine Partei das nicht dulden werden.

Es that ſich unter den Räubern ein großer Zwieſpalt auf. Die Einen glaubten der Selvaggia, die Andern dem Hutmacher, und der Zank dauerte die ganze Nacht, während welcher mehrere der Räuber getödtet wurden. Mittlerweile rückte aber der Feind heran. Nicht die Truppen des Papſtes waren es, denn dieſe hielt der Kardinal Montalto noch in Rom zurück; es waren die Franzoſen, welche der La Tremoglia geſammelt hatte. Die Franzoſen glaubten nicht mehr, daß der Papſt ihren Schimpf rächen werde und ſie thaten ſich Alle zuſammen, um den Zug gegen die Räuber ſelbſt zu unternehmen. Es waren ihrer eine große Anzahl, denn es hielten ſich damals ſehr viele Franzoſen in Rom auf, die Einen, welche mit dem Geſandten und ſeinen Edelleuten gekommen waren, die Andern, von der Partei des Guiſe, von der wir ſchon geſprochen haben und die Dritten, welche ſeit lange in Rom anſäſſig waren. Ihnen ſchloß ſich noch eine ganze Schaar von Niederländern und von Engländern, welche wegen der Unruhen zur Zeit des Todes ihres Königs nach Rom geflohen waren. Sie waren in der Nacht aus der Stadt aufgebrochen und erſchienen mit Tagesanbruch vor Sonnino. Sie *ſprangen* von ihren Pferden und ſtürmten ſogleich in die Straßen.

Der La Tremoglia führte sie, da er während seiner Gefangenschaft den Ort kennen gelernt hatte und die Wege kannte. Mit einer Schaar seiner Freunde eilte er trotz aller Kugeln, die ihm aus den Fenstern entgegenflogen, bis in das höchste Haus, in welchem die Emilia wohnte, und man hat alle Ursache zu glauben, daß er diesen ganzen Zug unternommen hatte, nur um sich des schönen Mädchens zu bemächtigen. Er hatte sie während seiner Gefangenschaft oft gesehen und sich in sie verliebt. Er kümmerte sich um den Kampf nicht im Geringsten und stürmte geraden Weges bei der Emilia ein. Diese aber wurde von ihrem Vater, dem Hutmacher, tapfer vertheidigt, und als die Franzosen dennoch in die Stube eindrangen, aus welcher der Hutmacher mit vielen andern Räubern geschossen hatte, fanden sie den Hutmacher todt, aber auch die Emilia lag sterbend an seiner Seite, da sie ihr eigener Vater, als er sich tödtlich verwundet wußte, mit seinem Messer erstochen hatte. Der La Tremoglia gab nun den Kampf auf und sagte, das Uebrige sollten die Sbirren des Papstes thun. Er sammelte seine Freunde und verließ wieder den Flecken.

Die Selvaggia saß während der ganzen Zeit am Brunnen und betete für den Baccio, welcher sie verlassen und sich in ein festes Haus zurückgezogen hatte. Als es wieder stille war, ging sie ihm nach in dieses Haus und fand ihn, wie er aus einer Wunde in der Seite blutete. Nun sagte sie zu den Räubern, welche wegen des Todes des Hutmachers, der Verwundung Baccio's und wegen ihrer großen Verluste überhaupt sehr betrübt waren, daß sie jetzt nichts Klügeres thun könnten, als sich weiter in die Gebirge zurückzuziehen, da nun auch bald die Truppen des Papstes kommen würden und sie ohne Führer [illegible] nunmehr auch zu schwach seien, um sich gegen sie zu [illegible] gen. Die Räuber sahen das ein und machten sich [illegible] um mit Weibern und Kindern tiefer hinein in [illegible] ziehen. Die Selvaggia verband dem Baccio [illegible] tröstete ihn, da er den Tod der Emilia erf[illegible]

ausbrach. Gegen Abend ſetzte ſie ihn auf ihr Maulthier und kehrte mit ihm nach Rom zurück. So wohnte der Baccio wieder bei ſeiner Selvaggia, aber er war durch viele Wochen an ſeiner Wunde krank und beklagte den Tod der Emilia. Die Selvaggia pflegte und tröſtete ihn mit ausnehmender Treue. Er wurde wieder geſund, aber ſein Frohſinn kehrte nicht wieder, und er ſagte, daß er des weltlichen Lebens müde ſei. Auch wollte er die Kleider nicht mehr anlegen, die er als Cavaliere getragen, ſondern verlangte nach ſeiner Mönchskutte, welche die Selvaggia auch hervorſuchen ließ und ihn darein kleidete. Nunmehr hieß er wieder der Bruder Giovanbatiſta und nicht mehr der Cavaliere Baccio.

Um dieſe Zeit kam in Rom die Nachricht an, daß der Prior im Kloſter zu Piperno geſtorben ſei, und bei dieſer Nachricht weinte der Giovanbatiſta vor Reue, daß er das fromme Leben jemals verlaſſen habe. Die Selvaggia ſprach darüber mit ihrem Oheim, dem Kardinal, welcher ſogleich einen Eilboten nach Piperno ſchickte und den Mönchen rieth, den Bruder Giovanbatiſta zu ihrem Prior zu erwählen. Dieſes thaten die Mönche, weil es der Kardinal ſo wollte, weil der Giovanbatiſta große Benefizien beſaß und nunmehr auch ſo viele mächtige Verbindungen in Rom, welche dem Kloſter von großem Nutzen ſein konnten. Giovanbatiſta freute ſich ſehr, als er erfuhr, daß er wieder in das Kloſter Piperno zurückkehren ſolle, und da indeſſen die Unruhen in Neapel beigelegt und die ſpaniſche Herrſchaft wieder hergeſtellt war, wollte auch die Selvaggia nach Neapel zurückkehren. So geſchah es, daß ſie zuſammen von Rom abreiſten, wie ſie zuſammen in Rom angekommen waren. Die Selvaggia führte ihren Geliebten als Prior in das Kloſter ein, aus dem ſie ihn entführt hatte. Aber es war ihr ſchwer, ſich von ihm zu trennen und ſie blieb in Piperno, wo ſie ſich einen Palaſt baute und ihre Tage in frommer Einſamkeit verlebte.

Ein italieniſcher Prieſter.

General U... erzählt:

In meiner Jugend einmal, alſo ſchon vor geraumer Zeit, machte ich in Begleitung mehrerer Freunde und Diener von Neapel, meiner Vaterſtadt, aus eine Reiſe nach Salerno. Obwohl wir als Neapolitaner an die ſchauderhafteſten Mord- und Räubergeſchichten aus den Provinzſtädten und Gebirgsdörfern gewöhnt waren, hatte das, was wir von dem damals höchſt verfallenen Neſte Salerno zu hören bekamen, unſere Neugierde ſo ſehr gereizt, daß wir uns trotz aller Gefahren zu dieſem Ausflug entſchloſſen. Salerno hatte für uns die Anziehungskraft des Schauderhaften, Unheimlichen; die Reiſe den Reiz eines Ausfluges in längſt vergeſſene Zeiten, in denen ſich zugetragen, was heute unglaublich und romantiſch erſcheint. Es hieß, daß ſämmtliche Einwohner Salerno's ſich in Räuber und Mörder umgewandelt haben, und es war gewiß, daß dort eine geſchloſſene Geſellſchaft beſtehe, die für Geld in ihrer Geſammtheit oder in einzelnen Mitgliedern zu jeder That, zu Mord, Ueberfall, Raub, Entführung bereit war. Das Leben des Menſchen war da ſo ſehr im Preiſe geſunken, die Gewiſſen ſo verhärtet, daß man auf einen Vorübergehenden ſchoß, nur um Pulver zu probiren.

Wir begaben uns in dieſes Neſt ohne Sorgen. Nicht weil wir zahlreich und bewaffnet waren, ſondern weil die Salernitaner bei Ankunft ſolcher Galantuomini, wie wir, vorausſetzten,

man komme, mit ihnen ein Geschäft zu machen, oder mit anderen Worten, Individuen zur Ausführung irgend einer blutigen Rache oder einer andern ähnlichen Unternehmung zu miethen. In solchem Falle war man ganz sicher; ja man wurde mit Zuvorkommenheiten, mit Gastlichkeit, mit allen möglichen Rücksichten aufgenommen.

In der That gesellten sich in der Nähe von Salerno einzelne Individuen zu uns, die aufs Höflichste ihre Dienste anboten, uns die Wege zeigten, auf mancherlei Interessantes aufmerksam machten und von den Heiligenbildern, an denen wir vorüberritten, mit Andacht und Glauben Legenden erzählten. Mit einem kleinen Gefolge kamen wir auf dem Marktplatze an. Dort waren wir bald von einer ebenso zuvorkommenden Bevölkerung umgeben, die uns aber trotz ihrer Zuvorkommenheit nicht zum Besten gefiel. Es waren meist die Weiber, die sprachen und uns offenbar zum Sprechen bringen wollten. Sie klopften auf den Strauch, sie versicherten, daß die Salernitaner tapfere Leute seien und zu jeder That bereit. Das Lächeln und die lauernden Blicke, mit denen sie ihre Worte begleiteten, machten ihre großen schwarzen Augen und die breiten schwellenden Lippen, die von Natur schön gebildet waren, nicht schöner. Einzelne Männer standen in unserer Nähe, malerisch an den Brunnen gelehnt oder auch ferner an den Häusern, und beobachteten uns schweigend, nur daß sie manchmal mit einer Bewegung oder mit einem lauten Auflachen die deutlichsten Anspielungen der Weiber begleiteten. Sie näherten sich mit einem Male von allen Seiten, als einer unserer Reisegefährten, ein leichtsinniger Marinelieutenant, auf die Anspielungen der Weiber einging und verrieth, daß er sie verstehe. Ich glaube, wir hätten in diesem Momente auf offenem Markte und vor hundert Zeugen ein Geschäft von hundert blutigen Rencontres abmachen können. Ich fürchtete, die Zwecklosigkeit unserer Reise zu verrathen, und benutzte die späte Stunde, um zur Ruhe aufzufordern und ein Gasthaus *aufzusuchen.*

„Bravo," rief eine Alte mit Beifall, „der Herr, Se. Exzellenz wollen wichtige Geschäfte mit ausgeruhtem Geiste, in der Frische des Morgens abmachen! Man lasse die Herren in Ruhe; Niemand folge ihnen in die Herberge!" — Ich nickte ihr zustimmend und so einverständig als ich vermochte.

Im Gasthause, einem alten, verfallenen, weitläufigen Gebäude, das ehemals ein Kloster gewesen sein mag, wollte man uns mehrere Zimmer anweisen, wir aber zogen es vor, zusammen zu bleiben und bereiteten unser Lager gemeinschaftlich in einem großen Saale, durch dessen Decke hie und da der blaue Himmel mit lächelnden Sternen blickte. Als Alles im Hause stille war, versäumten wir nicht, die Thüre zu verriegeln, sogar ein wenig zu verrammeln. Auch wachten die Diener abwechselnd an der Thür sitzend. Doch verging die Nacht vollkommen ruhig, ohne die geringste Störung, ohne das kleinste Abenteuer.

Andern Morgens durchzogen wir die Stadt — immer von einigen einheimischen Individuen gefolgt — besahen mehrere alte Gebäude, die an die wissenschaftliche Größe des mittelalterlichen Salerno erinnerten, und traten endlich in eine Kirche. Hier beginnt die Geschichte, die ich eigentlich erzählen wollte und die viele Neapolitaner bestätigen können, denn sie machte damals viel Aufsehen und war in Neapel Stadtgespräch.

Die Kirche war ziemlich besucht. Die Gläubigen, Männer und Weiber, knieten auf dem Steinpflaster und beteten mit jener Heftigkeit, mit der man anderswo zankt und die man nur im tiefsten katholischen Süden an Betenden beobachten kann. Ihre Lippen bewegten sich so rasch und ausdrucksvoll, als ob sie Jemand Vorwürfe machten oder als ob sie Drohungen aussprächen; die Hände hielten den Rosenkranz, als ob sie einen Dolch hielten, mit dem sie erzwingen wollten, was man ihren Bitten oder Drohungen nicht gewähren würde. Der Geistliche stand am Altar und las die Messe. Er machte das heilige Geschäft wie viele andere Geistliche handwerksmäßig ab und sah auch aus wie hundert andere neapolitanische Geistliche; gut genährtes,

man komme, mit ihnen ein Geschäft zu machen, oder mit anderen Worten, Individuen zur Ausführung irgend einer blutigen Rache oder einer andern ähnlichen Unternehmung zu miethen. In solchem Falle war man ganz sicher; ja man wurde mit Zuvorkommenheiten, mit Gastlichkeit, mit allen möglichen Rücksichten aufgenommen.

In der That gesellten sich in der Nähe von Salerno einzelne Individuen zu uns, die aufs Höflichste ihre Dienste anboten, uns die Wege zeigten, auf mancherlei Interessantes aufmerksam machten und von den Heiligenbildern, an denen wir vorüberritten, mit Andacht und Glauben Legenden erzählten. Mit einem kleinen Gefolge kamen wir auf dem Marktplatze an. Dort waren wir bald von einer ebenso zuvorkommenden Bevölkerung umgeben, die uns aber trotz ihrer Zuvorkommenheit nicht zum Besten gefiel. Es waren meist die Weiber, die sprachen und uns offenbar zum Sprechen bringen wollten. Sie klopften auf den Strauch, sie versicherten, daß die Salernitaner tapfere Leute seien und zu jeder That bereit. Das Lächeln und die lauernden Blicke, mit denen sie ihre Worte begleiteten, machten ihre großen schwarzen Augen und die breiten schwellenden Lippen, die von Natur schön gebildet waren, nicht schöner. Einzelne Männer standen in unserer Nähe, malerisch an den Brunnen gelehnt oder auch ferner an den Häusern, und beobachteten uns schweigend, nur daß sie manchmal mit einer Bewegung oder mit einem lauten Auflachen die deutlichsten Anspielungen der Weiber begleiteten. Sie näherten sich mit einem Male von allen Seiten, als einer unserer Reisegefährten, ein leichtsinniger Marinelieutenant, auf die Anspielungen der Weiber einging und verrieth, daß er sie verstehe. Ich glaube, wir hätten in diesem Momente auf offenem Markte und vor hundert Zeugen ein Geschäft von hundert blutigen Rencontres abmachen können. Ich fürchtete, die Zwecklosigkeit unserer Reise zu verrathen, und benutzte die späte Stunde, um zur Ruhe aufzufordern und ein Gasthaus *aufzusuchen.*

„Bravo," rief eine Alte mit Beifall, „der Herr, Se. Exzellenz wollen wichtige Geschäfte mit ausgeruhtem Geiste, in der Frische des Morgens abmachen! Man lasse die Herren in Ruhe; Niemand folge ihnen in die Herberge!" — Ich nickte ihr zustimmend und so einverständig als ich vermochte.

Im Gasthause, einem alten, verfallenen, weitläufigen Gebäude, das ehemals ein Kloster gewesen sein mag, wollte man uns mehrere Zimmer anweisen, wir aber zogen es vor, zusammen zu bleiben und bereiteten unser Lager gemeinschaftlich in einem großen Saale, durch dessen Decke hie und da der blaue Himmel mit lächelnden Sternen blickte. Als Alles im Hause stille war, versäumten wir nicht, die Thüre zu verriegeln, sogar ein wenig zu verrammeln. Auch wachten die Diener abwechselnd an der Thür sitzend. Doch verging die Nacht vollkommen ruhig, ohne die geringste Störung, ohne das kleinste Abenteuer.

Andern Morgens durchzogen wir die Stadt — immer von einigen einheimischen Individuen gefolgt — besahen mehrere alte Gebäude, die an die wissenschaftliche Größe des mittelalterlichen Salerno erinnerten, und traten endlich in eine Kirche. Hier beginnt die Geschichte, die ich eigentlich erzählen wollte und die viele Neapolitaner bestätigen können, denn sie machte damals viel Aufsehen und war in Neapel Stadtgespräch.

Die Kirche war ziemlich besucht. Die Gläubigen, Männer und Weiber, knieten auf dem Steinpflaster und beteten mit jener Heftigkeit, mit der man anderswo zankt und die man nur im tiefsten katholischen Süden an Betenden beobachten kann. Ihre Lippen bewegten sich so rasch und ausdrucksvoll, als ob sie Jemand Vorwürfe machten oder als ob sie Drohungen aussprächen; die Hände hielten den Rosenkranz, als ob sie einen Dolch hielten, mit dem sie erzwingen wollten, was man ihren Bitten oder Drohungen nicht gewähren würde. Der Geistliche stand am Altar und las die Messe. Er machte das heilige Geschäft wie viele andere Geistliche handwerksmäßig ab und sah auch aus wie hundert andere neapolitanische Geistliche; gut genährtes,

doch nicht dickes Gesicht, braune Farbe, magere Hände mit langen Fingern und eine unverhältnißmäßig große Tonsur auf spitzigem, eckigem Kopfe. Er wäre uns weiter nicht aufgefallen, wenn nicht der Ministrant, ein hübscher Junge von ungefähr zwölf Jahren, unsere Aufmerksamkeit auf den Altar und die Messe gelenkt hätte. Wir standen in der Nähe und konnten bemerken, daß der kleine Junge sehr zerstreut war. Er ließ oft lange auf die sakramentalen Antworten warten, fuhr sich dann, wenn ihn der zelebrirende Priester zornig ansah, mit der Hand über die Stirn, stotterte dann die lateinischen Worte, um einen Augenblick darauf eben so zerstreut zu sein, wie vorher. Er vergaß das Meßbuch zu nehmen, dann es an die rechte Stelle zu legen, dann den Weihrauchkessel zur rechten Zeit zu handhaben. Einige der Gläubigen bemerkten die Zerstreutheit des Knaben und murrten. Mein Marinelieutenant lächelte. Wir glaubten anfangs, daß das fromme Geschäft das Kind langweile und daß es an ein Spiel oder irgend welche Allotria denke. Als wir aber aufmerksamer hinsahen, bemerkten wir, daß der arme Junge am ganzen Leibe zitterte, daß sein Auge manchmal starr und voll Entsetzen auf einer und der anderen Stelle vor dem Altare haftete, daß er mit unsagbarer Angst auf dem bleichen Gesichte den Bewegungen des Geistlichen folgte, der, nach dem Ritus, am Altare bald nach der einen, bald nach der andern Seite ging. Endlich schüttelte sich der Knabe wie im Fieber, blickte um sich und sah aus, als wollte er die Flucht ergreifen, oder als wüßte er nicht, was zu beginnen.

„Der arme Junge ist offenbar krank!“ lispelte einer meiner Reisegefährten, und es schien wirklich, als wollte er den Priester um Entlassung bitten, denn er streckte mehrere Male die Hand aus, zupfte ihn am Meßgewande und wollte etwas sagen. Der Priester aber bemerkte es anfangs nicht. Doch mußte er endlich in dem Momente, da er das Allerheiligste erhebt und den Gläubigen zeigt, sich mit dem Gesichte dem Knaben zuwenden; das *benutzte* dieser und faßte, wie es schien mit der letzten Kraft,

das Meßgewand, riß daran mit der einen Hand, während die andere starr ausgestreckt, von den gläsernen Blicken des Knaben gefolgt, auf den Boden der Altarstufe zu Füßen des Priesters zeigte. Der Priester sah hinab, fuhr erschrocken zusammen, warf die Monstranz auf den Altar und stürzte voll Entsetzen in die Sakristei.

Die Aufregung in der Kirche war ungeheuer. Die Gläubigen schrien auf und warfen sich in einem Knäuel schreiend dem Altar entgegen, an dessen Fuße der Knabe ausgestreckt lag, noch immer mit der einen Hand auf eine Stelle deutend. Diese Stelle war ein Blutflecken und gleich daneben ein zweiter, dann ein dritter, vierter; der ganze Platz vor dem Altar war blutig beträufelt. Bei diesem Anblick verstummten die Einen, während die Anderen noch heftiger zu schreien, zu fluchen oder die Heiligen anzurufen begannen. Ein Theil der Gläubigen stürzte dem Priester in die Sakristei nach, ein anderer blieb bewegungslos vor den Blutstropfen stehen. Man hob den Knaben auf, der wie aus einer Ohnmacht erwachte und in abgebrochenen Worten erzählte, wie während der ganzen Messe unter dem Priestergewande hervor Blut und immer Blut träufelte. Das Volk drängte sich nun voll Angst vom Altare fort und zur Thür hinaus. Draußen fing eine Matrone sofort zu predigen an, daß es die Hostie gewesen, die geblutet habe, und das sei die Strafe für die ungeheuern Verbrechen der Salernitaner, und bei der Gelegenheit nannte sie den und jenen der Umstehenden und warf ihm die Zahl der Morde ins Gesicht, die er begangen, und erzählte solche Gräuel von Salerno, daß wir erkannten, wie wenig das Gerücht übertrieben habe.

Das Bluten der Hostien, sagte die Predigerin, komme nur in den außerordentlichsten Fällen vor und nur wenn die furchtbarsten Strafgerichte [illegible] Sie prophezeite den Salernitanern den Unter[illegible] Feuer bis hierher wälzen und [illegible] und Herkula[illegible]

wollten, oder das Meer werde austreten und sie allesammt verschlingen. Sie riß das Tuch vom Kopfe und fuhr sich mit beiden Händen in die grauen Haare, die in Wellen über Gesicht und Schulter herabfielen, dann schlug sie sich in die Brust, daß es hallte, und erhob ein Klagegeschrei, in das die Weiber und Kinder mit einstimmten. Plötzlich zu uns gewendet rief sie, die Hand ausstreckend: „Und ihr Fremdlinge, die ihr hierher gekommen seid, um neue Sünden zu bezahlen, ziehet fort und häufet nicht neue Schuld auf diese verfluchte Stadt. Kehret zurück und versöhnt euch mit euren Feinden, ehe es zu spät ist, damit ihr nicht mit uns zu Grunde gehet."

Bei dieser an uns gerichteten Exhorte wurde die Prophetin unterbrochen. Die Menge, die dem Priester in die Sakristei nachgedrungen war, kam jetzt von dort zurück und aus der Kirche heraus auf den Platz. Aus ihrem Benehmen war schwer zu errathen, was in der Sakristei vorgegangen, denn dieser Vorgang hatte augenscheinlich die verschiedensten Wirkungen auf die Gemüther hervorgebracht. Die Einen waren ernst und sprachen demgemäß unter einander, die Anderen schrieen, die Dritten lachten. Auch unser Marinelieutenant, ein Mann, der bei Allem und immer in erster Reihe sein mußte, lachte ganz gewaltig. Er war einer der Ersten gewesen, die sich dem Priester in die Sakristei nachgestürzt hatten, und fing nun an, immer mit Lachen, zu erzählen, was er dort gesehen und erlebt, während die Salernitaner ihren Landsleuten Bericht erstatteten.

„Der Priester," erzählte der Marinelieutenant, „machte mit dem ersten Schritte in die Sakristei Anstalten, sich seiner Kleider zu entledigen und, wie es schien, etwas zu verbergen. Als er sich verfolgt sah, wollte er aus der Sakristei entfliehen, aber einige Männer verstellten ihm den Weg und erklärten ihm, daß sie erfahren müßten, was es mit dem Blute zu bedeuten habe, während andere auf seine Strümpfe aufmerksam wurden, die von oben nach unten mit Blut beträufelt waren. Er wollte keine *weiteren* Erklärungen geben und zog einen Dolch hervor, mit

dem er Diejenigen bedrohte, die ihm den Weg aus der Sakristei ins Freie abschnitten; aber im Augenblick war er von hinten entwaffnet und man sah mit einiger Ueberraschung, daß der Dolch von frischem Blute roth war. Darauf ging es an eine Untersuchung; instinktmäßig oder aus Gewohnheit griff ihm eines seiner Beichtkinder in die Tasche und" — hier lachte der Marinelieutenant wieder — „und zog — es war sehr überraschend — ein Paar ganz frischer, erst abgeschnittener Menschenohren hervor."

„Menschenohren?" riefen wir entsetzt.

„Ein ganz wohl conditionirtes, frisches Paar Menschenohren, die noch bluteten und von denen die Blutstropfen kamen, welche den armen Knaben am Altar mit solchem Entsetzen erfüllten."

„Waren es seine eigenen Ohren?" fragten wir weiter.

Seine eigenen Ohren saßen ihm ganz fest am Kopfe. Ihr seid sehr begriffsstützig," fuhr der Marinelieutenant fort; „die Salernitaner haben die Sache rascher begriffen. Ist es so? riefen sie und schienen sich Vorwürfe zu machen, nicht gleich errathen zu haben. Manche von ihnen lachten laut auf, und Alle waren sofort beruhigt, als sie einsahen, daß hier von keinem blutigen, drohenden Mirakel, sondern von einer gewöhnlichen Geschichte, von einem Morde auf Bestellung, die Rede war. Der Priester nämlich gehört mit zu der enggeschlossenen Gesellschaft der hiesigen Bravi; das ist Alles. Heute Morgen hat er einen Auftrag vollzogen, und um seinem Auftraggeber die beweisende Probe der Leistung zu überbringen, hat er seinem Opfer die Ohren abgeschnitten und in die Tasche gesteckt. Dann kehrte er eilend in die Stadt zurück, um nicht die Messe zu versäumen, die ihm bezahlt w[illegible]rd. Er kam etwas spät und hatte kaum Zeit, das Meßgewan[illegible] das Banditengewand zu werfen; die Ohren blieben [illegible] sie tropften während der Messe. Das ist [illegible]

Während d[illegible] [illegible]rn der Menge

Bericht [illegible] war

alſo kein Mirakel! Ein Alp, eine große Angſt war ihnen vom Herzen gefallen, und ſie wandten ſich lachend zu der Prophetin, die ihnen die Hölle heiß gemacht hatte, und verhöhnten ſie auf alle mögliche Weiſe. Der und Jener ballte ſogar die Fauſt gegen ſie, nannte ſie einen Unglücksraben, eine Hexe, ein Mal-occhio, kurz ein ſchädliches Weſen, das noch Unglück herbeikrächzen könne und das man eigentlich beſeitigen müſſe. Die Prophetin war beſchämt und endlich beſtürzt. Sie ſchlich ſich ſchweigend davon, während die ganze Verſammlung ſehr heiter wurde, daß es nichts geweſen ſei als dieſe Dummheit.

Wir benutzten die kleine Aufregung, um uns unbemerkt davon zu machen, unſere Pferde und Maulthiere zu ſatteln und den Staub von Salerno von unſern Füßen zu ſchütteln.

Und was iſt mit dem Prieſter geſchehen?

Mit dem Prieſter? Nichts!

Er iſt nicht beſtraft worden?

Ich glaube nicht. Er hat keine Kläger gefunden und er hätte keine Richter gefunden.

Er iſt wenigſtens verſetzt worden?

Ich glaube nicht. Doch weiß ich über Alles, was auf jenen Tag folgte, nichts Gewiſſes. Gewiß iſt nur die Thatſache, die ich erzählt habe, und die unzählige Neapolitaner und Salernitaner erzählen können.

Doktor Schwan.

Mehr noch der pfuſcheriſchen, von der kaiſerlich ottomaniſchen Regierung und von Omer Paſcha angeſtellten Aerzte müde, als des Donaufiebers und all' der vielnamigen Krankheiten, die im Kriegsjahr 1854 mich und Tauſende von Fremden und Soldaten in Ruſtſchuk ſeit Wochen belagerten, fing ich an, mich nach einem ordentlichen europäiſchen Arzte umzuſehen, um endlich das troſtloſe, verpeſtete, mir in tiefſter Seele verhaßt gewordene Ruſtſchuk verlaſſen zu können. Aber die wenigen europäiſchen Aerzte, denen man ſich hätte anvertrauen können, waren in Schumla oder in der Nähe des kommandirenden Generals, der zur Zeit in entfernten Gegenden ſein Hauptquartier aufgeſchlagen hatte. Zwar hörte ich von einem trefflichen Hekim oder Arzt, der in dem gegenüberliegenden Giurgewo von der walachiſchen Regierung an der Quarantaine angeſtellt war und ſich in der ganzen Gegend eines ausgezeichneten Rufes erfreute; aber Giurgewo und Ruſtſchuk waren zwei verſchiedene, durch unendliche Entfernungen getrennte Welten; das eine war von Ruſſen, das andere von Türken beſetzt. Endlich bewerkſtelligte Haſſan Paſcha den Uebergang über die Donau; die Ruſſen zogen ſich erſt [redacted]
dann nach Bucharest und zuletzt, die Oeſterreicher [redacted]
fürchtend, gänzlich über die moldau[redacted]
Die Verbindung zwiſchen den bei[redacted]
einander gegenüberliegenden St[redacted]

Einige Tage darauf erfuhr ich, daß der Hekim aus Giurgewo — er war nur unter diesem Namen oder als der „Brillenträger" bei den Türken bekannt — in Rustschuk anwesend sei, um nach der langen Trennung seine alten Klienten, meist Familien der europäischen Konsuln, zu besuchen. Ich schickte meinen Wirth, einen einfältigen Türken, der meinen Namen eben so wenig aussprechen konnte wie den des Arztes, auf Kundschaft aus und mit dem Befehle, mir den Hekim um jeden Preis herbeizuschaffen.

Ich lag ungeduldig auf meinem Divan in meinen Pelz gehüllt und horchte auf jeden Lärm von der Straße und der Veranda. Nach wochenlangem Umgang mit dummen Türken und rohen Bulgaren sehnte ich mich eben so sehr nach dem civilisirten Menschen, wie nach dem Arzte, der mir helfen und mich zur Weiterreise fähig machen sollte. Nach mehreren Stunden Harrens, gegen Abend, trat endlich der Vielersehnte in meine Stube. Ein sonderbares Männlein, eine höchst auffallende, beinahe komische Erscheinung. Der Doktor war klein, überaus mager an Gesicht, Händen und Beinen, und doch um die Mitte des Leibes mit einem sehr in die Augen fallenden Embonpoint gesegnet. Das zarte, kleine Gesicht schien vorzeitig gealtert und war von unzähligen feinen Fältchen bedeckt. Auf der kleinen aber spitzigen Nase saß eine große blaue Brille, welche die Wangen zur Hälfte und die ganzen Augenbrauen bedeckte. Von der Stirne war nicht viel zu sehen, da sie beinahe ganz unter dem Fez stak, den der Doktor, nach orientalischer Sitte, auch in der Stube auf dem Kopf sitzen ließ. Dieser Fez, ein genetzter Gürtel, der die Kleider um die Mitte des Leibes fest hielt und an der Seite in Quasten herabfiel, eine lange türkische Pfeife mit blauglasernem Mundstück war das einzig Orientalische an dem ganzen Manne; sonst war er europäisch gekleidet, oder deutsch, denn sein ganzer Anzug erinnerte an gewisse arme oder vernachlässigte Gelehrte, Theologen ohne Pfarre, Philologen, die zu Correktoren in Buchdruckereien herabgesunken und an ähnliche Erscheinungen, wie man deren in deutschen Universitätsstädten zu finden pflegt. Auf seinen kleinen Füßchen

ging er wie ein Vogel daher, indem er immer zuerſt mit den Zehen auftrat und dann langſam die Ferſe ſinken ließ. Dieſe Art des Ganges vollendete erſt das Komiſche der Erſcheinung, und ich hätte bei ſeinem Eintreten gleich, wenn auch nicht lachen, ſo doch lächeln mögen, wenn ich ihn nicht ſofort nach den erſten zwei Schritten ins Zimmer erkannt und zwar als einen lieben, alten Bekannten und Freund erkannt hätte, in deſſen Leben ich vor mehr als zwanzig Jahren eine ſehr traurige Rolle geſpielt hatte. Ich lächelte nicht — ich war überraſcht, erſtaunt und noch mehr erſchrocken. Aber ich faßte mich ſchnell und unterdrückte den Ausruf der Ueberraſchung und die Nennung ſeines Namens, die ſich bei ſeinem Anblick auf meine Lippen drängten. Ich ſah ihn nur ſtarr an und zitterte vor dem Gedanken, daß er auch mich erkennen möchte. Mein Plan war raſch gefaßt. „Wenn er mich nicht erkennt," dachte ich, „ſtelle ich mich ihm unter einem falſchen Namen vor."

Er näherte ſich meinem Lager und ſagte mit jener mir ſo wohl bekannten Stimme und eben ſo wohl bekannten Schüchternheit: „Ich bin der Doktor, den Sie haben ſuchen laſſen."

Ich hatte nicht den Muth, ihm ins Geſicht zu ſehen; ich blickte ihn nur von der Seite an, und fürchtend, daß er meine Stimme eben ſo erkennen könnte, wie ich die ſeinige, blieb ich ſtill. Der Doktor glaubte, daß ich ihn nicht verſtanden und wiederholte: „Ich bin der Doktor, der Doktor Schwan von Giurgewo."

„Seien Sie mir willkommen, Herr Doktor!" ſagte ich halblaut und ſpähte nach dem Ausdrucke ſeines Geſichtes. Aber er blieb ruhig und ich fuhr muthiger fort: „Verzeihen Sie, daß ich Sie bemüht habe."

„O," fiel mir der Doktor ins Wort — „ich freue mich, einen Landsmann zu ſehen; der Türke ſagte mir, daß [illegible]
ſcher Tſchelebi (Gentleman) zu ſehen wünſche. [illegible]
Deutſcher?"

„Ja, Herr Doktor!"

Theilnahme zu, und unterbrach mich nur manchmal mit einer neuen Frage oder mit einem tiefen Seufzer. Ich war gerührt und wäre ihm am liebsten um den Hals gefallen, und doch zitterte ich wieder vor dem Gedanken, daß er mich auch nach mir selbst fragen könnte. Aber er that es nicht, und auch dieses erfüllte mich wieder mit Trauer, denn es bewies mir, daß gewisse alte Wunden noch nicht geheilt waren, und daß in diesem ehemals mir so lieben Freundesherzen noch einige Bitterkeit gegen mich übrig sein müsse.

Meine Mittheilungen und das Gespräch über des Doktors Freunde, welches sich bis spät in die Nacht hinein verlängerte, trugen, abgesehen von der Landsmannschaft, viel zur schnellen Reife und Entwickelung unserer Bekanntschaft bei. Schon am nächsten Tage trabte er auf seinem kleinen anatolischen Pferde wieder über die neue Schiffbrücke herüber nach Rustschuk, und wieder saßen wir, dießmal in der Veranda, rauchend und Kaffee trinkend, bis spät in die Nacht plaudernd und erzählend. So auch die folgenden Tage, da der Doktor drüben in Giurgewo, aus dem alle Einwohner geflohen waren und wo die Quarantaine aufgehoben worden, nichts zu thun hatte. Mein alter Freund wurde mir so lieb, wie er mir ehemals gewesen. Er war ja auch in der That ganz Derselbe, ganz derselbe Geist, der sich, selbst hier in der barbarischen Einsamkeit, für jeden Sieg und Fortschritt der Menschheit begeisterte, dasselbe zu jeder Hilfe bereitwillige, gute Herz, das an Alles dachte, nur nicht an Dank und Anerkennung; dieselbe reine Seele, die immer noch nicht begriff, daß der Welt auch Aeußerlichkeiten wichtig sind, und daß man sich nach dem Kern und Inhalt der Dinge nur selten und nur in zweiter Reihe umsehe.

Nachdem meine Erzählungen erschöpft waren, kam das Gespräch natürlich auch auf das Hauptthema des damaligen Tages, worüber sich der Fremde mit Europäern, die den Orient seit länger kannten, am Liebsten besprach. Ich meine „den kranken *Mann*, den Ver- und Zerfall der Türkei." Der Doktor war eben-

falls der Meinung, daß die Dinge nicht länger mehr so gehen könnten, und als Arzt zählte er die vielen Ursachen der Krankheit und die eben so zahlreichen Symptome baldiger Auflösung des kranken Mannes auf. Aber ich war erstaunt, als es mir der eben so gebildete als zarte Doktor bestritt, daß auch die Polygamie zu den Krankheitsursachen der Türkei gehöre.

„Mißverstehen Sie mich nicht," sagte er, als ich mein Erstaunen laut äußerte — „ich vertheidige nicht eigentlich die Polygamie, nein, mit meiner Vertheidigung meine ich im Grunde die Behandlung, welche die Türken ihren Frauen angedeihen lassen und das ganze Verhältniß, die Stellung des Weibes im Oriente; diese vertheidige ich, diese kann ich nicht als eine der Ursachen des Verfalles gelten lassen."

„Wie?" rief ich — „Sie vertheidigen die Sklaverei des Weibes, die Herabwürdigung derjenigen Person im Hause, in der Familie, welche die ersten Keime des Guten in die kindlichen Gemüther pflanzen soll? Jenes schönste Element, auf dem die Familie und darum die ganze sittliche Gesellschaft beruht, wollen Sie erniedrigt sehen? Die Mutter, die Geliebte, die Braut, die Gattin, die schönsten und poesievollsten Gestalten auf der Bühne des Lebens sollen mit Recht entseelt, zu Dingen, zu todten, geistlosen Sachen herabgewürdigt werden dürfen? zu Gegenständen, die man kauft, verkauft, einschließt und jeder eigenen freiwilligen Aeußerung und Bewegung beraubt? Ich begreife Sie nicht!"

„Ich habe," erwiderte der Doktor ruhig, „ich habe ehemals so gedacht, die Dinge so betrachtet wie Sie, wie jeder gebildete Europäer. Aber urtheilen heißt vergleichen. In Europa fehlt uns die Gelegenheit zur Vergleichung, darum können wir über diese Dinge nicht urtheilen. Sehen Sie, ich sitze seit zwanzig Jahren hier auf einem Posten, der mir alle Gelegenheit zur Vergleichung, also zum Urtheil bietet. Hier in Rustschuk sehen Sie nur Minarete und Harems; gerade gegenüber erhebt sich ein Kirchthurm und walten sogenannte europäische Haus-
Drüben in der Walachei kann man alle letzten Konse-

europäiſchen Anſchauung, die äußerſte Entwicklung des europäiſchen Syſtems beobachten. Da genießt das Weib der vollkommenſten Freiheit und die Heirath iſt nichts anderes als Kauf und Verkauf. Von Heirath aus Neigung iſt nur in den allerſeltenſten Fällen die Rede. Manchmal ſieht es wohl darnach aus, aber wenn man näher zuſieht, iſt es Kaprice, Grille, momentane Leidenſchaft, die der materielle Beſitz ſofort in das Nichts auflöst. Es gibt äußerſt wenige Ehen, welche als ſolche im wahrhaftigen Sinne des Wortes Monate oder mehrere Jahre über dauern. Ihr äußerlicher Fortbeſtand iſt eine baare Lüge, die Niemand täuſcht. Bei ſolchen Zuſtänden iſt es dem Weibe leicht, ſich in Alles und Jedes zu miſchen, und da ſie zum Theil ihrer Natur nach, zum Theil in Folge ihrer Entwicklung inmitten ſolcher Zuſtände frivol iſt und nur an Aeußerlichkeiten hängt, wird dem ganzen Weſen dieſer Geſellſchaft der Stempel der Frivolität aufgedrückt, wird das ganze Leben dieſer ſo organiſirten Geſellſchaft bei ſolchen obwaltenden Elementen unſäglich platt, unbedeutend, verflacht. Die Männer werden Stutzer, Kurmacher, Gecken, Intriguanten. — Sehen Sie dagegen, wie es ſich hier in der Türkei verhält. Das ſchädliche, weibliche, frivole Element wird von vornherein aus der Geſellſchaft entfernt. Der Mann verliert ſeine Zeit nicht mit Kurmachen und braucht, wenn er den Charakter darnach hat, ſeine Mühe, ſeine Arbeit nicht zu verſchwenden, um ſeinem Weibe den Luxus, die koſtbaren Vergnügungen und Alles das zu verſchaffen, was den europäiſchen Ehemann in Arbeit und Sorgen aufreibt. Er ſetzt ſeine Frau in den Harem und damit iſt's gut. Als junger Mann verſchwendet er ſein Beſtes in Geiſt und Gemüth nicht mit leeren Leidenſchaftlichkeiten, Sehnſüchteleien, Abenteuern, Romanen ꝛc. Er macht ſich keine überſpannten Vorſtellungen vom Weibe, er baſirt nicht ſein ganzes Glück auf ein weibliches Ideal, und ſo iſt er auch jenen ſchmerzlichen Enttäuſchungen nicht ausgeſetzt, die oft fürs ganze Leben unglücklich machen, Byron'ſche Helden ſchaffen und Geiſt und Herz in öde Brandſtätten verwandeln. Wie viele Hinderniſſe werden dem

Europäer in seiner Laufbahn, in seiner Entwicklung von weiblicher Seite her geweckt; die Sucht zu glänzen, Andere zu überstrahlen, Neid, Mißgunst und alle die Gefühle, die eine Nachbarin der andern gegenüber hegt, werfen den Mann, der sein Loos mit dem eines Weibes so innig verbunden hat, hundert Mal aus der Bahn, die er als die seinen Talenten, seinem Charakter und seinen Neigungen angemessene erkannt und mit Vorbedacht gewählt hat. Der Mohammedaner kann auf diese Weise nicht gestört werden. Ob er nun ruhig sein Feld bebauen, oder seinen Ehrgeiz in kriegerischen, politischen oder gelehrten Ruhm setzen will — sein Weib weiß kaum etwas von der Lebensweise und den Absichten ihres Gatten, und ist schon darum nicht fähig, ihn zu behindern. In ihrem Harem bedarf die Türkin der Näschereien, Spielzeugs und einigen Schmucks; das wird ihr mäßig geliefert, und das Leben ihres Mannes wie die ganze Weltgeschichte können draußen ihren natürlichen Verlauf nehmen. Am Ende ist es doch die Hauptsache, daß der Mann seine Kräfte übe, sie zur höchstmöglichen Entwicklung bringe, und sie nicht an Plattheiten und an die Befriedigung kleinlicher Eitelkeiten und Leerheiten verschwende."

Ich unternahm es nicht, den Doktor zu bekehren und ihm zu beweisen, wie zur vollkommenen Ausbildung des Mannes auch die Erkenntniß des Weibes, und zur vollkommenen Entwicklung der Weltgeschichte und der Gesellschaft auch die Entwicklung des weiblichen Elementes gehöre. Auch war ich nur zu Anfang über seine Ansichten, die so sehr mit seinem ganzen Wesen in Widerspruch standen, erstaunt; im Verlaufe seiner Rede, die ich hier nur auszugsweise gebe, erinnerte ich mich seiner Geschi :, und die ersten Ursachen seiner Ansichten wurden mir auf Weise klar und offenbar. Mögen wir noch so sehr Anlagen geboren werden, erst unsere Geschichte macht u und jeder Mensch hat seine Geschichte, und sei si sie wirkt entscheidend, und was auf sie folgt und ihr Anhängsel. Auch der Doktor hatt

ſeufzte innerlich, da ich mich ihrer während ſeiner Rede über das weibliche Geſchlecht erinnerte.

* * *

Ungefähr einundzwanzig Jahre vor meinem Aufenthalte in Ruſtſchuk erhielt ich von meinen Eltern die langerſehnte Erlaubniß, unſere Provinzialhochſchule mit der Univerſität der Reſidenzſtadt zu vertauſchen, aber ich erhielt dieſe Erlaubniß nur unter der Bedingung, daß ich in der Reſidenz mit meinem Landsmanne Jakob Schwan, Stud. med., dieſelbe Wohnung, wo möglich dieſelbe Stube beziehe. Es war dieß eine weiſe Vorſicht meiner Eltern. Ich war ein junger Springinsfeld von neunzehn Jahren, der von den Freuden des Lebens gern ſo viel mitnahm, als er erhaſchen konnte, und dem man nicht ſo ohne Weiteres und ohne beſondere Vorſichtsmaßregel auf das hohe Meer des Reſidenzlebens hinauszuſteuern geſtatten durfte. Man war mit Recht beſorgt, daß ich meine Zeit zwiſchen Tanz- und Fechtboden und Kaffeehaus einerſeits und den Kollegien und Büchern andererſeits ungleich theilen könnte. Jakob Schwan hingegen, der Sohn eines armen Pächters in unſerer Nachbarſchaft, war ein Muſterſtudent, der in unſerer Gegend in höchſter Achtung ſtand und von dem man wußte, daß er von ſeiner Zeit auch nicht eine Stunde unnütz vergeude. Zeugniß dafür legte ſeine große Bildung ab, ſein reiches, für ſein Alter erſtaunliches Wiſſen ſowohl in ſeinem Fache, der Medizin, als in vielen andern Fächern. Wie zu ſeinem Wiſſen hatte man zu ſeinem Charakter, der ſich ſchon vielfach bewährt hatte, alles Zutrauen. Er war außerdem um wenigſtens ſechs Jahre älter als ich, ein ziemlich alter Student, da er zwiſchen Gymnaſium und Univerſität drei Jahre hofmeiſterte, um die Studienkoſten zu erwerben, und ferner war ich, dem man den guten Jakob immer als Muſter hinſtellte, daran gewöhnt, zu ihm als einem ausgezeichneten Menſchen hinaufzuſehen: er war alſo wie gemacht, um mich zu bevormunden, und ich war ſehr auf*gelegt*, mich dieſer Bevormundung gerne zu fügen. Daher die

Bedingung meiner Eltern. Bei der Seelengüte Jakobs zweifelte man nicht einen Augenblick daran, daß er mich bereitwillig als Stubengenossen aufnehmen werde. So war es auch. Jakob empfing mich mit offenen Armen und sorgte für mich, wie für einen jüngeren Bruder. Seine Güte und sein Beispiel wirkten sehr günstig auf mich und ich saß in der anstoßenden Stube, die mit der seinigen durch eine stets offene Thüre verbunden war, fast eben so fleißig wie er an den Büchern. Obwohl meine philologischen Studien mit den seinigen nichts gemein hatten, unterstützte er mich doch mit Rath und Aushülfe, da er während der drei Jahre seiner Hofmeisterei das bereits auf dem Gymnasium gründlich gewonnene philologische Wissen bedeutend erweitert hatte und es, behufs einer Geschichte der Medizin, die er einst zu schreiben beabsichtigte, bei Gelegenheit gerne wieder aufnahm. Obwohl ich ihm förmlich als Mündel übergeben worden war und ich mich bereit zeigte, mich seinen Anordnungen gänzlich zu fügen, und trotzdem er so lange den Pädagogen gespielt hatte, nahm er mir gegenüber doch nie die Miene eines Vormundes oder Hofmeisters an und war sein Benehmen fern von aller Pedanterie. Seine Milde, seine Güte, seine Toleranz für Jugendlichkeit und tollen Uebermuth trieben ihn, mich vielmehr als seinen Freund zu behandeln, und ich fühlte mich glücklich, in der großen, mir fremden Residenz einen solchen Freund zu besitzen. Obwohl ich über reichere Mittel verfügte und größere Ausgaben wagen konnte als er, folgte ich ihm doch gerne an den ärmlichen Tisch seines Gasthauses, nur um immer in seiner Gesellschaft zu sein, und beschränkte ich meine ganze Lebensweise auf das bescheidene Maß, das er sich aus Nothwendigkeit sowohl wie aus Neigung vorgeschrieben hatte. Dafür ließ er sich manchmal verleiten, mir auf den Tanzboden zu folgen, wo ich mit schönen Nähmädchen und Blumenmacherinnen halbe Nächte verjubelte. Er tanzte nicht — er hatte diese Kunst nie gelernt — aber er freute sich am Anblick dieser ihm neuen Welt und dem jugendlichen Treiben; mich, den Jüngeren, aber Erfahreneren, unterhielt es, wie er hin-

dem seine eigene Unschuld voraussetzte, und hinter Anmuth und Lustigkeit von Putzmacherinnen mit seinem Idealismus und seiner künstlerischen Logik auch nur Schönheit der Seele und Tugend zu sehen vermochte. Suchte ich ihm in dieser Beziehung manchmal die Augen zu öffnen, wehrte er die Wirklichkeit, die mit seinem unschuldigen Idealismus nicht übereinstimmte, mit einem stereotypen, halb ungläubigen, halb toleranten „Aber Nein!" von sich ab.

Indessen bemerkte ich im Laufe der Wochen, daß bei all' der Freundschaft, die von Tag zu Tag auf beiden Seiten inniger wurde, Jakob doch ein Geheimniß vor mir hatte. Manche Abende verbrachte er ohne mich außer dem Hause, ohne mir zu sagen, wo und mit wem er gewesen. Nach solchen geheimnißvollen Ausflügen war er jedesmal in etwas verändert, entweder beredter oder schweigsamer, heiterer oder ernster als gewöhnlich. Bei jedem Andern hätte ich Liebes-Stelldichein vermuthet; bei Jakob schien dergleichen unmöglich. Ich fragte nicht, denn ich war bei seinem sonstigen Vertrauen überzeugt, daß sein Geheimniß nicht sein eigenes sein könne, daß er mich sonst einweihen würde, und ich achtete, selbst schweigend, seine Schweigsamkeit. Von Zeit zu Zeit aber, vorzugsweise nach solchen mysteriösen Ausflügen, schien es mir, als ob ihn etwas drückte, als ob er mir etwas mittheilen wollte. Er blieb dann vor mir stehen und sah mich lange an; gab ich ihm darauf einen fragenden und erwartungsvollen Blick zurück, erröthete er, lächelte, wandte sich ab, fing in einem Buche zu blättern an und schwieg nach wie vor.

Eines Abends — es war schon spät und ich lag im Bette — kehrte er von seinem geheimnißvollen Gange heim. Ganz gegen seine Gewohnheit trat er ziemlich lärmend und ohne alle Rücksicht auf den Schlaf seines Zimmernachbarn in die Stube und öffnete gleich darauf meine Thüre.

„Schläfst du, Viktor?" rief er laut genug, um mich zu wecken, wenn ich geschlafen hätte.

„Nein! was ist?"

„Ich komme gleich zu dir," erwiderte er, „ich zünde nur das Licht an."

Wenige Augenblicke darauf trat er mit dem Hut auf dem Kopfe, im Ueberrock und eine Kerze in der Hand, an mein Bette. Er achtete nicht auf den Schnee, der noch auf Hut und Kleidern lag, und zeigte mir ein Gesicht, das glückselig vor sich hinlächelte.

„Was hast du, Jakob? Was ist mit dir vorgegangen? Hast du Aussicht auf eine Anstellung? Bist du Ordinarius geworden? Hast du eine neue Quelle zur Geschichte der Medizin entdeckt? Oder gar schon einen Verleger für das ungeschriebene Werk gefunden? Du siehst aus, als hätte sich ein großes Glück geradenwegs vom Himmel auf dein bemoostes Haupt herabgesenkt!"

Jakob lächelte und antwortete nicht; er rieb sich die Hände und ging bald schneller, bald langsamer in der Stube auf und ab. Endlich blieb er vor meinem Bette stehen und sagte lächelnd und schamerröthend: „Sie hat ein Vielliebchen mit mir gegessen!"

„Sie? Wer ist Sie?" fragte ich.

Aber anstatt zu antworten, fragte er weiter: „Was thut man, wenn man ein Vielliebchen gegessen hat?"

„Vor Allem," sagte ich, „verliert man; das ist Pflicht, wenn man ein Vielliebchen mit einer Sie ißt."

„Ich habe verloren, es ist verloren!" rief er, als ob er einen Sieg verkündete.

„Wie? gleich verloren?"

„Augenblicklich! kaum hatte ich es gegessen, als sie mich schon überlistete," rief er wieder voll Freude.

„Nun, jetzt mußt du ihr ein Geschenk machen."

„Aber was schenkt man einer Dame?" fragte er weiter.

„Das hängt von Personen und Umständen ab. Ist sie schön? ist sie jung? ist sie liebenswürdig?"

„O Gott!" seufzte Jakob, indem er rts wendete.

„Genug," rief ich, „ich sehr Schönes schenken."

„Nicht wahr?“ sagte Jakob, „das habe ich auch schon gedacht.“

„Gewiß,“ fuhr ich im Tone des erfahreneren Rathgebers fort — „aber halt! Noch Eins: seid ihr intim?“

„Wer?“ fragte mein Freund.

„Du und Sie?“

Jakob wurde verlegen. „Das,“ stammelte er, „das weiß ich wirklich nicht. Vielleicht, so gewissermaßen — aber du mußt nichts Böses denken.“

„Gott bewahre, du Don Juan, du Verführer!“ sagte ich scherzend. „Jakob, Jakob, das hätte ich von dir nicht gedacht.“

Der Scherz that ihm offenbar wohl, obgleich er sein abwehrendes: Aber nein! entgegensetzte und hinzufügte: „Du mußt nicht denken, daß —“

„Ich denke gar Nichts,“ fiel ich ein; „ich weiß genug. Du mußt ihr ein sehr schönes Geschenk machen.“

„Aber was soll ich ihr schenken?“ fragte er aufs Angelegentlichste.

„Z. B. ein schönes Buch.“

„Das habe ich auch schon gedacht,“ fiel er rasch ein. „Wie wäre es, wenn ich ihr meinen Shakespeare schenkte?“

„Jakob!“ rief ich erstaunt und vorwurfsvoll — „deinen schönen, deinen herrlichen Shakespeare, deinen Stolz, deine Freude, deinen schönsten Besitz! Ich hätte gedacht, daß du dich von dem nie würdest trennen können.“

„Es kann Umstände geben —“ sagte er verlegen.

„Allerdings! allerdings!“ fiel ich ein, „gib ihr deinen Shakespeare und sei glücklich.“

„Ich kann mir ja einen andern, einen billigern kaufen,“ sagte er nachdenklich — „die Kupferstiche in meiner Ausgabe sind mir gleichgültig — für fünf Gulden kaufe ich eine einfache Ausgabe.“

„Kaufe dir einen billigern Shakespeare, mein Sohn, und sei zweimal glücklich,“ rief ich wieder und lachte.

Er sah mich erschrocken an und sagte in vorwurfsvollem

Tone: „Siehſt du, Viktor, du lachſt. Ich habe das immer gefürchtet — ich hätte dir ſonſt ſchon lange erzählt —“

Er unterbrach ſich und wollte in ſeine Stube zurück; aber ich ſtreckte den Arm aus und zog ihn ans Bett, daß er ſich ſetzen mußte. Es wurde mir nicht ſchwer, ihn zu beſchwichtigen und mittheilſam zu machen, da ihm Mittheilung Bedürfniß war. Da ſah ich denn in ein bis an den Rand von Liebe erfülltes Herz; in ein Gehirn, das nur von gemüthvollen und ſchönen Träumen bewohnt war, ja nicht nur von Träumen, auch von fertigen, poſitiven Planen der Zukunft, von Heirath, von glückſeliger Häuslichkeit, von Familienglück. Die Wiſſenſchaft, die literariſchen Projekte, die Geſchichte der Medizin, das hohe Intereſſe für alle Entdeckungen und neuen Forſchungen waren tief in den Hintergrund gedrängt, oder traten nur als Mittel zum Zweck, zu dem einen und einzigen geliebten Zwecke in den Vordergrund. Jakob lächelte, als ich ihn auf dieſe wiſſenſchaftliche Apoſtaſie aufmerkſam machte, und ſagte achſelzuckend: „Was willſt du? ich bin auch ein Menſch!“

Die Geſchichte ſeiner Liebe war, wie ich vorausſetzte, eine höchſt einfache Geſchichte. Er war, als er in die Reſidenz kam, durch den Edelmann, bei dem er Hofmeiſter geweſen, an den Notar Heideloff empfohlen, und wurde von dieſem, der die Geſchäfte des Edelmanns beſorgte, ſehr freundlich aufgenommen und ſeiner Familie vorgeſtellt. Die Familie beſtand aus einer Frau und einer einzigen Tochter, welche Adele hieß. Adele trug ihr aſchblondes Haar in Locken, die auf Bruſt, Schulter und Nacken in üppigſter Fülle herabſtrömten; ſie hatte blaue Augen, runde, ſanft geröthete Wangen und einen Mund, der bezaubernd zu lächeln verſtand, ſo wie ſich ihre ganze, man wußte nicht ob zarte, ob üppige Geſtalt aufs Anmuthigſte und gar nicht anders zu bewegen verſtand. Nach Jakobs Ausſage war ihre Seele noch ſchöner als ihre äußere Erſcheinung; ihr Sinn war edel und gebildet und für alles Schönſte und Höchſte empfänglich. Das wußte er beſſer als jeder Andere, da er mit ihr Goethe und

Shakespeare las und ihr die alten Tragiker erklärte. Er sagte, man brauche sie nur tanzen, ja nur durch die Stube schreiten zu sehen, um von der Schönheit ihrer Seele für immer überzeugt zu sein. Alles an ihr sei wie lieblichste Musik; gegen Jedermann sei sie voll Wohlwollen, auch gefalle sie Allen und habe sie das schöne Bestreben, Jedermann Sympathie einzuflößen. Er habe dieses Alles gleich bei seinem ersten Besuche vorempfunden; nie habe eine Ahnung so deutlich, so bestimmt und so wahr in ihm gesprochen, wie damals. Es war an einem Herbstnachmittage; die Sonne fiel durch rosige Gazevorhänge in die Stube. Die Mutter saß auf einem Fauteuil, ihr zu Füßen, auf einem Schemel, das lockige Köpfchen auf das Knie der Mutter gelehnt und mit deren Hand tändelnd, saß die Tochter. Die Mutter saß im Schatten, der rosige Sonnenschein fiel auf die Wangen Adelens. Es war ein Bild, das er nie vergessen werde, und er glaubte damals, er werde Adele nie schöner sehen. Aber er hat sie seit damals hundert verschiedene Male schöner gesehen. So jeden Donnerstag Abends, wenn da getanzt wird, dann, wenn er mit ihr an einem kleinen Tischchen sitze und sie mit kindlicher Aufmerksamkeit und Theilnahme seinen Vorlesungen lausche, oder wenn sie einer eintretenden Freundin entgegeneile, um sie zu umarmen.

„Das Alles ist schön, mein Freund," sagte ich, nachdem Jakob länger als eine Stunde die Vorzüge seiner Geliebten geschildert hatte — „aber die Hauptsache! die Hauptsache!"

„Was ist die Hauptsache?" fragte Jakob.

„Hat sie dich wieder lieb?"

„Ja," sagte Jakob, indem er die Hände in einander legte — ich wage es nicht zu glauben — ich weiß es nicht."

„Sind denn Symptome da?" fragte ich weiter.

„Sie ist sehr gut, sehr liebenswürdig; sie scherzt mit mir, sie hat heute ein Vielliebchen mit mir gegessen."

„Das beweist nichts; sie ist auch mit Andern liebenswürdig, *sie ißt auch* mit Andern Vielliebchen."

„Das ist richtig. Aber wie soll man das erfahren? Ich kann sie ja nicht fragen. Sieh Viktor," fuhr er fort, indem er sich mit schüchterner und flehentlicher Miene zu mir wandte — „ich habe schon daran gedacht — du bist in diesen Dingen erfahrener — du solltest sie beobachten und mir dann sagen, ob sie mich lieb hat oder nicht."

„Das will ich mit Vergnügen," sagte ich, „aber zu diesem Zwecke muß ich ins Haus kommen."

„Freilich! — aber wie fängt man das an?"

„Ganz einfach; du stellst mich dort vor."

„Aber wie? unter welchem Vorwand?"

„Es wird jede Woche im Hause getanzt; du rühmst mich als deinen Freund, aber mehr noch als vortrefflichen Tänzer, und du wirst dich überzeugen, daß man dir auf halbem Wege entgegenkommt. Du machst in zwei oder drei Tagen deinen Besuch, und nächsten Donnerstag kannst du mich dort schon einführen."

Wie gesagt so gethan. Seit jener Nacht der Bekenntnisse war Jakob nur mit meiner Vorstellung im Hause Heideloff beschäftigt. Triumphirend brachte er von seinem Besuche die Einladung mit heim, und mit noch größerem Triumphe machte er sich Donnerstag zu dem Gange bereit. Ich bemerkte, als wir unsere Stube verlassen wollten, daß er für die Soiréen nichts an seiner gewöhnlichen Kleidung geändert, und daß Haar, Kravatte, Hemdkragen, kurz seine ganze Toilette sich in der gewohnten Gelehrtenunordnung befand, ja daß an seiner Wäsche, auf der Brust wie an den Manschetten, noch Spuren von chemischen Experimenten, gelbe, blaue und braune Flecken zu sehen waren. Ich stellte ihm vor, daß man so zu seiner G
liebten nicht gehen könne; er aber antwortete: „Ach, sie ist n
so! Sie kümmert sich nicht um dergleichen Ae
Diese Worte gaben mir einige Hoffnung für Ja
sei es gesagt, ich zweifelte stark, daß ein so eleg
wie Adele, einen Mann wie Jakob lieben könnt

oft während dieser letzten Woche von diesem Standpunkte aus prüfend betrachtet, und ich mußte mir immer sagen, daß er nichts an sich habe, was weiblichen Sinn bestechen könne und Vieles, das zurückstoßen müsse. Von Gestalt war er häßlich, in seinen Bewegungen für Alle, die ihn nicht näher kannten, komisch, beinahe lächerlich, in seinem Anzug bis zur Aermlichkeit einfach und meist sehr vernachlässigt. Aber Adele kannte ihn ja schon seit Monaten, hatte vielleicht seine großen und edlen Eigenschaften würdigen gelernt und sie „kümmerte sich nicht um dergleichen Aeußerlichkeiten." Endlich ist es nicht so selten, daß sich junge Mädchen in häßliche Männer verlieben. Haben sie in solchen schöne Eigenschaften entdeckt, die sie rühren, sind sie stolz auf diese Entdeckung, und zeigen sie gewöhnlich mehr Muth als die Männer, um den Spöttereien der Welt entgegen zu treten. Trotz alledem ließ ich Jakob in seinem vernachlässigten Zustande dießmal nicht auf die Soirée gehen. Ich suchte seine beste Wäsche und seine besten Kleider hervor, ersetzte das Mangelnde aus meiner Garderobe, putzte ihm selbst die Stiefel und stellte ihn so stattlich her, wie er es vielleicht nie gewesen. Er ließ mich gewähren und betrachtete sich lächelnd und selbstgefällig im Spiegel — in meinem Spiegel; denn er selbst besaß keinen, da er von dem seinen das Queckſilber, behufs eines Experimentes, abgekratzt hatte. Darauf nahm ich einen Fiaker, um uns vor dem Gassenschmutz zu behüten, und wir langten in ungetrübter Stattlichkeit im Heideloff'schen Hause an.

Aber der erste Schritt in die Gesellschaft war durch ein Unglück bezeichnet. Jakob, dessen Brille beim Eintritt in den warmen, von Menschen erfüllten Salon, darin schon seit zwei Stunden getanzt wurde, angelaufen war, so daß er noch weniger sah als sonst, stieß gleich an der Thüre an ein Stubenmädchen, das Thee und Eis umher trug, warf ihr Tassen und Gläser aus der Hand und begoß und bespritzte die ganze Umgebung mit dem kalten und warmen Inhalt. Zwei junge Mädchen, deren Kleider *arg zugerichtet* wurden, stießen Schreie des Entsetzens aus; ein

Student wagte sogar einen leisen Fluch, und der ganze Winkel an der Thüre kam in solche Verwirrung und Bewegung, daß der Kreis der Tänzer durchbrochen wurde und der Tanz aufhörte. Ich erröthete bis über die Ohren und fühlte mich einen Augenblick zu einer jener kleinen Niederträchtigkeiten aufgelegt, die wir alltäglich begehen, indem ich mich einige Schritte entfernen und meinen Freund verleugnen wollte. Jakob ermaß das ganze durch ihn angerichtete Unheil erst, nachdem er die Brille abgewischt hatte. Aber er kam trotz dem Gelächter, das nach dem ersten Schrecken entstand und trotzdem sich die ganze Gesellschaft mit dem Rufe: „nun das ist ganz seiner würdig!“ oder: „das ist gewiß wieder der Schwan gewesen!“ um ihn drängte, nicht aus der Fassung. Er lächelte gutmüthig, betrachtete die befleckten Kleider und versicherte deren Eigenthümerinnen, daß die Flecken mit leichter Mühe wieder zu beseitigen sein würden. Auf den Lärm drängte sich auch eine sehr jugendliche, reizende Erscheinung herbei, die ich, nach der Schilderung Jakobs, an den aschblonden Locken, die wie ein reicher Wasserfall auf weiße, volle Schultern und Nacken herabfielen, sogleich als Adele erkannte. Sie trug ein rosa Mousselinkleid, das an Brust und Mieder von einer schmalen, gezackten Silbertresse eingefaßt und um den Leib von einem gleichen Gürtel zusammengehalten war.

„Natürlich! Natürlich!“ lachte Adele, und zeigte eine Doppelreihe von Zähnen, die man noch für Milchzähne hätte halten können, „so und nicht anders muß Herr Schwan seinen Einzug halten! Ich sage es ja immer, man soll, wo er naht, Alles entfernen, was fallen, brechen, zerreißen kann. Er ist ein wahrer Orkan, dieser Herr Schwan!“

Alles lachte. Jakob lächelte selig, als ihm diese Stimme erscholl und bemerkte nicht, was ich zu bemerken gl e. daß Adele, während sie ihm auf die vertraulichste ! is reichte, mit ihrer Umgebung einen eben so spötti tigen Blick wechselte.

Ich wurde ihr vorgestellt und ich fi

den Fremden motivirte, und verstrickte mich zu wiederholten Malen, ehe ich mich dessen versah, in Gespräche, in denen sie immer etwas Schönes oder Geistreiches zu sagen hatte. Am Besten gefiel mir, was sie über Jakob sagte; sie lobte ihn mit solcher Wärme und in so schönen bezeichnenden Worten, daß ich bei ihr ein Verständniß dieses trefflichen Charakters voraussetzen mußte und daß ich — allmälig den Zauber, den dieses Mädchen auf alle Welt ausübte, ebenfalls als wirksam zu fühlen begann. Aber wieder fühlte ich mich im innersten Herzen erkältet, als Jakob spät in der Nacht auf mich zutrat und mich mit verschämter Miene bat, ihn ja nicht auszulachen, er werde jetzt tanzen.

„Du tanzen?" rief ich erstaunt.

„Ja," sagte er, „ich habe hier schon mehrere Male getanzt; Fräulein Adele hat mir Lektionen gegeben und jetzt will sie, daß ich wieder mit ihr tanze; ich kann es ihr nicht abschlagen."

In dem Augenblicke fing das Klavier zu klingen an; Jakob verließ mich und ich sah ihn gleich darauf, wie er sich mit Adele im Kreise drehte. Er tanzte, wie ich es erwartet hatte, ungeschickt, eckig, lächerlich. Er konnte nicht Takt halten und machte die sonderbarsten Sprünge, um seiner Dame nachzukommen; sein Gesicht nahm den Ausdruck einer aufs Höchste gespannten Aufmerksamkeit an, und doch suchte er zu lächeln, um diesen Ausdruck zu verbergen, was eine fortwährende Veränderung in seiner Miene und durch den Kontrast des wechselnden Ausdruckes eine komische Wirkung hervorbrachte. Nur wenige Paare tanzten; die Meisten standen, um sich an dem Schauspiele zu ergötzen; selbst die Matronen hatten sich dem Kreise genähert, um besser zu sehen. Je einsamer er auf dem Tanzplane war und je größer die Zahl der Zuschauer, desto höher stieg die Verlegenheit des guten Jakob, desto mehr nahm er sich zusammen und desto lächerlichere Sprünge kamen zum Vorschein. Das Publikum aber unterhielt sich; ein mehr oder weniger boshaftes oder spöttisches Lächeln lag auf allen Lippen. Es that mir leid um den lieben

Freund; es schien mir unendlich grausam, ihn zum Tanze zu zwingen und ich war vor Allem gegen Adele empört.

Sie mußte das bald gefühlt haben, denn sie wurde noch liebenswürdiger als vorher; und da ich auch während des Soupers neben ihr saß, verließ ich — nach dem Souper — das Haus, als ein von Adele bezauberter Mensch.

Jakob war ganz glücklich, mich so berauscht zu sehen. Lachend ging er neben mir einher und rief fortwährend: „Ja, ja! so ist es! so muß es sein! Kein Mensch von einigem Geschmacke vermag ihr zu widerstehen! Siehst du nun, daß ich nicht übertrieben habe!?“ Und an solche Ausrufungen knüpfte er dann neue Analysen ihrer Tugenden und Vorzüge, und nur um das Gespräch so lange als möglich fortzusetzen, bat er mich, da der Morgen hübsch zu werden versprach, über die gefrorenen Promenaden rings um die Stadt mit ihm einen Spaziergang zu machen. Vielleicht zum ersten Male in seinem Leben steckte er eine Cigarre an, hob den Kopf in die Luft und schritt, dicke Dampfwolken vor sich hinblasend, heiter, lachend, manchmal ausgelassen lustig, wie ein sanft berauschter Vergnügling in einer Sonntagsnacht, durch die Welt, die ihm von Glück und Schönheit angefüllt erschien. Den Zweck meiner Einführung ins Heideloff'sche Haus hatte er ganz vergessen; es fiel ihm nicht ein, sich nach meinen Beobachtungen betreffs der Liebe Adelens zu erkundigen; er war zufrieden, nunmehr mit einem Menschen, der ihre Anmuth anerkannte, von ihr sprechen zu können.

So war und so blieb es auch in den kommenden Tagen und Wochen. Schon zwei Tage nach jener Soirée forderte mich Jakob auf, im Heideloff'schen Hause einen Besuch zu machen, was ich gerne that, und nächsten Donnerstag wurde dort wieder getanzt. So oft ich Adele wieder sah, so oft kamen meine früheren Bedenken wieder zurück und erschien sie mir als Kokette; aber eben so oft berauschte mich ihre a[illegible]thsvolle und schöne Erscheinung, so daß mein Ur[illegible]il [illegible]-h schwankte und Verstand und Phant[illegible]nden

Schluſſe gelangen konnten. Außerdem war ich durch die überaus freundliche Art, mit der ich in dem Hauſe empfangen und behandelt wurde, beſtochen; in meinem von Natur mißtrauiſchen Gemüthe, das ich mit jugendlichem Veredlungseifer zu bekämpfen ſuchte, ließ ich den Verdacht, daß ich dieſe Behandlung im Hauſe des Notars nur dem großen Grundbeſitz meines Vaters verdanke, nicht aufkommen. Mit größerer Energie aber drängte ſich mir die Ueberzeugung auf, daß Jakob ſeine Einbürgerung daſelbſt vorzugsweiſe dem Empfehlungsbriefe ſeines Brodherrn ſchulde und den Rückſichten, die man dem einflußreichen und groß begüterten Edelmanne gegenüber hatte, deſſen ausgedehnte Geſchäfte in der Stadt und deſſen Gelder Herr Heideloff verwaltete. Davon abgeſehen machte ſich Jakob auch nützlich. Adele war ein glänzend gebildetes Mädchen und wollte ſich noch mehr bilden; Jakob war ein eifriger, vortrefflicher und dabei unentgeldlicher Lehrer. Sonſt war er, ich mußte mich mit Kummer davon überzeugen, die komiſche Perſon des Hauſes und des ganzen Kreiſes. Man lachte oft über ihn; man lächelte faſt immer. Seine Liebe zu Adelen war dem kleinſten Mädchen des Kreiſes kein Geheimniß, und da er zu der höchſt eleganten Erſcheinung einen ſo ſonderbaren Kontraſt bildete, war dieſe Liebe der Hauptgegenſtand, mit dem man ſich erluſtigte. Man beobachtete ihn in ſeinen Aufmerkſamkeiten, man behorchte ſeine Geſpräche mit Adelen — und man fand Alles komiſch. Sprachen Fremde, die mein intimes Verhältniß zu Jakob nicht kannten, vor mir zu Frau und Fräulein Heideloff in dieſem Sinne, wurde er von dieſen mit einem: „Der gute Schwan!“ oder: „Der treffliche Schwan!“ in Schutz genommen.

Jakob ging durch die Reihen dieſer Menſchen und durch dieſe Verhältniſſe wie ein glücklich Träumender mit einem Lächeln auf den Lippen und in der Seele, ohne Ahnung von dem wahren Stande der Dinge. Ich hatte nicht den Muth, ihn zu wecken und — um eine Anklage gegen Adele zu formuliren, und ſie in meinem Innerſten endgültig als eine kalte, berechnende Kokette

anzuerkennen, war ich selbst viel zu jung, zu sehr den Wirkungen der Schönheit offen und viel zu viel berauscht, vielleicht verliebt.

* * *

Im Heideloff'schen Hause war ich bald eben so heimisch, wenn nicht heimischer als Jakob. — Adele, die es fühlte, daß zwei Seelen in meiner Brust sprachen, eine für, eine gegen sie, und deren Aufmerksamkeit durch beständigen Wechsel von Wärme und Kälte, von Vertraulichkeit und Zurückhaltung in meinem Benehmen auf mich gelenkt wurde, behandelte mich mit einer Zuvorkommenheit, die an Auszeichnung gränzte. Bald bemerkte ich bei den jungen Männern einige Eifersucht; hier und da wurde mir zu meiner Eroberung Glück gewünscht. Ehe ich mich dessen versah, zwang mich Adele mit vielfachen Aufträgen, die sie mir gab, und die von Andern ebenfalls als ein Zeichen der Bevorzugung betrachtet wurden, mich äußerlich und innerlich mit ihr zu beschäftigen. Bald hatte ich ihr ein seltenes oder ein neues Buch, bald Konzertbillete, bald Auskunft über das und jenes zu verschaffen. So kam ich jede Woche einige Mal ins Haus, und da ich von der Mutter befreundeten Familien vorgestellt und von diesen wieder zu Tanzunterhaltungen eingeladen wurde, beinahe jeden Tag mit ihr zusammen. Jakob betrachtete das Heranwachsen unserer Intimität mit Freude; es fiel ihm nicht ein, etwas Anderes in mir zu sehen, als einen Vertrauten und einen Boten, der ihm täglich über Worte, Aussehen, Leben seiner Geliebten Bericht erstattete. Er war zufrieden, daß er jetzt Jemand hatte, mit dem er täglich, beinahe stündlich von ihr sprechen konnte, und selbst seine positiven Absichten in Beziehung auf Adele, sammt der ungelösten Frage, ob sie einige Liebe für ihn fühle, traten bei dem genügsamen und [illegible]ier nur das Gute hoffenden Wesen des armen Freundes vollk[illegible]
grund.

Da brach eine Katastrophe herein, d

eine gewaltige und schreckliche Veränderung hervorbrachte, und alle Gedanken an Glück, Liebe und Liebelei verwischten, alle die Fragen, die uns seither beschäftigten, als unendlich klein erscheinen ließen.

Jakob war Doktor geworden und hatte eben vom Rektor Magnifikus, von mir begleitet, sein Diplom geholt. Um dieses Ereigniß zu feiern, lud ich ihn in eines der ersten Speisehäuser der Residenz zu einem ausgesuchten Gastmahle und einer Flasche Ungarwein. Nach Tische traten wir in ein Kaffeehaus — Jakob mit der großen Blechrolle unter dem Arme — um dann zu Adelen zu eilen und ihr das Diplom zu zeigen. Sie hatte ein solches Instrument nie gesehen; Jakob hatte ihr vor Monaten versprochen, ihr sein Diplom zu zeigen und erinnerte sich jetzt dieses Versprechens, wie er sich überhaupt jedes Wortes, das sie je an ihn gerichtet, mit diplomatischer Genauigkeit erinnerte.

Wir fanden das Kaffeehaus in einiger Aufregung; Gruppen standen dort und da und unterhielten sich über einen, wie es schien, höchst interessanten Gegenstand; man hörte die verschiedensten Ausrufungen der Verwunderung, der Entrüstung, des Mitleids. Eine große Neuigkeit schien die Residenz zu bewegen. Aber wir, in unserer erhöhten, von Privatgefühlen und Ungarwein herrührenden Stimmung achteten auf die vielen Erzähler und ihre Zuhörer nicht, tranken unsern Kaffee und machten Pläne, bis unsere Aufmerksamkeit zu wiederholten Malen durch den Namen Heideloff, den man immer wieder in den Gruppen aussprach, angezogen wurde. Wir wurden mehr als aufmerksam, als wir hörten, daß jene Ausrufe der Entrüstung, ja daß Verwünschungen immer nur in Verbindung mit diesem Namen ausgestoßen wurden. Nun näherten wir uns. Wir fanden auch Bekannte unter den Kaffeehausgästen, die wir fragten und die erstaunt waren, daß wir von der großen Neuigkeit, von der schauderhaften Geschichte, die würdig wäre, als cause célèbre in einem neuen Pitaval zu prangen, und die seit heute Morgen Stadt und Hof mit Entsetzen erfülle, noch nichts gehört haben

ſollten! — Man erzählte uns; die Geſchichte war in der That gräßlich. Jakob hörte ſie bleich, zitternd mit an und lehnte ſich endlich an die Wand, um nicht zuſammenzubrechen.

Einige Monate vor dieſem Tage trat eine Dame von ungefähr dreißig Jahren in das Bureau des Notars Heideloff. Sie bat ihn um eine geheime Unterredung; er führte ſie in ein anſtoßendes Zimmer und ſchloß die Thüre. Die Dame übergab ihm ein Empfehlungsſchreiben, das die Unterſchrift eines Provinzadvokaten und ehemaligen Studienfreundes Herrn Heideloffs trug. Nachdem er es geleſen, verneigte ſich Herr Heideloff aufs Ehrerbietigſte und fragte: „Frau Gräfin . . ., was ſteht Ihnen zu Dienſten? Verfügen Sie über mich wie über Ihren unterthänigſten und treueſten Diener.“ Gräfin B . . . war ſehr erfreut über dieſe Aufnahme und ſagte: „Herr Heideloff, Sie ſind mir als der ehrenwertheſte und zuverläſſigſte aller Notare und Geſchäftsmänner der Reſidenz gerühmt worden. Ich will mit Ihnen offen ſprechen, wie mit einem Beichtvater. Ich bin nicht mehr die Gräfin B . . .; ich habe nicht mehr das Recht Titel und Namen meines vor vier Jahren verſtorbenen Mannes zu tragen, denn ich bin zum zweiten Male verheirathet, und eigentlich jetzt nur die einfache Madame G . . . . Meine ganze adelige Familie war gegen dieſe Heirath, theils weil ſie eine Mesalliance war, theils wegen des Charakters meines jetzigen Mannes. Wir ſind heimlich verheirathet und mein jetziger Mann will ſelbſt, daß unſere Ehe ein Geheimniß bleibe, weil zu befürchten iſt, daß mein Onkel, der Landmarſchall, mich enterbe, wenn unſere Ehe vor ſeinem Tode bekannt würde. Aber ich bin am Vorabend meiner Niederkunft. Auch dieſe muß verheimlicht werden, nn
nicht meine zweite Ehe bekannt werden ſoll, oder wenn ich
für einige Jahre Unehre und den Zorn meiner F
mein Haupt laden will. Letzteres will ich vorzug
ſicht für meine drei Kinder aus erſter Ehe und w
Abhängigkeit von meiner Familie vermeiden.
kunft zu verheimlichen, komme ich in die große

mich morgen unter falſchem Namen und mit falſchem Paſſe in die allgemeine Gebäranſtalt. Aber während meiner zweiten Ehe habe ich einſehen gelernt, wie berechtigt und weiſe die Einreden meiner Familie gegen die Verbindung mit G . . ., und wie wenig begründet meine Liebe zu ihm, meine Illuſionen, und meine Hoffnungen, ihn zu beſſern, geweſen. G . . . iſt ein Spieler und Verſchwender; er hat mich nur meines Namens wegen aus Eitelkeit, und meines Vermögens wegen aus Eigennutz beſtrickt und geheirathet. Wenn ich nun im Wochenbette ſterbe, kann er als mein legitimer Gatte auftreten und die Verwaltung meines hinterlaſſenen Vermögens beanſpruchen. Ich habe die feſte Ueberzeugung, daß das ganze Vermögen verſpielt und verſchwendet wäre, ehe meine Kinder mündig werden. Ich bringe darum die Reſte, die mir noch geblieben, zu Ihnen, Herr Heideloff, um die Zukunft meiner armen Kinder zu ſichern. Mich plagen Todesahnungen, aber nach Allem, was ich über Sie gehört, werde ich, wenigſtens in dieſer Beziehung, ruhig aus der Welt ſcheiden. Sie werden das Vermögen treu bewahren, und im Falle meines Todes meinen Bruder, den Grafen S . . g, der dann der todten Schweſter verzeihen wird, ins Geheimniß ziehen und das Geld mit ihm gemeinſchaftlich verwalten. Bei meiner ſchrecklichen Lage, bei all' den Heimlichkeiten, an die ich nicht gewöhnt bin, und in denen ich mir ſelbſt wie eine Verbrecherin erſcheine, bei den traurigen Erfahrungen mit meinem jetzigen Manne, bei der Kataſtrophe, der ich entgegengehe, und den beſtändigen Todesahnungen iſt es mein einziger Troſt, ſo für meine Kinder ſorgen zu können und einen Mann gefunden zu haben, dem ich mich und das Loos der Kinder mit ſolcher Sicherheit anvertrauen darf. Sie werden ſich auch, als Ehrenmann, durch das Vertrauen, das ich in Sie ſetze, mit mir und meinen Kindern bis zu einem gewiſſen Grade verbunden fühlen und den armen Waiſen, wenn auch aus der Ferne, mit Rath und That beiſtehen."

Herr Heideloff antwortete nichts. Er wollte antworten, aber

er konnte nicht. Er wandte ſein Geſicht ab und ſtreckte der Dame ſeine Hand entgegen. Sie ergriff ſie und drückte ſie dankbar. Hierauf öffnete ſie einen Beutel, den ſie am Arme trug, und zog daraus einige Rollen Goldes, dann ein Packet Banknoten und endlich eine Anzahl von Aktien, Obligationen und andern Werthpapieren hervor und legte ſie auf den Tiſch vor Herrn Heideloff. „Das Ganze,“ ſagte ſie, „ſtellt einen Werth von fünfmalhunderttauſend Gulden vor.“

Bei Nennung der Summe verſchwand der mitleidige Ausdruck aus dem Geſichte Herrn Heideloffs; wieder ganz Notar geworden, ſetzte er ſich mit ruhiger Geſchäftsmiene hin, ergriff Feder und Papier und ſagte: „Wir müſſen ſpezifiziren; wir müſſen genau aufſchreiben, was Sie mir in baarem Gelde, was in Werthpapieren übergeben. Letztere können leicht in ihrem Werthe variiren. Erſt unter dieſer Liſte kann ich den Empfangſchein ausfertigen.“

Die Gräfin ſchwieg. Herr Heideloff ſchrieb. Nach einiger Zeit ſagte er im Schreiben: „Es wäre, der Ordnung wegen, gut, wenn wir die Unterſchrift zweier Zeugen hätten.“

„Müßte ich dieſe in meine Geſchichte und in das Geſchäft einweihen?“ fragte die Gräfin.

„Allerdings, gnädige Frau.“

„Das hieße zwei Vertraute mehr haben,“ ſagte die Gräfin. „Das ſcheint mir bedenklich und wäre mir ſehr unangenehm.“

„Gnädige Frau,“ lächelte der Notar, „Sie können ſich dieſe Unannehmlichkeit erſparen, es iſt eine Form, es hängt vom Grade Ihres Vertrauens ab, wie weit Sie die Formen erfüllen wollen. Wir Notare ſind wie die Beichtväter. Sie können ſich nicht vorſtellen, gnädige Frau, in wie viele Geheimniſſe wir eingeweiht werden und wie oft uns die bedeutendſten Summen anvertraut werden. Sehen Sie dieſe Liſte an; ſie iſt mit dem Vermögen geheimnißvoller Klienten angefüllt und enthält viele Millionen. Dergleichen iſt nicht nur bei mir der Fall — nein, bei den meiſten meiner Kollegen, und wir haben keine Urſachen uns

darauf zu sein. Verschwiegenheit, Redlichkeit sind Mittel unseres Standes, wenn sie nicht Eigenschaften unseres Charakters sind. Wehe dem Notar, der plaudern, der einen Pfennig zu veruntreuen im Stande wäre; er wäre zu Grunde gerichtet. Er hat sich für alle Zukunft unmöglich gemacht und sich um mehr gebracht, als ihm eine mit bestem Erfolge gekrönte Unehrenhaftigkeit einbringen könnte."

Herr Heideloff schwieg wieder. „So," sagte er, „das Verzeichniß wäre fertig; jetzt den Empfangschein!"

Und schreibend sagte er laut, wie sich selbst diktirend, vor sich hin: „Ich Endesgefertigter bescheinige hiemit, daß mir Frau G..., geb. S..g."

Hier unterbrach sich Herr Heideloff, legte die Feder bei Seite und stützte die Stirne nachdenklich in die Hand. Er schüttelte den Kopf und murmelte, mit besorgter Stirne, Allerlei vor sich hin.

„Es kommt mir ein Bedenken, gnädige Frau," sagte er endlich laut, „ein sehr ernstliches Bedenken. Wenn Ihnen wirklich — ich bin gewiß, daß Ihre Todesahnungen mit Gottes Hülfe nichts zu bedeuten haben — aber wenn Ihnen wirklich etwas Menschliches begegnet, dann wird der Empfangschein bei Ihren Sachen gefunden und von Rechtswegen Ihrem Herrn Gemahl ausgeliefert. Was Sie vermeiden wollten, tritt dann doch ein. Er weiß, wo das Vermögen geborgen ist; er wird es reklamiren und ich werde es ihm nicht vorenthalten können. Ja, ich könnte sogar unerlaubten Verheimlichens angeklagt und in arge Verwickelungen, Verdächtigungen und Prozesse — doch das wäre keine Rücksicht, aber Ihr ganzer schöner Plan, Ihren Kindern das Wenige zu retten, wäre zu nichte."

Die Gräfin hörte ihm ängstlich zu. „Mein Gott," rief sie, „ich möchte Ihnen nicht gerne Unannehmlichkeiten verursachen, aber ich möchte doch auch meinen Plan durchführen. Ich bin in Geschäften vollkommen unerfahren; ich bitte, rathen Sie mir. Muß ich denn den Empfangschein nothwendigerweise haben oder *mit mir nehmen*?"

„Ja!“ sagte der Notar bestimmt, „den Empfangschein müssen Sie nothwendigerweise haben. Beim größesten Vertrauen zu mir müssen Sie den Empfangschein haben. Es ist um Lebens- und Sterbenswillen. Ich kann indessen sterben; das Geld findet sich hier und Sie oder Ihre Erben haben nicht das geringste Recht, es zu reklamiren, wenn nicht ein Empfangschein vorhanden ist.“

„Was ist da zu thun?“ fragte die Dame ängstlich.

Herr Heideloff dachte wieder eine Zeitlang nach, dann sagte er: „Ich mache es, wie ich es in solchen Fällen schon oft gemacht habe. Ihr Vermögen wird hier in diese Kiste gelegt, von der mein ganzes Bureau weiß, daß sie mir anvertraute Gelder enthält; Sie bekommen ein eigenes Fach, das Ihren Namen trägt, und der Empfangschein wird zu Ihrem Gelde und zu Ihren Papieren gelegt. Zugleich wird es in das gestempelte und unter Aufsicht der Regierung stehende Hauptbuch eingetragen. So ist es Ihnen für alle möglichen Fälle gesichert. Sind Sie so zufrieden?“

Die Gräfin athmete auf. Herr Heideloff schrieb den Empfangschein zu Ende, las ihn der Dame vor, legte ihn zu dem Golde und den Papieren, nahm dann Alles zusammen und trug es an den eisernen Schrank, wo er es in ein Fach legte, das er eigens zu diesem Zwecke ausräumte. „Sehen Sie, gnädige Frau, dieses Fach, rechts, das dritte von oben: hier liegt es wie in Abrahams Schooß.“

Herr Heideloff lächelte, auch die Gräfin lächelte. Sie nahm herzlichen Abschied und ging.

Einige Wochen nach dieser geheimen Unterredung sahen die Beamten Herrn Heideloffs dieselbe Dame aus demselben Kabinette treten, aber dießmal mit ganz anderem Gesichte. Sie war blaß, sie zitterte am ganzen Leibe, sie rang die [illegible]de, melte unverständliche Worte und schien außer sich. [illegible] loff, der ihr bis über die Schwelle des Vorzi[illegible] zwar so nahe, daß er ihr beinahe auf die [illegible] das Aussehen, als ob er sie gewisse

Thüre führte. Dem Bedienten im Vorzimmer machte er ein Zeichen, indem er auf die Stirn deutete, als ob die Dame verrückt sei und befahl ihm, sie bis hinab, auf die Straße zu begleiten. Da die Dame auf der Treppe zusammenbrach, hob sie der Bediente auf und, halb tragend, halb führend, brachte er sie vor das Hausthor. Die Dame kam noch einige Male. Im Hause wußte man bald, um was es sich handelte, denn Herr Heideloff hatte es seinem ersten Schreiber und dieser den andern erzählt, daß diese Dame, offenbar keine Betrügerin, sondern eine Verrückte, sich einbilde, bei Herrn Heideloff eine halbe Million deponirt zu haben, die sie nun reklamire. Herr Heideloff wußte nichts von ihr, von ihrem Namen, ihrer Herkunft, aber sein erster Schreiber hatte es herausgebracht, daß diese Dame erst vor Kurzem in dem öffentlichen Krankenhaus niedergekommen und das Wochenbett, wahrscheinlich in Folge eines Milchfiebers, wahnsinnig verlassen habe. In den Kreisen der Notarsschreiber und Amanuenses sprach man damals viel von dem Abenteuer Herrn Heideloffs und von den Unannehmlichkeiten, denen ein Notar ausgesetzt sei. Man fand es natürlich, daß der treffliche Mann, dessen Zeit so kostbar ist, die Verrückte nicht mehr vorlasse, und daß man ihr jetzt, so oft sie komme, die Thüre vor der Nase zuschließe, oder wenn es ihr doch einzudringen gelinge, sie mit Gewalt hinausführe. Die Verrückte, so erzählte man, liege dann Stunden lang vor dem Hausthore, in Wind und Wetter, und das sei doch höchst unangenehm für einen Mann wie Herr Heideloff. Endlich wurde es stille von dem Abenteuer, denn die Verrückte war verschwunden; die Polizei war aufmerksam gemacht worden; sie war im Irrenhaus.

An dem Tage, da Jakob sein Diplom dem Fräulein Heideloff zeigen wollte, kam die Geschichte aufs Neue aufs Tapet und zwar in ganz anderer Gestalt.

Herr G .., der zweite Gatte der Dame, wußte sehr wohl, daß sie in die Residenz gegangen, um daselbst heimlich zu entbinden. Er vernachlässigte sie bis zu dem Momente, da er das

Verschwinden des Vermögens bemerkte. Dann erst eilte er ihr nach in die Residenz. Das Krankenhaus hatte sie längst verlassen und war wie aus der Welt verschwunden. Er suchte vergebens nach ihr, bis er in den Kaffeehäusern von dem Abenteuer Herrn Heideloffs sprechen hörte. Die sogenannte Verrückte hatte Jedem, der es hören wollte, in ihrem aufgeregten Zustande die Summe genannt, die sie dem Notar anvertraute; es war die Summe ihres Vermögens; das brachte Herrn G.. auf die Idee, seine Frau im Irrenhause zu suchen, wo er sie auch fand. Der Irrenarzt, dem die Gräfin nicht recht als verrückt erscheinen wollte, hörte, auf die Eröffnungen des Herrn G.. hin, nun auch seine Gefangene aufmerksam an und ließ sie von nun an frei gewähren. Die Enormität des an ihr begangenen Verbrechens und die Sorge um ihre Kinder bewogen die Gräfin, ihren hochstehenden und einflußreichen Verwandten Geständnisse zu machen, die bei der schauderhaften Lage der Unglücklichen mit mehr Nachsicht hingenommen wurden, als es sonst der Fall gewesen wäre. Die Polizei wurde benachrichtigt; sie zog geheime Erkundigungen ein und beobachtete Herrn Heideloff. Der Arzt des Krankenhauses sagte aus, daß Herr Heideloff, der jetzt vorgab, die Gräfin nie gesehen zu haben, diese, auf ihr Ansuchen, allerdings einige Tage nach ihrer Entbindung, besucht habe. Es fiel dem Arzte damals auf, daß ihn der Notar, als er das Haus verließ, befragte, ob jene Dame im Gehirne richtig sei, da man bis dahin nicht die geringste Spur von Irrsinn an ihr entdeckt hatte. Die Gräfin hatte ihn damals rufen lassen, um ihn, da sie sich wohl fühlte, um den Empfangschein zu bitten, den er versprach, aber niemals brachte. — Ein Wechselagent, mit dem Herr Heideloff bekanntermaßen in Verbindung stand, mußte auf Anfragen der Polizei zugeben, daß er allerdings von diesen Staatspapieren zum Verkauf erhalten, welche die Gräfin als ei
deponirten Werthe bezeichnet hatte. Solche und
eben so laut sprechende Anzeichen bewogen
Morgens ins Haus zu dringen, Herrn

seine sämmtlichen Beamten zu verhören und seine Papiere theils mit Beschlag, theils unter Siegel zu legen.

Die Nachricht von diesem Ereigniß durchlief die Stadt mit einer reißenden Schnelligkeit. Zugleich erfuhr man alle Einzelnheiten, die bisher nur der Polizei bekannt waren und an dem Verbrechen Heideloffs nicht zweifeln ließen. Die Aufregung war um so größer, als die Nachricht so plötzlich kam, und die Entrüstung um so heftiger, als sich, bei der Achtung, deren sich der Notar bei jedem Einzelnen erfreute, gewissermaßen jeder Einzelne betrogen fühlte. Die Bedrängniß einer armen Frau, einer besorgten Mutter, eines Weibes in gesegneten Umständen, das mit Todesahnungen kämpft, einerseits, und den Charakter eines Notars und den eigenen guten Ruf andererseits zu benützen, um ein unbegränztes Vertrauen zu täuschen, dann die ungeheure Grausamkeit, eine Unglückliche, die ihr Eigenthum zurückverlangt, für wahnsinnig auszugeben und sie in ein Irrenhaus sperren zu lassen, diese That schien Jedermann mit Recht ärger, als ein Raub auf offener Straße, als ein Mord; sie schien wahrhaft teuflisch. Man sprach von nichts Anderem, man konnte von nichts Anderem sprechen; immer neue Einzelnheiten, die ins Publikum drangen, vermehrten nur die Aufregung und die Empörung, und mit Freude erfuhr man, daß vom Landesfürsten an das Kriminalgericht der Befehl herabgelangt, diese Angelegenheit mit aller Strenge und ohne jede Rücksicht zu verfolgen.

Was uns zwei, Jakob und mich, betrifft, so betäubte uns die Neuigkeit, wie ein auf das Gehirn erhaltener Keulenschlag. Jakob stand wie versteinert da, keiner Bewegung und keines Wortes fähig. Manchmal bewegten sich seine Lippen, aber er brachte keinen Ton hervor, seine Augen starrten in die Luft oder in mein Gesicht, ohne etwas zu sehen, wie die Augen eines Menschen, der alle Besinnung, alles Bewußtsein verloren; wie die Augen eines Blödsinnigen. Ich entsetzte mich, als ich mich selbst genugsam faßte, um den Ausdruck seines Gesichtes beurtheilen zu können. Um ihn aus der Gesellschaft zu bringen, wo

immer der Name Heideloff an sein Ohr tönte, faßte ich ihn am Arme, hob die Blechkapsel mit dem Diplom, die ihm entsunken war, vom Boden auf und führte ihn aus dem Kaffeehause. Er folgte mir wie ein Nachtwandler, bis wir an eine Straße kamen, die geradenwegs zu Heideloff führte. Da zog er unwillkürlich nach dieser Richtung, aber ich zerrte ihn nach der entgegengesetzten Seite unserer Wohnung zu, deutlich fühlend, wie er jedesmal zusammenzuckte, wenn in den Gruppen, die überall in den Straßen und auf der Promenade zusammenstanden, der verhängnißvolle Name genannt wurde. Zu Hause angekommen, war er stumpf, gefühllos, gedankenlos, unendlich gleichgültig gegen Alles. Er saß da wie eine Sache. So vergingen Stunden um Stunden. Es war ein schrecklicher Nachmittag, ein schrecklicher Abend. Ich fühlte mich wie erlöst und athmete auf, ja ich fühlte mich glücklich, als er gegen Mitternacht plötzlich in Schluchzen ausbrach, das sich nach und nach in stilles Weinen verwandelte.

Das erste Wort, das ich nach Stunden von ihm hörte, war: „Komm!" Damit stand er auf und ging zum Hause hinaus. Ich folgte ihm über die Promenade in die Stadt, durch die Straßen, bis er vor dem Heideloff'schen Hause Halt machte. Da stand er und starrte zu den wohlbekannten Fenstern hinauf, die in tiefes Dunkel gehüllt waren. Ich saß neben ihm auf dem Eckstein eines Thorweges. Erst als mit der ersten Dämmerung die Karren der Landleute, die zum anstoßenden Gemüsemarkte fuhren, die Straße zu beleben anfingen, gingen wir, ebenso stille, als wir gekommen waren, in unsere Wohnung zurück. Ich werde den Tag nie vergessen.

Am folgenden Tage wollte Jakob zu Adele und ich sollte ihn begleiten, aber ich überzeugte ihn, daß er ihr erst Zeit lassen müsse, sich zu fassen, und daß ihr in den ersten Tagen der Anblick alter Bekannten nur peinlich sein könne. Er fügte sich meinen Vorstellungen; aber ich konnte ihn nicht abhalten, in Nähe des Heideloff'schen Hauses umherzustreifen und zu [illegible]

wie unangenehm ihn da auch Manches berühren mußte. Noch immer sammelten sich von Zeit zu Zeit Gruppen in der Nähe, die zu den geschlossenen und verhüllten Fenstern hinaufwiesen. Immer wieder wurde hier die Geschichte des Verbrechens erzählt, sah man Leute die gegen die Fenster geballten Fäuste erheben, und hörte man Aeußerungen, daß auf solche Verbrechen der Galgen stehen sollte. Der arme Jakob hätte sich übrigens nirgends in der Stadt solchen Eindrücken entziehen können, denn überall, in den Salons wie auf den Märkten, wurde in allen folgenden Tagen das Ereigniß verhandelt, und das Gespräch bekam durch das, was von den Verhören des Notars verlautete, immer neue Nahrung. Der Notar Heideloff war ein Schimpfwort geworden, das sich zankende Fuhrleute oder balgende Schulbuben zuriefen.

Nach wenigen Tagen glaubte ich Jakob gefaßt genug, um seinem Drängen nachzugeben und mit ihm den Besuch machen zu können. Allein hinzugehen hatte er nicht den Muth. Aber wir fanden die Heideloff'sche Wohnung geschlossen; an der Thüre im ersten Stocke, die zu dem Bureau führte, lag das Siegel des Gerichtes. Man konnte oder wollte uns nicht sagen, wohin Mutter und Tochter gegangen waren, man wußte nur, daß sie sich irgendwo in der Nähe der Stadt aufhielten. Jakob entfaltete nun eine fieberhafte Thätigkeit in Auffindung ihrer jetzigen Adresse. So vergingen wieder mehrere Tage. Endlich wußten wir, daß sich Frau und Fräulein Heideloff in ein Gartenhaus eines nahe gelegenen Dorfes, das man auch eine Vorstadt nennen konnte, zurückgezogen hatten, und schon waren wir auf dem Wege zu ihnen. Es war ein lächelnder Frühlingstag; die Bäume im Stadtgraben waren zum Theil schon mit Blüthen bedeckt, das einzige Ackerfeld zwischen Stadt und Dorf war goldengrün, die Lerchen darüber sangen. Es wäre ein Tag für den glücklichsten Liebenden gewesen; ein sehr unglücklicher ging schweigend neben mir.

Draußen, am Eingange des Dorfes, traten wir in einen

bescheidenen Garten, der mehr Küchen- als Ziergarten war, und durch eine kleine Allee von Aepfelbäumen gelangten wir in ein, dem Garten entsprechendes, eben so bescheidenes Landhaus. Man kann sich die Befangenheit, mit der wir den ersten Schritt ins Zimmer thaten, leicht vorstellen. Auch verneigten wir uns stumm und konnten wir selbst die gewöhnlichen Begrüßungsformeln nicht hervorbringen. Die Mutter saß auf einem Sopha und war um mehrere Jahre gealtert; der lange Nachsommer, dessen sie sich bisher erfreute, und der sich vorzugsweise in runden und rosigen Wangen offenbarte, war dahin, und ihm auf dem Fuß war der Winter gefolgt. Sie schien stumpf und empfindungslos; ihre Bewegungen waren mechanisch, ihr Anzug vernachlässigt. Adele hingegen schien beweglicher als sonst, obwohl sie ernster, in Wort und Bewegung beinahe tragisch war. Sie war so einfach, beinahe ärmlich gekleidet, wie Töchter und Frauen fraudulöser Bankerottirer gekleidet zu sein pflegen. Doch ist das ein Vergleich, den ich erst jetzt nach vielen Jahren und rückwärts blickend mache; damals rührte mich dieser ärmliche Anzug eben so sehr wie meinen Freund, und fand ich Alles, was ich jetzt für eine Rolle halte, sehr natürlich, sehr traurig, ja groß und schön. So sehr hatte Adele mein Urtheil über sie zu gestalten gewußt, daß ich mich des ersten Eindruckes, der Absichtlichkeit, Berechnung und Koketterie, die ich damals in ihr fand, gar nicht mehr erinnerte. Sie kam uns mit großen Schritten entgegen und reichte uns, indem sie den Lockenkopf etwas seit- und rückwärts fallen ließ, beide Hände. „Meine Freunde! meine theuren Freunde!" rief sie, blickte mich zärtlich an und drückte Jakob die Hand. „Sie finden uns in der Einsamkeit!" fuhr sie mit zitternder Stimme und bitter lächelnd fort. „Sie finden uns, wo wahre Freunde die Freunde im Unglück suchen und finden, in der Einsamkeit.

Zerstoben ist das freundliche Gedränge!

Wir sind allein!

[illegible] ein! al[illegible] [illegible]! und so willst du genesen!"

Sie liebte es von jeher, Stellen aus Dichtern zu zitiren, sie behielt diese Gewohnheit, und wie es schien, in einem erhöhten Grade auch im Unglück.

„Haben Sie von der ungeheuren Verleumdung meines edlen Vaters gehört?" rief sie dann weiter, indem sie uns zum Sitzen zwang. „Gewiß haben Sie, die Verleumdung ist die schnellste aller Furien. Je edler mein Vater ist, desto mehr Feinde hat er; je höher er in der Achtung der Menschen stand, desto mehr heftet sich der Neid an seinen guten Ruf. Aber ich fürchte nichts; er wird siegreich aus der niederträchtigen Kabale hervorgehen. Seien Sie nicht so traurig, meine Freunde! Sehen Sie, ich bin heiter, ich bin getrost, ich bin die stolze Tochter des edlen Gefangenen! Adversitys sweet milk philosophy, des Mißgeschickes süße Milch, Philosophie, hat mich gestärkt und wird mich stärken, so lange die Prüfung dauert."

In diesem Sinne, in diesem Tone sprach sie noch lange fort und ersparte uns so den peinlichen Trostzuspruch. Jakobs tief betrübtes Gesicht heiterte sich während dieser Reden sichtlich auf. Er freute sich an dem Muthe, oder wie er es auf dem Heimwege nannte, an der Größe und Charakterstärke des jungen Mädchens. Sie sprach auch den Entschluß aus, nicht mehr in die verderbte Welt, die solcher Verleumdung und des Glaubens an solche Verbrechen fähig sei, zurückzukehren, sondern sich mit dem Vater, sobald er das Gefängniß verlasse, in die Einsamkeit zurückzuziehen und die Seelenwunden des edlen Märtyrers durch kindliche Liebe zu heilen.

Als wir spät Abends in die Stadt zurückkehrten, war Jakob in einer gehobenen Stimmung, die an Heiterkeit, ja an Glück gränzte. „Mein Entschluß," sagte er, „steht fest; der Weg, den ich zu gehen habe, ist mir vorgeschrieben, ja es ist mir, als wüßte ich genau, was von nun an bis in alle Zukunft die Bestimmung meines Lebens ist. Das arme Kind wird nun von den Menschen gemieden werden wie eine Verpestete; ich werde nicht von ihr lassen, ich werde sie beschützen, vertheidigen, ich werde für sie

ſorgen und für ſie leben, ſo weit ſie mein Leben, das ihr gewidmet iſt, als ihr Eigenthum annehmen will."

Dieſem Entſchluſſe gemäß wanderten wir denn auch ſo oft als möglich, beinahe täglich, hinaus und in das einſame Landhaus. Jakob war mir dankbar, daß ich mein Benehmen nach dem ſeinigen einrichtete und ſeine Freundſchaft für mich wuchs, wie ich deutlich fühlen konnte, von Tag zu Tage. Wir thaten Alles, um Adelen zu zerſtreuen und ſie ſo viel als möglich aufzuheitern. Im Laufe der Tage wurde es mir denn doch mehr oder weniger klar, daß Adele von der Unſchuld ihres Vaters nicht ſo ſehr überzeugt war, als aus ihren Reden während unſeres erſten Beſuches im Landhauſe hervorging. Ihre Stirne war manchmal ſehr ſchwarz umwölkt und ſie ließ dann, wenn ſie mit mir allein war, einzelne Wörtchen fallen, die auf ganz andere Anſichten und andere Pläne als auf einſames Leben mit dem verbannten Vater deuteten. Ich merkte auch bald, daß ihre Sorgen ſehr poſitiver Natur waren und eine praktiſche Seite hatten. Der Prozeß und die Gerichtsbarkeit des Landes, in dem wir lebten, waren ſo beſchaffen, daß ſie das größte Vermögen eines Angeklagten abſorbiren mußten. Das Bureau war geſchloſſen; der Advokat, dem die Sache Heideloffs übergeben worden, hatte ſchon erhebliche Summen ausgegeben, um dem Gefangenen Erleichterungen und Vergünſtigungen zu verſchaffen, hie und da Allerlei zu vertuſchen, Zeugen zum Schweigen zu bringen, hin und wieder zu beſtechen. Solcher Ausgaben ſah man kein Ende; das Vermögen war, allem Anſcheine nach, ruinirt; Adele ein armes Mädchen. Sie bat mich, über dieſe Dinge mit Jakob nicht zu ſprechen; es würde ſeine Theilnahme zu ſehr aufregen, und dann ſei er ein ſo unpraktiſcher Menſch. In der That ſchwieg ich darüber, und ſo war zwiſchen mir und Adelen ein Geheimniß und ſtand ich ihr, ohne es zu wollen, in mancher Beziehung näher und vertrauter, als der ältere Freund. Jakob benahm ſich indeſſen nicht als unpraktiſcher Menſch; im Gegentheil hatte er in ſeinen Gedanken längſt die rein wiſſen-

ſchaftliche Laufbahn aufgegeben und den Entſchluß gefaßt, ſich ſo raſch als möglich, und wo es immer ſei, als praktiſcher Arzt niederzulaſſen, um eine ſolide Grundlage für einen Hausſtand zu gewinnen. Nur von dem Gedanken, für Adelen zu ſorgen, beherrſcht, und in ſeinem Eifer als ihr berechtigter Beſchützer gegen die Welt, die ſie verſtieß, aufzutreten, ſah er kein Hinderniß, das ſich einer Verbindung mit ihr entgegenſtellen könnte. Trotz ſeiner Beſcheidenheit hatte er doch nie daran gedacht, daß ihn Adele vielleicht verſchmähen könnte und daß er nicht gemacht war, um von ihr geliebt zu werden. Aber hätte er ſelbſt ähnliche Gedanken gehabt, in ſeiner Aufopferungsluſt wäre er fähig geweſen, ſich der demüthigenden Lage zu fügen und ihre Hand als ein durch ihre Erniedrigung auf ſein Niveau im Werthe herabgedrücktes Geſchenk anzunehmen.

Ich darf hier nicht zu bemerken vergeſſen, daß ich um jene Zeit Jakob ſeltener zu ſehen bekam. Wir bewohnten nicht mehr daſſelbe Haus. Als fertiger Doktor konnte er einem Freunde den Gefallen erweiſen und ihn, der eine nothwendige Reiſe zu machen hatte, im Hoſpitale, wo dieſer Freund angeſtellt war, erſetzen. Aber er mußte im Hoſpitale wohnen. So waren wir getrennt und wir fanden uns meiſt nur draußen bei Adele. Als jener Freund in die Reſidenz zurückkehrte, ging Jakob ſelbſt in die Provinz, um ſich daſelbſt um eine gewiſſe Stelle, von der er gehört hatte, mit Empfehlungen ausgerüſtet, zu bewerben.

Nun war ich mit der Verlaſſenen fortwährend allein. Die Mutter war kaum als anweſend zu betrachten. Sie ſaß den ganzen Tag in einer Sophaecke und ſah vor ſich hin. Draußen im Garten war es ſchön, der Frühling war ſchön, die Einſamkeit war ſchön, und wir waren beinahe glücklich. Leider! Leider! Wie unglücklich hat mich dieſes Glück gemacht! Adele war bezaubernd ſchön, ich war ihr Vertrauter und, wie ſie mich oft verſicherte, ihr liebſter, theuerſter Freund — und ich war zwanzig Jahre alt. Aber eben weil ich zwanzig Jahre alt war, ſprach auch der kategoriſche Imperativ mit friſcher und vernehmlicher Stimme in

mir und dieſer befahl, Adelen ſo oft als möglich an den beſſeren und treueren, an den vertrauensvollen fernen Freund zu erinnern. Das that ich denn auch mit Freuden, denn mein Herz hing an Jakob mit aufrichtigſter Liebe. Adele durchſchaute meine Abſicht, lächelte und ſtimmte mit in das Lob des Freundes und in die beſten Wünſche für ſeine Zukunft ein. Aber ein Gerücht, das bis zu ihren Ohren drang, ließ ſie eines Tages in einem andern Sinne ſprechen. Das Gerücht durchlief die Stadt und erzählte, daß Doktor Schwan mit Adele, der Tochter des infamen Heideloff, verlobt ſei; es war in Folge unſerer Beſuche in dem Landhauſe, unſeres treuen Ausharrens bei den Verlaſſenen und des Eifers, mit dem ſich Jakob zu wiederholten Malen der ſchuldloſen Glieder der Familie annahm, entſtanden. An dem Tage, da das Gerücht zu ihr drang, ſchwieg ſie zu dem Lobe, das ich zufällig in Bezug auf Jakob ausſprach. Ich ſah ſie fragend an und ſie antwortete ärgerlich und aufgeregt: „Er iſt ein unpraktiſcher Menſch, er hat keinen Takt, er bringt mich mit ſeinem Eifer, mit ſeiner Freundſchaft jetzt eben ſo in Verlegenheit, wie er uns oft in unſern Geſellſchaften durch ſeine Ungeſchicklichkeit, durch ſein kindiſches Weſen und durch unverzeihliche Einfachheit und Formloſigkeit in Verlegenheit gebracht hat.“

Ich war überraſcht. „Iſt es ein ſo großes Unglück,“ fragte ich, „für ſeine Verlobte zu gelten?“ Und ich fügte auf die zarteſte Weiſe die Bemerkung hinzu, daß es in ihrer Lage ein Glück ſei, eine ſo treue, edle, hingebende Seele ſich für immer verbunden zu wiſſen.

Aber ich hatte noch nicht ausgeredet, als ſie mir ſchon mit ſtrömenden Augen an der Bruſt lag, ſich mit beiden Armen an meine Schulter klammerte und ſchluchzend ausrief: „Daß Sie, gerade Sie mir zureden müſſen!“

Ich wollte dieſen Ausruf nicht v[redacted] während ich ſie unwillkürlich ans Herz drückte[redacted] natürlich, denn ich kenne ihn, ich [redacted]

Ihre Thränen [redacted]

an meine Schulter, verbarg ihre Augen und ſtotterte: „Sie haben Recht! — und doch — Sie wiſſen es ja. — Retten Sie mich! — laſſen Sie mich es nicht ausſprechen — er iſt kein Mann — er iſt lächerlich!“

Ich verſtummte, machte ihre beiden Hände von meiner Schulter los und ſchob ſie einen Schritt weit zurück. Sie erhob ihren Kopf, ſah mir gerade in die Augen und ſagte laut und kräftig, und mit einem Ausdruck der Aufrichtigkeit, den ich noch nicht an ihr kannte: „Ich bin erniedrigt und gedemüthigt genug; ich werde mich für noch erniedrigter halten, wenn ich einen Mann heirathe, über den ich mich ſeit zwei Jahren mit allen meinen Bekannten luſtig machte!“

Ich war entrüſtet und griff unwillkürlich nach meinem Hute, der auf der Raſenbank neben mir lag; doch imponirte mir die muthige und wirklich natürliche Aufrichtigkeit und rührte mich der Ausdruck tiefſten Kummers, mit dem ſie ſich bei meiner abwehrenden Bewegung auf die Bank fallen ließ. Bald war ich wieder halb beſchwichtigt, als ſie, wie zur Selbſtanklage, die ſchönen und edlen Eigenſchaften Jakobs mit einer Wärme und Beredtſamkeit auseinanderzuſetzen anfing, daß mir die Thränen in die Augen traten.

„Bei ſolcher Erkenntniß,“ ſagte ich, indem ich den Hut wieder hinwarf, „kann bei einigem guten Willen ein anderes Gefühl, wenigſtens eine innige Freundſchaft, die der Liebe gleichkommt, nicht lange ausbleiben.“

„Ach,“ ſeufzte Adele, „vergeſſen Sie nicht, daß ich ein Mädchen bin — vielleicht liebe ich auch einen Andern.“

Wir ſchwiegen Beide, bis ich einen Vorwand fand, dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben und endlich mich zu empfehlen.

Sonderbarer Weiſe hatte dieſe Szene dazu beigetragen, unſer Verhältniß intimer zu machen; ſie hatte mir ja den höchſten Grad des Vertrauens gezeigt. Andererſeits war durch das, was in *dieſem* Geſpräche angedeutet und verſchwiegen worden, zwiſchen

uns ein gewiſſer Reiz der Gefahr ausgegoſſen, der uns Beide in einer nicht unangenehmen Spannung erhielt, als ſtänden wir am Vorabend, an der Schwelle eines entſcheidenden Geſtändniſſes. Manchmal beantwortete ich mir die Frage, ob ich Adele liebe, mit einem entſcheidenden „Ja!“ Dann wälzte ich die verſchiedenſten Gedanken in meinem Kopf herüber, hinüber; unter andern auch den, daß mit Jakob ein Kompromiß zu ſchließen wäre. Er liebte Adele ſo innig, als man nur lieben kann; aber vor Allem wollte er ihr und nicht ſein Glück; eine kleine Andeutung würde bei ſeiner Aufopferungsfähigkeit vielleicht hinreichen, ihn ſelbſt ihre Hand in die meinige legen zu laſſen. Dann dachte ich wieder, mich, als das Hinderniß zu Jakobs Glücke, zu entfernen und Adele Zeit zu laſſen, bis ſie die Meinung der Menſchen verachte und über den guten Eigenſchaften Jakobs das, was ſie ſeine Lächerlichkeit nannte, vergeſſen lernte. Wäre er nur erſt zurückgekehrt! Während ſeiner Abweſenheit wurde das Band, das Adele um mich ſchlang, immer enger und es ſah bald aus, als ſollte es ein dauerndes ſein.

* * *

Obgleich es ſpät Abends war, eilte ich doch ſofort zu Jakob ins Hoſpital, wo er noch immer wohnte, ſobald ich die erſehnte und zugleich gefürchtete Nachricht von ſeiner Rückkehr erhielt. Er erzählte mir mit Lächeln, daß aus ſeiner Anſtellung nichts geworden. Im Momente, als die Angelegenheit ſchon ſo weit war, daß er den beſten Erfolg hoffen durfte, kam in der Provinz ein Uriasbrief an, der ihn dem Grafen, der ihn anſtellen ſollte, als den Verlobten Adelens bezeichnete. Der Graf wollte : ein
Menſchen nichts zu thun haben, der mit Heidel ir
Verbindung ſtehe. — „Dieſer Ausgang,“ ſ
bis zu einem gewiſſen Grade, ich geſtehe es.
Unannehmlichkeit, die ich für Adele
ſchrecklich leichtſinniger Menſch!“
hat es mich gefreut, daß man mi

das klang mir wie eine Prophezeiung. Auch bin ich entschlossen, ihr so bald als möglich, vielleicht schon in den nächsten Tagen, meinen Antrag zu machen. Dem armen Kinde wird es wohl thun, wieder, so zu sagen, eine legitime Stütze zu haben."

Ich seufzte unwillkürlich, und ich mochte sehr schmerzlich geseufzt haben, denn Jakob ließ die Pflanzen, die er auf dem Lande gesammelt hatte und mit deren Ordnung er eben beschäftigt war, aus der Hand fallen und wandte sich rasch und mit einem erschrockenen Gesichte zu mir, und sah mir groß und fragend ins Auge. Es war, als blitzte es in seinem Kopfe.

„Du wirst doch nicht —," rief er rasch und fuhr dann stockend fort: „in Adele verliebt sein!?"

Ich suchte zu lächeln und frug zurück: „Wie kommst du auf die sonderbare Idee?"

„Du hast Recht zu fragen," sagte er dann ruhig. „Aber während meiner Abwesenheit, in einsamen Stunden auf dem Lande, auf dem Felde, meist während ich botanisirte, kamen mir manche sonderbare Ideen. Du warst während dieser Zeit immer und allein mit Adelen. Wer kann ihrem Zauber widerstehen! Und dann — du — du hast eine bessere Erziehung erhalten als ich — du bist schöner, du bist liebenswürdiger, du hast bessere Formen. Adele ist ein Mädchen und ist in der Residenz aufgewachsen. Ich — ich bin scheußlich häßlich, ungeschickt, eckig — ja — ja — ich weiß das ganz gut. Der Graf, der mich anstellen sollte, hat mir das ganz offen gesagt. Er sagte, es sei schade, daß ich nicht zugleich der Leibarzt seiner Frau sein könne. Aber sie liebe es, von schönen und gewandten Menschen umgeben zu sein, und ich sei — wie ich eben sagte."

Er kehrte wieder zu seinen Pflanzen zurück. Aber seine Aufmerksamkeit war nicht mehr mit ihnen. Er versuchte von Allerlei zu sprechen, aber er sprach ohne Zusammenhang. Nach einem längeren Schweigen, während dessen ich nachdenklich dasaß, sagte er plötzlich vor sich hin, als ob er einen Monolog hielte: „Wenn ich Adele verliere — werde ich mich nicht erschießen und nicht vergiften.

Ich habe etwas zu thun in der Welt; ich habe eine arme Mutter zu ernähren. Aber ich würde ewig unglücklich sein, sehr unglücklich."

Ich wußte, was ich zu thun hatte. Ich erhob mich, reichte ihm die Hand und sagte gute Nacht.

„Gehst du morgen zu Adelen?" fragte er mich noch auf der Treppe.

„Nein!" rief ich zurück und lief fort. Aber ich war allerdings entschlossen, morgen hinzugehen; Jakob sollte um den Gang nicht wissen und nie erfahren, was ich mit ihr sprechen wollte. Ich hatte meinen Entschluß gefaßt; ich empfand jenes in zwanzigjährigen Gemüthern gerne heimische Gemisch von Selbstgefühl und Edelmuth; ich war zufrieden mit mir, ich war stolz; ich hatte mich zu einem Opfer, zu Entsagung emporgerafft. Ich wollte von nun an Adele meiden; ich wollte morgen für immer Abschied von ihr nehmen und ihr bei der Gelegenheit sagen, daß sie die edelste Seele, das liebevollste Herz nicht von sich stoßen solle. Vor Allem wollte ich, daß Jakob nicht ewig unglücklich sei, und wollte ich den Freund nicht betrügen. Auf diesen Entschlüssen entschlief ich, wie auf einem weichen Kissen.

Ich machte mich sehr früh auf den Weg, und zwar nicht nach der Wohnung Adelens, sondern nach einem verlassenen, verwilderten Parke in deren Nähe. Dort, in einer langen, gewundenen Allee, mit verwilderten Hecken am Rande, ging Adele jeden Morgen spazieren. Sie hatte es uns Beiden zwar aufs Ausdrücklichste untersagt, sie daselbst aufzusuchen, aber ich hoffte, daß mich das Ungewöhnliche meiner Lage bei ihr entschuldigen werde.

Schon der Anblick des Parkes erfüllte mich mit Traurigkeit, zugleich mit jener höheren Stimmung, die zum Abschied von einem Glücke so nothwendig ist, wenn er nicht zaghaft und weibisch ausfallen soll. Die Jahrhunderte alten Bäume waren von dickem Epheu bedeckt, die Hecken wucherten überall wild, und zwischen ihnen streckten sich Zweige und Ranken über die Wege, die mit Gras bewachsen waren. Nur hier und da war ein Durchblick in dunkle, wirr verwachsene Winkel offen; heiter waren hier nur die

Thautropfen, die, in der Sonne glänzend, auf den Blättern hingen; selbst der Gesang der Vögel war traurig gedämpft. Adele, die mit einem Buche in der Hand, in der Allee auf- und abging, lächelte, da sie mich erblickte, als ob sie mich erwartet hätte, kam mir mit ausgestreckter Hand entgegen und machte über meine Uebertretung ihres Verbotes nur eine scherzhafte Bemerkung. „Sie kompromittiren sich und mich," sagte sie vorwurfsvoll aber sanft. Ich legte meine Hand schweigend in die ihrige, und auch sie schwieg, als sie meine peinliche Stimmung bemerkte, und beobachtete mich. So gingen wir lange stumm und Hand in Hand neben einander einher. Ich wußte nicht, wie zu beginnen, bis mich ein leiser Druck ihrer Hand aus meinem Nachdenken weckte.

„Adele," sagte ich mit zitternder Stimme und hob ihre Hand an meine Lippen, „ich komme, um Ihnen zu erklären, warum ich Sie nicht mehr, oder nur sehr selten sehen werde — ich will Abschied von Ihnen nehmen."

„Abschied!" rief sie erschrocken.

„Jakob ist seit gestern zurück," stammelte ich, „er vertraute mir — er liebt Sie —"

„Adele fiel mir ins Wort: „Ich errathe Alles," rief sie, „schweigen Sie, machen Sie mich nicht unglücklich!"

Bei diesen Worten traten ihr die Thränen aus den Augen, und wie um diese zu verbergen warf sie sich an meine Brust und drückte ihre Stirne an meine Schulter, indem mich ihre Arme umklammerten. Ich zitterte vor Aufregung; ich hatte nicht die Kraft, mich loszuwinden; der Ton ihrer Stimme, ihr Schluchzen sagte es, daß ich sie in der That in ein Unglück zurückstoße; dennoch stand der Entschluß unerschüttert in mir, mich von ihr für immer zu trennen. Nie fühlte ich, wie in diesem Augenblicke, welches Opfer ich bringe, aber eben dieses Gefühl stärkte mich. Ich faßte mich, ich wurde ruhig und wollte nur abwarten, bis auch sie sich ein wenig beruhigte, um ihr dann zuzusprechen.

So standen wir Brust an Brust da, als Adele plötzlich auf*fuhr* und ausrief: „Allmächtiger Gott! der Doktor Schwan!"

Jakob war eben um eine Ecke gebogen und ſtand ungefähr fünf Schritte von uns wie eingewurzelt; ſeine Augen, die die Gruppe vor ihm anſtarrten, ſchienen mir durch die blaue Brille wie verſteinert. Plötzlich hub er die Arme, ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen und lief mit einer furchtbaren Schnelligkeit auf und davon. Bei ſeinem Anblicke flog mir die Erinnerung an ſeinen geſtrigen mißtrauiſchen Ausruf: „Du wirſt doch nicht in Adele verliebt ſein," und hundert andere Gedanken mit Blitzesſchnelle durch den Kopf. Was mußte er denken! was fühlen! welche furchtbaren Qualen müſſen ihn in dieſer Stunde zerreißen! Ich wollte mich von Adelen los machen, aber ſie, die nach dem überraſchten Ausruf einen halben Augenblick lang ihre Arme ſinken ließ, hatte mich aufs Neue und ſtärker gefaßt und umklammerte mich mit Heftigkeit. Mit der Hand auf ihrer Stirne drückte ich ihren Kopf von meiner Bruſt zurück, mein Blick fiel auf ihr Geſicht; mit einem Male glaubte ich in dieſen Zügen eine gewiſſe Kälte, eine gewiſſe Berechnung und Abſicht zu entdecken. Die ungeheure Aufregung, meine ſchreckliche Lage machten mich hellſehend. Dieſes berechnende, elende Geſchöpf will meine Abſicht zu Nichte machen, will mich für immer von meinem Freunde trennen, will, daß er uns Arm in Arm ſehe. Plötzlich fühlte ich, um wie viel theurer mir Jakob war, als dieſe Tochter ihres Vaters — mit einem Rucke entwand ich mich ihren Armen und ſtürzte dem Freunde nach. Obwohl dieſe ganze Szene und der Flug all' dieſer Gedanken durch mein Gehirn nur durch Sekunden dauerte, war Jakob doch ſchon fern; ich lief, als hätte ich Flügel, ich wollte ihn um jeden Preis erreichen, um ihm zu erklären, um das Mißverſtändniß zu löſen, um ihm zu ſagen, daß ich ihn nicht verrathen, — ich durchlief den ganzen Park, ich lief wieder an Adelen vorüber, ohne ſie mit einem Blicke anzuſehen, er war verſchwunden. Athemlos ſank ich ins Gras. Sobald ich mich erholt hatte, fuhr ich in die Stadt zurück und ins Hoſpital. Jakob war nicht da. Ich wartete, er kam nicht.

Und ſo wartete ich viele, viele Tage — er kam nicht. Nach

Wochen erfuhr ich, daß ihm seine Habseligkeiten aus dem Hospital auf der Donau nach Ungarn nachgeschickt worden, und daß er irgendwo im Orient verschwunden sei.

An demselben Tage, da ich Adelen im verwilderten Parke zum letzten Male sah, erschien in ihrem Hause ein Herr v. L..g, ein Emporkömmling, der als Wucherer und Staatslieferant ein ungeheures Vermögen, Orden und den Adel gewann. Er hatte sich im verflossenen Winter in der ganzen Residenz lächerlich gemacht, indem er, obwohl bereits an fünfundfünfzig Jahre alt, auf sein Geld bauend, um Adelens Hand angehalten hatte und einen Korb bekam. Er zog sich damals, um sich vor den Epigrammen der vielen Verehrer Adelens zu retten, auf seine Güter in die Provinz zurück. Nun, da er von Adelens tiefem Falle hörte, kam er wieder und mit neuer Hoffnung. Er hatte sich dießmal nicht getäuscht. Wenige Tage nach seiner Ankunft hoben Adele und ihr Bräutigam die Mutter in den bereit stehenden vierspännigen Wagen, und die Drei brausten dem Schlosse entgegen, wo ein Dorfgeistlicher die heilige Handlung der Vermählung vollzog. Der Vater wurde um dieselbe Zeit zu fünfzehnjähriger Zuchthausstrafe in Ketten verurtheilt.

* * *

Die lebhafte Erinnerung an diese mit meinem eigenen Leben so eng verflochtene Geschichte des Studiosus und jungen Doktors Jakob Schwan machte, daß ich die Ansichten des Rustschuker Hekim über die Frauen und deren ersten Ursprung begriff, aber auch, daß ich ihn von nun an mit größerer Trauer kommen und gehen sah, und daß die Sehnsucht, mich ihm zu entdecken und ihm Aufklärungen zu geben, immer mächtiger wurde. Dieß geschah kurz nachdem ich seiner Einladung, bei ihm in Giurgewo zu wohnen, gefolgt war, als er mich eines Tages, während einer Dämmerstunde, plötzlich nach mir selber fragte. Ich fiel ihm um den Hals, ich erzählte rasch, und er glaubte Alles, was ich ihm sagte. Wir waren die alten Freunde. Aber meine Mühe, ihn

zur Rückkehr nach Europa zu bringen, war vergebens. „Mit meinen orientaliſchen Gewohnheiten und den Eigenthümlichkeiten eines alten Junggeſellen," ſagte er, „wäre ich heute noch lächerlicher als vor zwanzig Jahren. Hier bin ich begraben; keine Seele ſteht mir nahe; alſo kann mir Niemand weh thun. Lächelt man über mich," fügte er ſelbſt lächelnd hinzu, „ſo möge man lächeln!"

An der Spielbank.

Ich bin kein Spieler und vorzugsweiſe deßhalb nicht, weil ich fürchte, daß, wenn ich einmal anfange, ich zu leidenſchaftlich ſpiele und dabei nicht viel einzuſetzen habe; aber ſo oft ich in eines jener deutſchen Bäder komme, die trotz aller moraliſchen Entrüſtung des Vaterlandes und trotz der Verachtung des Auslandes mit einem Muthe, der einer beſſern Sache würdig wäre, fortfahren, Spielbanken zu halten, ich ſage, ſo oft ich an einen jener Orte komme, die Deutſchland das Recht benehmen, über Frankreichs Mabil und Quartier Breda die Naſe zu rümpfen und moraliſch entrüſtet zu ſein, ſo oft verbringe ich ganze Stunden am grünen Tiſche. Ich ſpiele nicht, aber ich betrachte die Geſichter der Spielenden, die mir ganze Geſchichten erzählen von dem, was während des Spieles in ihnen vorgeht, und lange ſcheußliche Geſchichten aus ihrer Vergangenheit. So ſtand ich eines Tages in Homburg. Nachdem ich bereits mehrere bis zur Erſtarrung unbewegliche oder in allen Faſern leiſe zitternde Geſichter männlichen und weiblichen Geſchlechts durchgemuſtert, blieb mein Auge am Geſichte einer Frau haften, das offenbar bereits der Zielpunkt vieler beobachtenden Blicke geworden war. Nicht nur ruhige Beobachter meines Schlages, ſelbſt mehrere ruhige Spieler fanden ihr Vergnügen darin, die eigenthümliche Frau in ihren Bewegungen und Worten zu beobachten, die der Art waren, daß das Lächeln des Publikums in der That gerechtfertigt

erſchien. Vor ihr, auf dem Tiſche, lag ein großer Beutel, aus deſſen klaffender Oeffnung das Geld wie aus einer Quelle hervorfloß; auf dieſem Beutel lag, während die Kugel im Kaſten lief, ihre linke Hand, die krampfhaft eine Schnupftabaksdoſe hielt, während die rechte den Rechen zum Herbeiſcharren des Goldes faßte und wie einen Scepter an der Schulter ruhen ließ. Geſicht und Geſtalt waren während dieſes Momentes unbeweglich, ſie horchte dem Rollen der Kugel, als wollte ſie daraus die gewinnende Nummer erkennen. Dann hing ſie am Munde des Croupiers, der das Reſultat verkündigte, um gleich darauf, in raſcheſter Beweglichkeit, die mit der bisherigen Starrheit unheimlich kontraſtirte, mit beiden Händen entweder den Gewinn einzuſcharren, oder in ihr Gold zu faſſen, um aufs Neue Nummern, Serien und Farben zu beſetzen. Sie that Letzteres mit unbeſchreiblicher Geſchwindigkeit, als ob ſie ſeit lange gewußt hätte, wohin ſie jetzt ihr Gold ſetzen ſollte, ohne Ueberlegung, ohne Zaudern und doch, wie es ſchien, nach einem gewiſſen Syſtem. War ſie im Augenblicke, da der Croupier ſein „Le jeu est fait“ ſagen wollte, noch nicht fertig, ſtreckte ſie ihre linke Hand aus, wie um ihm den Mund zu ſchließen, und fuhr mit der rechten ſo raſch von Nummer zu Nummer, daß man ihren Bewegungen kaum folgen konnte. Während dieſer Zeit ſtieß ſie ununterbrochen einzelne Worte hervor; bald nannte ſie die Nummer, die ſie eben beſetzte, bald machte ſie eine Bemerkung über den Verluſt, den ſie eben erlitten, dann war es wieder ein Verweis für den Croupier über ſeine Eilfertigkeit, dann eine Bemerkung über die Chance des Rouge und eine Prophezeiung, daß ſich das ſogleich ändern müſſe, und ſo fort, ohne daß ſie ſich eigentlich Zeit ließ, einen einzigen Satz zu Ende zu ſprechen. Sobald der Deckel auf das Roulette gefallen war, nahm ſie eine Priſe und die vorige horchende, lauſchende, geſpannte Ruhe kehrte wieder. Aber ſie ſpielte nicht nur für ſich, ſie ſpielte für alle Anweſenden und verfolgte deren Glück oder Unglück mit demſelben Intereſſe, wie das ihrige. Sie wußte immer, wohin und was Jeder geſetzt hatte, w

gewann oder verlor, und mancher Ungeübte, der nicht rasch genug seinen Gewinn zurückzog, wurde von ihr darauf aufmerksam gemacht, meist in Verbindung mit einer Bemerkung über sein Spiel. Bei all' diesen Beschäftigungen hatte sie wenig Zeit, auf ihre eigene Person zu achten, bemerkte sie z. B. nicht, daß ihre große Spitzenhaube schief auf der Seite saß, daß ihr dicker, schwarzer, mit etwas Grau gemischter Scheitel sich aufgelöst hatte und wild und wirr vorn herabhing, vergaß sie auch manche Vorsicht, die bei ihren häufigen Prisen nothwendig gewesen wäre.

Die spielende Dame, die so alle Blicke auf sich zog, die Einen staunen, die Andern lächeln machte, war eine Frau von ungefähr fünfzig Jahren. Ihr Gesicht, obwohl voll und beim Spiele stark, beinahe jugendlich geröthet, war voller tiefer Einschnitte und starker Erhöhungen und sah wie eine Gegend „voll Zufälligkeiten" aus, „un terrain accidenté," wie es die Franzosen nennen. Das Auge, obwohl es immer auf einen Gegenstand fixirt schien, hatte doch etwas Irres. Bei alle dem aber konnte man Spuren großer Schönheit entdecken; die Nase war stolz und imponirend, die Lippen noch immer angenehm geschwellt, und den Augen sah man es an, daß sie einst sanft und voll Güte blicken konnten. Freilich waren die Reste der Schönheit zur Zeit durch Haltung und Kleidung bedeutend beeinträchtigt, denn, um es kurz zu sagen und ohne uns in weitere Beschreibung einzulassen, Alles an ihr war unordentlich und schmutzig. Kein Theil ihrer Bekleidung saß ordentlich und vorn waren alle von herabfallendem Tabak bedeckt, dessen Spuren auch auf den Fingern und dem Rücken der schöngeformten Hand sichtbar waren.

Der Anblick dieser Frau konnte den Beobachter eigentlich nur so lange in Anspruch nehmen, als er neu war; nach einiger Zeit hatte er etwas Abstoßendes und zugleich Schmerzliches. Wie gern bereit man auch sein mag, nach modern humanen Grundsätzen, sich Verbrechen und Laster so viel als möglich zu objektiviren, sie als nothwendige Produkte gewisser Entwickelungen zu betrachten und in Folge dessen den Verbrecher oder Lasterhaften vielmehr zu

bemitleiden als zu verurtheilen, so bleibt der Anblick des Lasters, in der Ausübung wie in den Wirkungen, doch immer der Art, daß man sich, trotz aller Reflexionen, am Ende doch mit mehr Abscheu als Mitleid abwendet. Ich war des Schauspiels müde und sah unwillkürlich im Saale umher, um Blick und Seele bei einem anderen, erquicklichern Gegenstande ausruhen zu lassen. Da erblickte ich zu meiner größten Ueberraschung, der spielenden Frau schräg gegenüber, einen alten, lieben, guten Bekannten. Es war der russische Graf S..., derselbe, mit dem ich durch beinahe fünf Jahre als sein Leibarzt, und ich darf wohl, trotz der großen Verschiedenheit des Alters sagen, als sein Freund den Orient und Occident bereist hatte. Seit drei Jahren hatte mich mein Schicksal von ihm getrennt und war er mir in entfernten Weltgegenden, in Innerasien und Indien vollkommen aus meinem Gesichtskreis verschwunden. Wie freute ich mich, dem vortrefflichen Manne, dem ich Freundschaft, Erfahrungen, Wissen dankte, wieder einmal die Hand drücken zu können. Kaum hatte ich ihn erblickt, als auch schon mein Schritt meinem Blicke folgen wollte, aber eben so rasch hielt mich der Ausdruck seines Gesichts und seines ganzen Wesens an der Stelle fest.

Er stand an die Pfosten der Eingangsthür gelehnt, hatte den Hut tief ins Gesicht gedrückt und ließ beide Arme so schlaff hängen, als ob er ihrem Falle folgen und bald in sich zusammenbrechen wollte. Auf seinem edlen, von weißem Haar eingefaßten Gesicht lag der Ausdruck tiefsten Grames; nur die zusammengekniffenen Lippen bewegten sich manchmal, um die Mundwinkel immer tiefer und schmerzlicher herabzuziehen. Seine Augen hingen unabwendbar und starr an der spielenden Dame. Wenn sie eine leidenschaftliche, manchmal an gemeine Heftigkeit grän de Bewegung machte, oder ein dieser entsprechendes Wort zuckte er am ganzen Körper zusammen. Nur einmal Blick von ihr abwenden zu wollen. Zwei Fremde, die standen, spotteten über die Art und M wonnenes Geld mit beiden Händen und

ſcharrte, und ſchienen eine höhniſche Bemerkung zu machen. Da wandte ſich der Graf raſch zu ihnen, blickte ſie mit zornigen Augen an und ſchien etwas ſagen zu wollen. Aber raſch faßte er ſich wieder, nahm ſeine vorige Stellung ein und betrachtete die Dame mit derſelben Aufmerkſamkeit wie vorhin. Wie er die Spielerin, ſo betrachtete ich ihn. Sein Geſicht verſteinerte ſich zuſehends, und ich wähnte es ſchon vollkommen gleichgültig und theilnahmlos und that eben einige Schritte, um mich ihm zu nähern, als über das kalte ſteinerne Geſicht, das immer der Spielerin zugekehrt war, zwei große Thränen langſam dem weißen Schnurrbart entgegenrollten.

Armer Graf, dachte ich — die Dame ſteht ihm gewiß ſehr nahe; ihr Anblick macht ihm Kummer — ſoll ich aber ſtören, um ihn zu zerſtreuen? Oder wird es ihm unangenehm ſein, wenn er ſich in dieſem Augenblicke beobachtet weiß? — Und ſoll ich mich fern halten?

Nach einem kleinen Zwiſchenfall, der jetzt eintrat, ſchien es mir beſſer, ihn für den Augenblick noch allein zu laſſen.

Ein junges, ſehr anmuthiges Mädchen trat an der Seite ihrer Mutter, einer eben ſo anmuthigen als würdigen Dame, an den Spieltiſch, um dieſes, den beiden Neuangekommenen offenbar noch ganz unbekannte Schauſpiel zu beobachten. Nach einiger Zeit ſagte die Tochter: „Mutter, ich will auch ſpielen.“ Die ältere Dame ſchüttelte lächelnd und abwehrend den Kopf; aber die junge ließ ſich nicht abſchrecken und bat: „Gib mir einen Louis, ich will zum Beſten des Kinderhoſpitals ſpielen.“ Kaum hatte ſie dieſe Worte ausgeſprochen, als jene alte Spielerin, an der das Auge des Grafen mit ſo großer Theilnahme haftete, und die trotz ihrer leidenſchaftlichen Vertiefung Alles, was aufs Spiel Bezug hatte, zu ſehen und zu hören ſchien, ſich plötzlich umwandte und dem Fräulein in einem Tone ernſthafteſter Belehrung zurief: „Fürſtin, man ſpiele nie für wohlthätige Zwecke, man verliert immer! Außerdem iſt das Spiel des Teufels und nicht des lieben Gottes. Wer mit frommen Zwecken an dieſen Tiſch tritt, den

umgibt der Teufel, der hier erster Croupier ist; das ganze Spiel nimmt eine falsche Wendung und es ist nicht mehr möglich, die Chance zu berechnen. Ich bitte Sie also, liebe Fürstin, mit Ihren wohlthätigen Zwecken zum Herrn Pfarrer und nicht in die Spielbank zu kommen."

Die Worte klangen um so komischer, als sie von der alten Spielerin im ernsthaftesten Tone, beinahe predigend ausgesprochen wurden, und das ganze versammelte Publikum brach in ein schallendes Gelächter aus. Bei diesem Gelächter flog glühende Röthe über das Gesicht des Grafen und sein ganzer Körper zuckte, während die Rednerin sich wieder ruhig und unbeirrt durch die von ihr verursachte Heiterkeit dem Spiele zuwandte. Aber da sie wieder mechanisch nach der Stelle griff, wo der Beutel lag, war alles Geld verschwunden; ihr Auge folgt der Hand, und als sie sah, daß Alles verspielt war, sprang sie in höchster Aufregung auf, indem sie Worte ausstieß, die beinahe Flüchen gleich kamen. Von schlechter Chance sprechend und allerlei Nummern nennend, eilte sie davon. Die Hälfte des Publikums folgte ihr abermals lachend, und in der That war sie in dem Augenblicke höchst komisch anzusehen. In der linken Hand Tabaksdose und Beutel haltend, trug sie in der rechten den Geldrechen, den sie in der Aufregung anstatt des Sonnenschirms ergriffen hatte, und so, immer gewinnend und über das Spiel sprechend, lief sie aus dem Saal in den Garten und suchte sich mit dem Rechen gegen die Sonne zu schützen, ohne zu bemerken, daß das Volk, das sie begleitete, über sie und ihren Aufzug lachte. Auch der Graf folgte ihr in einiger Entfernung, aber auf seinem Gesichte fand sich auch nicht die geringste Spur der Heiterkeit, welche die Dame rings umher erregte; im Gegentheil war es von einem rührenden Gemisch von Empörung und tiefster Niedergeschlagenheit bedeckt. Ich verlor ihn nicht aus den Augen und bald schien es mir, als wäre er keines Schrittes mehr fähig, denn überwältigt lehnte er sich an einen Baum und schloß die Augen.

Jetzt näherte ich mich und faßte seinen Arm.

„Herr Graf," sagte ich, „sind Sie es wirklich? Wie freue ich mich, Sie wieder zu sehen."

Er schlug die Augen auf, und nachdem er mich eine Sekunde lang angestarrt, rief er plötzlich, wie aus einem Traume erwacht: „Doktor, sind Sie es? Willkommen! Das ist ein Freundesgesicht zur rechten Zeit."

Dann machte er eine Bewegung, als wollte er etwas abschütteln, stützte sich auf meinen Arm und zog mich in die Tiefe des Parkes.

„— Wie geht es Ihnen?" fragte er nach einiger Zeit — „wie haben Sie die letzten Jahre verbracht? Erzählen Sie."

Ich erzählte, merkte aber wohl, daß er nicht hörte. Endlich sagte er: „Verzeihen Sie, ich bin zerstreut und habe Ursache, es zu sein. Ich habe eben Schauerliches erlebt. O ihr Ideale der Jugend!" rief er und lächelte schmerzlich. — „Kommen Sie, Doktor, wir wollen zusammen zu Nacht speisen und uns einbilden, daß wir wieder im Zelte liegen am Ufer des Tigris oder des Indus. Ich wollt', wir wären noch immer dort. Ich will Ihnen etwas erzählen — es ist ein Bedürfniß zu erzählen — und ich will es so thun, als wären wir noch tausend Meilen weit von hier."

So sprechend, führte er mich in sein Hotel, auf seine Stube und bestellte das Essen. Er gab sich Mühe, heiter zu sein, fragte mich während des Mahles nach meinen seitherigen Schicksalen und horchte so aufmerksam, als es ihm möglich war. Erst sehr spät in der Nacht, nachdem wir einige Flaschen geleert, gewann er jene Ruhe wieder, die ich beinahe als unzerstörbar an ihm gekannt hatte, und erinnerte er sich des Versprechens, mir etwas erzählen zu wollen.

„Lieber Doktor," begann er, „ich will Ihnen von Dingen sprechen, die ich sonst, bei allem Vertrauen, das Sie mir immer einflößten, nie berührt habe. Gewöhnlich ist man in weiter Ferne, in kalter Fremde eher bereit, auf Angelegenheiten zurückzukommen, *die man* daheim am Liebsten mit Schweigen übergeht oder in ein

Geheimniß gehüllt ſieht. Es iſt Einem da zu Muthe, als wäre man in einer anderen Welt und als ſpräche man von Abgeſchiedenheiten. Ich aber habe in aller Ferne über meine Geſchichte geſchwiegen; vielleicht nur, um die Ruhe, die ich auf Reiſen in Betrachtung der Natur gefunden, nicht durch alte Diſſonanzen zu ſtören. Heute, da ich wieder in die Nähe von Perſonen kam, die mich jene Ruhe anſtreben ließen, habe ich das Bedürfniß von alten Geſchichten zu ſprechen; vielleicht, um in meinem Gemüthe für immer mit ihnen abzuſchließen. Uebrigens waren Sie mir immer ein lieber Freund und erſchienen Sie mir heute, in einem ſehr bittern Augenblicke, auf ſo providentielle Weiſe, daß ich mir Vorwürfe mache, ſo lange und ſo intim mit Ihnen gelebt zu haben, ohne Ihnen jemals über die wichtigſte Epoche meines Daſeins zu ſprechen.

Ich war ſchon mit dreißig Jahren General und Adjutant des Kaiſers. Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, daß ich die raſche Beförderung mehr den Verdienſten meines Vaters als meinen eigenen, ferner meinem Namen und meinem Stande verdankte. Ich ſtand hoch oben auf den Höhen menſchlicher Geſellſchaft, bevor ich durch Erfahrung und Nachdenken über das Beſchämende einer ſolchen Laufbahn belehrt wurde. Ich bekam das Kommando einer Provinz und ich bewohnte deren Hauptſtadt, da die Regierung wünſchte, daß dieſer armen Stadt in den Einſamkeiten der Steppen einiges Einkommen zufließe und ich war einer der reichſten Erben des ganzen weiten Kaiſerthums. Aus demſelben Grunde hatte man die Civilgouverneurſtelle dem überaus reichen Grafen Nikolajeff übertragen. Dieſer hatte ſeine Stelle ſeit beinahe fünfzehn Jahren inne, und war auf ſeinen einſamen ſtillen Poſten mit größerer Bereitwilligkeit abgegangen, als ich auf den meinigen. Er war ein Gelehrter, der die Einſamkeit und das einfache Leben liebte, der ſich außerdem nach dem Tode einer geliebten Frau aus der Reſidenz und ihren Zerſtreuungen zurückzuziehen wünſchte. Mit jener Stelle war ihm Gelegenheit gegeben, ſeine Neigungen mit der Erfüllung ſeiner

Pflichten gegen den Staat in Harmonie zu bringen. Er wußte, was man von ihm erwartete: daß er einen großen Theil seines großen Einkommens der Gegend, die er verwaltete, zu Gute kommen lasse, und da es nicht in seinem Wesen war, dieß auf hergebrachte Weise zu thun und Feste zu veranstalten, benutzte er seine beiden Töchter von frühester Jugend an, um durch sie sein Geld unter die Armen der Stadt und bei Gelegenheit von Inspektionsreisen, auf denen ihn beide Kinder immer begleiteten, unter die Bedürftigen der ganzen Provinz zu bringen. In der der That wäre es schwer gewesen, liebenswürdigere Trost- und Hülfsboten aufzufinden. In der Einfachheit des Landlebens, den Neigungen und Grundsätzen des Vaters gemäß, anspruchslos aufgewachsen, war an diesen beiden in voller Schönheit erblühten Geschöpfen nichts von den Schlacken zu bemerken, welche hocharistokratischer Rahmen und großer Reichthum in den Gemüthern, besonders in weiblichen, abzusetzen pflegen. Unter Anleitung des gelehrten aber nichts weniger als pedantischen Vaters hatten die beiden Mädchen einen Schatz von Wissen gesammelt, wie es bei der oberflächlichen modernen Erziehung, die in meinem Vaterlande gang und gäbe ist, in aristokratischen Kreisen zu den höchsten Seltenheiten gehört, und hatte sich eine Empfänglichkeit für alle schönen Produkte aller Künste geoffenbart, von der man voraussetzen durfte, daß sie Leben und Erfahrung, Sehen und Hören der besten Werke zu einem hohen Grade, vielleicht bis zur selbständigen Schöpferkraft entwickeln könnten. Die glänzendere der beiden Erscheinungen war die ältere Tochter, Nastinka; in ihr vereinigte sich, was so selten vereint vorkommt, Sinnigkeit mit schlagfertigem Geiste und Poesie mit komischem Witze. Sie schrieb Verse, die in der That reizend waren und einen großen Fonds von Liebe und Leidenschaft vereinten. Bei all den Eigenschaften dachten die beiden Mädchen nicht daran, glänzen zu wollen; in ihrem etwas farblosen Leben verging ein Tag nach dem andern in größter Anspruchslosigkeit, *als ob es* immer so sein müßte, als ob Rang und Reichthum

nicht auf ein anderes Leben hinwiesen; und diese Harmlosigkeit fügte zu all den Vorzügen der beiden Mädchen noch einen neuen Reiz, einen besonderen Duft hinzu.

Ich war kein Jüngling mehr, aber der beinahe tägliche Umgang mit so ausgestatteten jungen Mädchen konnte nicht ohne Folgen für mein Herz bleiben. Ich entschied mich für die glänzende Nastinka und noch den ersten Winter, den ich in der Provinzstadt zubrachte, war ich ein verheiratheter Mann. Ich liebte meine Frau und ich gewann sie von Tag zu Tag lieber, je mehr ich den großen Reichthum ihrer guten Eigenschaften kennen lernte, und ich fühlte das Bedürfniß, meinen alten Freunden in der Residenz mein Glück zu zeigen. Die Kaiserin hatte ihr am Hochzeitstage ihre Chiffre in Diamanten geschickt, oder mit anderen Worten, hatte sie zu ihrer Hofdame ernannt und es war Pflicht, zu Hofe zu gehen und für diese Ehre zu danken. Nastinka zitterte vor der Idee, in der großen Welt zu erscheinen; ich freute mich sie sehen zu lassen. Ich werde, dachte ich, all diesen Weibern des Hofes zeigen, wie ein Weib sein soll. Die Ueberzeugung von der Solidität der guten, selbst der blendend glänzenden Eigenschaften meiner Frau stand so fest in mir, daß ich nur daran dachte, wie sie als Muster dienen, und nicht einen Augenblick, daß sie irgend wie durch schlechtes Beispiel oder durch große Erfolge erschüttert werden könnte. Mit Stolz und voller Zuversicht erschien ich mit meinem jungen Weibe in der Residenz und warf mich in den ganzen Strudel der sogenannten großen Welt. Von wie vielen jungen Männern sie auch sofort umringt war: der Gedanke, daß sie jetzt Vergleiche anstellen könnte, daß sie zu vergleichen in der provinziellen Einsamkeit keine Gele
und daß ich vielleicht nur diesem Umstande mein
stellte sich mir nicht einmal auf die flüchtigste
Wonne sah ich mich beneidet und sah ich
Anerkennung ihres Werthes. Daß sie
phen an weiterer Ausbildung ihrer
Maler- und Gesangstalente arbeitet

mehr, daß ihre Liebe zum Schönen durch die Frivolitäten der Welt nicht erdrückt werden könne und meine Sicherheit, meine Ueberzeugung von der Unerschütterlichkeit dieser schön begründeten Natur stand fest, ja war am festesten, als man Nastinka schon allgemein als eine Löwin im gewöhnlichsten Sinne des Wortes betrachtete, als jeder Stutzer schon wußte, daß ihr Wissen und Künste Toilettgegenstände und Mittel des Erfolges waren, wie Kleider und Coiffuren aus Paris. Zwei Jahre vergingen so, und ich glaubte noch im Besitze meiner Frau zu sein, als sie schon mit allen Gedanken, mit ihrem ganzen Wesen der frivolen Welt gehörte, die sie umgab, und als sie längst Vergleiche angestellt hatte, die nicht zu meinen Gunsten ausfielen. Ich wollte wirklich etwas thun, was nachträglich die so früh und unverdient erworbene Stellung rechtfertige; ich machte militärische und politische Studien, ich arbeitete und gab so den unzähligen Müssiggängern Raum und Zeit, meine Frau zu beschäftigen.

Mein Benehmen fiel keinem Menschen auf. Mein Gott! ich that ja nur, was so Viele thaten: ich beschäftigte mich mit meinen ehrgeizigen Plänen und war froh, daß es Andere, daß es hundert Anbeter übernahmen, meiner Frau die Zeit zu vertreiben, und ich mußte mich noch besonders glücklich schätzen, daß sich unter diesen Anbetern ein Prinz befand, ein Prinz, der dem Throne sehr nahe stand, und sehr großen Einfluß hatte.

Lieber Doktor, erlassen Sie mir die Erzählung Alles dessen, was ich eines Tages erfuhr, als ich einem Freunde meinen Wunsch nach einem gewissen Kommando in Asien zu erkennen gab und er mir antwortete, der Prinz werde meiner Frau nichts abschlagen. Am selben Tage wurde der Prinz von mir geohrfeigt, und da ein Prinz sich nicht schlägt, fuhr ich noch selben Tags in demselben Schlitten mit meiner Frau aus der Residenz den Steppen zu. Ich war allein mit ihr und ich kutschirte selbst; ich konnte mir die Genugthuung nicht versagen, sie persönlich ihrem Exile und der Hölle, die ich ihr ausdachte, zuzuführen. Ich wußte noch nicht, was ich thun wollte, aber so etwas wie

die Geſchichte, auf die Dante anſpielt, ſchwebte meinen Gedanken vor. Sie erinnern ſich der Pia dei Tolomei, die ihr beleidigter Gatte in die Sümpfe der Maremmen führt, um ſie dort an den Fieberlüften zu Grunde gehen zu laſſen. Ich war um ſo grauſamer geſtimmt, als die Ueberzeugung von meinem Unglück ſo plötzlich, ſo ohne alle Vorbereitung kam.

Wir fuhren volle zwölf Tage durch ſchauerliche, winterliche Einſamkeiten dahin, durch Schneeſtürme, die uns zu begraben drohten, über gefrorene Flüſſe und Seen, durch Gegenden, die ſelbſt der Wolf nicht bevölkerte und durch andere, die nur er aufſucht. Wir ſaßen in dem kleinen Schlitten eng aneinander; unſere Ellenbogen berührten ſich, aber nicht ein einziges Wort wurde während der ganzen Reiſe gewechſelt, vielleicht nicht ein einziger Blick. Am dreizehnten Tage traten wir in ein altes, großes Holzgebäude, das man Schloß nannte und das ich ſeit meiner früheſten Jugend nicht wieder geſehen hatte. Es war mein Eigenthum, aber außer aller Welt, in vergeſſener Gegend liegend und zu einem Gute gehörend, das man als uneinträglich vernachläſſigte, war ich nie verſucht, hierher zurückzukehren. In meiner Erinnerung war mit dem Schloſſe ein Dorf verbunden, aber als ich mit meiner Frau daſelbſt ankam, war von dem Dorf kaum eine Spur vorhanden. Die Leibeigenen hatten den undankbaren Boden verlaſſen und waren mit Erlaubnißſcheinen in die Städte gezogen, um als Handwerker zu leben. Das Schloß ragte als ein halbverwitterter und verfaulter Würfel ſchwarz und einſam aus der unendlichen ſchneebedeckten Ebene hervor und war nur von dem alten Intendanten, der hier noch den Reſt ſeiner Tage verleben wollte und einigen leibeigenen Dienern und einer Unzahl von Wolfshunden bewohnt. Dort ſchlug ich meine Reſidenz auf.

Was ich daſelbſt wollte? Auf dieſe Frage wüßte ich noch heute keine genaue Antwort zu geben. Wollte ich meine Frau an Langeweile ſterben laſſen? wollte ich ſie nur einer Buße unterwerfen, um ſie, die ich noch immer liebte, eines Tages gereinigt und nach geſühnter Schuld wieder an mein Herz zu drücken?

Ich weiß es nicht. Bald war die eine, bald die andere Absicht in mir vorherrschend, je nachdem ich an die glücklichen mit ihr verlebten Tage oder an ihren Verrath dachte. Und Tage, Wochen, Monate vergingen und ich wußte noch immer nicht, warum ich mich mit ihr in diese Einsamkeit vergraben hatte. Ich ließ die Zeit tonlos dahinschwinden und gedankenlos die Zukunft herankommen. Die einzige Abwechslung, die ich mir gestattete, war ein Ritt auf wildem Steppenpferde; doch entfernte ich mich nie vom Schlosse, sondern zog in weiten und engen Kreisen rings umher, wie ein Wächter, der einen Schatz bewacht oder ein wildes Thier, das seine Beute niederreißt.

Die Gräfin verließ nie die ihr angewiesenen Gemächer. Sie hatte sich diese Lebensweise selbst vorgeschrieben, ohne daß ich ihr oder der Dienerschaft eine dahingehende Anweisung gegeben hatte. Sie speiste auf ihrer Stube, während ich unten im alten Speisesaal meine kurzen Mahlzeiten hielt. Die einzige Gesellschaft, die sie während dieser Zeit suchte, war die des Ortsgeistlichen eines benachbarten Dorfes, den sie einladen ließ, und der zwei- bis dreimal in der Woche kam. Ich glaubte damals, sie wollte fromm werden, aber das Ganze schien nur eine vorübergehende Grille, denn die Besuche hörten bald wieder auf. Wir sahen uns, wir sprachen uns nie. Nur eines Tages, nach einem beinahe zweijährigen Aufenthalte im Schlosse, der mir bald wie eine kurze Woche, bald wie eine Ewigkeit erschien, an einem Herbstnachmittage stand sie plötzlich im Hofe vor mir, sah auf den Boden und fragte mit zitternder Stimme: „Wird das noch lange dauern?“

Ich war erschüttert und unfähig, ein Wort hervorzubringen, wohl aber fühlte ich, daß mit dem ersten Blick aus meinen Augen ein Strom von Thränen hervorbrechen würde. Ich wandte mich um und floh ins Schloß zurück, konnte aber nicht umhin, ich mußte sie durchs Fenster, hinter der Jalousie versteckt, betrachten. Sie stand lange auf derselben Stelle, bis sie eine Bewegung machte, als ob sie nach reiflichem Nachdenken zu *einem* Entschluß gekommen wäre und raschen Schrittes in die

Wohnung zurück ging. Es flog mir der Gedanke durch den Kopf, daß sie ihrem elenden Dasein ein Ende machen konnte, und in höchster Aufregung stürzte ich ihr nach, um sie an mein Herz zu drücken, um mich mit ihr zu versöhnen und ein neues, vielleicht noch glückliches Leben zu beginnen. Aber im Korridor vor ihrer Stube angekommen, hörte ich ihre Stimme: sie sang, sie trillerte! — Die Stubenthür war offen; mein Auge durchflog den Raum und ich sah mit Staunen alle Wände mit neuen Landschaften bedeckt und in der Mitte des Zimmers eine Staffelei mit einer neuen Arbeit.

Das Alles machte mir den Eindruck der Herausforderung, der Verhöhnung. Sie hatte sich also nicht einmal gelangweilt und sie war nicht bestraft, ich war nicht gerächt. Sie hatte die Ruhe des Schaffens und die Freuden des Vollendens, während ich, ihr Richter, in ihrer nächsten Nähe ein leeres, ruhe- und freudenloses Leben hinsiechte. Ich fühlte mich gebrochen und jede Möglichkeit künftigen Glückes untergraben — und sie sang, sie trillerte, und während ich erstarrt vor der Thüre hielt, stand sie mit dem Pinsel in der Hand, immer noch singend, wieder vor ihrer Arbeit, vor ihrer Freude. Nur noch einen Grad höherer Aufregung und ich wäre hingestürzt und hätte roh und barbarisch gegen all' diese Bilder gewüthet. Aber ich war ein gebildeter Mensch und Hamletisch eilte ich in die Steppe hinaus, um über das neue Erlebniß nachzudenken.

Woher und wie hatte sie sich die Mittel verschafft, um diese neue Welt um sich herum aufzuführen? Woher Pinsel, Farben, Staffelei, Leinwand? Es war unter meiner Würde, bei der Dienerschaft Erkundigungen einzuziehen, desto lebhafter beschäftigten mich diese kleinlichen Fragen sowohl wie das Wichtigere, das mit diesen zusammenhing. Vor Allem erschien mir Nastinka als eine höchst durchtriebene Betrügerin, da sie so Vie[illegible] hinter meinem Rücken zu Stande bringen konnte, nach un[illegible] aber erschien mir die ganze Sache in einem ganz an[illegible] verschiedenen Lichte. Nur wenige Tage vergingen und ic[illegible]

an das mit Bildern bedeckte Zimmer nicht ohne Rührung denken. In ihrem Unglück hatte ſie ſich zur Kunſt geflüchtet und das Schöne gerettet. Durch beinahe zwei Jahre war ſie in voller Einſamkeit nur mit künſtleriſchem Schaffen beſchäftigt, führte ſie ein Leben, das von dem Reſidenzleben ſo unendlich verſchieden war. Es muß ihr ſein, als läge ein Jahrhundert zwiſchen jetzt und der Zeit, da ſie mich und ſich ſelbſt vergaß; es muß ihr ſcheinen, als wäre ſie nicht dieſelbe Perſon, die ſich an meiner Liebe ſo ſchwer vergangen; ſie begreift jetzt ſelber nicht, wie ſie ſich den Frivolitäten des Lebens hat ſo hingeben können, da ſie deſſen tiefere Freuden kennen lernte, denn was gibt tiefere Freuden und mehr veredelnde, als Schaffen und Hervorbringen des Schönen? Hat ſie durch die lange Haft nicht ihre Schuld geſühnt? Iſt ſie durch ein ſolches Leben nicht geläutert und gereinigt? Gewiß, ſie fühlt, daß ſie es iſt und daß nach Gerechtigkeit ihre Strafe ein Ende haben müſſe und das hat ihr den Muth gegeben, jene Frage, ob dieß Leben noch lange dauern ſolle? an mich zu richten. Mag die Welt ſich ewig eines begangenen Fehlers erinnern, der Einzelne ſoll nicht nur verzeihen, er ſoll auch vergeſſen. Ja, ich wollte ſtark genug werden, um einer auf vollkommenes Vergeſſen ruhenden Vergebung fähig zu ſein. Der Entſchluß that mir wohl, ſtimmte mich milder und erfüllte mich mit einer Art glücklichen Gefühles, wie ich es lange nicht gekannt hatte. Einzelne Erinnerungen, einzelne Ueberreſte bitterer Empfindung, die ich von Zeit zu Zeit noch in mir verſpürte, wollte ich erſt ganz verwiſcht haben, dann zu ihr eilen und mich aufs Neue mit ihr vermählen. Ich fühlte, daß ich es mit der ganzen Innigkeit eines liebenden Bräutigams thun werde, mit eben ſolcher Innigkeit und Aufrichtigkeit wie jener gekränkte Ehemann in der altengliſchen Tragödie von Thomas Heywood ſich aufs Neue mit ſeinem Weibe auf dem Todtenbette vermählt, auf das ſie, von ſeiner Güte zu Tode gedemüthigt, geſunken war. Der Geburtstag meiner Frau war nahe; an dieſem *Tage wollte* ich ſie und mich dem Leben und dem Glücke wiedergeben.

Der Tag brach an. Mit der ersten Frühe stand ich an ihrer Thüre und — mein Gott! — mit welchem Gefühle, in welcher seligen Aufregung. Ich glaube, daß ich nie so glücklich war, so tief durchdrungen glücklich, wie in jenem Momente, welchem sofort die furchtbarste Enttäuschung folgen sollte. Ich trat ein, sie war fort. Sie war nicht in der Stube, nicht im Hause, nicht im Garten, sie war entflohen.

Ich habe sie nicht verfolgt.

Kurz darauf begannen meine Wanderungen über die Erde, auf denen ich Sie kennen lernte, und die Sie zum Theil mit mir machten. Was die Gräfin betrifft, so erfuhr ich denn von Landsleuten, die mich nicht kannten und die mit mir von ihren Abenteuern sprachen, daß sie allein zu Pferde die unendlichen Steppen und Wüsteneien durcheilte unter allerlei Drangsalen und Entbehrungen, bis sie nach beinahe einem Monat und unzähligen Erlebnissen in Petersburg ankam. Sie beschrieb später diese Flucht, die meinen Landsleuten um so interessanter erschien, als die Beschreibung in französischer Sprache und in einer Pariser Revue erschien. Dieß war genug, um sie zu einer Heldin zu machen und ihr, wenn auch außerhalb der Gesellschaft, eine gewisse Stellung zu verschaffen. Sie war das Ziel der Neugierde geworden und bald der Mittelpunkt eines großen Männerkreises, in dem sich Viele fanden, die sich gerne zu ihren Rittern aufwarfen. Unter diesen begünstigte sie einen Franzosen, der unter dem Vorwande legitimistischer Treue nach der Julirevolution an den Hof Rußlands kam, um sein Glück zu machen. Er erwartete vom Kaiser Nikolaus irgend eine glänzende Stellung; bis diese kam, beschäftigte er sich mit Plänen zur Eroberung und gänzlichen Unterwerfung des Kaukasus, faßte dahingehende Memoiren ab und überreichte [redacted] den Ministern. Zu gleicher Zeit trieb [redacted] und spielte sehr hoch, ohne [redacted] er die Fonds zu [redacted] sei[redacted]

gegangen war. Aber er war eine glänzende und schöne Erscheinung, geistreich, was man in der Gesellschaft so nennt, und ein vollendeter Weltmann. Da er der begünstigte Ritter der Gräfin war, hatte er bei ihrer zweideutigen Stellung jede Gelegenheit, für sie einzutreten und sich für sie zu schlagen. Dies benutzte man bei Hofe, wo er längst lästig geworden war, um sich seiner zu entledigen und ihn aus dem Lande zu schicken. Er duldete für die Gräfin was es schien ihr nur natürlich, ihm ins Ausland zu folgen.

Mit diesem Manne durchreiste die Gräfin Deutschland, Frankreich, Italien. Ueber das Leben, das sie während dieser Zeit führte, weiß ich nur wenig; ich habe mich selten darnach erkundigt; ich weiß nur, daß sie sich nach Jahren, nachdem er sie um ihr halbes Vermögen gebracht, von ihm trennte und daß sie seitdem allein von einer Spielbank Deutschlands zur andern reiste. Am grünen Tische fand sie ihren ehemaligen Begleiter manchmal wieder, denn seit er nicht mehr über ihr Vermögen verfügen konnte, hatte er sich ganz auf das Spiel, als auf einen Erwerb geworfen und ist endlich Croupier geworden. Der Mann mit grauem, feinem Backenbart, den Sie heute die Bank halten sahen und der es mit so großer Würde thut, ist kein Anderer als der ehemalige Ritter meiner Frau, der Vicomte de S . . ., der in Petersburg eine Rolle spielte und hunderte von Damenherzen gewann. Wohin es mit meiner Frau gekommen, was aus ihr geworden, darf ich Ihnen nicht erst sagen. Sie haben sie heute am Spieltisch gesehen. Ich sah sie seit mehr als fünfundzwanzig Jahren zum ersten Male wieder — und wie! in welchem Zustande! nach welcher Veränderung! Jetzt begreifen Sie die Aufregung, in der Sie mich gefunden haben.

Nun aber will ich den Kellner rufen und ihm sagen, daß er meinen Namen nicht in die Kurliste setze. Mit dem frühesten Morgen reise ich wieder ab. Ich gehe nach Aegypten und Nubien. Wollen Sie mich wieder begleiten, sollen Sie willkommen sein.

Zwanzig Millionen.

Erſtes Kapitel.

In den Kunſtausſtellungen gibt es immer ein hinteres Gemach, gewöhnlich das ſchlechteſte und mindeſt gut beleuchtete des ganzen Gebäudes, in welchem Aquarelle, Paſtelle, Oelbilder, Zeichnungen, ordnungslos und offenbar mit geringer Rückſicht auf die Verfertiger derſelben aufgehängt ſind. Die mit der Topographie der Ausſtellung vertrauten Beſucher gehen gewöhnlich an dieſem Gemache vorbei, nachdem ſie es einmal beſucht, oder kehren nur dahin zurück, um ſchlechte Witze zu machen, oder um einem Bekannten etwas Lächerliches zu zeigen; am liebſten aber ſchleichen an dieſem Gemache die Künſtler ſelbſt vorbei, deren Werke dort ausgeſtellt ſind; das Gemach iſt gewiſſermaßen ein Pranger. Wer dort prangt, iſt, wenigſtens für dieſes Jahr der Ausſtellung, verurtheilt, denn dorthin werden eben nur die ſchlechteſten Bilder gehängt. Dieſes Zimmer heißt in der Kunſtſprache, oder wenigſtens in der Atelierſprache mancher Städte, die Speckkammer. Eine ſol[illegible] Speckkammer be[illegible] wir, — mögen mir die Anatomen [illegible]ei[illegible] und die Pſ[illegible]logen es mir bezeugen — eine ſolche Speckk[illegible] be[illegible]: alle in unſern Herzen, Alle — ich, der ich d[illegible], du, Leſer, der ſie lieſt und alle Diej[illegible]n, die ſie nicht [illegible]n. In den vorderſten Kammern, die wir Jedermann zur [illegible]u[illegible]n, und durch die wir in den glücklichſten Stunden am Liebſten lu[illegible] hängen die ſchönſten Bilder der Erinnerung, Portraits [illegible]

Bilder, Stillleben, Idyllen, Bilder jeder Art — aber in jener verborgenen Kammer hängen die häßlichen Bilder, bei deren Anblick, wenn wir nothwendig durch müſſen, wir uns mit der Hand über die Stirn fahren, als ob wir von einer Leinwand, von einer Gedenktafel oder dergleichen, etwas wegwiſchen wollten. Glücklich, wer nur eine kleine Speckkammer beſitzt. Wenn er klug iſt, zeigt er ſie, und er kann ſicher ſein, daß er ſie Einem zeigt, der ebenfalls eine beſitzt. Welcher Menſch hatte nicht ſchwache Momente! ja gemeine, ja niederträchtige Momente!

Ich bin ein Menſch, der heute eine ſehr geachtete Stellung einnimmt, ich erfreue mich eines ſehr guten Rufes, ich habe viele Freunde und Jedermann wird behaupten, daß ich ein langes, fleckenloſes Leben hinter mir habe, und man wird letzteren Umſtand beſonders hervorheben, da man weiß, daß ich in der Jugend und im männlichen Alter mit Hinderniſſen zu kämpfen hatte, mit Noth, Elend und Neid, an denen, wie Kleiderfetzen an Dornen, oft die beſten Stücke des Charakters hängen bleiben. Niemand ahnt, daß ich meine Speckkammer habe, ganz wie ein Anderer — und ſonderbarer Weiſe danke ich das häßliche Bild in dieſer Speckkammer meiner vortrefflichen Mutter. Sie iſt die erſte Urſache, daß ich mich lange, lange mit einem Gedanken, mit einem Plane getragen, dem alle meine Grundſätze widerſprachen, daß ich an mir ſelbſt einen Verrath beging, mit einem Worte, daß ich gemein war.

Nach der Anſicht der guten Frau beſaß ich ſchon mit meinem zwanzigſten Jahre Alles, was einen trefflichen und glücklichen Menſchen machen kann, eine einnehmende Erſcheinung, ein empfängliches Herz, einen gebildeten Geiſt, ein heiteres Gemüth, kurz alle Eigenſchaften, die eine Mutter an einem erträglichen Sohne entdeckt — nur Eines fehlte mir: Reichthum! Sie glaubte zwar nicht, daß hunderttauſend Thaler Renten eine nothwendige Bedingung des Glückes ſeien, ſie wußte es, daß es auch ein ſehr idylliſches, darum nicht minder tiefbegründetes Glück geben könne, da ſie ſelbſt ein ſolches an der Seite meines Vaters durch

ungefähr zwanzig Jahre genossen und sich noch als Wittwe mit dreihundert Thaler Gehalt glücklich fühlte; aber welche Mutter wünscht ihrem Kinde nicht noch mehr Glück, als sie selbst kennen gelernt? und sie dachte, besser ist besser und sicherer ist sicherer. Am Ende könne man ja, wenn man die Neigung habe, selbst mit großer Rente ein idyllisches Leben führen, ohne große Rente aber könne man Vieles nicht thun, was man vielleicht ja gerne thun möchte. Und das Geld ist eine so gewaltige Macht! Wie viel des Guten kann es bewirken, wenn es in die rechten Hände gelangt! Sie zweifelte übrigens nie daran, daß sich eine ungeheure Erbin eines Tages in meine ausgezeichneten Eigenschaften verlieben werde. Als ich vierundzwanzig Jahre zählte, und zu meinen ausgezeichneten Eigenschaften noch die ersten Keime eines künftigen Rufes, vielleicht Ruhmes als eines Gelehrten kamen, war sie erstaunt, daß ihre Hoffnungen sich nicht schon verwirklichten. In dem kleinen Landstädtchen, in welchem sie ihren Wittwengehalt verzehrte, erwartete sie jeden Posttag einen Brief, der den Poststempel der Universitätsstadt trüge und ihr die endliche Erfüllung ihrer Wünsche verkündigte.

Sonderbarerweise sollten die Dinge eine Wendung nehmen, wie sie die gute Mutter in der Einsamkeit ihres Städtchens ausgeträumt hatte.

Ich bewohnte die Universitätsstadt, welche zugleich ein großer literarischer Mittelpunkt war, und arbeitete fleißig an einem historischen Werke, das den Ruf, den ich mir mit einem ersten Buche bereits erworben, befestigen, wo möglich vergrößern, und mir endlich ein gutes Stück soliden Brodes, ich meine eine Professur, einbringen sollte. Eines Tages, da ich eben über meinen Büchern und Notizen saß, bringt mir mein Dienstmädchen ein kleines Briefchen, das so lautete: Dr. Edmund Born.

Lieber Freund!

Kommen Sie heute, ohne Umstände, auf einen S
Wir haben einen lieben Gast, eine Freundin mein-

Fräulein Zelinde Heil, eine ſehr liebenswürdige, alte Jungfer, die viel geſehen, viel zu erzählen weiß und Ihre Bekanntſchaft zu machen wünſcht. Seien Sie liebenswürdig mit ihr. Hören Sie? — ſehr liebenswürdig. Mündlich werde ich Ihnen ſagen, warum ich Ihnen das empfehle und zwar auf die dringendſte Weiſe. Wir eſſen heute um zwei Uhr. Alſo auf baldiges Wiederſehen

6. September.

Clara Michelſen.

Als ich das Briefchen erhielt, war Mittag bereits vorüber; das Landhaus der Hofräthin Michelſen lag wohl eine halbe Stunde vor der Stadt; ich hatte alſo nicht viel Zeit, mich in Staat zu werfen. Das beunruhigte mich nicht; die gute Freundin meiner Mutter und meine vortreffliche Gönnerin nahm es mit mir nicht genau. Ich konnte bei ihr erſcheinen wie ich wollte; außerdem handelte es ſich ja um eine improviſirte Einladung aufs Land, und die Fremde war eine alte Jungfer. Auch gehörte ich zu der Klaſſe der eleganten jungen Gelehrten und brauchte mich, um unter Menſchen zu gehen, nicht erſt von Monate altem Bücherſtaub zu reinigen und Kleider hervorzuſuchen, die nur für Beſuche bei Regierungsräthen und Miniſtern beſtimmt ſind.

Im Landhauſe der Hofräthin Michelſen, die mich mit gewohnter Freundlichkeit und einem ungewohnten, räthſelhaften Lächeln, zugleich mit einem, meine ganze Perſon prüfenden Blicke empfing, fand ich, nebſt der zahlreichen Familie, nur noch einige alte Bekannte und jenes beſagte Fräulein Zelinde verſammelt. Dieſe gehörte zu den abgerundeten, lächelnden alten Jungfern mit vollen, immer noch jugendlich gerötheten Wangen; ihr Geſicht war voll Wohlwollen für alle Welt, beſonders, wie es ſchien, für die Jugend, die ſie nicht haßte, weil ſie nicht mehr zu ihr gehörte; ſie war eine jener unverheiratheten Matronen, die bei erſter Bekanntſchaft immer überraſchen, weil ſie alle Vorſtellungen, *die man* einer alten Jungfer entgegen beweist, auf das An-

genehmſte Lügen ſtrafen und denen man, dankbar für die erlebte Enttäuſchung, deſto raſcher und deſto lieber mit Freundſchaft entgegenkommt. Als ich eintrat, war ſie eben in ein Geſpräch verwickelt, aber ſie brach es ſofort ab, als mein Name genannt wurde, um mich mit Neugierde zu betrachten; ſpäter bemerkte ich, daß ſie, immer mich beobachtend, während ich mit Andern ſprach, unwillkürlich eine billigende, ja beifällige Bewegung mit dem Kopfe machte. Bevor man zu Tiſche ging, ſtreifte die Hofräthin an mir vorbei und flüſterte mir zu: „Geben Sie der Fremden den Arm!“ — Ich that es ohne jene Verdrießlichkeit, mit der man derartigen Anweiſungen der Frauen vom Hauſe nachzukommen pflegt, welche bei ſolchen Gelegenheiten den Freunden gewöhnlich die unangenehmſten Pflichten der Höflichkeit zumuthen.

Fräulein Zelinde, meine Tiſchnachbarin, war ſehr geſprächig; aber ich fühlte ſehr wohl, daß ſie es nicht mit altjüngferlicher Geſchwätzigkeit war, oder um Wiſſen und Geiſt auszukramen; es war ihre offenbare Abſicht, nur mich mittheilſam zu machen, um mich weiter kennen zu lernen. Zu dieſem Zwecke ſchlug ſie die verſchiedenſten Saiten an, und ſprach ſie unter Anderem auch von meinem Buche, das ſie kannte und fragte ſie nach den Arbeiten, die mich eben beſchäftigten. Ich ließ mich mit Vergnügen verhören und gab gerne ausführliche Antworten; denn die ganze Art und Weiſe der guten Dame, wie das Intereſſe, mit dem meine liebe Freundin, die Hofräthin, manchmal zu uns herüberſchielte, ſagte mir, daß hinter all' dem etwas mir Günſtiges ſtecken müſſe.

„Ihr Name,“ ſagte Fräulein Zelinde, an das Geſpräch über meine Arbeiten anknüpfend, „wäre mir auch ohne Ihr Buch nicht unbekannt geweſen. Die Baroneſſen von Friedensborg haben mir mehr als einmal von den ſchönen Stunden erzählt, die ſie mit Ihnen verbrachten. Sie denken mit Vergnügen daran, wie —“

„Die Baroneſſen Friedensborg?“ fragte ich erſtaunt.

„Gewiß,“ beſtätigte Fräulein Zelinde, „ſie haben Sie “ · vergeſſen.“

„Mich — nicht vergeſſen?“ fragte ich wie vorher. „Das muß ein Irrthum ſein. Mein Fräulein, Sie verwechſeln mich wohl mit Jemand anderm?“

„Sind Sie nicht Dr. Edmund Born?“

„Ganz richtig.“

„Haben Sie nicht vor zwei Jahren eine Rheinreiſe gemacht und zwar an Bord des Rubens?“

„Eben ſo richtig.“

„Haben Sie nicht an Bord des Rubens die Bekanntſchaft dreier liebenswürdiger junger Mädchen gemacht?“

„Nein! — ich erinnere mich nicht!“

Fräulein Zelinde ließ Meſſer und Gabel fallen und machte ein Geſicht wie ein Menſch, der eben eine große Täuſchung erlebt, oder einen ganzen liebgewonnenen Plan in Scherben gehen ſieht. Sie flößte mir wahrhaftes Mitleid ein, und ich hätte was darum gegeben, wenn ich mich beſagter Baroneſſen hätte erinnern können, und dieß um ſo mehr, als die gute Dame nicht nur ſchmerzlich getäuſcht, ſondern ſogar beleidigt ſchien. Darum fragte ich weiter: „Woher waren dieſe Baroneſſen von Friedensborg?“

„Aus Kopenhagen!“ ſagte Fräulein Zelinde und ſah mich kaum mehr an dabei.

„Aus Kopenhagen!“ rief ich, „à la bonne heure!“

Auf dieſen Ausruf wandte ſich die gute Dame wieder mit einem Blicke friſcher Hoffnung zu mir: „Alſo Sie erinnern ſich? Sie hatten nur den Namen vergeſſen?“ fragte ſie haſtig.

„Ich erinnere mich eines alten Herrn aus Kopenhagen — ein kleiner Mann mit grauem Backenbart und dichten, ſehr feinen weißen Haaren.“

„Das iſt der Vater, Baron von Friedensborg!“

„Ja,“ ſagte ich, indem ich mir die Stirn rieb und mein Gedächtniß aufwühlte — und ohne laut ſprechen zu wollen, fügte ich hinzu: „ein Emporkömmling?“

„Ein ſehr ehrenwerther Mann! ein ausgezeichneter Mann!“ fiel mir Fräulein Zelinde ins Wort, ſehr gedrückt und ſehr raſch,

„Wer?“ fragte ich zurück.

„Nun, Ihre Tischnachbarin.“

„Worüber? Sie machen ein bedeutungsvolles Gesicht — ich verstehe Sie nicht.“

„Sie hat Ihnen also nichts gesagt,“ murmelte die Hofräthin. „Sie haben ihr vielleicht nicht gefallen.“

„Sehr möglich,“ sagte ich, gleichgültig die Achsel zuckend.

Die Hofräthin verwies mir, den Kaffee einschenkend, meinen Leichtsinn. „Es handelt sich um nichts Kleines — es handelt sich um eine Heirath, und was für eine Heirath!“

„Mit wem? mit Fräulein Zelinde?“ rief ich mit komischem Entsetzen, daß die Hofräthin mit Kaffeeschenken einhalten mußte, um ihren Tisch nicht zu besprengen, da sie vor Lachen zitterte.

„Seien Sie kein Narr, Edmund, und scherzen Sie nicht, wo es sich um ein außerordentliches Glück handelt, in der That, um ein ganz außerordentliches Glück, um eine Partie, wie es deren wenige in Europa zu machen gibt.“

„Ah, ich merke,“ antwortete ich, „ich bin fünfundzwanzig Jahre alt, da muß ich darauf gefaßt sein, daß mich alle Damen meiner Bekanntschaft unter die Haube bringen wollen. Das würde mich nicht wundern, man kennt ja die Leidenschaft, den Verheirathungsfanatismus der Frauen, aber daß Sie, verehrte Freundin, daran denken können, daß Sie mich so wenig kennen, um zu glauben, daß eine solche Art der Verheirathung, dieses Partiemachen bei mir angebracht sei, das, ich gestehe es —“

„Schon gut,“ unterbrach mich die Hofräthin, „wir sprechen noch davon.“

Sie nahm eine Tasse Kaffee und brachte sie selbst dem alten Fräulein, mit dem sie rasch einige Worte wechselte. Als sie sich ihr ab und mir zuwandte, sah sie mich mit einem vorwurfsvollen Blicke an, den ich nicht verstand. Ich war doch, ihrem Wunsche gemäß, gegen das Fräulein so liebenswürdig gewesen, als es mir möglich war. Aber ich verstand sie halb und halb, als sie mir im Vorbeigehen sagte: „Sie sind ein ungeschickter Mensch.

hundertmal Millionär ist. Ich lobe ihn gerne, aber noch lieber höre ich ihn loben. Er ist mein edler Freund, und seine Familie trachtet mich als zu ihr gehörig. Ich habe die jungen Baroneſſen alle erzogen, ich war wie ihre Gouvernante, und Sie werden zugeben, daß ich Urſache habe, auf ſie ſtolz zu ſein."

Das war eine neue Verlegenheit. Ich konnte der alten Gouvernante kein Kompliment machen, denn ich erinnerte mich nur dunkel, daß der alte Herr auf dem Dampfſchiffe von einer zahlreichen Dienerſchaft und einigen jungen Mädchen in Sommerhüten und grünen Schleiern umgeben geweſen. Sie ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Es iſt verdrießlich, daß ich Ihnen verrathen, in welch' gutem Andenken Sie bei den jungen Damen ſtehen, während Sie ſich ihrer gar nicht erinnern. Ich habe die guten Kinder kompromittirt. Vielleicht hätten ſie Ihre Aufmerkſamkeit wenigſtens als eine Seltenheit auf ſich gezogen, wenn Sie, Herr Doktor, gewußt hätten, daß jedes dieſer Mädchen wenigſtens zwanzig Millionen mitbekommt, denn ſolche Mädchen bekommt ein Mann Ihres Alters nicht alle Tage zu Geſichte."

Ich lachte auf: „Sie irren, mein Fräulein. Ich bereiste damals den Rhein, um römiſche Alterthümer aufzuſuchen, und dieſe nahmen mein ganzes Intereſſe in Anſpruch, den Reſt des Intereſſes, deſſen ich noch fähig war, nahm der alte Herr hinweg, von dem ich wußte, daß er Kaufmann und Rheder geweſen, und der ſich doch ſo warm und förmlich nach Belehrung lechzend, nach den Monumenten von Trier und Igel erkundigte."

Fräulein Zelinde ſchien von dieſer Antwort ſehr befriedigt. Am Ausdrucke ihres Geſichtes nahm ich wahr, daß ich etwas geſagt hatte, was ihr wichtig war. Sie verſank in Nachdenken, aus dem ſie erſt erwachte, als die Stühle zurückgeſchoben worden und man ſich vom Tiſche erhob. Nachdem ich ſie in das Wohnzimmer zurückgeführt, wo ſich ihr einige Verwandte des Hauſes näherten und mich von ihr trennten, winkte mir die Hofräthin, die ſich in die Ecke an den Kaffeetiſch geſtellt hatte, und fragte mich mit leiſer Stimme: „Hat ſie Ihnen etwas geſagt?"

„Wer?“ fragte ich zurück.

„Nun, Ihre Tischnachbarin.“

„Worüber? Sie machen ein bedeutungsvolles Gesicht — ich verstehe Sie nicht.“

„Sie hat Ihnen also nichts gesagt,“ murmelte die Hofräthin. „Sie haben ihr vielleicht nicht gefallen.“

„Sehr möglich,“ sagte ich, gleichgültig die Achsel zuckend.

Die Hofräthin verwies mir, den Kaffee einschenkend, meinen Leichtsinn. „Es handelt sich um nichts Kleines — es handelt sich um eine Heirath, und was für eine Heirath!“

„Mit wem? mit Fräulein Zelinde?“ rief ich mit komischem Entsetzen, daß die Hofräthin mit Kaffeeschenken einhalten mußte, um ihren Tisch nicht zu besprengen, da sie vor Lachen zitterte.

„Seien Sie kein Narr, Edmund, und scherzen Sie nicht, wo es sich um ein außerordentliches Glück handelt, in der That, um ein ganz außerordentliches Glück, um eine Partie, wie es deren wenige in Europa zu machen gibt.“

„Ah, ich merke,“ antwortete ich, „ich bin fünfundzwanzig Jahre alt, da muß ich darauf gefaßt sein, daß mich alle Damen meiner Bekanntschaft unter die Haube bringen wollen. Das würde mich nicht wundern, man kennt ja die Leidenschaft, den Verheirathungsfanatismus der Frauen, aber daß Sie, verehrte Freundin, daran denken können, daß Sie mich so wenig kennen, um zu glauben, daß eine solche Art der Verheirathung, dieses Partiemachen bei mir angebracht sei, das, ich gestehe es —“

„Schon gut,“ unterbrach mich die Hofräthin, „wir sprechen noch davon.“

Sie nahm eine Tasse Kaffee und brachte sie selbst dem alten Fräulein, mit dem sie rasch einige Worte wechselte. Als sie sich ihr ab und mir zuwandte, sah sie mich mit einem vorwurfsvollen Blicke an, den ich nicht verstand. Ich war doch, ihrem Wunsche gemäß, gegen das Fräulein so liebenswürdig gewesen, als es mir möglich war. Aber ich verstand sie halb und halb, als sie mir im Vorbeigehen sagte: „Sie sind ein ungeschickter Mensch.

Sich nach zwei Jahren eines alten Vaters und nicht dreier Töchter zu erinnern, deren Eine man sogar erobert hat! Ist das je vorgekommen?"

Nach einer Stunde war mir Alles um mich her räthselhaft; jetzt fing es an, in meinem Kopfe zu tagen, oder wenigstens zu dämmern. Es war zwischen den beiden Damen wohl ausgemacht, daß ich eine der zwanzigfachen Millionärinnen, deren ich mich ganz und gar nicht erinnerte, heirathen sollte. Eine derselben hatte ich, der Himmel weiß wie? erobert. Der Gedanke schmeichelte mir außerordentlich, zum Theil wegen der Eroberung an und für sich und zum Theil wegen der zwanzig Millionen. Zugleich mit dem Gedanken an diese schöne runde Summe flog mir der Gedanke an meine gute Mutter durch den Kopf; ich sah sie vor mir, wie sie bei der Mittheilung, bei der Nachricht von einer solchen Heirath selig, überselig lächelte und dieses Lächeln trat auf meine eigenen Lippen. Ihr Traum verwirklichte sich auf eine mehr als glänzende Weise! Ich hatte in der That einen von Glück gesättigten Moment; aber die Wolke, die ihn verdüstern sollte, ließ nicht lange auf sich warten, denn jenem glücklichen Gedanken folgte bald der beleidigende, empörende: die mir Zugedachte ist wohl ein Scheusal, irgend ein Ausbund von Häßlichkeit! Diese alte Jungfer reist, um irgend einen armen Teufel auszuspähen, der ein solches mit zwanzig Millionen gerne in den Kauf nimmt. Wenn dem nicht so wäre, wozu brauchte man die alte Gouvernante zur Aufsuchung eines Bräutigams reisen zu lassen? Zwanzig Millionen haben fast genug Anziehungskraft, um mehr Freier herbeizulocken, als Penelope je bedrängten. Ich war entrüstet und am tiefsten empört gegen die Hofräthin, die mich doch kennen und wissen sollte, daß ich mich nicht so verkaufe. Ich eiferte mit ihr und sagte höhnisch: „Die mir Zugedachte schielt, ist blatternarbig, kahl und hat zwei Buckel!?"

Die Hofräthin verstand mich schnell, stand vom Stuhle auf, faßte mich am Rockknopfe und sagte leise, aber mit Nachdruck: „Sie ist keine große Schönheit, aber sie ist hübsch, wohlgebildet,

sehr unterrichtet, sehr liebenswürdig, und hat das vortreffliche Herz, das die ganze Familie auszeichnet!"

Dann setzte sie sich wieder, sprach mit Einem ihrer Gäste und überließ mich meinem Nachdenken, das immer wirrer wurde und grübelnder. Um ungestört zu sein, zog ich mich in eine Fensternische zurück, wo ich durch einen Vorhang von der Gesellschaft getrennt war. In dieser Einsamkeit sah ich mich nach wenigen Minuten, vielleicht Sekunden, in einem prächtigen Landhause — ein Landhaus schien mir von jeher der wünschenswertheste Besitz — in einem gewaltigen Bibliothekzimmer — in der Mitte dieses Bibliothekzimmers ein bequemer Pult mit Seitenklappen rechts und links, auf diesen große Bücherhaufen, und vor dem Pulte saß ich selbst, angeblickt von marmornen Büsten, die auf den Bücherschränken standen. Hart an der Bibliothek — ich sah durch die offene Thüre hinein — mein Antiquitätenkabinet, ein wahres Museum, voll von griechischen, römischen, etruskischen, ägyptischen, ja assyrischen Alterthümern. In einem gemüthlichen Winkel des Landhauses wohnte meine Mutter in einer bequem eingerichteten Reihe von Zimmern. Sie trat in meine Bibliothek und brachte mir mein Zehnuhrbrod, ganz wie zu Hause, wenn ich einige Wochen bei ihr zubrachte. Wie blühend und wie glücklich sah die gute Frau aus; um zwanzig Jahre verjüngt. Die gute Luft meines Landhauses, am Ufer des Sees oder großen Stromes und der Anblick meines Wohlstandes thaten ihr sichtlich wohl. Dann war ich wieder fern von meinem Landhause; ich war auf Reisen, in Italien, in Griechenland, in Kleinasien und Syrien, überall, wohin ich mich bis jetzt vergebens gesehnt hatte, auf allen Punkten, die mich historisch interessirten oder deren Autopsie mich in meinen Arbeiten fördern konnte, indem sie mir Volkscharaktere, Thaten und Ereignisse le[illegible]iger vergegenwärtigte. Aber Derjenigen, der ich all' das [illegible] diese Erfüllung meiner Wünsche verdankte, war in diesen [illegible] Träumen nicht die geringste Rolle zugedacht. Ich [illegible] im Landhause, sie saß nicht neben mir im [illegible]

nicht an meiner Seite über das Schlachtfeld von Marathon. Wie ſollte ſie auch? Ich kannte ſie ja nicht; ich wußte nicht, ob meine Freuden ihre Freuden, ob mein Glück ihr Glück ſei. Ich verglich dieſes mein vereinſamtes Leben, das ich ſo eben im Traume durchgemacht, gerade ſo, als ob ich noch Junggeſelle wäre, mit dem Ideale, das ich mir ſonſt von der Ehe gemacht, dieſe mir gleichgültige Perſon, deren Namen ich noch nicht einmal wußte, mit jener geliebten Freundin, der ich Alles anvertraute, mit der ich Alles genoß, die ſich in mich hineinlebte, meinen Sekretär machte, ſich an den ſchönen Formen der Berge und Buchten des Archipels, an den Säulen des Kap Kolonne-Sunium mit mir freute, und — ich empfand den frühen Verluſt einer ſo koſtbaren Frau aufs Schmerzlichſte und — ich kam mir ſelbſt höchſt erbärmlich vor. An Alles hatte ich gedacht bei dieſer projektirten Heirath, nur nicht an meine Frau! Ich entdeckte einen ſchlechten Menſchen in mir, und war eben im Begriffe, mir dieſen ſchlechten Menſchen aufs Lebhafteſte auszumalen, als die Hofräthin kam, ſich über meine Zurückgezogenheit und Verſenkung in mich ſelbſt luſtig machte und mich bat, mich meinen holden Gedanken auf einige Zeit zu entreißen, um die Geſellſchaft in den Garten zu begleiten.

Zweites Kapitel.

Als ich ſpät am Abend das Haus der Hofräthin verließ und Fräulein Zelinde an ihr Gaſthaus begleitet hatte, fühlte ich mich ſo aufgeregt und von mir ſo neuen Gedanken bewegt, daß es mir unmöglich war, an die Arbeit oder zu Bette zu gehen. Ich trat gegen meine Gewohnheit in eine Bierkneipe, in der ſich meine Bekannten, meiſt Dozenten, zu verſammeln pflegten. Unter dieſen fand ich dort einen Freund, einen Dozenten der Chemie, der, nebenbei geſagt, ſeit Jahren ſich mit einer Geſchichte

der Alchymie beſchäftigte, ſich im Laufe der Zeit in ſeinen Gegenſtand ſo vertiefte, daß er ſelbſt Alchymiſt wurde, an die Kunſt glaubte, den Stein der Weiſen ſuchte, ſich zu dieſem Zwecke auf Reiſen begab, auf Reiſen und in Experimenten ſein Vermögen verpuffte, und dann eben zu Grunde ging. Dieſer Freund, der, wie man ſieht, ſich als Phantaſt enthüllte und ſich ins Verderben ſtürzte, galt damals in unſerm ganzen Kreiſe und bei Allen, die ihn kannten, für einen ſehr praktiſchen Mann, und vor Allem für einen höchſt vortrefflichen Rathgeber. Wie alle Phantaſten und Theoretiker, hielt er ſich ſelbſt dafür, glaubte, mit allen Freunden, daß er vor jeder Täuſchung und Träumerei ſicher ſei, und daß er immer die wahrhaft nützliche Seite an einer Sache, Geſchäft, Angelegenheit herausfinde, daß er das „Poſitive," „Reale" aus jeder Schaale herauszuſchälen wiſſe. Mit dieſem Freunde zog ich mich in einen ſtillen Winkel der räucherigen Stube zurück und ſetzte ihm nach kurzer Einleitung die Pläne auseinander, die man mit mir hatte und bat ihn um ſeinen praktiſchen Rath.

„Greif zu," rief er mit Kraft, indem er das Bierglas ergriff, „du wäreſt ein Narr, ein Phantaſt, wenn du es nicht thäteſt und irgend welche theoretiſche Bedenklichkeiten in dir aufkommen ließeſt. Zum Teufel alle dieſe Theorieen, welche die modernen ſchönen Seelen ausbrüteten!"

Dann, als ob er ſich der Leidenſchaftlichkeit ſchämte, mit der er dieſe Worte ausſtieß, ſtellte er das Glas wieder hin, nahm die Brille von der Naſe und ſagte im ruhigſten Tone: „Sieh, mein Freund, du treibſt Archäologie und Geſchichte. Noch ſchwankſt du zwiſchen Beiden, aber ich prophezeie dir, daß du, wenn du erſt etwas älter und praktiſcher geworden, dich für die poſitivere Geſchichte entſcheiden wirſt. Nun kann man heute unmöglich Geſchichte ſchreiben, ohne Renten, ohne bedeutende Renten; man ſaugt ſich heute nicht mehr die Geſchichte aus den Fingern. Man muß reiſen können, man muß ſich in den verſchiedenſten Hauptſtädten der Bibliotheken und Archive wegen

aufhalten, man muß die Schauplätze ſehen und Sekretäre und Kopiſten bezahlen können. Man muß Jahre und Jahre ohne Sorgen und Mangel vor ſich haben, um zu ſammeln und das Geſammelte zu verarbeiten. Kannſt du das Alles ohne Renten? Nichts kannſt du ohne Geld, nicht einmal ſchön ſchreiben, denn man ſchreibt nur ſchön, wenn man mit Ruhe ſchreibt, wenn man Zeit hat, ſein Manuſkript dreißigmal über den Haufen zu werfen. Man ſagt, daß man dem Style den Charakter des Schriftſtellers anſieht: ich ſage, daß man dem Style die Renten anſieht. Renten, mein Freund, Renten! du haſt offenbar Talent, aber nichts wirſt du leiſten ohne Renten. Es iſt deine Pflicht, dein Talent fruchtbar zu machen und etwas zu leiſten, alſo iſt es deine Pflicht, Renten zu haben, oder, wenn du ſie nicht haſt, dir ſolche zu verſchaffen."

So ſprach mir der Chemiker noch lange. Er hielt es für Pflicht, mir meine ſentimentalen Skrupel auszutreiben und er brachte es wenigſtens dahin, daß ich mir ſagte, alle praktiſchen Menſchen müßten eine Heirath, wie die projektirte, gut heißen. Freilich war mir noch nicht bewieſen, ob die praktiſchen Menſchen immer Recht hatten.

Fräulein Zelinde blieb noch zwei Tage in der Univerſitätsſtadt und ich machte ihren Cicerone, da ſie die Hofräthin in meiner Gegenwart verſicherte, daß ich es mit beſonderem Vergnügen thäte. Anfangs war ich etwas verdrießlich über das mir aufgebürdete Amt, aber während unſerer Wanderungen von Merkwürdigkeit zu Merkwürdigkeit, gewann ich die alte Dame mehr und mehr lieb. Sie war ſo jung von Herzen, ſo theilnehmend und empfänglich für alles Schöne, voll Wohlwollen für Jedermann, und dabei, trotz einer gewiſſen Würde, die ihr Ausdruck und graue Haare gaben, ein guter Kamerad, der auch einen Scherz verſtand und nicht im Geringſten prüde. Eine Entdeckung aber machte ſie mir beſonders lieb und erklärte mir zugleich — abgeſehen von dem Heirathsplan — die ungewöhnliche, die auffallende Wärme, mit der ſie mir von Anfang an entgegen kam.

Nachdem wir ſchon Stadt und Vorſtädte durchlaufen hatten — am zweiten Tage unſerer Wanderungen — an Gallerieen, Monumenten und Sonderbarkeiten nichts mehr zu ſehen war, ſpazierten wir behaglichen Schrittes durch die Anlagen, welche die Stadt umgeben, und vertieften uns in eine Seitenallee, die in ein Wäldchen führt und in ihrer Fortſetzung durch die Einſamkeit der alten Lindenbäume der Philoſophenweg heißt. Fräulein Zelinde ſetzte ſich auf eine der Raſenbänke, und kaum hatte ich neben ihr Platz genommen, als ſie, und zwar vielleicht zum ſechsten Male ſeit zwei Tagen, wieder von meiner Aehnlichkeit mit meinem ſeligen Vater zu ſprechen und mich zu verſichern begann, daß ſie ihn ſehr wohl gekannt habe. Ich ſah ſie etwas erſtaunt an, denn die Hartnäckigkeit, mit der ſie ſtets auf dieſelben Worte zurückkam, ohne etwas hinzuzufügen, fiel mir auf und brachte mich ſogar in Verlegenheit, da ich am Ende auf dieſe Bemerkungen nur mit einem ſtereotypen Lächeln zu antworten wußte. Fräulein Zelinde aber war dießmal ausführlicher, und als ob ſie fühlte, was ich über dieſe Art denken müſſe, ſagte ſie: „Ja, ich habe ihn gekannt und er ſpielte eine große Rolle in meiner Jugend!“ dann ſchwieg ſie einen Augenblick und fügte hinzu: „Nicht nur in meiner Jugend, ich kann wohl ſagen in meinem Leben!“

Ich ahnte, was kommen ſollte, ob ſie es nun ausſprach oder verſchwieg. Aber ſie verſchwieg es nicht: „Lieber Doktor,“ ſagte ſie, „ein halbes Jahrhundert iſt über mich dahingegangen, und mehr als ein ganzes Jahrhundert ſcheint es mir, daß ich mit Ihrem Vater getanzt, geplaudert und geſchwärmt habe — warum ſoll ich es heute und dem Sohne nicht ſagen dürfen, daß ich ihn geliebt habe?“

Bei dieſen Worten lächelte ſie ſich eine Jugend ins Geſicht, deren Abglanz auch die grauen Locken vergoldete.

„Es war ein herrlicher Mann,“ ſagte ſie dann etwas leiſer und mit einer Verſchämtheit, die für die Jugend und Reinheit ihres alten Herzens zeugte, „und man darf ſtolz darauf ſein

geliebt zu haben. Ich habe ſeines Gleichen nicht wieder geſehen!"

Sie ſah in dieſem Augenblicke ſo rührend aus, eine ſo milde Sehnſucht lag in ihrem Blicke, und in ihrer zitternden Stimme noch ſo viele treue Liebe, daß ich ſie hätte umarmen können. Ich ergriff ihre Hand und drückte einen Kuß darauf. Sie lächelte und ſtand auf, um den Spaziergang fortzuſetzen und um mir weiter von meinem Vater zu erzählen. Sie erinnerte ſich jedes Wortes, das er zu ihr oder in ihrer Gegenwart geſprochen, ſie beſchrieb ihn, wie er gekleidet war, wie er ſich bewegte, welche Gewohnheiten er hatte; ſie hatte die kleinſte Einzelheit nicht vergeſſen, und das Bild des theuern Mannes, den ich in meinem zwölften Jahre verloren hatte, ſtand lebendig vor mir und ich beklagte in meinem Innern, wie ich ſo oft bei den Erzählungen meiner Mutter gethan hatte, des Rathes, der Stütze, des Beiſpiels eines ſolchen Vaters entbehrt zu haben. Dieſes Gefühl, ſowie das Geſtändniß des alten Fräuleins, ſtellte im Laufe einer Stunde zwiſchen uns eine größere Innigkeit her, als der Umgang der letzten drei Tage; wir ſprachen bald wie zwei Anverwandte zuſammen, und waren fähig, einander Alles zu ſagen und ohne jede Zurückhaltung.

Den Abend nahm ich den Thee mit ihr auf ihrem Zimmer. Es war ſchon ſpät und ich machte Anſtalten zum Aufbruch, als ſie mich an der Hand nahm und noch einmal aufs Sopha zurückzwang.

„Ich kann Sie nicht gehen laſſen, lieber Freund," ſagte ſie, ohne über ein Etwas, das zwiſchen uns Beiden, und das wir Beide noch nicht berührten, geſprochen zu haben. Ich weiß, daß Ihnen die Hofräthin von dem theilweiſen Zwecke meiner Reiſe mehr verrathen, als ich Anfangs gewünſcht hätte; ſie glaubte Ihnen als Freundin hinter meinem Rücken einen Wink geben zu müſſen, damit Sie nur Ihre guten Eigenſchaften vor mir glänzen laſſen. Indeſſen bin ich über dieſen Verrath nicht böſe, da ich damit die Erfahrung machte, daß Sie ſich trotzdem zu keiner

Heuchelei verleiten ließen, und ich den Muth gewonnen habe, mit Ihnen vollkommen aufrichtig zu sein, ohne die geringste Angst, eine mir sehr liebe Person vor Ihnen bloßzustellen."

Es wurde mir etwas unbehaglich zu Muthe, da Fräulein Zelinde eine Zeitlang schwieg, als ob sie sich eine Rede zurecht legen wollte; ich fühlte, wie sich die Aufregung, die ich vom Tage des Diners bei der Hofräthin empfand, wieder in mir vorbereitete; es war mir, als rückte eine Entscheidung, oder wenigstens das Vorspiel zu einer Entscheidung, an mich heran. Die alte Dame fuhr nach wenigen Minuten fort und ich war ganz Ohr als sie so begann: „Ich muß Ihnen vor Allem sagen, daß meine Stellung im Hause des Barons Friedensborg die intimste, die vertrauteste ist. Ich war nie, wie man meint, die Gouvernante der Kinder; ich war stets und von frühester Jugend an die innigste Freundin der Frau von Friedensborg, die aus derselben Stadt stammt wie ich. Als ihres Mannes Verhältnisse einen so glänzenden Aufschwung nahmen und ihre Familie sich vermehrte, lud sie mich ein, zu ihr nach Dänemark zu kommen und ihr bei Erziehung ihrer Kinder behülflich zu sein. Ich folgte dieser Einladung mit größter Freude; entschlossen, mich nie zu verheirathen, fand ich dort die Gesellschaft der liebsten Freundin, ein Familienleben, nachdem ich mich trotz meinem Entschlusse immer sehnte, und Pflichten, die mir ein Altjungfernleben zu einem nicht verfehlten Leben machten. Ich war in der Familie glücklich; ich erzog die vier Töchter, als wären es meine eigenen Kinder, im Verein mit der Freundin, welche diese Gemeinschaftlichkeit nur noch inniger mit mir verband. Von dem großen Leben, das Herr von Friedensborg, von seinen Verhältnissen gezwungen, führen mußte, blieben wir in der Familie b be unberührt; die Kälte der äußeren Welt drang ni Thüren, hinter denen wir uns liebten, arbeiteten, erzogen wurden. Das Vermögen des Herrn von ie- wuchs in wunderbarer Weise; wir aber mä- Bruchtheil dieses Vermögens eben so

Opfer aber hat uns der Reichthum doch gekostet, und zwar ein namhaftes Parvenuopfer, wie es beinahe jede Emporkömmlingsfamilie zu bringen hat. Die älteste der vier Töchter, ein liebenswürdiges und geistvolles Geschöpf, konnte sich, trotz allem Geist und einem vortrefflichen Herzen, den Schwächen der Emporkömmlinge nicht entziehen; sie wollte in der aristokratischen Welt, zu der ihr Vater den goldenen Schlüssel besitzt, einheimisch werden; sie wollte wirklich sein, was ihr Vater dem Namen nach war, eine Aristokratin; sie wollte glänzen und heirathete zu diesem Zwecke einen glänzenden Namen, den Grafen Kerksteen. Sie mußte bald die Erfahrungen machen, die solchen Ehen immer bevorstehen. Ein Theil ihres Vermögens bezahlte die Schulden, ein anderer Theil die Vergnügungen, die der Graf außer dem Hause suchte. Zum Glücke tröstete sich die Gräfin über ihre Täuschungen mit zwei reizenden Kindern, mit denen sie zu ihrem Vater zurückkehrte, und mit der Liebe ihrer Familie, während der Graf, von einer Pension seines Schwiegervaters lebend, seine Zeit in Paris und in den deutschen Bädern verbringt. Sie werden solche Verhältnisse schon kennen gelernt haben und erlassen mir die nähere Schilderung. Die Erfahrung ist für die Familie nicht verloren und nichts steht ihr heute ferner als der Gedanke, wieder irgend einem ruinirten Adeligen voll nobler Passionen ein treffliches Weib zur Vernachlässigung und ein kolossales Vermögen zur Verschwendung hinzugeben. Die drei unverheiratheten Töchter sind fest entschlossen, nur solche Männer zu wählen, welche die Bürgschaft des Glückes nur in Bildung und Charakter bieten. Sie haben selbst etwas Rechtes gelernt, sie wissen vor Allem Geist und Talent zu schätzen; der Name, den sich der Mann selbst mit Talent in Kunst oder Wissenschaft erworben oder erwerben kann, ist ihnen mehr werth, als der glänzendste angeborne Titel. Der Vater läßt ihnen vollkommen freie Wahl; seine ächt bürgerliche Natur war von jeher gegen die adeligen Heirathen; sein offener Sinn schätzt das Wissen, das *er sich* selbst in seiner Jugend nicht hatte erwerben können, und

Reichthümer braucht er bei seinem Schwiegersohne nicht zu suchen, da schon der Theil seines Vermögens, den er jeder seiner Töchter mitgibt, an sich ein großes Vermögen ausmacht. Freilich," fügte Fräulein Zelinde dieser Auseinandersetzung lächelnd hinzu, „freilich wollen meine Fräulein Friedensborg auch etwas geliebt sein."

Gerade dieses letzten Satzes wegen wußte ich nicht, was zu sagen und schwieg, bis Fräulein Zelinde wieder begann: „Ich will sehr kurz sein, und ich glaube Ihnen nur ein Kompliment zu machen, wenn ich ohne Umschweife mit der Thüre ins Haus falle: Sie wären ein Mann, wie ihn meine Zöglinge träumen."

„Ich?" rief ich, in der That überrascht, obwohl ich voraus wußte, was meine Freundin sagen würde.

„Ja! Sie! und zwar für Helene, die älteste von den Dreien. Sie hat Sie auf dem Rheindampfschiffe kennen gelernt, Sie haben ihr gefallen, sie hat oft mit Interesse von Ihnen gesprochen und sie empfand einen gewissen Stolz, als sie von Ihnen in den Zeitungen las, Sie überall rühmlichst erwähnt sah, und als sie Ihr Buch kennen lernte. Ich faßte die Sache mit Wärme und Ernst auf, weil — nun weil Sie der Sohn Ihres Vaters sind; ich sagte mir, daß, wenn Sie Ihrem Vater nur entfernt ähnlich sind, meine Helene gut gewählt hat, und ich sehe nicht ein, warum man mit Vernunft nicht fortsetzen sollte, was schon der Zufall so vernünftig angefangen. Ich reiste und so reiste ich hierher, um Sie kennen zu lernen, und da ich Sie nun kenne und die Hofräthin mir meine Aufgabe erleichtert hat, will ich Sie veranlassen, uns in Kopenhagen zu besuchen. Es ist zwar nicht schmeichelhaft, daß Sie sich Ihrer Reisegefährtinnen ganz und gar nicht erinnern, und hat mich diese Entdeckung anfangs etwas stutzig gemacht, aber bei [illegible]r Ueberlegung gefiel es mir, daß Sie sich um solche Er[illegible]ne wenig kümmerten. Lernen Sie aber meine Helene kennen ich bin überzeugt, daß Sie an ihr ein treffliches [illegible]schöpf[illegible] und daß ich dann für das Glück zweier Men[illegible]

Jetzt, da mir die Angelegenheit näher rückte, da die Verwirklichung sich so zu gestalten begann und klare Worte darüber gewechselt werden sollten, war ich ganz wieder der Mensch, der ich vor Ankunft des alten Fräuleins gewesen. Ich hörte aus ihrer Rede nur eine Art geschäftlichen Antrags heraus. Wie schön auch ihre Auseinandersetzungen klangen, wie schmeichelhaft selbst bis zu einem gewissen Grade, ich sagte mir, daß selbst zwei Kornwucherer, wenn sie eine Heirath arrangiren, das Geschäft zu vergolden und so zu sagen zu idealisiren streben. Man sagt sich bei solchen Gelegenheiten nie: machen wir ein Geschäft, einen Kauf und Verkauf, einen Handel; man sucht immer edlere Motive geltend zu machen, um sich vor sich selbst zu entschuldigen. Etwas schroff, aber entschieden, antwortete ich, ohne auf Einzelnheiten in der Rede der alten Dame einzugehen: „Ich werde nie eine Geldheirath machen!"

„Das weiß ich," sagte Fräulein Zelinde mit einer Raschheit, die mir wohlthat, „aber," fügte sie hinzu, „aber Sie werden auch ein liebenswürdiges Mädchen nicht verschmähen, nur weil sie reich ist, oder weil Leute, die Sie nicht kennen, sagen könnten, daß Sie eine Geldheirath gemacht haben. Sie werden die Leute reden lassen. Oder glauben Sie nicht, daß ein rechter Mann so viel werth ist, wie das größte Heirathsgut seiner Frau?"

„Ja — das ist Alles recht und gut," erwiderte ich, „aber es ist etwas Anderes, ein reiches Mädchen heirathen, weil man es liebt, und etwas ganz Anderes, sich zu einer Heirath mit einem Mädchen zu entschließen, oder sich nur dafür auszusprechen, oder das Mädchen aufzusuchen, von dem man das Eine gewiß weiß, daß es reich ist, aber ganz und gar nicht, ob es je lieben werde."

„Ganz richtig," lächelte Fräulein Zelinde, „aber man verlangt ja auch nichts anderes von Ihnen, als daß Sie den Versuch und die Erfahrung machen. Sie sollen nichts Anderes thun, *als was* ich von der andern Seite gethan habe: zusehen, ob dem

Zufall einiger Verstand abzugewinnen ist. Was mich betrifft," sagte sie mit einer etwas komischen, doch überaus schmeichelhaften Verbeugung, „so habe ich diesen Zufall außerordentlich vernünftig befunden. Sie haben nur eine Reise nach Kopenhagen zu machen. Damit ist allerdings nicht jedes Ziel erreicht; Sie müssen sich nicht einbilden, daß dann Alles abgemacht ist; meine Helene will, wie gesagt, auch sehr herzlich geliebt sein, und es wird Zeit und einer wahrhaftigen Liebe bedürfen, um Sie daran glauben zu machen. Dann haben Sie sie erst recht zu erobern, denn das Gefallen, das sie auf dem Dampfschiff an Ihnen gefunden, reicht nicht aus, um dem vernünftigen Mädchen einen genügenden Grund zur Verheirathung abzugeben. Sie haben also in Kopenhagen zu thun, viel zu thun. Wenn Sie zu den Menschen gehören, denen nur das einen hohen Werth hat, was sie mit großer Mühe erringen, so prophezeie ich Ihnen, daß Ihnen Helene sehr werth wird. Oder wollen Sie," fragte die alte Dame ironisch lächelnd, „daß Helene hierher komme und sich von Ihnen betrachten lasse?"

Ich lachte und wir sprachen von nun an, bis spät nach Mitternacht, gemüthlicher über die Sache; dennoch konnte ich mich nicht entschließen, sie die Reise nach Kopenhagen als eine ausgemachte Sache betrachten zu lassen. Selbst als sie am andern Morgen schon im Postwagen saß und mir im letzten Momente noch die Hand entgegenstreckte, mit den Worten: „Also Sie kommen?" schlug ich zwar ein, konnte aber ein Ja nicht über meine Lippen bringen.

So eigenthümlich ist das Leben gestaltet, daß der beste Mensch unser böser Dämon werden kann. Der dreitägige Umgang mit der guten alten Jungfer ließ in mei Herzen eine ganz gewaltige Unruhe zurück; ja, ich r ch sogar unglücklich, wie ich es niemals v er g mir unmöglich, mit demselben Behagen, : e Arbeit zu gehen und mit derselben A harren. Oft mitten in der Arbeit üb

von den zwanzig Millionen und nahmen mir, ohne daß ich es gewahr wurde, ganze Stunden hinweg, wohl aber gewahrte ich, daß mir Tage und Wochen vergingen, ohne daß mich ein Fortschritt erfreut hätte, wie er mich sonst oft nach wenigen Tagen beglückt hatte.

Vor Jahren einmal, als dreizehnjähriger Gymnasiast, hatte ich von meinem Pathen das Loos einer Güterlotterie zu meinem Geburtstage geschenkt erhalten und mit dem Loose die Abbildung des prächtigen Schlosses, welches der glückliche Gewinner sammt zweimalhunderttausend Gulden erhalten sollte. Von meinem Geburtstage bis zur Ziehung vergingen einige Monate, und ich war während dieser ganzen Zeit der schlechteste Schüler meiner Klasse. Ich lernte nichts mehr, ich dachte nur an mein Schloß, dessen Bild ich über mein Bett geklebt hatte, und hielt mich für einen gemachten Mann, der nichts mehr zu lernen brauchte. Erst die Ziehung befreite mich von diesem Alp, der mich um mehrere Monate Arbeit gebracht und beinahe zu einem trägen Jungen gemacht hatte. Mit Scham dachte ich nun oft an jenen Knaben, da ich mir eingestehen mußte, daß der Mann die größte Aehnlichkeit mit ihm hatte. Raffte ich mich endlich auf, kam ein Brief des alten Fräuleins, der mich aufs Neue in die träumerische Unruhe und Trägheit zurückwarf, denn ich war in beständiger Korrespondenz mit Fräulein Zelinde, und ihre Briefe schilderten so lebhaft, daß ich bald die ganze Familie Friedensborg so genau kannte, als ob ich in ihrer Gesellschaft aufgewachsen wäre, und daß mir der Ueberfluß des Daseins, aus dem heraus sie ihre Briefe schrieb, überaus gegenwärtig wurde und sich aller meiner Sinne bemächtigte. Ich sehnte mich in dieses Leben hinein, wie nach den glückseligen Inseln. Ich fühlte, daß ich der Zerstreuung bedurfte, wenn ich nicht in unfruchtbare, für den Geist so verderbliche Phantasieschwelgerei versinken wollte, und ich ging viel in Gesellschaften, auf Bälle und Soireen. Zu meinem größten Erstaunen und halb und halb zu meinem Schrecken machte ich die Bemerkung, daß ich gegen die Reize der schönsten Tänzerinnen,

der verführerischsten Frauen beinahe unempfindlich war, ich, der ich sonst keinen Ball ohne eine kleine Verliebtheit verlassen. Meiner Theilnahme bemächtigten sich vorzugsweise die Gespräche über Heirath, und da ich diesem Gegenstande zum ersten Male meine Aufmerksamkeit widmete, machte ich die Erfahrung, daß sich vorzugsweise die sogenannten Partieen des Beifalls der Welt zu erfreuen haben, und daß man von Heirathen aus Liebe zwar wie von etwas Interessantem, aber ungefähr wie von einer Novelle spreche, als von etwas, was nicht ganz der Wirklichkeit angehöre und das man nicht als „in der Regel" betrachte. Bei mehreren Gelegenheiten lobte man sogar die neue Mode der reichen Heirathen, die um diese Zeit in der literarischen Welt einriß, als höchst nützlich und praktisch, da die Literatur Geld brauche und nie unabhängig werden könne, wenn sie nicht auf eigenem Kapital beruhe. Ein berühmter deutscher Romandichter sagte mir einmal mit dem Ernst, den er seinen edlen Vätern und gewiegtesten Figuren zu geben pflegt: „Es sind mehrere reiche ästhetische Jüdinnen hier, die nur Gelehrte oder Dichter heirathen wollen; Sie sollten sich eine solche nicht entgehen lassen!" Vielleicht nahm man mich in Folge meines weltlichen Lebens überhaupt für einen Heirathskandidaten, denn im Laufe des Winters kamen mir mehrere wohlmeinende Freunde und ältere Freundinnen mit mehr oder weniger klaren Andeutungen und Anträgen; aber wie kleinlich erschien mir Alles, was mir in dieser Stadt als „gute Partie" gerühmt wurde. Alle glänzenden Schilderungen und Anpreisungen konnten mir nur ein mitleidiges Lächeln ablocken.

Meiner Mutter schrieb ich nichts über die Vorgänge und beschwor die Hofräthin, ihr die Kopenhagener Projekte gänzlich zu verheimlichen. Ich wußte, mit welchem Eifer sie die Sache auffassen würde, mit um so größerem Eifer, als sie in ihrer mütterlichen Einbildung sofort überzeugt wäre, daß nur eine so außerordentlich glänzende Heirath meiner würdig sei, und ich wußte, welchen Kummer ihr eine endliche Täuschung verursachen würde.

Doch war ich es, der ihr das ganze Geheimniß verrieth. Ich besuchte sie, wie alljährlich, zu Weihnachten; es erwartete mich, wie immer, auch dießmal ein Weihnachtsbaum, und an diesem Weihnachtsbaum hingen Geschenke, deren Erwerb bei ihrem kleinen Einkommen monatelange Ersparniß und Entbehrung voraussetzte. Ich war gerührt und beschämt, denn ich war mit leeren Händen gekommen; meine Zerstreuung der letzten Wochen hatte mich nichts erwerben lassen. Ich wollte ihr aber doch eine Freude machen, und am Fuße des Weihnachtsbaumes erzählte ich ihr von Fräulein Zelinde, von Kopenhagen, von der Familie Friedensborg und von den Aussichten, und belegte meine Erzählung mit einzelnen Stellen aus den Briefen meiner alten Freundin. Die gute, alte Mutter! Ihre sanften blauen Augen überstrahlten die Weihnachtskerzen; diese strahlenden Augen sahen bereits das Fernste ganz in naher Wirklichkeit; sie ließ keinen Zweifel, keinen Widerspruch, keine Bedenklichkeit mehr aufkommen, sie konnte während der Zeit meines Aufenthaltes von nichts Anderem mehr sprechen, als von meiner demnächstigen Heirath mit der Baronesse von Friedensborg.

In die Universitätsstadt zurückgekehrt, lebte ich nun zwischen zwei Frauen: den Briefen Zelindens und den Briefen meiner Mutter, die mich nicht mehr zur Ruhe und zur Vergessenheit des Gegenstandes kommen ließen. Gezwungen, mich fortwährend mit dem Gedanken zu beschäftigen, ja mich freiwillig immer mehr in denselben hineinlebend, wurde er mir unerträglich, wie ein überreifer Plan, der nach Ausführung schreit.

Ich war bereit, mich lächerlich zu machen, und mitten im Winter die Reise nach dem kalten Norden anzutreten — aber es fehlte mir glücklicherweise an Geld! Die Reise kostet Geld, der Aufenthalt in einer Hauptstadt kostet Geld, und endlich sollte ich dort in einer reichen und eleganten Welt leben, mußte also selbst wenigstens als ein eleganter junger Gelehrter auftreten und vor den kleinen Demüthigungen sicher sein, denen der philosophischste arme Teufel in Gesellschaft von Millionen ausgesetzt ist, da er

oft gezwungen ist, Ausgaben zu machen, die die Anderen für nichts achten, ihn aber in die größten Verlegenheiten bringen, die er dann noch verbergen muß. Meine Arbeit, von der ich ein hübsches Einkommen hoffte, war vernachlässigt und wenig vorgerückt; aber nunmehr ging ich mit frischem Eifer daran, oder besser gesagt, mit Hast. Sie mußte um jeden Preis fertig werden. Zum ersten Male in meinem Leben arbeitete ich um Geld, und im April zahlte mir mein Buchhändler eine schöne Summe aus.

Drittes Kapitel.

Aber obwohl ich für Geld arbeitete, fiel mein Werk, Dank der Vorarbeiten, die noch meiner besseren Zeit angehörten, zu meiner Zufriedenheit aus; auch hatte ich mich im Laufe der Arbeit in meinen Gegenstand so vertieft, daß alles Andere darüber in den Hintergrund trat, und dieser Umstand, verbunden mit der Genugthuung, die eine vollendete Arbeit immer gewährt, machte, daß ich, als ich mich vom Pulte erhob, wieder den alten Menschen in mir fand. Ich dachte wieder nur an meine Wissenschaft; ich empfand wieder, daß die höchsten Genüsse für mich nur in ihr und in der Arbeit beruhen, und ohne große Selbstüberwindung hätte ich die Reise nach Kopenhagen gänzlich aufgeben können. Mittlerweile aber war meine Mutter, die an keinem historischen Werke arbeitete und die sich nur, nach ihrer Art, mit dem Glücke ihres Sohnes beschäftigte, mit dem Gedanken an meine glänzende Heirath so verwachsen, daß sie mir von nichts Anderem mehr sprechen konnte. Ihre Briefe wurden immer dringender, je mehr sich der Frühling und meine Arbeit der Vollendung näherte. Zuletzt, da sie meine Kaltblütigkeit sah, war sie nahe daran, mich für frivol, oder wahnsinnig, oder für eine Art von Selbstmörder zu halten, der freiwillig sein schönes Leben zerstört, ohne Rücksicht auf den Kummer seiner Angehörigen.

Es ist aber sehr gefährlich, alten Leuten eine Lieblingsidee zu entziehen, wenn sie so sehr mit ihr eins geworden; es kann da leicht gehen, wie mit dem Stützbalken eines alten Hauses. Man entferne ihn und das alte Haus bricht zusammen. Ich fing an, ernstlich für meine Mutter besorgt zu werden, und da sie selbst eines Tages in meine Stube trat, hatte ich ihr eine halbe Stunde nach ihrer Ankunft das Wort gegeben, die Reise nächstens anzutreten. Es ging nun an ein Einkaufen und Ausstaffiren meiner Person, was meiner Mutter so große Freude machte, als ob es sich um meine Ausstattung handelte, und sie hätte ihren armen Schmuck, das letzte Andenken meines Vaters, verkauft oder ins Leihhaus getragen, als die Hälfte meines Honorars erschöpft war, wenn ich ihr nicht Aussichten auf neue Einkünfte vorgespiegelt und versprochen hätte, mich im Nothfalle an sie und den Rest ihres Vermögens zu wenden, um die Sache ja auf würdige Weise zu Ende zu führen, und nicht am Mangel einiger hundert Thaler scheitern zu lassen.

Und so sahen mich denn die letzten Tage des Wonnemonats auf der Reise nach Norden, und endlich zwischen den Inseln des dänischen Archipels an Bord des Dampfers Prinzeß glücklich dahin steuern. An Bord befanden sich mehrere Familienväter, davon einige mich freundlich anredeten; ich erwiderte ihre Freundlichkeit in erhöhtem Grade, und sah mich unwillkürlich um, ob sie nicht Töchter mit sich führten. Aber es wiederholt sich nichts im Leben ganz auf dieselbe Weise, und so kam ich auf der Höhe von Kopenhagen ohne neue Bekanntschaft und ohne Abenteuer an. Das baltische Meer ist in dieser Jahreszeit zwischen diesen Inseln so blau wie die südliche See, und Kopenhagen in seinem Kranze üppigster und frischester Vegetation spiegelt sich in diesen Wässern und bietet sich dem Anblicke des Seefahrers auf eine wahrhaft zauberische Weise. Mit meinen archäologischen Studien war mein Gedanke immer dem Süden zugewendet, und mit der Einseitigkeit des Fachmenschen glaubte ich, daß die Schönheit erst an den Gränzen jener Länder beginne, die die Heimat der

antiken Kunst sind. Ich bat dem Norden meine Ungerechtigkeit ab und sagte mir, daß man hier auf schöne Weise leben und glücklich sein könne, und ich fühlte mich in dem Augenblicke so heiter, als ob ich, ahnungsvoll, einem Glücke entgegen ginge.

Wie ein Eroberer und voll Gewißheit, daß Alles gut gehen müsse, sprang ich ans Land und schlenderte dem Hotel d'Angleterre, dem ersten Gasthofe der Stadt, entgegen. Doch erwartete mich bei meiner großen Unternehmung bereits eine Unannehmlichkeit oder ein Hinderniß. Fräulein Zelinde, die mir rathen, mich führen und steuern sollte, war abwesend; sie hatte eine kranke Anverwandte nach Nizza begleitet, wo sie mehrere Monate, vielleicht über ein Jahr, bleiben sollte. Ich mußte mich, anstatt von ihr vorgestellt zu werden, in das Haus Friedensborg, mit einem Briefe von ihr an den Baron, selbst einführen. Aber früher wollte ich mich ein wenig in der Stadt orientiren und über die Friedensborg etwas aus anderem als befreundetem Munde hören. Ich besuchte mehrere Gelehrte und unter diesen einen gewissen Dr. Bille, mit dem ich in Leipzig studirt und ziemlich befreundet gewesen, und ich brauchte, während er mit mir die Stadt durchwanderte, nicht viel Diplomatie anzuwenden, um das Gespräch über Handel, Reichthum und die einflußreichen Männer des Staates auf die Friedensborg zu bringen. Der Name kam immer wieder maßgebend vor, so bald von irgend welcher kommerziellen oder sozialen Seite des Lebens die Rede war. Von den Töchtern des Hauses wußte man nur Gutes zu sagen, man lobte sie als gebildet und wohlthätig, man gestand ihnen alle Tugenden zu, die man gewöhnlich deutschen Mädchen zuzuschreiben pflegt, nur wollen sie, sagt [redacted] und haben sie, wie alle Kinder gro[redacted] Mucken. Die älteste hat einen Gr[redacted] seitdem noch reicher gewor[redacted] hundert Millionen — [redacted] heirathen wollen. — [redacted] Freund, weiß ich beff[redacted]

Fräulein Friedensborg vielleicht auch diesen letzten Vorwurf nicht machen. Ich fühlte mich sogar gedrungen, sie schon jetzt in Schutz zu nehmen, was mein Freund als ein Zeichen allgemeinen Wohlwollens hinnahm.

Am nächsten Morgen mußte endlich der schicksalsvolle Weg angetreten werden, der Weg, auf den ich mich den ganzen vorhergehenden Tag vorbereitete, indem ich fortwährend in Gedanken: iras ingens iterabimus aequor zitirte. Herr v. Friedensborg empfing männliche Besuche von zehn Uhr Morgens an, aber schon vor sechs Uhr war ich aus dem Bette, und schon um acht Uhr fix und fertig. Die Familie wohnte auf dem Lande, zwischen der Stadt und dem reizenden Bade Klampenborg, in einem Landhause, dessen Gärten vorn bis ans Meer liefen, rückwärts sich als Park in den herrlichen Buchenwäldern des Thiergartens und Klampenborgs verloren. Man hatte es mir gleich nach meiner Ankunft als eine Merkwürdigkeit, weil es dem Baron gehörte, und als eine der schönsten Villen des Landes gezeigt. Ich überlegte, ob ich einen Wagen miethen oder einfach zu Fuße hinauswandern sollte; die Einfachheit schien mir zweckmäßiger und schöner, und ich machte mich zu Fuß auf den Weg. Mit Herzklopfen trat ich aus dem Hotel, und, am nördlichen Stadtthor angekommen, fühlte ich schon das Bedürfniß, meinen Weg zu verlängern, um Zeit zur Beruhigung meiner aufgeregten Geister zu gewinnen, und ich schlug mich rechts durch die Gärten von Kastell-Vejen nach der sogenannten „langen Linie," die von Kastell aus hart am Ufer des Meeres, als einer der schönsten Spaziergänge der weiten Welt, dahinläuft.

Das Meer war so blau und stille; eine unsichtbare und unfühlbare Macht kräuselte es; die Luft war sanft durchfeuchtet und durchsichtig, daß man Malmöe und die schwedischen Küsten wie eine Fata Morgana auf den Wellen schimmern sah; weiße Segel träumten dem Norden und dem Ausgang aus dem Sunde entgegen, um in alle Welt zu ziehen; in meiner Nähe zogen Fischer die Netze in den Kahn. In der schattigen Allee war ich in dieser

frühen Morgenstunde allein. Es überkam mich jene Sehnsucht, die ich immer empfand, wenn ich allein einer schönen Naturszene gegenüberstand, und in dem Alter, in dem ich war, ist eigentlich jede rege Sehnsucht nichts Anderes als ein Wunsch nach Liebe, und da meine Gedanken so sehr gewöhnt waren, die Richtung nach der Villa Friedensborg zu nehmen, zogen sie auch jetzt dahin, in der festen Ueberzeugung, dort Liebe zu finden und Liebe geben zu können. Wie alt ich mich in den letzten Monaten mit meinen praktischen Plänen fühlte, jetzt war ich mit einem Male wieder jung. Ich erhob mich und ging raschen Schrittes weiter, ich fühlte mich berechtigt, meinen Eroberungszug anzutreten und nichts von der inneren Beschämung, die ich immer für diesen Weg befürchtet hatte. Das Badhaus hatte ein weißes Thürmchen und dieses führte mich wie ein Leuchthurm.

Das Gartenthor stand offen und ich trat ein. Als mein Schritt auf dem gewundenen Sandwege, der zwischen Blumen und Gebüschen dem Hause zuführt, erscholl, hielten zwei liebliche Kinder von sechs und acht Jahren auf einem Rasenplatze, rechts von mir, im Spiele inne, um mich neugierig zu betrachten; da ich mich ihnen zuwandte, fiel mein Auge auf einen Mädchenkopf, der sich aus einer Laube in ihrer Nähe hervorstreckte, aber, von mir bemerkt, sogleich wieder hinter den Schlingpflanzen verschwand. Es war ein überaus lieblicher Kopf gewesen: blondlockig, braunäugig und von den feinsten, durchsichtigsten nordischen Farben. Nur einen Augenblick hatte ich ihn gesehen, aber ich hätte ihn malen können; es war mir nicht ein Zug dieses milden, doch verständigen und charaktervollen Gesichtes entgangen. Unanständig lange starrte ich nach der Laube, in
daß ich ihrer noch einmal ansichtig werde, und
hinstarrte, sagte ich mir: die könntest du gleich be
Gesicht, dieser Blick, dieser Mund bieten alle
war mir das im Leben schon oft vo
Anblick eines Vertrauen einflößen
daß ich hätte hingehen und sp

heirathen Sie mich! Ich bin bereit! Eine ſolche auf den erſten Eindruck baſirte Heirath hatte immer einen großen Reiz für mich. Mein Stehenbleiben und Huſten mochte die Kinder ängſtlich gemacht haben, denn wie auf ein gegebenes Zeichen liefen ſie zugleich und wie Schutz ſuchend in die Laube, deren Wände ich noch immer betrachtete, vergebens betrachtete. Der liebliche Kopf kam nicht wieder zum Vorſchein, und ich hatte beinahe Luſt, den Kindern nachzulaufen, um, unter dem Vorwande ſie beruhigen zu wollen, hinter die grüne Laube zu ſehen und wo möglich mit der Unbekannten ein Geſpräch anzuknüpfen. Aber, dachte ich, ſie gehört offenbar zum Hauſe und du wirſt ſie noch zu ſehen bekommen. Wenn die Baroneſſen ſo ſind, wie dieſe, biſt du geborgen und wirſt du dich zur Liebe nicht zu zwingen brauchen. Glücklich, wenn es die mir zugedachte Helene iſt! Und jetzt keine Voreiligkeit, die Alles verderben könnte.

Geſetzten und gemeſſenen Schrittes ging ich weiter, ja ſogar etwas ſteif, da ich vorausſetzte, daß mir von der Laube aus nachgeſehen werde. Im Vorſaal trieben ſich mehrere Bediente noch in ihren Morgenanzügen herum, die offenbar über die frühe Störung verdrießlich waren; der Eine, der den Maitre d'Hôtel anwies, mich zu melden, und meinen Brief dem Baron zu übergeben, der alſo gezwungen war, ſeine Livrée anzuziehen, ſah mich mit feindſeligen, und da er meine etwas beſtaubten Schuhe bemerkte, mit etwas verächtlichen Augen an. Ich war nahe daran, dieſe Valetaille anzulächeln, um ſie für mich zu gewinnen, aber da kam ich mir ſelbſt wie ein Parvenu auf der unterſten Stufe vor, und ich verfiel in das andere Extrem, indem ich die Hände auf den Rücken legte, im Vorſaal auf und ab ſpazierte und zu thun ſuchte, als ob ich an den ſchon im Vorzimmer beginnenden, in der That großen und erſtaunlichen Luxus von Jugend auf gewöhnt wäre. Schon hier ſtanden ſehr intereſſante alte Möbel und hingen ſehr hübſche Landſchafts- und Seebilder an den Wänden; ich ließ meine Blicke über das Alles nur ſo hinfliegen, ich bemerkte es kaum. Als der Bediente zurückkam, um mir zu

ſagen, daß der Herr Baron ſehr erfreut ſein werden, war er ſchon viel unterthäniger, und darauf hin, wie auf einen elektriſchen Schlag, veränderten ſich auch die Geſichter der andern Bedienten, und mehrere ſprangen zugleich herbei, um mir die Thüre, die durch einen zweiten Vorſaal zum Barone führte, zu öffnen und ſich vor mir zu verbeugen.

Der Baron empfing mich mit großer Freundlichkeit und drückte mir ſeine Freude aus, daß ich ſeiner Einladung, ihn einmal in Kopenhagen zu beſuchen — deren ich mich gar nicht erinnerte — endlich gefolgt ſei. Er bedauerte, daß ich nicht bei ihm abgeſtiegen, geſtand mir aber zu, daß ich ſo zweckmäßiger gehandelt; ich ſei ſo freier und der Aufenthalt in der Stadt ſelbſt werde mir angenehmer ſein, da ich doch wahrſcheinlich wiſſenſchaftliche Zwecke mit dem Ausfluge hierher verbinde. Indeſſen bot er mir ſeine Dienſte im ausgedehnteſten Sinne an und bat er mich, über ihn zu verfügen. „Ich habe Einfluß genug," ſagte er lächelnd und mit einiger Selbſtgefälligkeit, „um Ihnen in vielfacher Art nützlich ſein zu können! — Wen wollen Sie kennen lernen? Ich kann Sie Jedermann vorſtellen, ich kann Sie überall einführen! Sie werden überall gut aufgenommen ſein, wenn Sie vom alten Baron kommen."

Wir befanden uns im Bibliothekſaal des Barons, einem Saale, der ſo groß war, wie das Leſezimmer irgend einer großen öffentlichen Bibliothek. Die Bücherſchränke, maſſiv und doch zierlich gearbeitet, liefen rings um alte Wände, ziemlich hoch hinauf. Von ihrer Höhe hinab und hie und da aus Niſchen blickten marmorne Büſten berühmter Menſchen und mythologiſche Statuen, wie ſie in eine Bibliothek paſſen. Vor den Schränken ſtanden, ordnungslos über den Saal zerſtreut, mehrere auf Rollen bewegliche Treppen, deren Gelände mit ſchönen Ho
bedeckt waren und auf denen man mit größter
den höchſten Fächern gelangen konnte. Das Licht k
herab durch die durchbrochene Decke; d
Fenſter übrig ließ, war mit Bildern bed

aber schönen Oelmalereien auf Leinwand, welche das Wiedererwachen der Künste und Wissenschaften darstellten: auf der einen Seite symbolisch als Sonnenaufgang, auf der andern historisch, als Landung der flüchtigen Griechen, die mit Statuen und Büchern ans italienische Ufer steigen, wo sie die Mediceer empfangen. In der Mitte dieses idealen Bibliothekzimmers, an einem breiten Tische, saß Herr von Friedensborg wie ein Gelehrter, der in seinen Schätzen schwelgt. Lächelnd bemerkte er, mit welchem Interesse ich um mich blickte.

„Auch diese Bibliothek stelle ich zu Ihrer Verfügung. Sehen Sie sich ein wenig um, während Sie mir erlauben, hier einen Geschäftsbrief zu Ende zu schreiben."

Die Bibliothek mochte fünfzehn- bis zwanzigtausend Bände enthalten, und diese, meist so prächtig gebunden, daß sie eine glänzende und bunte Tapete ausmachten, enthielten die kostbarsten und gesuchtesten Werke aller Zeiten und aller Sprachen. „Aber," fragte ich mich, „was fängt mein Schwiegervater mit all den Büchern an, die er doch nicht lesen kann, die er zum größten Theil nicht verstehen würde, selbst wenn er sie lesen könnte." Ich wußte, daß er nur seine Muttersprache, die deutsche, und dann noch dänisch verstand, und die erstere sprach er noch dazu, sei es, daß er sie in der Fremde vergessen oder nie recht gelernt hatte, mit unzähligen und sehr auffallenden grammatikalischen Fehlern. Ich hatte das auf dem Rheine nicht gemerkt oder vielleicht seitdem vergessen; jetzt aber fiel es mir mit manchem Andern auf. So z. B. war er offenbar froh, wenn man seine Besitzthümer bewunderte, und sprach er sehr gerne von seiner Macht und seinem Einfluß. Freilich that er es mit einer Naivetät, die wieder mit diesem Emporkömmlingsthum versöhnte und ohne durch Macht und Reichthum irgend welche Anmaßung und Ueberhebung gerechtfertigt zu wähnen. Die Ironie, die beim Anblick der herrlichen Werke, die für ihn unfruchtbar und stumm waren, in mir aufkommen wollte, schlug er zu meiner Beschämung nieder, indem er, nachdem er den Brief gesiegelt, sich mir näherte und

ſagte: „Nicht wahr, es ſind treffliche Bücher? Ich habe da einen gelehrten Mann unter meinen Bekannten, dem ich den Auftrag gegeben, alles Gute für mich einzukaufen. Wenn ich auch nichts oder wenig davon verſtehe, ſo macht es mir doch Freude, es zu haben, und halte es für Pflicht, es zu kaufen. Früher oder ſpäter kommt eine ſolche Bücherſammlung doch Jemandem oder Vielen zu ſtatten, und ich habe oft ſchon die Freude erlebt, daß man ſich um ein Buch an mich wandte, das ſchwer aufzutreiben war und das irgend ein Gelehrter zu ſeiner Arbeit bedurfte."

Dann ſtützte ſich der alte Mann auf meinen Arm und führte mich in den Garten und in ſeine Pflanzenhäuſer, wo ſich eben ſo viele ſeltene Blumen und Bäume fanden, als ſeltene Bücher in ſeiner Bibliothek. Er hatte hier dieſelbe Freude an meinem Staunen, wie in der Bibliothek, und mittheilſam, wie er war, erfuhr ich, auf welchen Wegen, mit welchen Mühen er ſich das Alles verſchaffte, und bei dieſer Gelegenheit, daß er Mitglied, ſelbſt Präſident vieler nützlicher, wohlthätiger, ſelbſt gelehrter Geſellſchaften ſei. Wohl über zwei Stunden wanderten wir ſo umher. Als ich Abſchied nahm, bedauerte er, mich um dieſe Stunde den Damen noch nicht vorſtellen zu können, bat mich aber, um ſechs Uhr wieder zu kommen und mit ihm zu Mittag zu eſſen, wo ich dann die ganze Familie kennen lernen ſolle.

Als ich aus dem Hauſe ging, neigten ſich alle Bedienten bis zur Erde. Mir ſchwirrte es im Kopfe von all den Wunderdingen, die ich geſehn; dennoch blickte ich um mich, ob nicht wieder der Lockenkopf zum Vorſchein komme. Er kam nicht, und ich vertröſtete mich auf den Abend. Dr. Bille, dem ich erzählte, daß ich heute Abend bei Friedensborg ſpeiſe, ſtieß ein erſtauntes Bah! aus und ſah mich verwundert von Kopf bis
„Wenn du heute bei Friedensborg ſpeiſeſt," ſagte
morgen beim König frühſtücken und uns Alle
gehſt ſchnell. — Aber ſchön und
machen, oder vielmehr recht
gewöhnlichſten Tagen da

Gesandter und Minister nicht sicher, abgesehen davon, daß die Damen des Hauses etwas verwöhnt sind."

Ein schwarzer Frack, frische Wäsche, das dünnste meiner Taschentücher, gelbe Glacehandschuhe, dazu ein Fiaker — das war Alles, was ich der Vornehmheit zu Gefallen leisten konnte und mochte. Ich passirte dießmal einen andern Vorsaal, eine lange Reihe von Bedienten, und trat in den großen Salon.

An einem marmornen Kamin, der aber bei der Jahreszeit auf das Geschmackvollste mit Blumen angefüllt war, saß die Baronin, eine kleine überaus feine und zarte Frau, mit grauen Haaren, die sich in Scheiteln an sanftgeröthete Wangen anschlossen, und mit den kaum sichtbaren aber doch zahlreichen Fältchen des Gesichtes in schönem Einklang standen. Sie empfing mich mit rückhaltsvoller Anmuth, doch freier Freundlichkeit und streckte mir eine magere, überaus weiße Hand entgegen. Diese Frau des Parvenus, in einem kleinen Städtchen Deutschlands geboren und erzogen, war durch und durch große Dame, flößte Ehrfurcht und zugleich, mit einem krankhaften, auf körperliche Leiden deutenden Zuge, Mitleiden ein, das sich aber nicht zu zeigen wagt. Gleich beim ersten Anblick sagte ich mir, daß ich zufrieden sein könne, daß es wünschenswerth wäre, wenn die Töchter dieser Mutter entsprächen.

Ich war der erste Gast, und die Baronin knüpfte sogleich ein ungezwungenes Gespräch an. Aber ich saß kaum zwei Minuten, als sich hinter ihr eine Thüre öffnete und die Gräfin Kirksteen eintrat. Ich wußte, daß sie es war, bevor mir von der Mutter der Name genannt worden. Sie ging nicht, sie rauschte herbei; es war, als ob nicht allein ihr blauseidenes Kleid, als ob Alles an ihr, ihre braunen Augen, ihre dunklen Haare, ja ihr ganzes Gesicht und Wesen einen gewissen Lärm machte. Aber es war kein unangenehmer Lärm und er hatte etwas Imponirendes. Sie war eher klein als groß, aber ihr ganzes Auftreten ließ sie groß erscheinen. Man hätte trotz ihrer Schönheit ein wenig vor ihr erschrecken können, allein sobald sie zu

sprechen anfing, verwandelte sich das ganze Imposante ihres Auftretens in die zuvorkommendste Liebenswürdigkeit. Man erkannte eine heitere, lebenslustige Natur, einen frischen Geist, die selbst durch traurige Erfahrungen nur schwer getrübt werden können. „Sie gleicht zwar nicht ihrer Mutter," dachte ich, „aber ich sehe doch wenigstens, daß diese Mutter schöne und liebenswürdige Töchter haben kann; vielleicht gleichen sich die Töchter unter einander, und ich kann zufrieden sein."

Sie übernahm sogleich das Gespräch mit der größten Lebhaftigkeit, und nach einigen Minuten, da eben wieder die Mutter etwas sagen wollte, wandte sie sich vertraulich zu mir und sagte: „Lieber Herr Doktor, wir hoffen Sie oft in unserem Hause zu sehen, darum will ich Ihnen gleich von Anfang ein unverbrüchliches Hausgesetz auferlegen und das besteht darin, unsere gute Mama so wenig als möglich sprechen zu lassen. Sie ist nicht wohl und das Sprechen ist ihr aufs Strengste verboten; es regt sie auf, erschöpft sie und macht ihr Herzklopfen. Sie werden hiemit bevollmächtigt, sie nicht zu Worte kommen zu lassen, alle Regeln der Schicklichkeit bei Seite zu setzen und in dieser Hinsicht so unartig als möglich zu sein, auf die Gefahr hin, geschwätzig zu werden, wobei wir," fügte sie verbindlich hinzu, „nur gewinnen können."

Die Baronin wollte etwas zur Erklärung oder Entschuldigung sagen, aber ich fiel ihr sogleich ins Wort und rief was mir auf die Zunge kam: „Kopenhagen ist eine schöne Stadt!"

Die Baronin fuhr erschrocken zurück, die Gräfin klatschte in die Hände und rief: „Bravo! Bravo! Wenn Sie so fortfahren, verdienen Sie sich unsern Dank."

Die kleine Szene stellte rasch eine gewisse Vertraulichkeit her und wir plauderten, die Gräfin und ich, mit jenem g
unterdrückten Lächeln, das dem Beobachter und den Spr
verräth, daß man aneinander Gefallen findet. Wir lachten
ziemlich bekannt und ungezwungen, als mehrere
und zugleich durch die Thüre hinter der Ba

Mädchen von etwa einundzwanzig Jahren eintrat. Diese hatte wieder einen von der Gräfin vollkommen verschiedenen Charakter; sie war klein, schmächtig, blaß und braun; hatte schwarzes Haar und ein überaus lebhaftes, kluges braunes Auge, das etwas verschmitzt hinter langen Wimpern hervorblickte. Das weiße Sommerkleid, der Spitzenkragen, Bänder, Schleifen und Haare, Alles hing etwas nachlässig an ihr, aber diese Nachlässigkeit war nicht ohne Anmuth. Sie hatte etwas von einer kleinen Gelehrten, von einem Mädchen, das viel liest und spitzige Bemerkungen und Witze macht. Was mir aber vor Allem auffiel, war eine erstaunliche Aehnlichkeit mit einem vierzehnjährigen Mädchen, das ich als zwanzigjähriger Student mit zwanzigjähriger Schwärmerei geliebt hatte. Ich setzte sogleich alle Eigenschaften meiner Jugendgeliebten bei ihr voraus und mein Herz flog ihr entgegen wie einer alten Bekannten, und wie eine alte Bekannte redete ich sie an. „O," dachte ich, „wenn du Helene bist, so habe ich dich schon vor Jahren geliebt!" Ob sie aber Helene war oder nicht, konnte ich nicht sogleich erfahren, da die gleichzeitige Ankunft der Gäste eine förmliche Vorstellung verhindert hatte; die Gräfin hatte mich ihr entgegengeführt, ohne mir in der Eile ihren Namen zu nennen. Ich sprach ihr sogleich, ohne es zu wollen, mit einer großen Wärme, und da mir das Herz davon überfloß, von einer Aehnlichkeit mit einem mir lieben Kinde. Sie war über diese Raschheit meines Benehmens offenbar etwas erstaunt und verlegen, und mit einer geschickten Wendung des Gespräches drückte sie mir ihre Freude aus, mich noch heute ihrem Verlobten, der ebenfalls zu Tische komme, vorstellen zu können.

Diese Worte trafen mich wie ein doppelter Donnerschlag, sie war also nicht Helene! und warum sprach sie mir so rasch von ihrem Verlobten? Weil sie merkte, daß sie mir gefiel, daß ich ihr den Hof machen wollte. Das mußte sofort verhindert werden, weil ich wegen einer Anderen, ihrer Schwester wegen, gekommen war. Ich stand also höchst wahrscheinlich als absichtsvoller Freier im Hause da, man wußte, warum ich kam! Ich hatte immer noch

gehofft, daß man meinen Beſuch als Zufälligkeit betrachte, und daß ſich die Sache auf natürliche Weiſe werde ſo geſtalten können, daß es den Anſchein habe, als hätte meine Heirath mit der Bekanntſchaft Helenens ihren erſten Anfang. Nun war ich in den Augen aller dieſer Menſchen ein ganz gemeiner Heirathsſpekulant. Ich ſchämte mich, ich war befangen.

Als ich aus meinen Reflexionen erwachte, war Bertha, denn nur Bertha konnte die ſchwarzäugige Braut ſein, ihrem Bräutigam, der eben kam, entgegengeeilt. Ich ſtand einen Moment allein und betrachtete die Schweſter, die mit ihr eingetreten war und jetzt auf einem Schemel zu Füßen ihrer Mutter ſaß, ein kleines, in Wachsthum und Entwicklung zurückgebliebenes Geſchöpf, das, trotz ſeiner achtzehn Jahre, noch ſehr kindiſch ausſah, und das man im Hauſe auch als kleines Kind behandelte. Nach dem Briefe Zelindens wußte ich, daß dieß die kleine Mathilde war, an deren Verheirathung man, zur Zeit wenigſtens, nicht dachte. Alſo waren bereits alle Schweſtern im Salon verſammelt, mit Ausnahme der Einen, die mich beſonders intereſſiren mußte. Aber ich war ärgerlich, ja ich war etwas voreingenommen gegen ſie, weil ſie nicht Bertha oder die Gräfin war, und dieß um ſo mehr, als ich auch ärgerlich gegen mich ſelber war, weil ich als Heirathskandidat daſtand, in einer Stellung, die mir in dieſem Augenblicke als die lächerlichſte und trivialſte der Welt erſchien. Plötzlich aber fuhr mir ein leuchtender Gedanke durch Kopf und Herz, der mich Alles vergeſſen ließ: Bertha, die Gräfin, meine Lächerlichkeit, und der mich wahrhaft beglückte. Ich hätte vor Freude aufſchreien mögen. Der liebliche Lockenkopf von heute Morgen iſt ja nicht erſchienen. Vielleicht war es Helene!

Ich ſetzte mich wieder an meinen vorigen Platz zur Baronin und, aufgeregt von dem Gedanken, daß nun jene liebr ıde, mir beſtimmte Helene kommen müſſe, plauderte ich ihr mit vöſer Lebhaftigkeit und mit dem unwillkürlichen 2 Mutter zu gefallen, hundert verſchiedene Dinge vor. Sie g daß ich nur der Anweiſung der Gräfin folgte

zu Worte kommen zu laſſen, und lächelte, dankbar für den guten Willen, ſelbſt zu jeder Plattheit, vielleicht auch zu manchem Unſinn. Auch die Gräfin, die mit Andern ſprach, meine laute Beredtſamkeit bemerkend, nickte mir freundlich und einverſtändig zu.

Trotzdem bemerkte ich, daß ſich dieſelbe Thüre, aus der die andern Töchter gekommen waren, leiſe, beinahe furchtſam öffnete. Schüchtern und im höchſten Grade befangen trat ein Mädchen in den Salon, als ob es in eine fremde Geſellſchaft und in fremde Räume träte, ſtolperte gleich beim Eintritt über ein Blumengeſtell, erröthete und legte die wenigen Schritte zu ihrer Mutter, während ſie ſich den rechten Scheitel verlegen mit der Hand ſtreichelte, mit offenbarer Anſtrengung zurück. Sie hätte ſchon mit dieſer höchſt mädchenhaften Schüchternheit Mitleiden und Gefallen einflößen können; mich aber überlief es kalt bei ihrem Anblick, denn die Mutter ſtellte ſie mir als Fräulein Helene vor, und ſie war nicht der Blondkopf, der ſich heute Morgen vor mir in der Laube verborgen hatte. Es war eine etwas runde und volle Geſtalt, ein Geſicht voll Güte und Unſchuld, aber von Formen, denen man eine Abmagerung wünſchte, weil ſie nur unter dieſer Bedingung vortheilhafter und plaſtiſcher hervorgetreten wären. Auch die Augen, die von mildem Glanze waren, würden dann gewonnen haben, während ſie ihn bei den gegenwärtigen Verhältniſſen ſehr verkleinerten und bei einigem Lächeln beinahe ganz verſchwanden. Bei ruhigem Blute und bei näherer Bekanntſchaft hat ſie mir ſpäter beſſer gefallen, aber in zwei Stunden war ſie mir nach der Gräfin und nach Bertha und vor Allem neben dem Bilde der Unbekannten, die ich in ihr erwartete, eine höchſt ſchmerzliche Enttäuſchung. Auch beſtätigte mir ihr ſpätes und ſo ſehr ſchüchternes Auftreten im eigenen Hauſe, daß ich ihr wie der ganzen Familie ein Heirathskandidat war, und der Gedanke erfüllte mich mit höchſtem Unbehagen. „Man wird mich beobachten," dachte ich, „jedes Wort, das ich an ſie richten *werde*, wird für Kurmacherei gelten, in all' meinem Thun wird

man Abſicht und Spekulation vermuthen, Alles wird ſie Alle an die zwanzig Millionen erinnern und ihnen, während ſie mich als Anverwandten acceptiren, eine ſtillſchweigende Verachtung einflößen."

Ich ſaß meiner Zukünftigen gegenüber auf mehr Dornen als Roſen. Auch ſie wagte es nicht, mich anzublicken. Flüſternd übergab ſie der Mutter eine Zeitung, die ſie mitgebracht hatte, und deutete auf eine gewiſſe Stelle. Die Mutter las, lächelte und übergab mir dann das Blatt, daß ich die Stelle auch leſen möge. Es war ein eben erſchienenes Abendblatt, das meine Ankunft in Kopenhagen meldete und meinen Namen mit einigen rühmenden Prädikaten begleitete. Helene betrachtete mich, während ich mein Lob las, mit einer gewiſſen Genugthuung, nahm dann das Blatt, das ich auf den Kamin gelegt hatte, und gab es der Gräfin, aus deren Hand es dann die ganze Geſellſchaft, die indeſſen zahlreich geworden war, durchwanderte.

Endlich kam der Baron und man ging zu Tiſche. Es war ein gewöhnliches Mittageſſen, doch war eine lange Tafel von wohl zwanzig Perſonen beſetzt, und ſchien mir das Eſſen königlich. Unter den Gäſten, die à la fortune du pot kamen, waren zwei Geſandte, ein deutſcher Attaché, Graf Tannen, und mehrere, dem Hofe und der Regierung nahe ſtehende Perſönlichkeiten. Hinter je zwei Speiſenden ſtand ein Bedienter; andere trugen die Speiſen auf und ein Maître d'Hôtel im ſchwarzen Frack und weißer Kravatte ſtand am Buffet und dirigirte die Schaar der Diener mit ſeinem Blicke. Unſere Plätze waren durch Karten bezeichnet, die auf der Serviette lagen. Ich kam der Gräfin gegenüber und neben Helene zu ſitzen, die ich zu Tiſche geführt hatte. Die Gräfin machte dem jüngern Theile der Tiſchgeſellſchaft die Honneurs und ſie that es mit ſolcher Anmuth, und bei der Lebhaftigkeit, mit der ſie Jedermann in das Geſpräch, das ſie fortwährend neu belebte, zu ziehen verſtand, leuchteten ihre Augen ſo ſehr voll Geiſt, daß ich die meinen nicht von ihr abwenden konnte. Helene bildete einen ſchreienden Kontraſt mit ihrer

Schweſter. Sie ſchwieg ausdauernd und ſchien ſich mit der Bewunderung ihrer Schweſter zu begnügen, der ſie oft zulächelte. Von Zeit zu Zeit entriß ich mich dem Zauber der Gräfin, um mich meiner Nachbarin zu erinnern, die ich ſchon mehrere Male ſelbſt hatte Waſſer einſchenken laſſen. Aber welche Mühe ich mir auch gab, ich konnte ihr nur ſehr kurze und ſehr unbedeutende Antworten entreißen; manchmal antwortete ſie ſelbſt mit Schweigen. Es iſt freilich wahr, daß ich dieſe Pflichtgeſpräche immer wieder ſo bald als möglich unterbrach, um der Gräfin zu lauſchen und zuzuſehen, manchmal auch um nach Bertha hinüberzuſchielen und ihren Verlobten zu beneiden, der, unbekümmert um den Reſt der Geſellſchaft, gemüthlich mit ihr plauderte. Der junge Attaché, Graf Tannen, ein ſehr gebildeter und liebenswürdiger Mann, der mir außerdem viel Achtung bezeugte, und Andere, trugen viel zur Belebung des Geſpräches bei, das ziemlich laut und ungezwungen wurde, und ich hätte mich bei dieſem Diner trefflich unterhalten, wenn nicht der moraliſche Zwang, meine Nachbarin zu beſchäftigen, auf mir gelaſtet hätte. Das ging ſo erſtaunlich ſchwer, und ich war nicht gerecht genug, um mir zu ſagen, daß ich das fertige Weſen der Weltdame, das ich an der Gräfin bewunderte, und das heitere, glückliche Sichgehenlaſſen der Braut Bertha von ihr nicht verlangen und erwarten dürfe, daß ſie ihre Stellung mir gegenüber, wenn ſie mich wirklich als Heirathskandidaten betrachtete, mochte ſie mich nun lieben oder nicht, befangen machen mußte. Um es kurz zu ſagen: ich langweilte mich mit ihr, und wir waren noch nicht bei der vierten Schüſſel, als ich mich ſchon fragte, ob ein ſolches ganzes Leben voll Langweile mit zwanzig Millionen nicht außerordentlich ſchlecht bezahlt ſei? ja, ob es einen Preis gebe, der ein ſolches Leben aufwiegen könne? Einmal dieſe Frage geſtellt, gab ich mich der Unterhaltung mit der Gräfin ohne Rückhalt hin, und Helene, die nun immer öfter das Waſſerglas an den Mund führte, mußte es ſich mehr als einmal ſelber füllen.

Nach Tiſche miſchte ich mich in die Geſellſchaft und in die

allgemeine Unterhaltung; manchmal schlich ich allein die Wände entlang, um die Bilder und allerlei Kunstwerke, wie Statuen und Mosaiktische, die den Salon schmückten, zu betrachten. Ich dankte den Gästen, die mir Plätze in ihren Wagen zur Rückfahrt nach Kopenhagen anboten, und wanderte gegen Mitternacht zu Fuß zurück, allein mit meinen Gedanken. Diese waren eine fortwährende Variation über jene Frage, die ich mir an der Seite Helenens gestellt: ob ein langweiliges Leben mit zwanzig Millionen nicht zu schlecht bezahlt sei?

Verdrießlich kam ich in meinem Gasthause an; mein Argonautenzug schien mir verfehlt.

Auf meinem Zimmer fand ich einen Brief meiner Mutter. Die gute besorgte Frau schrieb, als ob sie divinatorisch fühlte, was in mir und mit mir vorging. „Ich beschwöre dich," hieß es unter Anderem, „urtheile nicht nach dem ersten Eindruck, wenn dieser ein ungünstiger sein sollte; höre und prüfe. Wie oft tritt ein Mädchen, das aller Welt gefällt, gerade dem, der sie heirathen soll, ins ungünstigste Licht, weil sie ihm gegenüber verlegen und in Folge dessen unbeholfen, oft ungraziös und langweilig erscheint. Hinter diesen scheinbaren Fehlern liegen gerade die meisten weiblichen Tugenden verborgen: sie sind die Hülle der Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit. — Aber lasse dich auch von den günstigsten Eindrücken, wenn sie von anderer Seite kommen, nicht von deinem Ziele abwenden. Es ist so natürlich, daß man in solchem Momente vergleicht, und da findet man Manche schöner, liebenswürdiger, geistreicher. Aber diese ist dir ja nicht bestimmt — also laß dich um eines vorüberge den Eindrucks willen nicht um das ganze Glück de bringen."

Es war in der That, als wüßte meine M
und der Gräfin und vor Allem von der Unbe
sie, wie mir Helene erschienen, aber auc
schaften sie besitze. Der Brief rührte m
die gute Mutter grübelte, für mich sor

Sorge eine wahre Welt- und Menſchenkennerin wurde. Ich beſchloß, mir ihren Rath zu Herzen zu nehmen, den Argonautenzug nicht als verfehlt zu betrachten und weiter zu ſteuern.

Viertes Kapitel.

Am folgenden Tage machte mir der Baron von Friedensborg ſeinen Beſuch, und ich konnte bemerken, daß das ganze Hotel darüber in Aufregung kam, und wie ſich in den Gängen Gäſte und Kellner aufſtellten, um den berühmten Mann zu ſehen. Mit dem Studenten, der noch in mir ſtak, ſagte ich mir, daß ich nunmehr ungemeſſenen Kredit im Hotel haben könnte. Als der Baron ging, ſagte er: „Ich bleibe in der Stadt; ich habe beim Finanzminiſterium zu thun und gehe zu Fuß dahin. Mein Wagen ſteht zu Ihrer Verfügung, wenn Sie ihn zu Beſuchen oder Spazierfahrten brauchen. Meiner Familie wäre es am liebſten, wenn Sie ihn zu einer Fahrt nach meiner Villa benutzen wollten."

Ich nahm dankbar an, doch begleitete ich den Baron erſt durch einige Straßen. An der Art und Weiſe, wie man ihn überall grüßte, konnte ich erkennen, daß er nicht nur ſeines Reichthums wegen der hochgeachtete Mann, ſondern daß er auch eine beliebte und populäre Perſönlichkeit war.

Die Familie fand ich im Garten verſammelt, und der ganze Nachmittag verfloß mir mit Geſprächen und kleinen Spaziergängen viel unbefangener, als ich es nach den geſtrigen Vorgängen in mir erwartet hatte. Und als die Tiſchſtunde kam, verſtand es ſich von ſelbſt, daß ich wieder da bleiben ſollte. Es gab heute etwas weniger Gäſte und der Abend war familienhaft gemüthlich, gemüthlicher als ich mir ihn bei ſolchem Reichthum vorſtellen konnte, und ſo war er, neben andern Urſachen auch darum, weil man ſich nach Tiſche nicht in den großen Prunk-

saal, sondern in ein kleines, einfach eingerichtetes Zimmer begab. Als ich daselbst eintrat, überkam mich aufs Neue die Hoffnung, daß ich die liebliche Unbekannte zu sehen bekomme, denn dahin schien sie mir zu gehören. Es war in mir ausgemacht, daß es irgend eine arme Anverwandte sei, die man aus Barmherzigkeit im Hause habe, die aber bei Tische und in größeren Gesellschaften nicht erscheine. Der Eintritt in die stille Stube, dachte ich, wird ihr nicht verwehrt sein. Sie kam aber nicht, und ich setzte voraus, daß man die arme Anverwandte planmäßig fern halte, um die Töchter des Hauses nicht von ihrer Schönheit überstrahlen zu lassen. Vielleicht aber auch ist sie die Gouvernante der gräflichen Kinder? Vielleicht ist sie fremd im Hause, war sie gestern nur zufällig anwesend und du wirst sie nie wieder zu sehen bekommen. Keine der drei Möglichkeiten eröffnete die Aussicht auf eine nähere Bekanntschaft und näheren Umgang mit der Unbekannten, und ich gab mir Mühe, sie mir aus dem Sinne zu schlagen, was mir im Laufe der nächsten Tage auch gelang.

Es gelang mir, weil diese Tage eine Zeit voll Bewegung und Zerstreuung waren.

Die jungen Damen wollten selbst meine Führerinnen durch die Merkwürdigkeiten der Hauptstadt machen, und bei dieser Gelegenheit, wie sie sich ausdrückten, ihre heimischen Schätze unter meiner Anleitung erst recht kennen und beurtheilen lernen. So zogen wir denn durch das an Museen und Gallerieen so reiche Kopenhagen, und von Kirche zu Kirche, von Monument zu Monument, von Atelier zu Atelier. Ueberall sprangen vor meinen Führerinnen Thüre und Thore auf; überall beeiferten sich Direktoren, Kustoden und Künstler, sich zuvork nd zu e ifen; wir drangen überall in das Verborgenste; für Verbote und keine festgesetzten Stunden, und Hindernisse, die oft den Fremden stören. Zum ich, in dem Wiederscheine, der von den D fiel, die Süßigkeit des Reichthum sich meine Eitelkeit geschmeichel

mir wie Schülerinnen überall, wo wir hiſtoriſche, archäologiſche oder artiſtiſche Gegenſtände zu ſehen bekamen. Es hatte ſich raſch das Verhältniß gebildet, das immer entſteht, wo gebildete Frauen mit einem Manne zuſammentreffen, dem ſie höheres Wiſſen, als das ihrige iſt, zuſchreiben. Sie lernen ſo gerne und ordnen ſich lieber unter.

Aber dieſe Wanderungen, die ſo große Reize hatten, waren denn doch nicht ganz ohne Unbehagen. Wie ſehr ich mir vorgenommen hatte und in der That mir Mühe gab, gegen die gute Helene aufmerkſam zu ſein, ich war doch aufmerkſamer gegen die Gräfin und gegen Bertha. Mit meinem Worte richtete ich mich meiſt an die Gräfin; während des Sprechens erinnerte ich mich meines Entſchluſſes und drehte mich gegen Helene, um gegen meinen Willen vor Ende des Satzes mein Geſicht wieder der ſchönen Gräfin zuzukehren. Es war ein fortwährender Kampf zwiſchen Neigung und entgegengeſetzter Abſicht. Die Damen merkten vielleicht nichts davon, aber ich fürchtete, daß ihrem weiblichen Gefühle doch auffallen müſſe, daß die kluge Gräfin die Abſicht und die gute Helena das Beleidigende meines Weſens empfinde, und es ſchmerzte mich, die Eine zu kränken, und in den Augen der Anderen verächtlich zu erſcheinen. Trotzdem fiel ich fortwährend aus meiner Rolle, und trotz dem fortwährenden Ausderrollefallen kam ich mir ſelbſt wie ein ausgemachter Komödiant vor, und dieſes Bewußtſein ſchnitt mir manchmal mitten in der Rede das Wort ab. Während wir z. B. die Loggien des Thorwaldſen-Muſeums durchwanderten und ich die reizenden Basreliefs nach der Anthologie erklärte, war es mir, als ob mir der beleidigte Genius des Schönen, zornig wie der böſe Geiſt hinter Gretchen, zuflüſterte: Wer erlaubt dir, über Ideal und Schönheit zu ſprechen? Haſt du nicht mit Beiden gebrochen? Haſt du dich und ſie nicht verrathen? Biſt du hier, um Ideale zu ſuchen oder um Millionen zu erhaſchen? Wo iſt die Harmonie, in der du bisher mit dir ſelber gelebt? Wo iſt die Wahrheit? Was du ſprichſt iſt Lüge! Wer die Götter der Wahrheit

und Liebe in ſeinem Innern umgeſtürzt, der ſucht ſie vergebens in der Kunſt und was er ſpricht iſt Wind. Wähnſt du, daß dir Jene glauben können, die wiſſen, daß du nicht dieſer Götter wegen, ſondern des Mammons halber hierher gewallfahrtet biſt?

Ich verſtummte plötzlich und wäre am liebſten wie ein von den Eumeniden verfolgter Verbrecher aus dieſem Tempel hinausgeſtürzt.

„So fahren Sie doch fort," ſagte die Gräfin, „ſagen Sie uns doch etwas über dieſen Eros und die unzähligen kleinen Amoretten! Wir wollen doch auch ſehen, wie ſchön Sie über die Liebe ſprechen können."

Enthielten dieſe Worte eine abſichtliche oder zufällige Ironie? Wollte ſie damit ſagen, daß es ſich nicht um die Sache, ſondern bloß um das Talent handle, über die Sache ſprechen zu können? Auf dieſe Aufforderung hin wurde ich erſt recht einſylbig.

Zu der Art Momenten und Empfindungen kam noch Anderes hinzu, um den Zwieſpalt in mir klaffender zu machen. Weiß der Himmel, wie in großen Häuſern die intimſten Familiengeheimniſſe den Leuten verrathen werden; ſo viel iſt gewiß, daß ſie, auf denen immer ſo viele Augen ruhen, ſtets mehr Vertraute haben, als obſkure bürgerliche Familien. Jedes Schlüſſelloch iſt ein Beobachtungspunkt, ein Ohr des Dionyſius für jeden Bedienten, und wo viele Bediente ſind, ſchnappt jeder etwas auf, einen Satz, ein Wort, eine Sylbe, die dann im Vorzimmer und in der Küche zu ganzen zuſammenhängenden Geſchichten zuſammengeſetzt werden, und dieß um ſo leichter, als die Diener die Charaktere ihrer Herren ſo gut kennen und wiſſen, weſſen ſie fähig ſind, weſſen nicht. Dazu kommt, daß in ſolchen Häuſern ein Menſch in Livrée kaum mehr als Menſch betrachtet wird; man ſpricht vor ihm, was man keinem Gentleman ſeiner Bekanntſchaft anvertrauen möchte, und er wird zum unbeachteten Vertrauten. Nun hat die ganze Welt der Dienerſchaft kein
heimniß vor einander; in den langweiligen Stunden
Geſinde verſchiedener Häuſer, die Herrſchaft erwarter

Vorzimmern verbringt, tauschen sie ihre Beobachtungen aus, und die eine Herrschaft wird die nie gesuchte Vertraute der andern. Von Kammerdiener zu Kammerdiener, von Stubenmädchen zu Stubenmädchen läuft eine Nachricht wie von einer Telegraphenstange zur andern, bis sie an der Hauptstation, bei der Herrschaft, anlangt. Wie viele Weltmänner und Damen danken ihre Allwissenheit diesem Telegraphen, der beim Rasiren oder Frisiren fungirt! Man mochte Helene vor meiner Ankunft mit ihrer Reisebekanntschaft geneckt haben; man mag hie und da meinen Namen genannt haben; nun kam ich an, wurde mit der größten Freundlichkeit aufgenommen, in der Zeitung, die alle Bedienten vor der Herrschaft lesen, wurde ich angekündigt und zwar als berühmter Mann, wie sonst Diplomaten und Staatsmänner, die ins Haus kamen; bei Tische saß ich neben Helene und war nun immer mit der Familie. Meine Lage war dem Gesinde klar und den Freunden des Hauses bald kein Geheimniß. Das Gesinde kam mir mit ungeheurer Unterthänigkeit entgegen, die Gesellschaft des Hauses forschend, spähend, unsicher, zweifelnd, vielleicht war ich Manchem ein Stein des Anstoßes, ein Rival, ein Hinderniß in seinen Plänen für einen Anverwandten. Es wurde mir manche ironische Bemerkung gemacht, die ich oft erst nachträglich verstand.

Sie mochten es halten wie sie wollten; sie waren mir gleichgültig und ich fing an mich etwas abzuhärten. Aber Graf Tannen, jener junge deutsche Attaché, der mir Anfangs so viel Achtung erwiesen, sich mir bei jeder Gelegenheit näherte, meine Gesellschaft und mein Gespräch aufsuchte, mied mich jetzt sichtlich, und wenn er mit mir sprach, wandte er das Gespräch immer auf meine Wissenschaft, in der er etwas dilettirte, vermied aber jedes Gespräch über persönliche Gegenstände oder Gegenstände des Herzens und des Charakters. Kam ich selber auf solche, schwieg er und ich glaubte einige Ironie, wenn nicht selbst Entrüstung an ihm zu bemerken. Er hielt mich offenbar nicht für berechtigt, bei dergleichen meine Stimme abzugeben. Von allen Freunden und Bekannten des Hauses war er derjenige, der mir die meiste

Sympathie einflößte. Er war ein höchst gebildeter junger Mann, ohne Standesvorurtheile, aber von festen, unerschütterlichen Grundsätzen, mit denen er so wenig prahlte wie mit seiner Vorurtheilslosigkeit. Sein Titel, wie die angeborene, nicht erworbene Stellung, und die Leerheit dieser letzteren, schienen auf ihm zu lasten, und er suchte vor seinem eigenen Gewissen, so zu sagen, von der Pike auf zu dienen und zu verdienen, was ihm durch Zufall zugefallen. Solche Menschen nehmen es immer ernsthafter und strenger mit sich als es irgend ein Avancements- oder Anciennetätsgesetz, oder irgend ein Vorgesetzter thun würde. Das gab seinem ganzen Wesen, trotz seiner Jugend, er mochte vierundzwanzig Jahre alt sein, etwas Gesetztes und Ruhiges, und wie alle Menschen, die einem Ziele entgegenleben, das sie der Welt, der sie angehören, nicht ohne Gefahr bekennen dürfen, und die sich außerdem in dieser Welt fremd fühlen und einen Kampf mit ihr voraussehen, hatte er etwas Melancholisches, das seinem festen, gerade vor sich hinblickenden, dunkelblauen Auge einen gewinnenden Ausdruck voll Milde gab. Vor Allem schien er mir auch der Familie Friedensborg am Innigsten zugethan, und mit einem antizipirenden Familiengefühl war ich ihm dafür dankbar, und ich sagte mir gleich in den ersten Tagen, daß, wenn ich einen Vertrauten bedürfte, ich diesen jungen Mann wählen würde. Er wußte, wo es Rath galt, immer das Richtige und Gerade zu finden. Nun aber wandte er sich offenbar von mir ab, und ich meinerseits konnte seinen Rath nicht brauchen. Was konnte er mir sagen, wenn er das Richtige und Gerade sagen sollte? Wenn Sie Helene lieben, heirathen Sie sie! Wenn nicht, reisen Sie ab!

Für mein Verhältniß zum Grafen Tannen war ich noch nicht genug abgehärtet. Er war jung, und es gibt keinen unbarmherzigeren Richter als die Jugend; sie ist absolut in Ansichten und Gefühlen; mildernde Umstände läßt sie nicht gelten.

Und ich sollte noch vor einen anderen jugendlichen Richter gestellt werden.

Eines Nachmittags, da man sich eben zu einem gem[illegible]

lichen Ritte bereit machte, die Pferde vor die Veranda geführt wurden, wo sich die Gesellschaft versammelte, und ich indessen mit der Gräfin im Garten am Hause plaudernd auf- und abging und mich an dem Anblick der stolzen Amazone in Reitkleid und kleinem Männerhut mit weißer Feder erquickte, erscholl aus dem kleinen Pavillon hinter dem Hause das anmuthigste Kindergelächter. „Apropos!“ sagte die Gräfin, „ich wollte Ihnen ja meine Kinder vorstellen! Kommen Sie!“

Während wir hinter das Haus und dem Pavillon entgegen gingen, fuhr sie fort: „Es ist Ihnen vielleicht aufgefallen, daß meine Kinder so selten zu sehen sind? Es beruht das auf meinem Erziehungsplane; sie wohnen mit mir abgesondert in diesem Pavillon und kommen so selten als möglich in die Villa, wenigstens nicht am Nachmittage. Wir werden von so vielen Menschen besucht, und da gibt es immer Ungeschickte, die, um der Mutter oder dem Großvater zu schmeicheln, den Kindern Dinge sagen, welche eine konsequente Erziehung von Monaten und Jahren in einem Augenblicke zu nichte machen.“

Am Pavillon angekommen, rief sie zu einem offenen Fenster hinauf: „Fräulein Agnes, kommen Sie gefälligst mit den Kindern herunter!“ — Dann zu mir gewendet, sagte sie mit leiserer Stimme: „Ich habe da eine Person bei den Kindern, eine Deutsche, auf die ich mich vollkommen verlassen kann, trotz ihrer Jugend. Sie ist unterrichtet und zu einem erstaunlichen Grade pflichtgetreu, und dabei von einer Wahrhaftigkeit des Charakters, die in der That außerordentlich, ich möchte sagen phänomenal ist, und sie beinahe zu einem Sonderling macht. Das ist vortrefflich, wenn die Kinder nur Wahrheit vor sich sehen, aber es ist beinahe gefährlich, diese Gouvernante in Gesellschaft erscheinen zu lassen; sie könnte manchmal mit einer Wahrheit herausplatzen, die die ganze Gesellschaft in Verlegenheit brächte. Aber bei aller ernsten Grundlage ihres Charakters und ihrer Grundsätze ist sie doch so kindlich und jugendlich, daß sie die Kinder vollkommen versteht und ich einen wahren Schatz an ihr habe.“

Die Gräfin unterbrach ſich, denn in dem Augenblicke trat die Gouvernante mit den beiden Kindern aus der Thüre. Es war, wie ich es geahnt hatte, jener blonde Lockenkopf, den ich am erſten Morgen in der Laube geſehen hatte: die einfachſte und zugleich auffallendſte Erſcheinung. Sie hatte jene Schönheit, die, ſo zu ſagen, von ihren Beſitzerinnen abhängt; man kann an ihnen vorübergehen, ohne ſie zu bemerken, ſie glänzen und leuchten, ſobald ſie ſich gehen laſſen, wenn ſie ſich in ihrer Beſcheidenheit vergeſſen oder glänzen wollen. Sie ſchob die Kinder ſanft voraus und blieb an der Thüre ſtehen; in ihrem dunklen Kleide, das bis an den Hals geſchloſſen war, mit den eng anliegenden Aermeln, aus denen zwei längliche, weiße Hände hervorkamen, um ſich, wie ſie beſcheiden herabfielen, von dem dunkeln Kleide noch marmorner abzuheben, ſah ſie wie ein Bild im Rahmen aus, wie der Wirklichkeit entrückt und doch ſo nahe, ſo lebend, ſo mitdenkend und fühlend. Erſt als mich ihr die Gräfin vorſtellte, trat ſie aus dem Rahmen heraus und einige Schritte näher.

„Fräulein Agnes Gillmer, die Erzieherin meiner Kinder!“ ſagte die Gräfin.

Sie verneigte ſich mit der Zurückhaltung einer Dienenden, ohne daß ſich eine Muskel ihres Geſichts bewegte, und trat dann wieder einen Schritt zurück. Gegen alle Geſetze der Artigkeit, die man einer Mutter ſchuldig iſt, beſchäftigte ich mich mit den Kindern der Gräfin nur auf die kürzeſte und oberflächlichſte Weiſe. Ich war verlegen, ich glaube, daß ich erröthete. Wie gerne ich einige Worte an Agnes Gillmer gerichtet hätte, und obwohl ich ganz wohl wußte, was ich ihr ſagen konnte, da der Name Gillmer ein ſehr hübſches Bild der Erinnerung in mir erweckte, — ich war unfähig, einen Laut hervorzubringen. Ich war nur Eines Gedankens fähig: auch ſie kennt mich als Heirathskandidaten bei den zwanzig Millionen!

Ich war wie von einem Alpdrücken befreit, als man uns zurief, daß Alles zum Aufſitzen bereit ſei.

Mein armes Pferd bekam heute die Sporen zu

niemals; es steckte mit seiner Lebhaftigkeit die andern an, und die Gesellschaft kam nicht aus dem Galoppiren. Das war mir recht, denn ich fürchtete nichts so sehr wie ein Gespräch, es war mir immer, als säße Agnes hinter mir und verfolgte mich mit verachtungsvollen Blicken. Aber der wilde Hufschlag der zahlreichen Pferde, der Anblick des unvergleichlich schönen Buchenwaldes, der sich nördlich von Kopenhagen hinzieht und des blauen Meeres, das hie und da durch eine Lichtung sichtbar wird, berauschte mich um so schneller, als ich dem Allen schon aufgeregt entgegenkam; und da nach halbstündigem Ritt die Pferde langsamer gingen, war ich der Gesprächigste in der Gesellschaft. Um das natürlichste Gegengewicht gegen die Gefühle zu sichern, die, wie der alte Dichter singt, hinter mir auf der Croupe saßen, ließ ich mein Pferd neben Helene einhertraben. In der Amazone sah die etwas volle Gestalt nicht am vortheilhaftesten aus; aber es war mir, als hätte ich ihr etwas abzubitten, und vor mich hinsehend auf den Kopf meines Pferdes, unterhielt ich mich fortwährend und sprach mich endlich in eine Wärme und Lebhaftigkeit hinein, die ich ihr bisher noch nicht gezeigt hatte. Sie hörte so dankbar zu, und ich empfand ein solches Mitleid mit ihr, daß ich gerührt war und ihr gerne die Hand hinüber gereicht hätte. Erst auf dem Rückwege wurde ich von ihr getrennt, indem sich Graf Tannen zu uns gesellte und mich, wie er es schon seit mehreren Tagen nicht gethan hatte, in ein freundschaftliches Gespräch verwickelte. Dabei hielt er manchmal für Momente das Pferd an, dann ließ er es immer langsamer vorwärts schreiten, so daß wir am Ende von der Gesellschaft getrennt waren.

Da brach er mit Einem Male das bisherige Gespräch ab und sagte plötzlich und ohne Uebergang: „Sie sind nahe an zwei Stunden mit Fräulein Helene allein gewesen; wie finden Sie das Mädchen?“

Ich war von dieser Frage überrascht und fühlte, was Alles hinter derselben steckte. Die Komödie, zu der ich mich verdammte,

sollte jetzt beginnen; Graf Tannen war ein intimer Freund des Hauses; es war am Platze, ihm zu verstehen zu geben, daß ich Helene liebe; aber er sah mich bei seiner Frage so offen und durchdringend an, daß ich nur sagte, was ich in jeder anderen Lage mit bestem Gewissen hätte sagen können: „Sie ist so gut!"

„So gut!" wiederholte Graf Tannen mit einiger Parodie. „Gut sein! es ist das Beste und Schönste, was man von einem Menschen sagen kann, aber man braucht das Wort gewöhnlich als einen Mantel christlicher Liebe; man sagt es, wenn man nichts Anderes zu sagen weiß. Herr Born, ich sage Ihnen, ich, der ich die Familie länger und näher kenne, ich sage Ihnen, es ist ein ganz vortreffliches Geschöpf."

„Ich bin davon überzeugt," versicherte ich.

„Ich wollte aber mehr sagen," fuhr Graf Tannen mit zitternder Stimme fort, „ich wollte sagen, daß Helene werth ist, wirklich und wahrhaftig geliebt zu werden, um ihrer selbst willen, und daß sie verdient, glücklich zu sein."

Durfte ich es zu einer weiteren Erklärung kommen lassen? Durfte ich den Grafen fragen, warum er mir das Alles sage? Ich mußte mit Ruhe antworten und ich that es unabsichtlich auch mit Wärme, daß ich in dieser Beziehung ganz und gar seiner Meinung sei.

Er sah mich forschend an und ritt langsam der Gesellschaft nach, die sich nach uns umgesehen hatte.

Ich gestehe, daß ich mir ganz jämmerlich vorkam. Wäre mir sonst ein Mann so entgegengetreten, um mich auszufragen, um mir Andeutungen zu machen, die eine Zurechtweisung enthielten, und hätte er mich dann, nach einem solchen forsc
Blicke so entlassen, ich würde mich empört haben,
Stande gewesen, jede studentische Thorheit zu begel
war ich klug und berechnend. Auch meine Freundlichkeit
Helene erschien mir jetzt als eine Heuchelei, "
als mir das Bild Agnesens ohne Unte
Aber, trotz der Kühle, mit der ich mei

ſetzen begann, lebte ich in einem fortwährenden Rauſche, in dem Rauſche des Reichthums. Dieſes geſättigte, üppige Leben hatte mich ganz gefangen genommen, und ich konnte den Gedanken an eine Trennung von demſelben nicht mehr faſſen. Dieſe Leichtigkeit, ſich alle Genüſſe zu verſchaffen, dieſe Freiheit aller Wünſche, dieſer wahre Zauber, den der Reichthum übt, der Alles herbeiſchafft, Alles beherrſcht, — ich hatte mir vorher keine Vorſtellung davon machen können. Jeder Tag brachte andere Genüſſe, andere Freuden, laute und ſtille, aber immer geſättigte. Die Menſchen, die in Armuth und Entbehrung leben, erſchienen mir wie zu einer anderen Gattung zu gehören. Und ich lernte nicht nur das Verführeriſche des Reichthums kennen, auch ſeine Größe und Macht trat oft genug an mich heran.

An einem Nachmittage ſtanden wir Alle auf einer erhöhten Terraſſe des Gartens verſammelt, um ein herrliches Schauſpiel zu genießen. Seit dem Morgen wehte ein günſtiger Nordwind, und mit ihm war am Nachmittag eine ganze Flotte von Kauffahrern, die den günſtigen Wind zur Einfahrt in den Sund jenſeits Helſingör erwarteten, auf der Höhe von Klampenborg angekommen. Segel an Segel fuhr an uns vorbei, dem Hafen von Kopenhagen zuſteuernd oder weiter in andere Häfen des baltiſchen Meeres.

„Papa!“ rief Bertha, auf einen gewaltigen Dreimaſter zeigend, „iſt das nicht dein Schiff, der Thomas?“

„Ja wohl, mein Kind,“ antwortete der Baron, „er kommt aus Rio Janeiro.“

„Und jenes iſt die Henriette, mit der Büſte der Mama vorn!“ rief Helene in die Hände klatſchend.

„Ja mein Kind,“ ſagte der Baron, „die Henriette kommt vom Cap und hat eine gute Fahrt gemacht!“

So zog eine ganze, dem Baron gehörige Flottille an uns vorbei, aus allen Weltgegenden kommend und Reichthümer herbeibringend, während er ruhig daſtand und kaum lächelnd zuſah. Er erſchien mir in dem Moment wie ein mächtiger Herrſcher,

der die Fäden seiner Macht über den Erdball ausbreitet. — Und ein andermal, da wir bei Tische saßen, trat eilig ein Beamter ein, der ihm einige Worte zuflüsterte. Der Baron sprang auf und rief: „Der Fitzkönig ist gestrandet! — und die Mannschaft?“ fragte er.

„Sie ist gerettet,“ antwortete der Beamte.

„Gottlob,“ rief der Baron beruhigt, „schreiben Sie sogleich nach Glasgow, wohin sie sich wahrscheinlich begeben wird, an unsern Korrespondenten und an den Konsul, daß für die Leute aufs Beste gesorgt werde.“ — Dann setzte er sich wieder ruhig hin und nahm das Gespräch auf, wo es der Beamte unterbrochen hatte, als ob nichts geschehen wäre.

Er mahnte mich an Sidon und Tyrus, deren Kaufleute, wie Jesaias sagt, Fürsten waren, und deren Händler die Geehrten der Erde. Hätte mir mein Schwiegervater angeboten, mich zu seinem Compagnon zu machen, es hätte mir geschienen, als würde ich zu einem Mitregenten ernannt. So weit entfernt war ich schon von dem, was mir früher Glück gewesen.

Fünftes Kapitel.

Mit bestem Willen könnte ich heute nicht mehr sagen, ob ich von nun an Agnes Gillmer, seit dem Tage, da ich ihr durch die Gräfin vorgestellt worden, mit Absicht oder durch Zufall öfter gesehen habe. Ich wußte nun, wo sie zu finden war, und wollend oder nicht wollend, trugen mich meine Füße in die Nähe des Pavillons. Der Baron war in Jägers-Prijs, einem der zahlreichen Lustschlösser des Königs, und seine Biblio
mir während dieser Zeit als Arbeitszimmer zur Ver
sollte die Morgenstunden, während welcher die Damen
sichtbar waren, daselbst verbringen, und zu diesem
ich mich sehr früh in die Villa; aber die M
in diesen feenhaften Gärten, daß ich sie de

ſchon ſo entfremdet war, nur mit Widerwillen opferte — beſonders ſeit ich wußte, daß um dieſe Stunden Agnes im Garten zu finden war. Ich ſuchte ſie nicht auf, aber ich fand ſie immer, obwohl ſie mir auswich. Wenn ſie auch in Seitengänge ihre Schritte lenkte, ſobald ich in ihrer Nähe erſchien, ſo ſahen mich doch die Kinder, liefen auf mich zu und zogen mich oft an der Hand zu ihrer Erzieherin. Ich kam mir da manchmal wie jener oft gemalte Mann vor, den Amoretten der holden Braut entgegenführen. Aber die Amoretten bemühten ſich vergebens; Agnes empfing mich ſtets mit einem zugleich freundlichen und eiskalten Geſichte, das ſelbſt abſchreckend ſtreng wurde, wenn ich, fieberiſch aufgeregt in ihrer Gegenwart, etwas wärmer und inniger mit ihr zu ſprechen begann. Meine Wärme beleidigte ſie. Ich erſchien ihr als ein Menſch, der ins Haus kommt, um eine reiche Partie zu machen, nebenbei aber der Gouvernante den Hof macht. Ich ahnte ſo was und fürchtete, daß ſie mich mit der von der Gräfin angekündigten Geradheit eines Tages derb zurückweiſen werde; ich war voll Angſt, während ich mit ihr ſprach und zitterte vor einer Beſchämung. Doch konnte ich von dem Spiel mit der Gefahr nicht ablaſſen, ebenſo wie ich bald ihre Geſellſchaft, ihren Anblick nicht entbehren konnte. Es war mir bald, als käme ich nur ihrethalben ins Haus — und manchmal hoffte ich auf jene Beſchämung wie auf eine Rettung, denn, hätte ſie mir geſagt, daß ich ein unwürdiges Spiel treibe, was hätte ich, um mich bei ihr zu entſchuldigen, Anderes antworten können als: Ich liebe Sie, Agnes!? — Aber Agnes ſchwieg; ſie beſchämte mich nicht; ſie ſah mich manchmal ſelbſt mit einem unendlich mitleidigen Blicke an, als ob ſie den ganzen Jammer, der mich bei mir ſelbſt herabſetzte, erkannt hätte. Es kam mir ſogar vor, als wollte ſie manchmal Anderes als Beſchämendes zu mir ſprechen, als wollte ſie mich tröſten und aufrichten, und in dieſem Gefühle konnte ich nicht anders, als ihr klagen und die Gelegenheit vom Zaune brechen, um ihr zu ſagen, daß es wenige glückliche Menſchen gibt.

Man erzählt von einem Menschen, der durch Jahre ein merkwürdiges Doppelleben lebte. Die Tage verlebte er in Elend und Mangel, im Traume der Nacht aber lebte er als spanischer Grande, in einem herrlichen Schlosse in Valencia, ein Dasein voll Glück und Genüsse. Jede nächste Nacht brachte die Fortsetzung des Traumes der vorhergehenden Nacht, so daß der Träumer nicht mehr wußte, was Traum, was Wirklichkeit war, und am Ende den Traum für Wahrheit, die Wahrheit für Traum hielt. Ich führte ein ähnliches Doppelleben. Der Mensch, der des Morgens neben der Gouvernante durch den Garten ging, war mit seinem ganzen Wesen ein anderer, als der Mensch, der Nachmittags in Gesellschaft der Herrinnen des Hauses den Freuden nachjagte, und mehr und mehr sich in die Genüsse und Gewohnheiten des Reichthums hineinlebte. Manchmal verflossen diese beiden Menschen in Einen.

Die Baronin, immer kränklich, wurde unwohl und verbrachte ihre Nachmittage, auf einem Sopha liegend, unter der Veranda, wo sich nunmehr die Familie versammelte, um ihr Gesellschaft zu leisten. Sie wollte aber auch ihre Enkelinnen um sich haben, und so war auch Agnes immer anwesend. Eines Nachmittags kam man ans Erzählen von Erlebnissen, und die Gräfin forderte mich auf, meine Lebensgeschichte zu erzählen; Helene unterstützte diese Forderung mit einem bittenden Blicke, während sie absichtslos näher rückte und die Handarbeit ruhen ließ. Ich mußte lächeln, denn von meinem Leben war wenig zu erzählen, und in dieser Ueberzeugung begann ich auch auf nachlässige Weise mit einzelnen hingeworfenen Sätzen. Aber wie ich von der Einfachheit meiner Jugend, von unserer kleinen Wohnung, von den Sorgen und Mühen meiner Mutter sprach, überkam mich diesen Millionärinnen gegenüber plötzlich der S | des Armen, und wie ich an meine Mutter und die stille J dachte, zugleich eine Wehmuth und Wärme der innerung, da, ich mit Liebe auf das Einzelnste unseres armen : usbal ging. Meine Erzählung wurde zu einer Elegie

verſtorbenen Vater, zu einer Hymne über die gute, ſorgenvolle, nie ermüdende Mutter, und im Ganzen zu einer Idylle, die das Leben einer Wittwe und eines Waiſenknaben ſchilderte. Ich malte mich mit meiner Mutter an dem armbeſetzten Tiſche, dann des Abends mich, den Knaben, an meinen Büchern, und ſie, mit dem Strickſtrumpf in der Hand, vor derſelben Talgkerze; dann wie ſie mit mir lateiniſch lernte, indem ſie mich meine Lektionen überhörte. Dann unſere Trennung und unſer jährliches Wiederſehen zu Weihnachten; mich als Studenten und Stundengeber in der Univerſitätsſtadt, ſie in ihrem Landſtädtchen, ſparend und arbeitend und immer von Ferien zu Ferien wartend, harrend, Glücksträume für den Sohn ausſpinnend. Erzählend vergaß ich meine Zuhörer, und malte dieſe Bilder für mich ſelber aus, und ohne es zu wollen, ſchloß ich mit einem Ausruf über unſer Glück.

Ich bemerkte, erſt nachdem ich geendet, daß ich die aufmerkſamſten Zuhörer hatte. Die Gräfin fand meine Schilderung reizend und meinte, ich ſolle das doch aufſchreiben; Helene beneidete das Glück der Armen. Dann wurde man ſchweigſam. Der Himmel weiß, welche Reflexionen durch die verſchiedenen Köpfe gingen. Die Kinder lehnten ſich an meine Kniee und ſahen mich groß an; ſie wollten, daß ich noch etwas erzähle. Die Baronin drückte mir die Hand und zog mich ins Haus zurück; ihre Töchter begleiteten ſie, und Helene grüßte mich beſonders freundlich, als ob ſie mir ſagen wollte: „Ich bin überzeugt, daß du mich nicht meines Geldes wegen heirathen willſt. Agnes blieb mit den Kindern, die nicht fort wollten, und da ich das Auge zu ihr erhob, begegnete ich einem Blicke, der mir wie ein Lichtſtrahl ins Herz drang. Ich fühlte, daß ſie ſich mir nach meiner Apologie der Armuth näher fühlte, daß ſie mir gut war. Ich ſtreckte unverſehens die Hand aus, wie um ein unverhofftes Glück zu erhaſchen, und ich ergriff ihre Hand, die ich drückte und die ich ſo gerne geküßt hätte. Die kleine Gitta, ihre Schü*lerin*, ſah uns Beide erſtaunt an und fragte dann plötzlich:

„Onkel Born, iſt es wahr, daß du die Tante Helene heirathen wirſt?"

Ich war ſtarr und blickte das Kind blödſinnig an, ohne ein Wort erwidern oder die Hand zurückziehen zu können, was ich doch ſo gerne gethan hätte; aber Agnes zog die ihrige leiſe fort und ging mit den Kindern aus der Veranda.

Vernichtet ſank ich auf meinen Stuhl zurück; das glückſelige Gefühl war dahin; es hatte nicht eine Minute gedauert. Ich konnte aufſtehen, ich konnte der kleinen Gitta nachlaufen und ihr ſagen, daß es nicht wahr ſei, daß ich Tante Helene nicht heirathen werde! Da war ſie ja, die Gelegenheit, die ich manchmal und dunkel gewünſcht hatte! Aber ſollte ich mich ſo mit Einem Worte aus meiner geträumten Zukunft verbannen? — alle meine Pläne vernichten? Nein, ich konnte aus den Armidagärten, in denen ich lebte, nicht heraus und wieder zurück in das arme, unſcheinbare Leben. O welch ein Lügner war ich, als ich vorhin das Glück der Armuth ſo ſchön ſchilderte, und welch ein Betrüger! Und doch ein ſchlechter, ein ungeſchickter Betrüger, denn ich habe Agnes nicht betrogen. Ich ſchlich mich fort aus der Villa und machte einen Umweg, um nicht an eine Stelle zu kommen, wo ich vom Pavillon aus von Agnes geſehen werden konnte. Meinem gebeugten Nacken hätte ſie die Laſt anſehen müſſen, die ich mit mir forttrug; meine Stirne brannte von Schande.

Bald ſollte ich Agnes noch öfter und ungeſtörter ſehen. Die Baronin wurde ihres Unwohlſeins wegen nach Marienlyſt, jenſeits Helſingör, geſchickt, in jenes reizende Schlößchen, das jetzt in eine Art Kurplatz verwandelt iſt, und hart am Ufer des Sundes der ſchwediſchen Küſte gegenüber liegt. Die Kranke ſollte dort Seebäder nehmen und vor Allem der Ruhe pflegen. Sie fuhr mit der ganzen Familie auf dem eigenen Dampfſchiffe des Barons, auf der Ophelia, dahin ab, während Wagen und Pferde den vier bis fünf Meilen langen Weg zu Lande zurück legten. Nur die Gräfin mit ihren Kindern blieb zurück

dieſen Tagen einige Mitglieder der Familie Kirkſteen nach Kopenhagen kommen ſollten, die ſie empfangen mußte, und mit denen mancherlei Familienangelegenheiten abzumachen waren. Ich mußte verſprechen, demnächſt nachzukommen, um die an ſich reizenden und durch die Poeſie Shakeſpeare's verklärten Gegenden und endlich deren wundervolle Architekturen, von meinen bisherigen Führerinnen geleitet, kennen zu lernen.

Die Anverwandten der Gräfin kamen bald nach der Abreiſe der Familie Friedensborg, und ich war mit Agnes und den Kindern Stunden und Tage lang allein, da mich die Gräfin gebeten hatte, nunmehr den Beſchützer des Hauſes zu machen. Es war jetzt ſtille in Haus, Garten und Park. Ich führte die Kinder auf die Spaziergänge, als wäre ich ihr Hofmeiſter; ich erzählte ihnen Märchen, als wäre ich ihr Onkel, und ich ſaß mit ihnen und Agnes um einen Tiſch, als wären wir zuſammen eine ganze Familie. Welche ſchönen und ſonderbaren Gedanken kamen mir oft, wenn wir ſo da ſaßen. Ich ſagte mir, daß dieſer Garten nur ein kleines Gärtchen, und dieſe Villa nur ein kleines Dorf- oder Vorſtadthäuschen zu ſein brauchte, und daß Alles nicht um ein Jota weniger ſchön wäre. Aber ich verwies mir ſolche Gedanken als idealiſtiſche Träume, denen man nicht entgegenſtreben dürfe. Agnes wurde von Tag zu Tage ſchöner, auch jünger, da ſie den ſtrengen Ernſt gegen mich ablegte, aber trotzdem ehrwürdiger; es war mir, als beurtheile ſie mich von der Höhe herab und als wäre ſie meine Gouvernante mehr als die der Kinder, ohne daß mich das gedemüthigt hätte. Ach ſie war immer ſo ruhevoll, und ich fragte mich, ob, wenn ſie die zwanzig Millionen beſäße, ich den Muth hätte, ihr zu ſagen: „Agnes, ich liebe Sie!“

Nur einmal ſah ich ſie in glücklichſter Aufregung.

Wir ſaßen nach dem Eſſen noch am Tiſche, als ſie mich fragte: „Welches iſt die ſchöne Erinnerung, die ſich bei Ihnen mit meinem Namen Gillmer verbindet? Sie erinnern ſich? Sie *ſagten* mir das einmal.“

„Ja," sagte ich, „eine liebliche Erinnerung, beinahe so lieblich, als die sein wird, wenn ich nach Jahren an diese Tage zurückdenken werde. Ich war noch Gymnasiast und mochte achtzehn Jahre zählen, als ich eine Ferienreise durch den Harz machte. An einem klaren Morgen kam ich durch ein Dorf und an einer Kirche vorbei, aus der eben die Schuljugend trat. An der Thüre stand der Pfarrer und blickte mit Liebe und Wohlwollen auf die kleinen Blondköpfe herab; manchem griff er in die Locken, um ihm etwas Freundliches zu sagen, manchen hielt er auf, um ihm eine sanfte Ermahnung zukommen zu lassen. Alle die Kinder, die er liebkoste, wie die er ermahnte, sahen mit einer unendlichen Liebe zu ihm hinauf. Er wollte eben in sein Pfarrhaus zurücktreten, als er mich erblickte und offenbar auf den ersten Blick meinen Stand erkannte. Er lächelte wie bei der Erinnerung an glückliche Jugendtage, da er so gewesen war wie ich, und wie gute Greise beim Anblicke frischer, in die Welt hinausstürmender Jugend zu blicken pflegen. Er grüßte mich lateinisch und ich antwortete. Dann streckte er mir die Hand entgegen und fragte mich in derselben Sprache nach Heimat und Reisezweck; dann lud er mich ein, bei ihm einzusprechen. Vor dem Hause war ein von wilden Reben bedeckter Gang, in welchem Tisch und Stühle standen, und wo der gute Pfarrer zu arbeiten pflegte, denn auf dem Tische und auf den Stühlen lagen Papiere und klassische Bücher. Er freute sich, wie ich in den Büchern herumstöberte und mich in Manchem bewandert zeigte. Ehe eine halbe Stunde unserer Bekanntschaft verlaufen war, lasen wir sophokleische Chöre mit einander. Wie herrlich las der Alte den Chor aus der Antigone: Vieles Gewaltige lebt! und wie verstand er jede Schönheit mit einem Worte zu chara isiren! Neben dem wohlthuenden Eindruck, den mir das väterli und ise Wesen dieses Mannes machte, erhob mich noch der erfüllte mich mit Stolz, daß solche Männer in Deutschlan dem Dorfe zu finden sind. Auch sagte ich mir, so re Vater, wenn er noch lebte, und so sollter

Alle zu ſein; ſo ruhevoll in ſich, ſo im kleinen Kreiſe große Pflichten erfüllend, und ſich am Schönen nährend und ewige Jugend bewahrend. Es war eine jener Stunden, in denen ich die beſten Vorſätze faßte; es war eines jener Beiſpiele, die am mächtigſten auf mich wirkten."

Ich ſchwieg, denn ich ſagte mir, was Agnes denken müſſe; daß das Beiſpiel nicht nachhaltig gewirkt, daß die Vorſätze längſt verflogen ſind. Wie durfte der Mann, der nach Millionen jagte, die holde Beſchränkung jenes Dorfweiſen rühmen?

„Fahren Sie fort," bat Agnes, indem ſie die Worte mehr hauchte als ſprach.

„Es iſt nicht viel zu erzählen," ſagte ich; „er ließ mir ein kleines Frühſtück vorſetzen, und es war mir, als wäre ich bei irgend einer ſchönen Geſtalt der Dichtung, bei einem Vikar of Wakefield zu Gaſte. Dann zeigte er mir ſeine kleine Bibliothek und den Garten, den er ſelber pflegte. Gegen Mittag verließ ich ihn. Er drückte mir die Hand und ſagte: Mein Sohn, vergiß nie, was du in der Jugend dachteſt. Das Beſte, das wir leiſten können, iſt die Erfüllung unſerer jugendlichen Pläne."

Ich ſchwieg wieder, erdrückt von dem Gedanken, wie wenig ich dieſem Rathe nachgekommen.

„Und dieſer Mann hieß?" fragte Agnes mit zitternder Stimme.

„Paſtor Gillmer!"

„Mein Vater," ſagte Agnes glücklich lächelnd.

„Ihr Vater!" rief ich, „lebt er noch?"

„Er lebt, heiter und glücklich, wie immer; jung und liebend, wie immer."

„Könnte ich ihn wieder ſehen," ſagte ich gerührt; „ſein Anblick würde mir recht wohl thun. Es iſt ſonderbar! In verſchiedenen ſchwierigen Lagen meines Lebens mußte ich ſeiner gedenken, den ich kaum durch Stunden gekannt habe. Es war mir immer, als könnte ich bei ihm den beſten Rath finden. Und jetzt iſt mir auch ſo."

Es machte mir den Eindruck, als wollte ſie die Rolle über-

nehmen, die ich ihrem Vater zudachte, und ihn bei mir ersetzen. Mehrere Male ließ sie sich an diesem und den folgenden Tagen die Worte wiederholen, die er beim Abschiede an mich gerichtet, und offenbar hatte sie die Absicht, mir sie so oft als möglich ins Gedächtniß zu rufen. Sie knüpfte allerlei Reflexionen daran, und einmal auch die Frage, wie es komme, daß ich, der ich mich des Stilllebens mit meiner Mutter und des idyllischen Lebens ihres Vaters mit solcher Liebe erinnere, offenbar darnach strebe, mich dieser Art des Daseins so sehr als möglich zu entfremden? Ich wich solchen Fragen mit allgemeinen Antworten aus. Eine gerade Antwort hätte ein Bruch mit meinen Plänen oder ein Riß durch die Verbindung mit Agnes werden können. Zu beiden fehlte mir die Kraft; der Umgang mit diesem anmuthsvollen Wesen war mir eine Nothwendigkeit geworden, wie der Besitz der Millionen. Aber diese ausweichenden und charakterlosen Antworten entfernten sie nicht mehr, stießen sie nicht mehr so ab, wie es früher oft ein Wort, ja meine bloße Erscheinung gethan hatte. Sie hatte Geduld mit mir, sie gab mich nicht auf, sie wollte mir offenbar beistehen; sie sagte sich, daß sie eine Pflicht an mir zu erfüllen hatte. Aber da kam ein Brief der Baronin, welche ihre Enkelinnen zu sich berief, nach denen sie Sehnsucht hatte. In diesem Briefe wurde ich wiederholt zu einem Besuche in Marienlyst eingeladen und zugleich gebeten, Fräulein Agnes mit den Kindern zu begleiten und ihren Beschützer zu machen, da die Gräfin noch nicht abkommen konnte. Die Dampfyacht des Barons, die Ophelia, sollte uns nach Helsingör bringen und dann dort bleiben, um Ausflüge zu erleichtern.

Die Ophelia erwartete uns nur einige hundert Schritte vom Hause. An einem herrlichen Augustmorgen gingen wir an Bord und dampften hinaus in den blauen, schimmernden Sund. Keine Wolke und kein Lüftchen regte sich, das Meer war durchsichtig wie die Atmosphäre, und der Blick konnte eben so ungehindert in die geheimnißvolle Tiefe dringen, wie in die Wälder Dänemarks und in die Buchten und Berge Schwedens. Vorbei

an lieblichen Fiſcherdörfern und an reizenden Landhäuſern, die alle von ſchattigen Buchenwäldern umſäumt ſind. Wenige Küſten der Welt ſind ſo ſchön wie dieſe; an wenigen Punkten der Erde vermählt ſich die Ueppigkeit der Pflanzenwelt ſo wahr und innig mit der Größe und Anmuth des Meeres. Was Land und Meer des Schönen bieten können, vereinigt ſich hier; Norden und Süden geben ſich hier einen Kuß, jener durch die ſchattigen Buchen, dieſer durch das ſommerliche Meer vertreten, das ſo ſehr dem Helleſponte gleicht. Schweden mit ſeinen in Duft getauchten Bergen liegt da wie ein Märchenland, das eben nicht ſchöner iſt als die Wirklichkeit; Helſingborg, auf dem die Sonne liegt und das ſich im Meere ſpiegelt, gleicht einer Fata Morgana. Die Inſel Hveen, mit den Ruinen von Schloß und Sternwarte Tycho Brahes, wo er in den Sternen las und Weisheit und Thorheit trieb, Wahrheiten ergründete und phantaſtiſche Träume ausheckte, ſchwärmt auf den Wellen, wie die Inſel eines Zauberers, eines Prosper, der da mit einer Miranda wohnt und von einem Ariel bedient wird. Wir gehen ein in die Traum- und Zauberſphäre; der Geiſt Shakeſpeares, der dieſe Gegenden verklärte, wie ſie die Natur mit Schönheit ausſtattete, fängt zu wirken an. Es war eine ſelige Fahrt! Die Kinder tummelten ſich auf dem Verdecke umher und jauchzten auf, wenn unten ein Seeſtern am Schiffe vorüberflog; Agnes ſtand neben mir und blickte ſchweigend wie ich in die ſchöne Welt. Es war mir, als führe ich mit ihr dem Glücke entgegen. Wir waren allein; auf eigenem Schiffe. Da war kein Getümmel, kein Stoßen der Paſſagiere, kein Aus- und Einſteigen; Kapitän und Matroſen umgaben uns wie dienende Geiſter. Nichts ſtörte in Traum und Genuß. So hätte ich mit Agnes hinausſteuern mögen ins unendliche Meer, in die unendliche Welt, um irgend an einer einſamen Küſte zu landen. Scherzend ſagte ich zum Kapitän: „Fahren Sie hinaus aus dem Sund und landen Sie uns an den azoriſchen Inſeln!“ Und zu Agnes gewendet fuhr ich fort: „Die Inſeln ſind ein Reſt der glückſeligen *Atlantis.*“

Sie lächelte und sagte: „Die glückselige Atlantis ist überall; am Fuße des Weihnachtsbaumes bei Ihrer Mutter und im Garten meines Vaters, in seiner Laube, wo Sie den Sophokles mit ihm gelesen haben.“

Ich bejahte es, aber ich dachte auch zugleich, daß der Dampfer, auf dem ich die glückselige Fahrt machte und auf dem ich in alle Welt steuern wollte, nicht mir gehörte, und daß es schön sei, einen solchen Dampfer zu besitzen. Ist es nicht ein Zaubermantel, wie sich ihn Faust wünschte?

Als das gethürmte Kronborg, das den Sund beherrscht, und gleich darauf Helsingör auftauchte, fing ich an, von schönen Lebensstunden Abschied zu nehmen. Wie romantisch und phantastisch auch das alte Schloß und die ältere Stadt Helsings, des alten Normannenrecken, grüßen und locken, mir war es, als zöge ich dorthin wieder platter Alltäglichkeit entgegen — und als wir in den kleinen Hafen einbogen, und uns vom Damme her die Taschentücher der Damen Friedensborg entgegen wehten, war es mir, als erwachte ich aus einem schönen Traume, um wieder die Arbeiten und Mühen des beschränkten Daseins zu übernehmen. Als ich Agnes an der Hand faßte, um ihr übers Brett auf das Land zu helfen, drückte ich sie, wie zum Abschied.

Sechstes Kapitel.

Man weiß es, daß die Hamlet-Sage ursprünglich in Jütland zu Hause ist, und eigentlich mit diesen Gegenden nichts zu thun hat; aber Shakespeare hat sie hierher verlegt; sein Trauerspiel spielt in Helsingör, und er war stärker als Sage und Geschichte. Wer glaubt nun nicht an Hamlets Grab, an Ophelia's Quelle und an die „Terrasse“, auf der der Geist erschienen? In der Mitte dieser heiligen Stätte der Dichtung liegt das kleine Schloß Marienlyst, das wir bewohnten; die Terrasse erhebt sich

bar hinter dem Hauſe, und von dieſer Terraſſe aus blickt man über den Sund nach Schweden hinüber; zu Füßen der Terraſſe ziehen die Schiffe dahin. Alte Bäume, heimliche Gebüſche ſauſen und flüſtern dem Schloſſe in ihrem Schooße Geheimniſſe zu; gewundene Pfade verlieren ſich in verſteckten Lauben und Winkeln; die vor dem Hauſe auf der Wieſe und in den Arkaden wandeln, ſehen aus wie Glückliche. Die Natur, die Kunſt und die Erinnerung an einen großen Genius, der dieſen Boden zu geweihtem Boden machte, vereinigen ſich hier, um Herz und Kopf mit einem heiligen Rauſche zu erfüllen.

Spät am Abend ſaßen wir auf der Terraſſe, und ich las den Damen Hamlet vor. Die Lampe hatte ich ausgelöſcht und las beim hellen Zwielicht der nordiſchen Sommernacht. Ich las mit Andacht und man hörte mir mit Schauer zu. Der Hain unter uns — der Mond über der See, deren ſtilles Seufzen zu uns herüberdrang — die einzelnen Lichter aus den Häuſern Helſingborgs, da drüben in Schweden, die auf dem Sunde zu ſchimmern ſchienen — die ſchwediſchen Berge, deren Fuß in Nebel, deren Haupt in Mondlicht getaucht war — manchmal ein Ruf der Wache auf den Mauern von Kronborg, oder ein Geſangsbruchſtück, das von einem vorbeiſegelnden Schiffe kam — Alles das bildete eine vervollſtändigende Beigabe und Scenerie unſerer Vorleſung. Aber mein Auge und mein Wort wandte ſich vorzugsweiſe einem kleinen Lichte zu, das aus einem Hinterſtübchen von Marienlyſt kam. Dort wohnte Agnes, und ſie las, wie man am Schatten erkennen konnte, in einem Buche. Sie war allein; wieder ausgeſchloſſen von unſerer Geſellſchaft. Und während ich da draußen deklamirte und manchmal die Stimme erhob in der Hoffnung, von ihr gehört zu werden, kam ich mir ſelbſt wie ein kleiner, parodirter Hamlet vor, der zu keinem Entſchluſſe kommen kann.

Die Damen gingen, tief erſchüttert von der Vorleſung, ins Haus zurück; ich irrte noch lange in den Gebüſchen umher und hielt endlich auf der Anhöhe, auf welcher die Fernröhren aufgeſtellt ſind, vermittelſt welcher man von hier aus die Schiffe in

die weite See verfolgt und in die Thäler Schwedens blickt. Ich richtete eines nach dem Fenster Agnesens — ich sah nur ihren Schatten auf den weißen Vorhängen, und auch dieser verschwand plötzlich, da das Licht erlosch. Es war mir das wie eine andeutende symbolische Handlung, daß sie mir wieder entrückt sei; und sie war es auch. Seit unserer Ankunft wandelte sie wieder allein mit den Kindern umher, oder saß sie auf ihrer Stube. Schon am ersten Abend wurden Pläne zu Ausflügen entworfen, an denen sie natürlich nicht Theil nehmen sollte, da sie mit den Kindern bei der Baronin bleiben mußte. Ich werde sie nicht eine Viertelstunde so wiedersehen, wie ich sie in den letzten Tagen gesehen hatte — und doch glaubte ich, ohne sie nicht leben zu können.

Unwillkürlich trug mich mein Schritt am Morgen nach der Vorlesung auf die Höhe zurück, wo ich in ihr Fenster sehen konnte. Aber ich sah sie kaum; die Entfernung war zu groß — ich sah nur wie einen Schatten. Da fiel mein Blick wieder auf das Fernrohr, das noch ihren Fenstern entgegengerichtet war; ich löste es vom Gestelle los, versteckte mich in das Gebüsch und legte es zwischen zwei Zweige. Ich suchte nur einen Augenblick lang die Richtung und sie saß so nahe bei mir, daß ich sie glaubte athmen zu hören; ich sah die feinen, blauen Aederchen auf ihrer Schläfe, die langen Wimpern, das seidene Haar. — „Agnes, ich liebe dich!" flüsterte ich vor mich hin, als ob ich es ihr ins Ohr flüsterte. Es schien mir, als ob sie darauf tief aufseufzte, als ob sie in großer Aufregung wäre. Jetzt erst bemerkte ich, daß sie da saß und schrieb; die Buchstaben lagen groß vor mir — das erste Wort, das ich las, war mein Name. Ich konnte nicht weiter lesen, es flimmerte mir vor den Augen und ich erhob den Kopf. Da war ich wieder so fern von ihr. Soll ich lesen, sie schreibt? Ist es nicht eine Heiligthumsentweihung, wenn ich e Blick in das unbewachte, jungfräuliche Gemüth werfe? Viel schreibt sie ihr Tagebuch? Vielleicht schreibt sie, daß sie liebt? Die Versuchung war ungeheuer, ich erla

rohr war nicht mehr auf das holde Geſicht, es war auf das Blatt gerichtet und ich las:

„— mit welcher Liebe er deiner gedenkt! Ein Herz, das dich, mein theurer Vater, ſo zu würdigen verſteht, muß trotz Allem ein edles Herz ſein. O wäreſt du da, um ihn an ſich ſelbſt zu erinnern, um ihm in ſeinem Ringen beizuſtehen und ihn zu retten, denn er wird elend, unglücklich ſein ſein Lebenlang, wenn er ſich verleugnet und dieſen Verrath an ſich ſelbſt begeht. — Könnteſt du nicht kommen? Iſt eine ſolche Rettung nicht der Reiſe werth? Ich weiß es, mein guter Papa, du haſt nichts und die Reiſe würde die Hälfte deiner Einkünfte verſchlingen; aber ich habe etwas erſpart. Sieh, mein guter Papa, ein Flecken auf dieſer Seele würde mir einen ewigen Kummer bereiten, eine Enttäuſchung, die ich nie verſchmerzen würde, denn — dir ſage ich ja Alles — ich liebe ihn! und mit welchen Schmerzen!"

Das Rohr entfiel meiner Hand ins Gras, und ich ſtürzte aus dem Gebüſche. Vielleicht wäre ich ins Haus geeilt und hinauf in Agneſens Stube; aber ich hörte plötzlich überall meinen Namen rufen, und nicht wiſſend, ob es Täuſchung, ob Wirklichkeit war, folgte ich betäubt dem Rufe und ſaß, ehe ich zur Beſinnung kam, im Wagen, um, wie es verabredet war, nach Friedrichsborg zu fahren. Ich war betäubt, ich ließ mich hinfahren, ich glaubte, ich werde entführt. Der Weg geht fortwährend durch Buchenwälder, ohne daß man darum den Anblick des Meeres nur durch Minuten verlöre; bald blickt es durch Hellen und Halden, bald, wenn man nur über kleine Hügel fährt, breitet es ſich in ſeiner ganzen Größe aus; wie oft glaubt man, durch die enge Nachbarſchaft von Wald und See getäuſcht, daß ein Segel mitten durch die Buchenſäulengänge dahingleite. Es iſt wie ein Zauber, ein Traum, ein Märchen; die elfenhafte Phantaſie kann nichts Schöneres erſinnen. Und doch erwartet den Wanderer am Ende dieſes Weges noch etwas Schöneres, oder vielmehr es erwartete ihn einſt, denn jetzt iſt es dahin, das Wunder Dänemarks, des *ganzen* Nordens, die Schöpfung Chriſtians IV., das herrliche

Schloß Friedrichsborg. Da stand es plötzlich, aus einem See mitten im Walde hervorragend, mit Zinnen, Thürmen und Zinken, mit Bildern und Säulen, in allen Farben glänzend, als ob ein Wassernix seine Residenz für einige Zeit aus der krystallenen Tiefe ans Licht der Sonne emporgehoben hätte, um während der lieblichen Sommerzeit hier Hof zu halten, wie vom Elfenkönig O'Donoghue in Irland erzählt wird. Inmitten all dieser Schönheit hatte ich Entschuldigung genug für meine Schweigsamkeit; schwiegen doch auch die Anderen, die nicht heute, so wie ich, durch ein Wunder erfuhren, daß sie vom schönsten Herzen geliebt werden. Wer hat den Muth des Wortes in Gegenwart unendlicher Schönheit? Nur der sie nicht fühlt. Es war einmal ein Knabe im Morgenlande, der sollte zum Hüter der Schätze des Sultans und darum stumm gemacht werden. „O," sprach er, „Sultan, mache mich anstatt zum Hüter deiner Schätze, zum Hüter deiner schönen Tochter, der schönsten aller Prinzessinnen, und ich werde sie ansehen und von selbst verstummen, ohne daß mir die Zunge herausgeschnitten zu werden braucht."

An den folgenden Tagen ging es zu den Hünengräbern, über den Fjord nach Röskilde zu den Königsgrüften, dann in die Wälder von Jägers-Prijs,, dann nach der Insel Hveen, dann nach Schweden: überall hin, wo Schönes war, wo Rausch und Genuß war, und überall war Agnes nicht mit, wohl aber der Dämon, der mir immer wieder ins Ohr flüsterte: „Nur so zu leben ist des Lebens werth! Und du kannst nicht mehr anders leben!"

Agnes war schon seit zwei Tagen abwesend und mit den Kindern nach Kopenhagen zurückgekehrt — und ich hatte es nicht gemerkt — und als ich mit der ganzen Familie auf der Ophelia selbst dahin zurückkehrte, dachte ich an die einsame und stille Fahrt und an die Träume, die mit uns an Bord waren, wie an einen längstvergangenen Traum, dessen Bestimmung es war, beim Erwachen zu verschwinden und sich in Nichts zu verflüchtigen.

Graf Tannen erwartete uns am Landungsplatze. Als er

Helene an meinem Arme ſah, lächelte er ganz eigenthümlich bitter, und es kam mir zum erſten Male der Gedanke, daß er ſie möglicherweiſe liebe. Sein Benehmen gegen mich erſchien mir nun in anderem Lichte; es war Eiferſucht, es war nicht Mißachtung; er wollte jene nur verbergen, indem er dieſe errathen ließ — und ich ſah ihn kühner und herausfordernder an als vorher. Er ſchüttelte den Kopf, als ob ihn mein Auftreten in irgend einem Gedanken, irgend einer Vermuthung beſtärke. Ich war unangenehm überraſcht, als er ſich Abends, da ich die Villa verließ, an mich anſchloß, um mich in die Stadt zurück zu begleiten, und etwas betroffen, als er mich, in der Stadt angekommen, dringend einlud, ihm in ſeine Wohnung zu folgen.

Als der Diener die Lampe brachte, bat mich Graf Tannen um die Erlaubniß, ſie zurückſchicken zu dürfen; es plaudere ſich beſſer in dieſer lichten Dämmerung. Ich willigte gerne ein; trotzdem rief er bald darauf dem Diener zu, die Lampe herein zu bringen. Er war aufgeregt, ging mit großen Schritten in der Stube auf und ab und bereitete ſich offenbar zu einem Geſpräche vor, über deſſen Inhalt und Zweck er mit ſich noch nicht einig war. Er geſtand mir das auch offen, und bat mich zu wiederholten Malen um Entſchuldigung. Dann rief er wieder dem Diener und beſtellte zwei Rheinweinflaſchen. „Zwei Deutſche," ſagte er mit erzwungenem Scherze, „können ſich ſeit Tacitus' Zeiten nur beim Trunke recht ausſprechen, beſonders wenn es ſich um Wichtiges handelt."

Er ſchenkte ein und wir ſaßen da und tranken köſtlichen Johannisberger und plauderten, aber das Wichtige, das er mir angekündigt, kam nicht zum Vorſchein; er ſuchte im Gegentheil die unwichtigſten und gleichgültigſten Gegenſtände aufs Tapet zu bringen, und erzählte mir unter Anderem, daß der Wein, den wir da tranken, ein Geſchenk des Fürſten Metternich an ſeinen Vater ſei. Er kam mir ſonderbar vor, dieſer ſo ernſthafte, junge Mann, der ſonſt nur Geſpräche über bedeutendere Fragen liebte. Er *trank* mehrere Gläſer und ſchien ſich im Weine und mit vielen

Worten den Rausch beschleunigen zu wollen. Endlich hatte er Muth und zugleich Kaltblütigkeit genug, um gleichgültig hinzuwerfen, was ihm gerade das angekündigte Wichtige war.

„Nun," fragte er lächelnd, „kommen Sie als glücklicher Verlobter zurück?"

„Verlobter?" rief ich achselzuckend, eben so gezwungen, wie er auf seinen scherzhaften Ton eingehend.

„Nicht?" fragte er etwas erstaunt, doch offenbar erfreut, „es wäre doch Zeit, endlich Ernst zu machen; schon spricht man in der Stadt davon, wie von einer ausgemachten Sache."

„Wovon spricht man nicht? Fräulein Helene kann es ertragen; sie ist nicht zu kompromittiren."

„Allerdings," lachte Tannen, „mit zwanzig Millionen ist man unkompromittirbar."

„Und mit Helenens und der Familie Charakter," fügte ich ernster hinzu.

„Sie haben Recht," sagte Tannen plötzlich in einem anderen Tone. „Also Sie haben nicht um sie angehalten? Ich war überzeugt, daß der Aufenthalt in Marienlyst Alles zum Abschlusse bringen müsse. Oder fehlt es Ihnen an Muth? So will ich Ihnen sagen, daß Sie dem Alten sehr wohl gefallen; er hat, wie er sich ausdrückt, an Ihnen „herumgeförschelt" und Sie gut befunden; die Baronin wünscht sich keinen liebenswürdigeren Schwiegersohn, die Gräfin keinen lebhafteren Gesellschafter."

„Und die Hauptperson? von der schweigen Sie?"

„Die Hauptperson ist Ihnen geneigt, und Sie brauchen sich nur durch wenige Tage anzustrengen — ich setze voraus, daß Sie das in Marienlyst gethan haben, um ihr ganzes Herz zu gewinnen. Die gute, bescheidene Helene ist so dankbar."

„Aber, lieber Graf, sagte [redacted] ja gereizt, „wie kommen Sie dazu, von [redacted]

„Es bedarf also [redacted]

„Ich verstehe [redacted]

„[redacted]

Lampe etwas zur Seite ſtellte, um mir beſſer ins Auge ſehen zu können.

Ich erhob mich, und indem ich die eine Hand nach dem Hute ausſtreckte, ſagte ich, „Herr Graf, ich habe nicht die Ehre, Sie lange genug zu kennen, um Sie zu meinem Vertrauten zu machen.“

Der junge Mann ſtrich ſich mit der Hand über die Stirne, auf der einige Schweißtropfen erſchienen, ſeufzte tief auf und ſagte:

„Ich gebe Ihnen gern zu, Herr Born, daß ich zudringlich bin, daß ich kein Recht auf Ihr Vertrauen habe, und daß ich Ihnen Urſache gebe, mich gehörig zurückzuweiſen. Aber hören Sie mich — ich bitte Sie.“

Er ſetzte ſich wieder auf denſelben Platz, von dem er bei meinen Worten aufgeſtanden war, beugte ſich vor über den ſchmalen Tiſch und ſagte langſam und eindringlich: „Ich liebe die Familie Friedensborg; ſie beſteht aus lauter vortrefflichen Herzen, und ich habe ein gewiſſes Mitleid mit ihr, da ich ſie meiſt von Menſchen umgeben ſehe, die etwas von ihr wollen, die ſie ausbeuten, die durch ſie emporzukommen wünſchen. In ihrem Tumulte leben die Friedensborg in der größten Einſamkeit, bei dem innigſten Wunſche, wahre Freunde zu haben. O die Schatten des Reichthums ſind eben ſo kühl, als ſie dunkel ſind. Vor Allem aber liebe ich Helene!“

Der Graf ſchwieg wieder einen Augenblick, dann fuhr er leiſe lächelnd fort: „Sie ſehen, daß ich ein gewiſſes Recht habe, mich in Ihr Vertrauen zu drängen, da ich Sie zudringlicherweiſe zu meinem Vertrauten mache. Ich habe Ihnen hier ein Wort ausgeſprochen, das noch niemals über meine Lippen kam, ausgenommen meinem Vater gegenüber. Ja, ich liebe Helene, das beſte unter dieſen guten Herzen. Aber glauben Sie nicht, daß ich Sie alle dieſe letzten Wochen aus Eiferſucht gerne von ihr entfernt hätte, oder daß es Eiferſucht iſt, die mich jetzt mit Auf*regung*, die ich nicht verbergen kann, von ihr und von Ihrer

möglichen Verlobung mit Helenen sprechen läßt. Sie wird jedenfalls jemand Andern heirathen, nicht mich. Ich denke nicht daran, jemals um ihre Hand anzuhalten. Mein Vater ist ein Legitimist aus der alten Schule; die Heirath seines Sohnes mit einer Tochter der roture würde ihm den empfindlichsten und wahrhaftigsten Kummer verursachen, noch mehr der Gedanke, daß man mich für einen jener Adeligen halten könnte, die nach bürgerlichem Parvenugeld jagen. Ich will meinem Vater diesen Kummer um so lieber ersparen, als ich überhaupt nicht zu heirathen gedenke, und als es Helenen während der langen Zeit unseres Umganges nie eingefallen ist, daß sie mich heirathen könnte. Freilich habe ich mich ihr niemals hofmachend genähert; aber bei meinen Grundsätzen und Ansichten von der Liebe soll diese ohne Hofmacherei kommen. Außerdem halte ich mich für krank. Vielleicht täusche ich mich, aber bei mir ist es ausgemacht, daß ich endlich nach Madeira oder Egypten werde gehen müssen, um ein schwächliches Dasein zu fristen. Wäre Helene nicht in Kopenhagen, ich wäre vielleicht schon in Kairo. Ich will das junge Leben eines lieben Geschöpfes nicht an eine zweifelhafte Existenz knüpfen. Sie sehen, es ist nicht Eifersucht, nicht Selbstsucht —"

Er unterbrach, stand auf und ging einige Male im Zimmer auf und ab — dann fuhr er mit zitternder Stimme fort: „Ich möchte Helene nur an einen Mann verheirathet sehen, der sie liebt. Sie braucht das, sie kann anders nicht glücklich sein. Aber ich bin um ihr Glück besorgt, denn sie hat eine Seele voll Vertrauen und wird Dem glauben, der ihr sagt: „Ich liebe dich!"

Er setzte seinen Spaziergang durch die Stube fort, aber langsamen, bekümmerten Schrittes. „Wenn ich wüßte, daß Sie Helenen lieben, Herr Born, ich wäre glücklich, sie an Ihrer Seite zu sehen."

Ich schwieg. Ich war [redacted] tes fähig. Ich saß da wie der Verbrecher, [redacted] und , ob er bekennen soll [redacted] nn der junge Ma[redacted]. und

ich ſuchte nach Mitteln, das Geſpräch abzubrechen, um einem äußerſten und entſcheidenden Entſchluß zu entgehen. Ich hätte ihn wohl mit ſeinem Vertrauen eben ſo zurückweiſen können, wie ich zu Anfang gethan hatte; er war weder Vater noch Bruder Helenens, noch trat er als Bevollmächtigter der Familie auf; aber in der Wahrheit ſeines Gefühles, mit dem Ausdruck tiefſten Kummers auf dem Geſicht ſchien er mir zu Allem berechtigt. Auch ſagte er mir, daß das Entſcheidende, was er mir mitzutheilen habe, noch kommen müſſe; es machte mir den Eindruck, als ob alles Bisherige nur Vorbereitung geweſen.

„O wüßte ich, ob Sie Helene lieben oder nicht!“ rief der Graf plötzlich, indem er mitten in der Stube ſtehen blieb.

Ich erhob mich, um zu antworten, er aber fiel mir raſch ins Wort: „Entſchuldigen Sie, es war ein Monolog; ich habe unwillkürlich meine Gedanken ausgeſprochen; Sie ſollen mir darauf nicht antworten.“

Dann ſtellte er ſich wieder vor mich hin, und beide Hände auf den Tiſch ſtützend, ſagte er: „Ich muß Ihnen noch Manches anvertrauen. Bitte, hören Sie mich. Ich bin reich, ſehr reich. Meine Mutter hinterließ mir Güter im Werthe von zwei bis drei Millionen, deren unbeſchränkter Herr ich bin — von einer uralten Tante erbe ich einſt, vielleicht bald, ein ungeheures Vermögen. Mein Vater iſt auch reich —“

„Aber, Herr Graf, wozu dieſe Auseinanderſetzung — ich fange an, Sie nicht zu verſtehen,“ rief ich etwas ungeduldig.

Anſtatt aller Antwort ging der Graf an einen andern Tiſch, ergriff eine Feder und ſchrieb raſch einige Zeilen auf ein Papier, darauf er dann ein Siegel drückte. Dann nahm er das beſchriebene Papier und ſchwenkte es ſtehend in der Luft, wie um die friſche Schrift trocknen zu laſſen. So blieb er ſelbſtvergeſſen ſtehen, regungslos; nur manchmal bewegte ſich der Arm und das Papier. Ohne dieſe kleine Bewegung hätte er wie eine Statue oder wie ein Kataleptiſcher ausgeſehen. Seine Augen ſtarrten *glanzlos* vor ſich hin. Ich fragte mich, ob er unwohl ſei,

besinnungslos oder verrückt. Ich bewegte mich, um ihm entgegen zu gehen, aber diese Bewegung weckte ihn; er seufzte tief auf und ging wieder auf den Tisch los. Sein Gesicht war blaß, wie das Gesicht eines Todten, als er sich wieder zu mir herüberneigte. Er wollte sprechen, unterbrach sich aber, und indem er that, als ob er das Licht der Lampe regeln wollte, drehte er daran und verkleinerte die Flamme, daß es im Zimmer beinahe ganz dunkel wurde. Dann stieß er rasch folgende Worte hervor: „Sie lieben Helene nicht! Sie wollen reich werden! Lassen Sie von ihr, reisen Sie ab; hier ist die Verschreibung meines ganzen Vermögens."

So sprechend warf er das Papier vor mich hin.

Ich sprang auf, und in meinem Eifer, an ihn zu gelangen, vergaß ich, daß der Tisch zwischen uns war. Ich stürzte ihn um, und mit ihm die Lampe. Wir waren im Dunkeln. Unfähig, ein Wort hervorzubringen, tappte ich, unartikulirte Laute ausstoßend, nach ihm, um ihn für seine furchtbare Beleidigung zu züchtigen. Da stieß ich mit beiden Füßen an ihn. Er lag auf dem Boden und über ihm der Tisch. Er war ohnmächtig. Ich stürzte hinaus und schickte ihm seine Bedienten.

Wie ich auf meinem Zimmer im Gasthof angekommen bin? — ich könnte es nicht sagen. Ich weiß nur, daß ich die halbe Nacht bald wüthend wie ein Tiger im Käfig umher gerannt, bald vernichtet und beschämt mich aufs Sopha warf und das Gesicht mit den Händen bedeckte, um gleich wieder aufzuspringen und den wüthenden Rundgang aufs Neue zu beginnen. Meine Zimmernachbarn wurden ungeduldig, klopften da an die Wand, dort an die Thüre; aber es gelang ihnen nur, mich auf Momente zur Ruhe zu bringen. Geschimpf und Gefluche, das ich endlich zu hören bekam, berührte mich eben so wenig, als vorher die leisen Mahnungen. Es wäre mir ganz recht gewesen, wenn sie über mich hereingestürzt und es zu einem Handgemenge gek[illegible] wäre. Also so tief war ich gefallen, so weit war es [illegible] kommen, daß man es wagte, mir Geld anzubieten, [illegible] Braut abzukaufen? Ein ehrenhafter Mann glaubte mit [illegible]

ſolchen Handel machen zu können? O wie elend, wie tief gedemüthigt fühlte ich mich; wie ſehr ſehnte ich mich nach der Zeit zurück, da ich eine ſolche Beleidigung, eine ſolche Zumuthung für unmöglich hielt. Es war die goldene Zeit meines Lebens. Aber Tannen hatte ſich durch eine Ohnmacht meiner Züchtigung entzogen; hätte ich ihn ohrfeigen, hätte ich ihn erdroſſeln können, ich wäre jetzt ruhiger. Was blieb mir zu thun übrig? Philoſophiſch hatte ich das Duell zu allen Zeiten als höchſt barbariſch und unvernünftig verachtet, jetzt ſchwebte mir nichts vor als der Gedanke, wie ich dem Manne, der mir ſolches bieten konnte, gegenüberſtehe und ihm eine Kugel direkt ins Herz ſchieße, oder ruhig ſelbſt die Kugel erwarte. Ich wollte unbarmherzig ſein, ich wollte ihn auf dem Platze tödten; er durfte nicht leben. Ich ſetzte mich hin und ſchrieb eine Herausforderung, die ihm Dr. Bille mit erſtem Morgengrauen bringen ſollte. Mit dieſer Herausforderung in der Taſche verließ ich das Hotel und ſtreifte um das Haus meines künftigen Sekundanten umher.

Die Morgenluft kühlte ein wenig meine fieberiſche Stirne. „Wie recht hat der Mann," dachte ich, „den ich erſchießen will; er gibt ſein Vermögen her, um das Glück eines jungen Mädchens zu retten; ich will ein Vermögen erwerben auf Koſten dieſes ſelben Glückes." Und ein anderer Gedanke fuhr mir durch den Kopf und erfüllte mich mit Entſetzen: Muß nicht Agnes eben ſo von mir denken, wie Tannen? Wie ein Verrückter lief ich der Villa zu, mit dem feſten Vorſatz, ſie zu wecken und zu fragen, ob ſie mich in der That für ſo jämmerlich halte, daß ich mir eine Braut abkaufen ließe. Das Gitter vor der Villa war glücklicherweiſe geſchloſſen; ich hing daran und — ich weiß nicht, wie es kam — ich weinte. Es war mir, als trennte mich dieſes Gitter für ewig von Agnes. Die Villa, der Garten, all' die Pracht, die mich ſo mächtig angezogen hatten, erſchienen mir jetzt in geſpenſtigem Lichte; ich hätte nur noch hineindringen mögen, um Agnes daraus zu entführen, und mit ihr in die ſtille Stube meiner Mutter oder in das grüne Pfarrhaus ihres Vaters zu

flüchten. Ich wollte nichts mehr als ihre Liebe und wieder ein wenig Achtung der Menschen. Agnes war, wie immer, wieder die erste im Garten. Als sie mich erblickte, stürzte sie mir erschrocken entgegen und rief: „Um Gotteswillen, was ist Ihnen? Sie sehen fürchterlich zerstört aus.“

Ich ergriff aber beide Hände, die sie mir entgegenstreckte, und zog sie in die Laube, in der ich sie zum ersten Male gesehen, und indem ich diese Hände mit Küssen bedeckte, bat ich: „Agnes, verlassen Sie mich nicht; helfen Sie mir mich wieder aufrichten; ich liebe ja nur Sie!“

Im Gefühl meiner Sündhaftigkeit sank ich ihr zu Füßen und drückte mein Gesicht in die Falten ihres Kleides. Sie verstand schnell, was in mir vorging, und lächelte auf mich herab, wie Engel auf reuige Sünder herabblicken sollen. Dennoch zauderte sie noch mit einem tröstlichen Worte.

„Keine Buße, Agnes,“ flehte ich, „keine Verzögerung meines Glückes! Ich weiß es, du liebst mich!“

Sie beugte sich zu mir herab, und alle Millionen der Erde wiegen das Glück nicht auf, das mit dem läuternden Kuß, den sie mir auf die Stirn drückte, mein ganzes Wesen durchdrang.

Ich dachte nicht mehr an Tannen und Genugthuung. Als er gegen Mittag in die Villa kam, trat ich ihm mit Agnes an der Hand entgegen und sagte: „Herr Graf, Sie haben mich gestern nach einer Verlobung gefragt; nunmehr hat eine stattgefunden, und hier stelle ich Ihnen die Braut vor.“

Tannen fuhr erschrocken zurück. „Um Gott,“ rief er blaß und zitternd, „vergeben Sie mir! Ich habe an Ihnen ein schändliches Verbrechen begangen.“

„Ich habe Ihnen nichts zu vergeben,“ sagte ich, „ich habe Ihnen nur zu danken.“

* * *

Pfarrer Gillmer traute uns; meine Mutter tröstet sich beim Anblick ihrer Schwiegertochter über den Verlust der Millione-

Tannen verſchaffte mir durch eine Empfehlung an ſeinen Vater die Stelle eines Kuſtoden an einem numismatiſchen Kabinet, die mir achthundert Thaler einbringt; Agnes hatte ſich als Gouvernante etwas erſpart und meine Mutter verzehrt ihren Wittwengehalt mit uns. Meine Bücher bringen auch etwas ein, und ſo geht es, trotzdem die Erziehung meiner Kleinen ein Erkleckliches koſtet, ganz gut von Statten; ſo gut, daß ich die zwanzig Millionen nie bedauert habe, und daß ich ein Zwanzigmillionſtel meines Glückes um dieſe Summe nicht verkaufen würde.

Verrechnet.

Erſtes Kapitel.

An einem ziemlich kühlen April-Nachmittage fuhr ein elegantes, von zwei ſchönen engliſchen Pferden gezogenes, offenes Kabriolet, von den Eaux-vives kommend, über den großen Quai von Genf. Die Pferde trabten langſam dahin; denn die beiden in dem Kabriolet ſitzenden Perſonen erfreuten ſich an der ſchönen Ausſicht, die dieſer Punkt über den See und bis an den Jura gewährt. Es waren zwei den Genfern bekannte Perſönlichkeiten; aber ſelbſt wenn ſie das nicht geweſen wären, man hätte doch auf den erſten Blick ihre Abſtammung und ihr gegenſeitiges Verhältniß zu einander kennen müſſen. Sie waren Engländer, und Vater und Tochter. Den Genfern waren ſie bekannter, als es ſonſt an dieſen Ufern verweilende Fremde zu ſein pflegen, und dieſes Bekanntſein verdankten ſie ihrem Reichthum, für den die Eingebornen dieſer Stadt immer ein aufmerkſames Auge haben, ihrem längeren, ſchon Jahre dauernden Aufenthalt in einer am See gelegenen Villa und endlich ihrer auffallenden Schönheit. Der Vater war einer jener ſchönen [redacted] man ſie im Norden nur in England findet und [redacted] Ebenbild, eine jener merkwürdigen Blondinen [redacted] Profil und blauen Augen, wie ſie eben [redacted] zutreffen ſind. Als ſie am Ca[redacted]

die Gäste ans Fenster, um „Sir William Spencer und Miß Lucy“ zu sehen; dasselbe geschah im zweiten und dritten Kaffeehause des Quais. Solche Aufmerksamkeit erregten die Zwei schon seit Jahren, schon seit Sir William mit seiner damals vierzehnjährigen Tochter zum ersten Male in Genf erschien und das war nur natürlich. Denn der Anblick dieser schönen Jugend und dieses beinahe eben so schönen Greisenthums war ein in der That höchst erquicklicher und er wurde immer bedeutender und anziehender, je mehr Lucy sich zu einem vollendeten Weibe entwickelte. Sie war jetzt an zwanzig Jahre alt und stand in ihrer schönsten Blüthe.

Sie hielt, wie immer, auch heute die Zügel. An der Bergues-Brücke angekommen, lenkte sie plötzlich nach links und der Rhonestraße entgegen.

„Wollten wir nicht nach Hause und zu Tische?“ fragte der Vater.

„Wir haben noch Zeit,“ antwortete die Tochter — „noch Zeit genug, um über die Corraterie zu traben.“

„Du bist nicht aufrichtig, Lucy!“ sagte der Vater mit vorwurfsvollem Lächeln.

„Nein,“ sagte Lucy, ebenfalls lächelnd, „ich bin es nicht.“

„Also habe ich errathen“ — fuhr der Vater fort — „du lenktest hier ein, weil du auf der Brücke Mr. Starling kommen sehst.“

„Ganz richtig!“ lächelte Lucy.

„Siehst du, Lucy, es ist dir doch, als hättest du ihm Unrecht gethan, sonst würdest du seinem Gruße nicht ausweichen.“

„Nicht so, Papa, von Unrecht ist keine Rede. Thut man allen Denen Unrecht, die man nicht heirathen will? Ich bin mir dessen bewußt, daß ich alle die guten Eigenschaften Starlings anerkenne — aber man begegnet einem Manne nicht gerne, von dem man weiß, daß man ihm nächstens einen Korb wird geben müssen. Ich bin ihm gut, er ist ein vortrefflicher Mensch, und *ich* behandle ihn darnach; aber das täuscht ihn, darauf baut er

Hoffnungen, und trotz aller Winke, die ich ihm gebe, fährt er fort, mir den Hof zu machen und demnächst wird er bei mir mit einem Antrage herausrücken, wie er es schon bei dir gethan hat. Er weiß, daß ich ihn nicht liebe, aber er ist überzeugt, daß ich ihn lieben werde; das ist bei ihm zur fixen Idee geworden."

„Aber warum sollst du ihn nicht lieben können?" fragte Sir William.

Lucy peitschte ungeduldig die Pferde, daß sie ausgriffen und in raschestem Trabe die Corraterie hinaufsprengten.

„Peitsche mir den guten Hektor nicht so unbarmherzig," lächelte der Vater.

„Das ist deine Schuld, Papa. Wie kannst du nur solche Fragen stellen? Bist du schon so alt, um solcher Fragen fähig zu sein? Du sagst immer, daß du mit mir wieder jung geworden bist — ich glaube es manchmal, aber solche Fragen machen mich wieder irre."

„Wohl! Du hast Recht!" sagte der Vater begütigend, — „aber selbst für unbestimmte Gefühle sucht man wenigstens nach allgemeinen Ursachen; man will sich doch Rechenschaft geben — und du besonders, du liebst es sonst, dir deine Gefühle und Empfindungen klar zu machen. Ich bin überzeugt, du kannst mir auch hier, wenn du willst, wenigstens einen allgemeinen Grund deines Widerstrebens gegen diese Heirath angeben."

Lucy schwieg eine Zeit lang, dann fragte sie: „Nicht wahr, Papa, auf dem Namen deines Onkels, des alten Lord Macdouald, ruht ein gewisser Schandfleck?"

„Ja! Leider!" seufzte Sir William. — „Leider hat er ein Leben, das ein ruhmvolles hätte sein können, durch eine gemeine Geldspekulation befleckt. Leider hat er seine [redacted] nutzen wollen, um sich schnell zu bereichern. [redacted] würde unsere Familie einen Mann aufzählen [redacted] Nelson stellen könnte. Aber wie [redacted] douald?"

„So!" antwortete Lucy.

wohl einen Lord Macdouald mit seinem Schandfleck heirathen könnte, weil er trotz Allem ein Mann ist, weil er etwas gethan hat, weil er mit einer kleinen elenden Brigg große feindliche Schiffe genommen, weil er Europa und Amerika mit seinen kühnen Thaten in Erstaunen gesetzt hat."

„Du liebst die Soldaten, wie alle Mädchen," sagte Sir William und fügte lächelnd hinzu: „ich schätze mich glücklich, bei Trafalgar gewesen zu sein, sonst hätte ich das Herz meiner Tochter vielleicht nie gewonnen."

„Papa!" rief Lucy und sah ihn mit einem zärtlich vorwurfsvollen Blicke an, „du wärest ein Mann und mein dear Pa auch ohne Trafalgar. Du irrst übrigens; ich liebe die Soldaten nicht. Zum größten Theile sind sie roh, ungebildet und eingebildet; sie meinen, die Welt könnte ohne sie nicht bestehen und gewiß wäre sie glücklicher, wenn es nicht einen einzigen Soldaten auf Erden gäbe. Ihre schönsten Thaten sind oft, in der Nähe betrachtet, nur Früchte der Gewohnheit, der Disziplin, des Gehorsams oder höchstens des Temperamentes, selten der Ueberlegung, der Ueberzeugung, der Begeisterung. Ihre auffallendsten Thaten zerstören in ihnen oft das Beste, was der Mensch in Herz und Seele besitzt. Nein, Papa, ich liebe die Soldaten nicht, aber ich liebe die Männer, die etwas thun, die etwas zu Stande bringen, und ich werde nie einen andern heirathen und lieben, als einen solchen, der schon etwas gethan hat, oder dem ich es ansehe, daß er etwas Rechtes zu thun fähig ist."

„Well! Well!" murmelte der Alte, „du bist mein altes britisches Mädchen — aber," fügte er lächelnd hinzu, „ich glaube, daß wir der Gefahr, Herrn Starling zu begegnen, nicht mehr ausgesetzt sind und daß wir anstatt nach Carouge nach Hause fahren könnten."

Lucy wandte den Wagen, als Künstlerin, wie man sich auszudrücken pflegt, auf dem Raume eines Tellers und jagte in die Stadt zurück und über die Insel auf den Quai des Bergues. Dort ließ sie die Pferde wieder langsamer gehen, um den Zög-

lingen eines der zahlreichen Knaben-Institute Genfs, die eben den Quai kreuzten, Raum zu laſſen und ſie mit Muße betrachten zu können.

„Sieh, die hübſchen Knaben, Papa," ſagte ſie.

„Es ſind viele Engländer darunter," bemerkte Sir William.

In demſelben Augenblicke erſcholl ein heftiges Angſtgeſchrei. Ein Mädchen von ungefähr dreizehn Jahren hatte ein kleines Kind, das ſie unvorſichtiger Weiſe aufs Parapet geſetzt, um es ſich auf den Rücken zu heben, in die Rhone fallen laſſen. „Das Kind! das Kind!" ſchrie ſie und lief mit der Schnelligkeit der Rhonewellen um die Wette dem Quai entlang. Die fürchterlichſte Todesangſt blickte aus ihrem blaſſen, von Entſetzen entſtelltem Geſichte. Lucy ſah, ſelbſt vor Schrecken erſtarrt, bald das Mädchen an, bald nach dem Kinde, das von den fürchterlich reißenden und ſchäumenden Rhonewellen, dort, wo ſie mit gewaltigem Falle aus dem See ſtürzen, herauf- und heruntergeworfen wurde, bald auf der Oberfläche erſchien, bald unter dem Schaume verſchwand. Trotz dem Feſſelnden des ſchrecklichen Schauſpiels wurde ihre Aufmerkſamkeit plötzlich doch auf ein anderes in ihrer nächſten Nähe abgelenkt. Einer der Knaben des vorüberziehenden Inſtituts befand ſich auf dem Trottoir, unmittelbar am Wagen Lucy's, der ſtille hielt, mit einem älteren Manne, offenbar einem Lehrer oder dem Vorſteher der Anſtalt, in einem heftigen Kampfe. Der Knabe, ein Junge von ungefähr fünfzehn Jahren, blond, ſchlank und einer von denen, die Lucy's Aufmerkſamkeit ihrer jugendlichen Schönheit wegen angezogen, ſtieß den Lehrer, der ihn krampfhaft feſtzuhalten ſtrebte, mit Gewalt von ſich; der Lehrer aber faßte ihn mit beiden Armen um den Leib; da ballte der Schüler die Fauſt und ſtieß ihn vor den Kopf, daß er rückwärts taumelte. Der Knabe ſtand
Augenblicke auf dem Steingeländ[illegible] ſtürzte [illegible]
Aufſchrei ſeiner Mitſchüler und des ver[illegible]
ſchäumende Waſſer, das ihn mit ſeiner [illegible]
ſofort entführte und für lange Sekunden

Lehrer, der ſich mit offenbarer, moraliſcher Anſtrengung von dem betäubenden Schlage raſch erholte, rang die Hände und rief, indem er den Quai hinablief, nach Hülfe. Ihm nach eilten, rufend, ſchreiend, zum Theil weinend, die andern Zöglinge und an dieſe ſchloß ſich das Volk, das ſich bei dem allgemeinen Geſchrei verſammelt hatte. Auch Lucy jagte die Pferde, den Blick immer den ſchäumenden Wellen zugewandt, der Menge nach.

„Der brave Junge! der brave Junge!“ rief ſie, indem ſie dahintrabte, als ob ſie ihn erreichen wollte.

„Der arme Lehrer!“ ſagte Sir William, „welche Verantwortlichkeit, welch ein Unglück für ihn, wenn der Junge zu Grunde geht. Aber er hat das Seinige gethan, ihn von dem tollkühnen Sprunge abzuhalten. Es iſt Herr Röder, ein Deutſcher, der Vorſteher der Anſtalt.“

Lucy hörte nicht; ſie hatte ſich im Wagen aufgerichtet und ſah, indem ſie die Pferde dahinlaufen ließ, unverwandten Blickes nach der Rhone. Indeſſen hatte Herr Röder den Rock abgeworfen, um ſich ſeinem Schüler nachzuſtürzen; aber da entwickelte ſich zwiſchen ihm und den anderen Zöglingen ein ähnlicher Kampf, wie der, den er ſoeben durchgemacht hatte. Er ſtand am Steingelände und ſtrebte hinauf zu gelangen, während ſich die Knaben an ſeinen Leib, an Arme und Beine hängten, um ihn vom Sprunge abzuhalten. Sein Geſicht war blaß, ſeine großen ſchwarzen Augen traten aus den Höhlen und ſtarrten während des Ringens fortwährend in die ſchäumende, fürchterliche Fluth, wo ſie weiß und heulend durch die Schleußen unter der neuen Brücke der hydrauliſchen Maſchine entgegenſchnellt. Plötzlich klärte ſich ſein Geſicht auf; ein glückliches Lächeln beleuchtete es; ein tiefer Seufzer hob ſeine Bruſt und das ganze verſammelte Volk, das nach dem erſten Lärm ſprachlos und ſtumm geworden war, ſtieß ein Geſchrei des Jubels hervor. Der heldenmüthige Knabe, der eben im Schwalle verſchwunden geweſen, hing an einer der Schleußenpfoſten, indem er mit dem einen Arme den Balken umklammerte, mit dem andern das gerettete Kind über die Fluthen

hielt. Die schottische Mütze war verschwunden; aus seinem röthlich blonden Haar, wie aus den Kleidern, floß das Wasser in Strömen. Er achtete nicht darauf; er sah nur auf das Kind hinab, das bewegungslos unter seinem linken Arme lag. Die Zöglinge stürzten auf die Brücke, um ihm nahe zu sein und riefen jubelnd und gerührt: „Odo! Odo!" Er nickte ihnen zu und antwortete dem Zuruf mit einem kurzen Lächeln; dann aber suchte er sich mit größter Kaltblütigkeit auf seinem gefährlichen Standpunkte fester zu stellen und, nachdem ihm dieses gelungen, faßte er das Kind mit beiden Händen und neigte es leise und langsam, um das Wasser aus Mund und Nase strömen zu lassen. Er führte diese Operation so besonnen aus, wie ein alter Schwimmmeister, und mit dem besten Erfolge; denn das Kind, das bisher bewegungslos in seinem Arm gelegen hatte, begann zu zappeln und fing endlich zu weinen an.

Mittlerweile flog auf der Stromschnelle, von der Bergues-Brücke her, mit der Raschheit eines Pfeiles, einer der stets bereitstehenden Rettungskähne herbei. Zwei kräftige Fischer lenkten ihn kunstvoll dem Knaben entgegen, der ihnen in dem Augenblicke, da ihn der Kahn berührte, das Kind entgegenstreckte. Aber bei dieser Bewegung verlor er seinen Halt und stürzte aufs Neue in die Fluth, während die Fischer das Kind in den Händen hielten. Wieder erscholl ein Schrei des Entsetzens, wieder verwandelte er sich in einen Ausruf der Freude, denn Odo arbeitete sich sogleich wieder empor und schwang sich mit einer kräftigen Bewegung in den Kahn. An diesem war ein Seil befestigt, daran er an das Ufer, an die Treppe des daselbst an Ketten liegenden Wasch-Schiffes gezogen wurde. Nun liefen Herr Röder und die Zöglinge wieder von der Brücke auf den Quai zurück. Herr Röder sprang die Treppe hinab und empfing seinen Zögling in seinen Armen, während die Schwester des geretteten Kindes dasselbe in Empfang nahm und noch ganz außer Fassblaß und verwirrt durch die Menge und ihrer in d[illegible] genden Wohnung, in der Vorstadt St. Gervais, an[illegible]

Alles drängte ſich um den Retter, der jetzt oben auf dem Quai ſtand. Das Volk ertheilte ihm Lobeserhebungen, ſeine Mitſchüler ſuchten ihm die naſſe Jacke abzuziehen, indem ſie ihn bald mit ſeinem Namen Odo, bald mit Man, bald mit Mary anredeten. Er hörte das Alles nicht, er betrachtete nur die aufgeſchwollenen Schläfe ſeines Lehrers.

„Ich erinnere mich," ſagte er ſanft, „das habe ich gethan; ich habe Ihnen einen Fauſtſchlag verſetzt. Verzeihen Sie mir, Herr Röder."

„Sei nicht ſo dumm, mein Junge," erwiderte dieſer; „das iſt dir für alle Ewigkeit vergeben. Verlieren wir nicht die Zeit; du mußt aus den naſſen Kleidern heraus, daß du dich nicht erkälteſt."

Herr Röder ſah ſich um, wie nach einem befreundeten Hauſe ſuchend, in das er mit Odo treten konnte. Da ſtand Lucy neben ihm und ſagte in deutſcher Sprache: „Herr Röder, vertrauen Sie mir dieſen Gentleman; wir bringen ihn in unſerem Wagen raſch in unſer Landhaus, das nicht fern von hier iſt."

„Ich nehme mit Dank an, Miß; meine Penſion liegt eine halbe Stunde weit von der Stadt."

Schon hatte Lucy den Mantel, der eben ihre und ihres Vaters Füße bedeckt hatte, um die Schultern Odo's geworfen; Sir William machte eine einladende Bewegung und Odo, der Lucy verſchämt und lächelnd gewähren ließ, ſtieg in den Wagen. Herr Röder ſchickte die andern Zöglinge nach Hauſe mit dem Auftrage, friſche Wäſche und Kleider in die Villa Sir Williams zu ſenden und ſtieg, ebenfalls eingeladen, in den Wagen. Miß Lucy ſchwang ſich auf den Bock und der Wagen rollte mit Blitzesſchnelle über den Quai du Montblanc ihrem Landhauſe zu. Von Zeit zu Zeit wandte ſie den Kopf, und wenn ſie Odo zittern ſah, ſchlug ſie mit dem Eifer eines wettrennenden Grooms auf die Pferde los. Auch dauerte die Fahrt nicht fünf Minuten.

Sir William führte Lehrer und Schüler ſogleich in ſein Schlafzimmer, das er ihnen zur Verfügung ſtellte, und verließ

sie, um ihnen volle Freiheit zu lassen. Ein Bedienter brachte gleich darauf Wäsche und Schlafrock, und ein anderer heißen Thee, den Miß Lucy bereitet hatte. Odo wollte den herrlichen Kaschmirschlafrock genießen und noch einigemal darin im Zimmer auf- und abstolziren; aber Herr Röder zwang ihn ins Bett, hüllte ihn ein und gab ihm zwei Tassen Thee zu schlürfen. Er saß dann noch einige Zeit bei ihm, und nachdem er sich überzeugt, daß sein Puls nicht um einen Schlag schneller ging, als es bei seinen fünfzehn Jahren natürlich war, empfahl er ihm, daß er ein wenig zu schlafen versuche und ging dann in den Salon, um Sir William und seiner Tochter für so viel Güte zu danken.

Miß Lucy kam ihm sogleich entgegen. „Wie geht es Ihrem Schüler?" fragte sie eifrig.

„Ganz vortrefflich," lächelte Herr Röder, „ich danke. Ich hoffe, er wird ein wenig schlafen und nach einer Stunde wird von dem Abenteuer keine Spur vorhanden sein."

Sir William lud ihn ein, sich zu setzen; dann fragte er: „Wer ist der Knabe?"

„Er ist Ihr Landsmann, Sir," antwortete Herr Röder. „Er kommt aus Devonshire und stammt aus einer guten Familie; sein Name ist Odo Worthington."

„Es scheint ein braver Junge," sagte Sir William.

„O Sir," rief Herr Röder mit Innigkeit, „ein vortrefflicher Junge, ein ausgezeichneter Junge; ja, ich kann sagen, ein ausgezeichneter Mensch."

„Ich habe," fuhr Sir William fort, „während der Junge in der Rhone war, auch Sie bedauert; ich habe Ihrer beinahe eben so sehr gedacht, wie des Knaben und seiner Gefahr. Welch ein Unglück für Sie, wenn dem Jungen etwas geschah — Verantwortlichkeit den Eltern gegenüber, die ihn I trauen. Es ist eigentlich schrecklich. Ich dachte schon daran, ich Ihnen bezeugen wollte, daß Sie Ihr M um ihn von dem Sprunge ins Wasser

tragen das Zeugniß im Geſichte," lachte der alte Herr. „Hat der Junge gerungen und geſtoßen wie der beſte Boxer Alt-englands. Man ſchlägt ſich ſelten ſo gut, um ſich zu einer guten That den Weg zu bahnen."

Herr Röder lächelte mit und ſagte, indem er das geſchwollene Geſicht im Spiegel betrachtete: „Dieſer Stoß iſt mir lieber, als jede Liebkoſung, die ich je von meinen Zöglingen erfahren; ich möchte eine Spur davon zum ewigen Andenken bewahren, wenn das ginge. Was aber meine Lage während der Gefahr betrifft, ſo verſichere ich Sie, Sir, daß ich nicht einen Augenblick an meine Verantwortlichkeit gedacht habe, ſondern nur an die ſchreckliche Möglichkeit. Der Tod dieſes Jungen wäre mir ſo nahe gegangen, wie der Tod meines eigenen Kindes. Niemand weiß es beſſer als ich, daß die Welt an ihm einen trefflichen Bürger verloren hätte. Solche Knaben wachſen nicht alle Tage."

„Indeed? Wirklich?" fragte Lucy, die in einem Fauteuil Herrn Röder gegenüber ſaß, halb in Gedanken verſenkt, halb zerſtreut.

„Wirklich!" beſtätigte Herr Röder, zu der jungen Dame gewendet. „In einer ſiebenzehnjährigen pädagogiſchen Laufbahn hatte ich Gelegenheit, über tauſend jugendliche Gemüther kennen zu lernen und zu ergründen, wie es ſonſt nicht möglich iſt; aber ich verſichere Sie, Miß, ich kenne vielleicht nicht drei Menſchen, die ſich an männlichem Muth, an Güte des Herzens, an Geradheit des Geiſtes und Gemüthes und an Wahrhaftigkeit des ganzen Weſens mit ihm meſſen könnten.

Der alte Pädagog hatte dieſe Worte mit ſolcher Innigkeit ausgeſprochen, daß ihm die Stimme zitterte, und daß ſich Miß Lucy gerührt fühlte.

„In der That? in der That?" wiederholte ſie fortwährend, während der Vater verſicherte, daß der Junge ganz dieſen Eindruck mache.

Es trat ein Augenblick des Stillſchweigens ein, und vielleicht nur um etwas zu ſagen, vielleicht auch weil ihr Alles,

was Odo betraf, Theilnahme einzuflößen anfing, fragte Lucy: „Was bedeuten die Namen, die ihm Ihre Zöglinge gegeben haben? Die Einen nannten ihn Mary, die Andern Man?“

Herr Röder lächelte: „Das sind Spitznamen. Jeder der Zöglinge hat seinen Spitznamen und je beliebter einer ist, einer desto größeren Anzahl von Spitznamen erfreut er sich. Odo war kaum drei Tage in meinem Hause, als er schon Mary hieß. Seine weiblichen Tugenden, seine Sanftmuth, seine Bereitwilligkeit zu jeder Hülfe brachten ihm diesen Mädchennamen zu Wege. Bald aber erkannte man, daß sich mit diesen ächt weiblichen Eigenschaften eben so viele, ja mehr, männliche verbanden, Muth, Ausdauer, Offenheit u. s. w., und um die Gerechtigkeit und das Gleichgewicht herzustellen, hieß er plötzlich neben Mary auch Man, der Mann, der normale Mensch.“

Sir William und Miß Lucy lächelten. Herr Röder lächelte mit. „Glauben Sie mir,“ sagte er, „der Instinkt der Kinder und Mitschüler erräth das innerste Wesen eines neuen Zöglings eben so schnell und klar, wenn nicht schneller und klarer, als die alte Erfahrung des Erziehers. Sehr oft hat mir der Spitznamen den Weg angedeutet, den ich mit einem neuen Zögling einzuschlagen hatte.“

Solche und ähnliche Bemerkungen des berühmten Pädagogen interessirten Sir William, indem sie ihm belehrende Blicke in eine ihm ganz unbekannte Welt gewährten und erweckten seine Theilnahme um so mehr, als Alles, was Herr Röder sagte, den Stempel der Wahrheit trug, leicht und rasch einleuchtete und dabei dessen große Liebe zu seinem Berufe und ein allgemeines menschliches Wohlwollen athmete. Sir William hatte viel zu fragen und Miß Lucy horchte mit il[illegible] und ließ sich gerne be-
lehren. Erziehung hat für alle weibli[illegible]
Reiz; dieser Beruf, so schön vertreten [illegible]
ihr mit Einem Male der schönste und [illegible]
am liebsten zu, wenn Herr Röder,
Praxis übergehend, sich auf Be[illegible]-

Gelegenheit manchmal Odo, als das nahe liegende Exempel, erwähnte. Eine ſolche Erinnerung mahnte ſie daran, ſich nach ſeinem Befinden zu erkundigen und ſie ſtand auf, um einen Bedienten ins Schlafzimmer zu ſchicken und wollte den Salon verlaſſen, als ſie erſtaunt am Fenſter ſtehen blieb und, in den Hof hinabblickend, ausrief:

„Papa, da tummelt ein engliſcher Midſhipman dein Reitpferd.“

Sir William eilte ans Fenſter, auch Herr Röder erhob ſich und rief, nachdem er einen Blick in den Hof geworfen: „Iſt der Junge ſchon auf dem Rücken eines Pferdes!“ Jetzt erſt erkannten Sir William und Miß Lucy in dem reitenden Midſhipman ihren Gaſt, den ſie noch im Bette wähnten. Es war in der That Odo, der, von Reitknechten, Bedienten und dem ganzen Hausgeſinde bewundert, die engliſche Stute des Hausherrn, die eben vom Hufſchmied heimgekehrt war, in dem nicht ſehr ausgedehnten Hofe der Villa, mit wilder Kunſt die ganze Schule und allerlei Kunſtſtücke durchmachen ließ.

„Er ſitzt gut zu Pferde,“ ſagte Lucy.

„Beſſer, als man es an uns Seeleuten gewohnt iſt,“ verſicherte Sir William.

Herr Röder wollte ihn rufen; aber Lucy bat, ihn nicht zu ſtören; offenbar freute es ſie, den Jungen zu Pferde zu ſehen, wie er ſich in jugendlicher Kraft und Anmuth tummelte.

„Er trägt in der That eine engliſche Seemannsuniform, ganz ordonnanzmäßig,“ ſagte Lucy; „wie kommt er in dieſe Tracht?“

„Odo iſt wirklich Midſhipman in der engliſchen Marine,“ erwiderte Herr Röder; „er iſt bei mir nur auf Urlaub, um die deutſche und franzöſiſche Sprache zu erlernen. Man hat ihm aus der Penſion zum Kleiderwechſeln die Uniform geſchickt, die er ſonſt nur an Sonntagen trägt.“

„Alſo mein richtiger Kamerad,“ lachte Sir William.

Jetzt bemerkte Odo, daß er vom Fenſter aus beobachtet war;

er erröthete, ſchwang ſich mit einem Sprunge aus dem Sattel, übergab das Pferd einem Reitknecht und ging, einem Winke Herrn Röders folgend, ins Haus. Eine Minute darauf trat er in den Salon.

„Anſtatt ſofort Sir William und Miß Spencer aufzuſuchen," ſagte Herr Röder, „um für ſo viel Güte zu danken, tummelſt du dich im Hofe zu Pferde herum. Odo lachte: „Sie haben Recht, Herr Röder; aber eben, da ich mich hier anmelden laſſen wollte, ſah ich das prächtige Pferd, und ich konnte nicht widerſtehen. Sie wiſſen ja, meine Leidenſchaft."

„Ja, ja," lachte Sir William, „das Pferd iſt die unglückliche Leidenſchaft aller Seeleute; ich kenne das. Wo wir immer landeten, wir ſahen uns überall gleich nach Pferden um, und eine halbe Stunde nach der Landung trabten und jagten wir, zur Beluſtigung der Straßenjungen, oft auf den erbärmlichſten Roſinanten durch die erſchrockene Bevölkerung.

„Da Sie das kennen, Sir William, ſo werden Sie mich entſchuldigen," lachte Odo wieder, „ich bitte Sie um Verzeihung."

Sir William ergriff die dargebotene Hand und ſchüttelte ſie; eben ſo that ſeine Tochter, die Odo ebenfalls um Verzeihung bat.

„Ja," ſagte Odo dann, „ich ſoll auch danken; ich danke herzlich für ſo viel Gaſtlichkeit, für das gute Bett, für den guten Thee und für — ja für was noch?" ſetzte er verlegen mit einem gegen Herrn Röder gewandten fragenden Blicke hinzu.

„Nun, für ſonſt nichts; das iſt Alles," lachte Sir William.

Herr Röder wollte ſich nun mit ſeinem Zöglinge empfehlen; aber ſie wurden zum Eſſen, mit dem man ihrethalben ſo lange gewartet hatte, zurückgehalten. Gegen Abend brachte ſie Sir William, der verſicherte, daß er ſich nur ungern von Odo trenne, in ſeinem Wagen nach der ſchönen La Châtelai , l ſtalt Herrn Röders, zurück. Lucy hielt wieder die Zi den, das weitläufige Gebäude umgebenden Park den ſämmtliche Zöglinge verſammelt da und des Tages mit hundertfachem: Hoch Odo!

Man! und so rufend, liefen sie neben dem Wagen bis an die Thüre des Hauses. Lucy machte es den Eindruck, als wäre sie der Wagenlenker eines einziehenden Triumphators; die Rufe der Kinder erschütterten sie im Innersten, und als Odo aus dem Wagen gesprungen und, von ihnen umgeben, geherzt, umarmt, geküßt wurde, traten ihr die Thränen in die Augen. Sie erinnerte sich plötzlich des Gespräches über Heirath von heute Morgen und dachte: Welch ein Glück, einen solchen Sohn zu haben — oder einen Geliebten, einen Mann, der nach vollbrachten Heldenthaten von seinem Volke so empfangen wird!

Zweites Kapitel.

Odo, von Sir William eingeladen, so oft als möglich zu kommen, war in der englischen Villa bald heimisch. Herr Röder, der treffliche Erzieher, wohl wissend, daß der Umgang mit solchen Menschen das beste Erziehungsmittel sei, erlaubte ihm, so oft es seine Stunden gestatteten, die neuen Freunde zu besuchen. Nach solchen Besuchen pflegte Sir William auszurufen: Lucy, Lucy, warum bist du nicht ein Junge geworden! und Lucy fühlte sich durch diesen Vorwurf, der ein mittelbares Compliment für Odo war, nicht gekränkt. Diesem that die Liebe, die man ihm im Hause zeigte, sehr wohl; sie machte ihn heiter und gesprächig, ohne daß er sich von Ursachen und Wirkungen Rechenschaft abgelegt und seine Unbefangenheit verloren hätte. Meist war er mit Vater und Tochter allein. Mr. Starling, der Heirathskandidat, dem Lucy damals auf der Bergues-Brücke ausgewichen war — welchem Umstande sie das Schauspiel in der Rhone und die Bekanntschaft Odo's verdankte — kam einige Male und traf auch Odo. Er machte den erwarteten Heirathsantrag nicht und nahm endlich Abschied, da er Genf verlassen und eine größere Reise machen wollte. Bei der Gelegenheit konnte er nicht umhin, Odo

das größte Lob zu ertheilen, und lächelnd auf die mütterliche Zärtlichkeit Lucy's für den Knaben anzuspielen. „Werden Sie ja ein großer Mann, Odo," sagte er zu dem Knaben, „wenn Sie sich die Liebe Ihrer Mama erhalten wollen, wenigstens ein Nelson, Wellington oder Shakespeare; Ihre Mama kann nur die höchsten Spitzen der Menschheit lieben; gewöhnliche Menschen sind ihr ein Greuel."

So sprechend, verneigte er sich und verließ das Zimmer.

„Mama!" lachte Odo, „Miß Lucy, er nennt Sie meine Mama."

Lucy lächelte und legte ihm die Hand auf den Kopf. Doch schien es ihr, als hätte sich Starling damit, daß er ihr diesen Titel gab, an ihr rächen wollen.

„Ist es wahr, Mama, daß Sie nur einen großen Mann lieben können?" fragte Odo naiv.

„Nein, mein Freund," erwiderte sie ernst, „es ist nicht wahr. Ich kann nur einen Mann, einen rechten Mann lieben, aber ein großer Mann braucht es nicht zu sein."

Es ist mir, dachte sie bei sich, als ob ich selbst einen Knaben lieben könnte. Aber um diesen Gedanken zu zerstreuen, schlug sie Odo ein Federballspiel vor und verbrachte sie den ganzen Nachmittag mit ihm in kindischen Spielen, obwohl es besprochen gewesen, heute ein Shakespeare'sches Stück, und zwar Julius Cäsar zu lesen. Sie hatte es sich nämlich bei Herrn Röder ausgewirkt, mit Odo den englischen Dichter lesen zu dürfen. Mit jener weiblichen Vorliebe für Erziehung, die jetzt zum ersten Male in ihr erwachte, wünschte sie Etwas zur Ausbildung ihres Lieblings beizutragen. Sein männlicher Charakter schien ihr so gut angelegt, daß sie glaubte, man müßte ihn ganz seiner selbständigen Entwickelung überlassen, ja er stand in [redacted] daß sie es für Anmaßung angesehen hätte [redacted] Auch seinen Umgangsformen glaubte [redacted] belassen zu müssen, um [redacted] Wesens, das ihr so wohl

thun. Aber Odo hatte noch Vieles zu lernen; ſein Geſchmack konnte noch an Kunſtwerken gebildet, das viele Gute in ihm konnte an großen Beiſpielen geſtärkt werden; darum liebte ſie es, mit ihm zu leſen.

Bald waren ihr die Tage, an denen Odo kam, die liebſten in der Woche; an ſolchen Tagen machte ſie keine Beſuche und nahm ſie keine an. Ueberhaupt beſchränkte ſie den ſonſt ſchon geringen Umgang mit wenigen engliſchen Familien immer mehr; am liebſten war ſie im Garten mit Odo allein, oder mit ihrem Vater und Odo im Wagen, den See entlang fahrend, oder auf dem See ſelbſt im Kahne, deſſen Segel und Steuer der Midſhipman leitete. Der Frühling hatte ſich in aller Pracht entfaltet, die er, freilich etwas ſpät, am Genfer See zur Schau trägt. Der Garten der Villa war von Blüthen bedeckt und von Nachtigallen bevölkert; der See warf ſeinen blauen Schimmer durch die Fenſter des Hauſes. Die Dampfſchiffe brausten immer zahlreicher und von Luſtreiſenden überfüllt, hin und her. Das war die Zeit, bald plaudernd, bald nur in dem Anblick verſenkt, bald mit dem Buche im Garten umherzuwandeln.

Einmal, in ſchattiger Allee auf- und abgehend und den ſchönen Verſen John Keats horchend, fiel ihr plötzlich Franceſca da Rimini ein und ihr Paolo und der berühmte Vers:

„Und jenes Tages laſen wir nicht weiter.“

Sie erſchrak; ſie war empört über ſich ſelber und legte, um Odo zum Schweigen zu bringen und ſich zu ſammeln, die Hand in das Buch.

„Leſen wir nicht weiter?“ fragte er.

Dieſe Worte erſchreckten ſie aufs Neue. Sie fuhr zuſammen, ließ die Arme ſinken und ſah vor ſich hin auf den Sand des Weges.

„Was haben Sie, Mama?“ fragte Odo beſorgt.

Dieſer Titel, der Odo ſeit Starlings Abſchied geläufig geworden, brachte ſie wieder zu ſich.

„Nichts, nichts, mein Sohn," sagte sie lächelnd — „etwas Schwindel. Lesen Sie weiter, lesen Sie ja weiter."

Aber als er wieder beginnen wollte, fragte sie: „Wie alt war John Keats, als er diesen Endymion schrieb?"

„Ich glaube," sagte Odo, „er war achtzehn Jahre alt."

„Ist ein solcher achtzehnjähriger Knabe" — sagte Lucy vor sich hin und weiter gehend — „nicht mehr werth und nicht mehr Mann, als Hunderttausende von fünfzigjährigen Männern?"

„Gewiß! gewiß!" rief Odo, „mir ist er lieber, als die hundert achtzigjährigen Lords des Oberhauses."

„Wie alt sind Sie, Odo?"

„Aber Mama!" rief dieser lachend — „welch' ein Gedächtniß! Gerade um drei Tage älter, als da Sie mich vor drei Tagen fragten, und um vierzehn Tage älter als vor zwei Wochen, und gerade um einen Monat älter, als da Sie sich vor einem Monat nach meinem Alter erkundigten: also fünfzehn Jahre, acht Monate, neun Tage. Nie habe ich mein Alter so genau gewußt, wie jetzt, da Sie die Güte haben, mich so oft zu fragen."

„Sie sind unartig," sagte Lucy verdrießlich, indem sie that, als ob sie ihm seinen Scherz übel nähme, während sie sich eigentlich nur über sich selbst ärgerte, da sie sich erinnerte, in der That so oft nach seinem Alter gefragt zu haben.

„Sein Sie nicht böse," bat Odo, ergriff ihre Hand und küßte sie zu wiederholten Malen.

Da mußte sie wieder an Francesca da Rimini denken und unwillkürlich blickte sie zurück, ob nicht die strafende Gerechtigkeit hinter ihr stehe.

„Wen suchen Sie, gute Mama?" fragte Odo.

Dieser Name brachte sie wieder zu sich; sie [illegible] sagte: „Niemand, lieber Sohn."

Doch verabschiedete sie den Knaben [illegible] und ging noch lange und allein im [illegible] litt das Schmerzlichste; denn sie [illegible] und innigen Gefühle erfüllt un[illegible]

Sie ſagte ſich, die Liebe eines jungen Mädchens zu einem ehrwürdigen, edlen Greiſe, wie z. B. ihrem Vater, könne etwas Heldenmüthiges, Rührendes haben, aber die Liebe eines Mädchens ihres Alters, um das ſich ſchon ſo viele Bewerber drängten, das ſeit Jahren vermählt ſein könnte, zu einem Knaben ſei lächerlich, ja müſſe, in den Augen jedes Verſtändigen, abſtoßend, häßlich, beinahe verbrecheriſch ſein. Sie dachte weiter, in die Zukunft. Noch in ſechs Jahren, nach einer langen Zeit, wird Odo ein zweiundzwanzigjähriger Junge, noch immer ein Knabe, beinahe ein Kind ſein und ſie, ein Weib, ein fertiges Weib, das ſchon Kinder auf ſeinem Schooße wiegen könnte. Sie verfolgte dieſen Gedanken weiter, immer weiter in die Zukunft: das Mißverhältniß wurde immer ſchreiender, immer auffallender. Mit vierzig Jahren ſah ſie ſich als früh gealterte, in Mißmuth und Entſagung verblühte Frau, während Odo in ſeiner unverwüſtlichen Friſche als junger Mann neben ihr ſtand, beinahe wie ein Sohn. Ich bin eine Närrin, ſagte ſie ſich und zuckte die Achſeln. Bis jetzt glaubte alle Welt und glaubte ich ſelbſt, daß ich einen geraden und geſunden Menſchenverſtand habe; nun kommt die Närrin zum Vorſchein. Man ſcheint auf dem Kontinent Recht zu haben, daß jede Engländerin einen verrückten Winkel in Herz oder Hirn haben müſſe. Wir wollen aber ſehen, wer ſtärker iſt, dieſer verrückte Winkel oder der geſunde Reſt.

Sie ging in ihre Stube und ſchrieb an eine Freundin in England einen langen Brief, in dem ſie zuerſt viel von den Schönheiten des Frühlings am Genfer See erzählte, dann von der neuen Bekanntſchaft mit einem herrlichen Knaben, den der Vater ſehr liebe und aus dem gewiß mit der Zeit etwas Rechtes werde. Dann fügte ſie hinzu, daß ſie ſich alle Mühe gebe, auf den Knaben einen guten Einfluß auszuüben und welche Freude es gewähre, zur Entwickelung einer ſo ſchönen männlichen Natur das Seinige beizutragen. Indeſſen, meinte ſie, nach einer längeren Ausführung dieſes Satzes, indeſſen kann man bei einem *mit* ſo vielen fertigen Geiſtes- und Herzens-Eigenſchaften ge-

borenen Charakter wenig thun. Anſtatt ihn erziehen zu wollen, müßte man irgend ein liebliches, von der Natur eben ſo reich ausgeſtattetes junges Mädchen, das jetzt acht oder zehn Jahre alt ſein dürfte, für ihn ſo erziehen, daß es einſt würdig wäre, ſeine Lebensgefährtin zu werden.

In einem P. S. fügte ſie hinzu: „Du wirſt über meinen Brief und deſſen gouvernantenhaften Charakter lächeln. Du haſt mich eben ſeit vier Jahren nicht geſehen und kennſt nur den Wildfang, den du in Fräulein Meyers Penſion in Bonn verlaſſen; ich bin ſeitdem, beſonders in den letzten Monaten, viel ernſter geworden und — ich freue mich deſſen — viel älter als meine Jahre.“

Nicht nur große Schriftſteller wie Goethe beruhigen und befreien ſich aus der Befangenheit eines Gefühles durch Niederſchreiben und durch die ſogenannte Objektivirung derſelben; auch junge Mädchen beſitzen dieſe Kunſt und den Drang, ſie auszuüben — daher in gewiſſen Jahren ihre Schreibeluſt, ihr Hang zu Tagebüchern und Korreſpondenzen. Freilich, das Genie befreit ſich aus ſolcher Befangenheit für immer, das junge Mädchen nur für Momente.

Als Lucy ihren Brief geendet hatte, war ſie von ihrer ſchweſterlichen oder mütterlichen Liebe zu Odo vollkommen überzeugt, ruhiger als ſeit vielen Tagen und über manche Thorheit lächelnd, die ihr während der letzten Zeit durch Herz und Kopf gegangen, begab ſie ſich zu Bette.

Lucy hatte das Bedürfniß, ſich ſelbſt in dieſer Ueberzeugung zu befeſtigen, und zu dieſem Zwecke nahm ſie gegen Odo einen ganz andern, wie ſie ſagte, einen mütterlichen Ton an, der nicht immer ohne Strenge war. Sie unterdrückte mit Bewußtſein eine gewiſſe Befangenheit, die ſie in ſeiner Geſellſchaft in r fühlte, behandelte ihn mit der größten Vertraulichkeit und l Manches an ihm auszuſetzen. Odo war anfangs betr ſich aber bald, ja bat ſie, doch recht viel an i zu l Dieß geſchah manchmal mit einer Herbheit, daß

glauben können, der Umgang mit diesem jungen Menschen sei ihr zur Last, oder daß sie mindestens in seiner Gesellschaft große Geduldproben zu bestehen habe.

Sie fuhren wieder auf dem See, Odo und Lucy allein. Die Sonne war schon untergegangen. Sie kamen von der Villa Diodati, dem Landhause, das Byron so lange bewohnt und in dem er seinen Freund Shelley so oft empfangen hatte. Sie hatten einige Tage vorher Child Harald gelesen und diese Fahrt, um die Odo seine Freundin gebeten hatte, war ihm wie eine fromme Pilgerfahrt. In der That fühlte er sich noch auf dem Rückwege von jener unsäglich schönen Andacht erfüllt, welche jugendliche, empfängliche Gemüther an solchen Stätten überkommt, die durch ihre Ideale geweiht worden sind. Er war mit dem ersten Schritte in die Villa Diodati schweigsam geworden und schweigsam saß er noch am Steuer. Lucy hatte ihn beobachtet und wußte, was in ihm vorging. Sie saß ihm gegenüber am andern Ende des Kahns und sah ihn mit gerührtem Blicke an. Diese strebende, frische, ahnungsvolle Seele erfüllte sie mit einer heiligen Ehrfurcht und das war ihr so rührend, daß sie diese Ehrfurcht vor einem Kinde empfand. Sie selbst kam sich ihm gegenüber so alt, so fertig vor; dort drüben war alle Zukunft und Alles, was uns aufregt, wenn wir an Zukunft denken. Die Thränen stiegen ihr ins Auge, eben als er ausrief: „Miß Lucy, ein solcher Child Harald!"

Sie mußte antworten, aber sie durfte nicht so antworten, wie sie es gewünscht hätte, und so rief sie mit jener Heuchelei, mit der wir oft unsere sanftesten Gefühle und Gedanken verstecken, und mit einer Heftigkeit, die ihre Rührung übertäuben sollte, zurück: „Schämen Sie sich, Odo! Solche zerrissene, zerfahrene, mit der ganzen Welt unzufriedene Männer, die keine Männer sind, kann die Welt nicht brauchen. Der ruhige Mann, der seine Pflicht kennt und in seinem Berufe das Seinige thut, ist mehr werth, als alle Byron'schen Helden zusammen genommen!"

Diesen Mann, den sie höher stellte, als alle Byron'schen

Helden, sah sie keimen in demselben Knaben, den sie ausschalt; sie vertheidigte ihn gegen seine eigenen Worte. Aber das ahnte er nicht, auch dachte er nicht lange über ihre Meinung nach; er hörte nur ihr Schelten und war nur von ihrer Heftigkeit erschreckt. Er zog rasch das Segel ein, ließ das Steuer fallen und eilte zu ihr hinüber, daß der Kahn schwankte.

„Seien Sie nicht böse, Miß Lucy," bat er, indem er sich zu ihren Füßen setzte und ihre Hand ergriff.

Die andere Hand legte sie auf seine Haare und sagte mit zitternder Stimme: „Ich bin es nicht. Verzeihen Sie, Odo!"

„Verzeihen?" lächelte der Knabe. „Ich bemerke seit einiger Zeit, daß Sie sehr strenge mit mir sind. Aber es thut mir unendlich wohl."

„Wie?" fragte Lucy überrascht.

„Ich will Ihnen ein Geständniß machen, Miß Lucy."

„Ein Geständniß?" fragte Lucy, vor Angst zitternd.

„Sie wissen, ich habe Sie lieb. Ich habe Sie lieb, weil Sie so sind, wie Sie sind. Aber ich habe Sie noch aus einem andern Grunde lieb."

„Nun?"

„Meine Mutter starb, als ich ein Kind von fünf Jahren war. Sie selbst hatte noch nicht fünfundzwanzig Jahre; sie war so jung, so schön. Ich erinnere mich ihrer, als hätte ich sie heute gesehen, besonders eines Augenblickes. Sie mußte in eine Gesellschaft und war dazu schon angekleidet. Da kam sie noch herein in die Kinderstube, um mir gute Nacht zu sagen. Als sie hereintrat, sagte ich mir: wie schön ist meine Mutter! Sie trug ein weißes Kleid mit kleinen blauen Streifchen; das war ganz luftig wie Nebel; in ihren blonden Haaren hatte sie eine kleine Rose mit einigen grünen Blättern. Sie war so schön und ich sagte ihr es auch. Da lächelte sie so lieblich, ach so unendlich lieblich und küßte mich. Ich werde das nie vergessen. Miß Lucy, geben Sie mir einen Kuß!"

Lucy bückte sich herab und blickte ihm ins Gesich

trauriger, aber unbefangener, offener Blick kam ihr entgegen, der ſich nach der unſchuldigſten Liebe ſehnte und ſie bückte ſich tiefer und küßte ihn auf die Stirne. Sogleich fuhr er fort: „Aber ich erinnere mich nicht dieſes Momentes allein; ich erinnere mich auch, wie ſie einmal einer Unart wegen mit mir zankte und dieſer Moment iſt mir eben ſo theuer, wie der andere. Ach, eine Mutter, die ſchilt, iſt wohl ebenſo lieblich, wie eine Mutter, die küßt. Miß Lucy, ich habe dieſes Glück nur ſo kurz genoſſen! Wenn Sie mit mir zanken, Miß Lucy, möchte ich Ihnen beide Hände küſſen. Ach, wie erinnern Sie mich an meine Mutter!“

So ſprechend drückte er ſein Geſicht in ihre Hände und ſie fühlte ſie von Thränen benetzt. Sie ſaß aufrecht und blickte vor ſich hin. Ein Dampfſchiff näherte ſich; ſie weckte Odo nicht, daß er den Kahn aus deſſen Bereiche bringe. Es brauste vorbei und das kleine Fahrzeug tanzte auf den aufgeregten Wellen. Lucy drückte das Geſicht, das in ihren Händen lag, und dachte der Lehre, die ſie eben empfangen hatte. — Nun, ſagte ſie ſich, dieſe Lehre ſtimmt ja ganz mit meinen Vorſätzen überein! —

Der Kahn trieb auf der blauen, dunklen Fläche des Sees; wie zufällig und ſpät ſtieß er ans Ufer.

Drittes Kapitel.

Trotz der Uebereinſtimmung ihrer Vorſätze mit den Gefühlen Odo's war es vielleicht gerade ſein Geſtändniß, welches die Mütterlichkeit verhinderte, im Herzen Lucy's Wurzel zu faſſen. Von dem Augenblicke an, da ſie wußte, daß ſie Odo an ſeine Mutter erinnerte, erhob ihr Herz Widerſpruch. Sie erkannte, daß ſie einen falſchen Weg eingeſchlagen, um jene Ruhe zu gewinnen, die ſie auf ſo unbegreifliche oder wenigſtens verwerfliche Weiſe verloren hatte und ſie wäre glücklich geweſen, hätte ſie irgend einen neuen Gegenſtand der Beſchäftigung gefunden.

Wäre in dieſer Stimmung Herr Starling zurückgekehrt, er hätte vielleicht eine zuſagende Antwort erhalten. Dieſe Sehnſucht nach einem neuen Gegenſtande war es, die ſie durch einen natürlichen Gedankengang eines Tages nach dem Kinde, das Odo gerettet, und nach deſſen Familie fragen ließ.

„Haben Sie," fragte ſie Odo, „nie etwas von dem Kinde gehört? Hat ſich die Familie niemals um den Retter gekümmert?"

„Doch, doch!" antwortete Odo. „Gleich den Tag nach meinem Rhoneſprung erſchien der Vater des Kindes in der Penſion, um mir die Hand zu drücken und zu danken. Er that es ſo ſchön und einfach, daß er Herrn Röder ganz für ſich einnahm. Auch mir gefiel der Mann ſehr und ich habe ihn darauf wieder beſucht."

„Und wer iſt er?"

„Das iſt ſchwer zu ſagen; denn er iſt gewiß nicht, wofür er ſich ausgibt. Ich fand ihn im fünften Stock eines Hauſes der Contance, wo er mit ſeinen zwei Kindern, den beiden Mädchen, eine einzige Stube bewohnt. Da ſieht es ärmlich genug aus. Am Fenſter ſteht ein Werktiſch, und an dem ſitzt der Mann und gravirt Uhrgehäuſe. Als er mir entgegenkam und mich empfing, that er es mit einer Feierlichkeit und auf eine Weiſe, als wäre er gewohnt, in großen Sälen zu empfangen."

„Wie heißt er?" fragte Lucy.

„Er nennt ſich Durand und dieſen Namen findet man auch mit dem Prädikat ‚Graveur' an ſeiner Thüre. Aber er ſagte mir bei meinem Beſuche ſofort, daß dieß nicht ſein Name ſei und er nannte mir einen italieniſchen, den ich nicht recht gehört und den ich vergeſſen habe — denn, ſehen Sie, Miß Lucy, es war noch eine Perſon im Zimmer, die mich mehr intereſſirte, als Herr Durand, und die meine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm."

„Das Kind, das Sie aus der Rhone gerettet haben?" fragte Lucy.

„Das war auch da, aber das meine ich nicht, ſ
andere Mädchen, welches das Kind in die Rhone fallen ließ.
Lucy, welch ein Geſicht und welche Augen! Ei

Gesichtchen, blaß wie Lilien; und Augen, die größer schienen als das ganze Gesicht und so schwarz und leuchtend wie schwarze Diamanten! Ein solches Gesicht kann nur aus Italien kommen. Und wie mich das Gesichtchen ansah, so voll Milde und Dankbarkeit; ich versichere Sie, ich hätte für diesen Blick mitten im Winter noch zehn Mal in die Rhone springen können!"

„So!" sagte Lucy, „wie alt ist das Kind?"

„Sie wird wohl dreizehn Jahre alt sein."

„Und seitdem haben Sie sich um diese Leute nicht weiter gekümmert? Haben Sie die Bekanntschaft nicht fortgesetzt?"

„Nein," sagte Odo, „seitdem habe ich jede freie Stunde, die mir die Pension gelassen hat, bei Ihnen zugebracht."

Lucy athmete tief auf und sah einen Augenblick schweigend auf die Arbeit hinab, die sie in Händen hielt.

Nach einiger Zeit fragte sie wieder: Kann man für die Familie nichts thun, da sie so arm scheint?"

„Ich glaube nicht," sagte Odo. „Herr Durand, oder wie er sonst heißen mag, sieht in seiner Armuth so stolz aus und scheint von ihr umgeben wie von einer Festung, die jede solche Annäherung abweist. Herr Röder meint, er habe gewiß viel bessere Tage gesehen, und er hält ihn für einen italienischen Flüchtling. Auch sprach er mit seinen Kindern italienisch.

Lucy nahm sich vor, die Bekanntschaft dieser italienischen Familie zu machen; auch sprach sie Odo davon, sich von ihm einführen lassen zu wollen; aber Tag um Tag verging, ohne daß sie ihn zu dem Gange aufgefordert hätte. Ein gewisses Etwas, das sie sich nicht eingestehen wollte, hielt sie davon ab. Odo hatte von dem Mädchen mit solcher Wärme gesprochen, daß sie eine gewisse Eifersucht fühlte, und daß sie nicht selbst die Gelegenheit des Wiedersehens herbeiführen wollte. Um sich dieses Gefühles wegen vor sich selbst zu entschuldigen, sagte sie sich, daß ja auch Mütter auf ihre Söhne, Schwestern auf ihre Brüder eifersüchtig sind, und sie fand das natürlich. Ist es nicht schmerz*lich, ein* Wesen, das uns bis zu einem gewissen Momente durch

so innige Bande verbunden war, plötzlich durch innigere und stärkere Fesseln an eine Frau geknüpft und sich entführt zu sehen? Sie empfand, wie weh eine solche Erfahrung thun mußte und beschloß, diese Erfahrung ihrem Vater so lange als möglich, vielleicht immer, zu ersparen.

So vergingen die Wochen. Der Herbst war schon da, als Odo eines Nachmittags mit eigenthümlich aufgeregtem Gesichte vor Lucy trat, die gedankenvoll am Fenster des Gartenhäuschens saß und ihre Blicke über den See streifen ließ. Der Ausdruck seines Gesichts war ein Gemisch von Freude und Niedergeschlagenheit.

„Was haben Sie?" fragte Lucy und fühlte, daß ihr Herz schneller zu pochen anfing.

„Eine große Neuigkeit," sagte Odo, „von der ich nicht weiß, ob sie mich freuen, ob traurig machen soll. Sie werden es mir sagen und Sie werden mir rathen, Mama."

„Was ist es? was ist es?"

Odo zog einen Brief aus der Tasche. „Es ist ein Brief meines Vormundes. Er kündigt mir an, daß mein Schiff, die Penelope, bestimmt ist, eine Erdumseglung vorzunehmen und an den wichtigsten Punkten des stillen Ozeans, der Südsee, der indischen und chinesischen Gewässer zu landen. Es steht mir frei, ob ich diese wundervolle Reise, die wenigstens drei Jahre dauern soll, mitmachen will oder nicht?"

„So?" fragte Lucy gedehnt, „drei Jahre?"

„Was soll ich thun?" fragte Odo.

Lucy ließ die Arme sinken und lächelte: „Sie fragen, was Sie thun sollen? Als ob Sie nicht schon wüßten, was Sie thun werden!"

„Es ist wahr," rief er, „ich weiß, was ich wünsche. Die herrliche Reise! wie viel kann ich sehen, erfahren, erleben! Wie anders werde ich zurückkommen! Solche drei Jahre zählen mehr als sonst ein ganzes Leben; ich denke, ich werde bei meiner
kehr ein fertiger Mann sein. Und doch, Miß Lucy," f

nach einigen Minuten mit weniger Feuer und mehr Wärme hinzu, „ich will Ihren Rath haben, ich will Ihnen gehorchen. Wenn Sie Nein sagen, so bleibe ich.“

Lucy sah ihn betroffen, beinahe erschrocken an. Sie wußte, wie sehr die Theilnahme an einer so großen Unternehmung seinem Charakter, seinen innigsten Wünschen entsprach; sie wußte, daß eine solche Weltfahrt die Verwirklichung seiner schönsten Träume war, daß ihn einer solchen seine ganze Jünglingsphantasie entgegen drängte — und doch wollte er Reisen oder Bleiben von ihrem Rathe abhängig machen, wollte er ihr vielleicht, wenn er eine Ahnung davon hatte, mit welcher Wärme sie an ihm hing, ein solches Glück opfern. Es war grausam von ihm, daß er in dem Augenblicke, da er ihr einen solchen Beweis seiner Anhänglichkeit gab, sie zwang, ihn selbst aus ihrer Nähe zu verbannen, einen Rath auszusprechen, der nur auf Entfernung, auf Trennung lauten konnte.

Nur um einer längeren Rede auszuweichen, die ihre Aufregung hätte verrathen können, sagte sie kurz und mit Entschiedenheit: „Sie werden reisen!“

„Nein, nicht so!“ bat Odo. — „Sie sollen für mich nachdenken und überlegen, Sie sollen reiflich erwägen, was mir gut ist, was nicht. Das wird mir gut thun und ich möchte Ihnen so gerne gehorchen. Und,“ fügte er zaudernd hinzu, „wenn Sie nur den leisesten Wunsch haben, daß ich hier bleibe; ach wenn Ihnen, meine gute Freundin, mein Bleiben nur einen Augenblick Freude macht, so sagen Sie es.“

Ahnt der Knabe, was er mir ist? fragte sich Lucy und zog die Augenbrauen zusammen. „Sie haben Recht,“ sagte sie laut, als ob sie den letzten Theil seiner Rede nicht gehört hätte, „die Sache muß überlegt sein. Ich werde Ihnen morgen meine Meinung sagen.“

Sir William kam dazu. Als er hörte, um was es sich handelte, begriff er nicht, wie ein junger Mensch da zögern könne. Er malte den Reichthum, die Mannigfaltigkeit, den Nutzen einer

ſolchen Reiſe mit jugendlicher Begeiſterung aus und rief einmal übers andere: „Fort mußt du, old fellow, du mußt fort!“

Trotzdem verſicherte Odo, als er Abends Abſchied nahm, daß in ihm über ſeine Reiſe nichts feſtſtehe, und daß er Alles von dem Rathe der Freundin, den er morgen einholen wolle, abhängen laſſe.

„Deine Freundſchaft für den Jungen,“ ſagte Sir William, als er mit ſeiner Tochter allein war, „wird dich doch nicht verleiten, Lucy, ihm einen Rath zu geben, der —“

„Seien Sie ruhig, Papa,“ fiel ihm Lucy ein, „ich bin keine ſo arge Egoiſtin.“

Der Vater ſuchte ihr noch Allerlei betreffs des Nutzens einer ſolchen Reiſe für einen jungen Seemann auseinander zu ſetzen, aber ſie entſchuldigte ſich mit Kopfſchmerzen und ging früh auf ihr Zimmer.

Als Odo am folgenden Tage wieder kam und ſie um das Ergebniß ihrer Ueberlegung fragen wollte, fiel ſie ihm ſelbſt mit der Frage: „Wann reiſen Sie?“ ins Wort.

„Morgen!“ antwortete Odo und ſchlug die Augen nieder.

„Morgen!“ liſpelte ſie und fügte hinzu: „Dann müſſen Sie noch viel mit Papa ſein.“

So ſprechend, führte ſie ihn zu Sir William, der ihm noch Verhaltungsregeln gab, bis Lucy zum Aufbruch mahnte. Der Wagen ſtand bereit, und Vater und Tochter brachten Odo bis an das Parkthor der Penſion. Sir William drückte ihm die Hand, Lucy ſchloß ihn in ihre Arme, ſchob ihn raſch von ſich und ſprang in den Wagen, wandte die Pferde und jagte in Galopp der Stadt zu. Sir William wiederholte und murmelte immer vor ſich hin: „Schade! Schade! Ich hatte den Jungen ſo lieb wie meinen eigenen Sohn!“ Lucy erw e ni ſie ig auf die Pferde ein. Sie war zufrieden u ſ : S- e es dieſen ganzen Tag durchgeſetzt: ſie war n mit Odo allein geblieben.

Wieder am nächſtfolgenden Tage den Poſtwagen. Herr Röder u

hatten ihn bis an das Posthaus begleitet. Als sich der Wagen in Bewegung setzte, gingen Lehrer und Zöglinge gleich traurig davon. In einer Buchhandlung in der Nähe stand Lucy und sah mitten zwischen den Büchern des Auslegekastens hindurch der traurigen Abschiedsszene zu. Eine schwere Thräne rollte auf die Bücher herab.

Viertes Kapitel.

In dem Landhause am Genfer See hat sich Manches verändert. Sir William ist nur selten zu sehen. Nur an sehr schönen Sommertagen fährt sein Rollstuhl vom Hause, durch die breite Platanenallee bis an die Terrasse, an deren Fuße die Wellen lispeln. Lucy schiebt den Rollstuhl, stellt dem Vater einen Schemel unter die Füße, die sie sorgsam mit einem Shawl umhüllt, setzt sich ihm dann gegenüber, nimmt ein Buch zur Hand und wartet ab, ob der Vater lieber schweigend oder plaudernd über der schimmernden Fläche hinsehe, oder ob er es vorziehe, daß sie ihm etwas vorlese. Die leidige Gicht, die ihn so früh gezwungen hatte, den Seedienst, dann sein Vaterland zu verlassen, hat sich bei dem siebenzigjährigen Manne mit erneuerter Gewalt eingestellt. Nun sind es mehr als drei Jahre, daß sie gegen den sonst so kräftigen Greis einen Krieg führt, indem sie ihm nur während der schönsten Sommertage einen kurzen Waffenstillstand gewährt. Die Winter sind ein fortwährender Kampf. Er behauptet, daß er in diesem Kampfe längst erlegen wäre, wenn ihm nicht die Hülfe, die unausgesetzte Pflege seiner Tochter zur Seite stände. Wie glücklich fühlt er sich, wenn er manchmal am Ufer des Sees so dasitzen und gedankenvoll hinaussehen kann, bis der Montblanc, sein Haupt mit Abendrosen bekränzt, ihn mahnt, sich vor den sonst so unschuldigen Zephyren des Genfer Sees flüchtend zurückzuziehen. Die Heiterkeit der Gegend spiegelt sich dann in seinem Gesichte noch glänzender als im See, und die

von Schmerz und Leiden zerarbeiteten Züge lächeln ſanft vor ſich hin. Seine Tochter iſt in ſolchen Momenten trauriger anzuſehen, als der gequälte alte Mann. Ihr Geſicht mit den durchſichtigen, feinen Farben, mit dem blonden Haare, iſt ſo jung wie vor drei Jahren und ſieht überhaupt aus, als ob es nie altern könnte; aber der Ausdruck dieſes ewig jungen Geſichtes iſt gealtert. Bei näherer Betrachtung erkennt man doch einige Fältchen, die ſich von oben nach unten zwiſchen die Augenbrauen eingedrängt und dieſe etwas näher an einander gezogen haben. Drei Jahre der Krankenwärterſchaft gehen nicht vorüber, ohne Spuren zurückzulaſſen. Vielleicht kam hier noch Anderes hinzu. Sir William in ſeinen ſchmerzensfreien Momenten glaubte manchmal, der zunehmende Ernſt komme bei Lucy daher, daß ſie ihre Jahre ſo hinſchwinden ſehe, ohne Liebe, ohne Ausſicht auf häusliches Glück. Doch ſprach er ihr nicht mehr von Heirath; ſie hatte dieſe Geſpräche, die Sir William nach der Wiederkehr ſeiner Krankheit oft aufs Tapet brachte, ein für alle Male mit der Erklärung beſeitigt, daß ſie ſich nie zu vermählen gedenke. Sie that dieß, als Mr. Starling einige Monate nach Odo's Abreiſe wieder erſchienen und dießmal einen förmlichen Heirathsantrag machte. Sir William ſah außerdem ein, daß ſeine Geſpräche eitel ſein und leere Theorien enthalten könnten, da Lucy außer aller Verbindung mit der Welt lebte und ſich in ihrem Bereiche kein Mann befand, auf den ihre Gefühle gelenkt werden konnten. Außerdem erſchrickt man in engliſchen Familien nicht ſo ſehr vor dem Gedanken, eine Tochter bis tief in die zwanziger Jahre, ja immer unvermählt zu ſehen, und bei Sir William kam vielleicht noch der Egoismus des Alters und der Krankheit hinzu, der ſich bei dem Gedanken, ſich eine ſo treue und liebende Pflegerin zu erhalten, leicht beruhigt.

Aber trotzdem man außer aller Verbindung mit der Welt lebte, war es doch nicht ſo ſehr einſam und ſtille in Sir Williams Landhauſe. Odo war bald nach ſeiner Abreiſe durch mehrere Perſonen erſetzt; und das kam ſo.

Kaum drei Tage, nachdem sie von ihm Abschied genommen, machte sich Miß Lucy auf, um das Haus des s. g. Herrn Durand, des Graveurs, aufzusuchen, das ihr Odo genau hatte beschreiben müssen. Sie fand es bald, aber die Wohnung war leer. Andere Arbeiter, die auf demselben Flur wohnten und bei denen sie sich erkundigte, sagten ihr, es müsse mit ihrem ehemaligen Nachbar, von dem sie übrigens wenig zu berichten wußten, ein großer Glückswechsel vor sich gegangen sein; er habe mit seinen beiden Kindern plötzlich die Wohnung verlassen und sei verschwunden. Ob es ein Glückswechsel zum Bösen oder zum Guten gewesen, konnten sie nicht sagen. Er sei wenig mit ihnen umgegangen und wenn er auch gegen Jedermann freundlich gewesen, so habe er doch keine Vertraulichkeit aufkommen lassen. Lucy ging verdrießlich nach Hause; sie hätte weinen mögen. Es war ihr Bedürfniß, sich der Geretteten Odo's anzunehmen, etwas für sie zu thun; sie wenigstens zu kennen und durch die Familie, die ihn nothwendig lieben mußte, mit ihm gewissermaßen in einer gemüthlichen Verbindung zu bleiben. Das sollte ihr auch nicht gegönnt sein. Nach der Aussage der Arbeiter konnte der Italiener auch in Noth und Elend versunken sein; sie wäre im Stande, ihm und seinen Kindern zu helfen und sich so, als Helferin der Familie, unmittelbar an Odo's Thaten zu schließen und diese fortzusetzen. Das zu thun schien ihr Pflicht, und nun sollte ihr auch das nicht werden. Und wie gerne hätte sie das Mädchen mit dem bleichen Gesichte und den großen Augen, von denen Odo mit solcher Wärme gesprochen, kennen gelernt! Aus all' Dem sollte nun Nichts werden und sie sah eine öde, öde Zeit vor sich, nachdem sie noch eine Stunde vorher geträumt hatte, die Wohlthäterin, die Freundin der Familie, vielleicht die Lehrerin der Kinder zu werden. Es war ihr, als müßte sie sich an das Mißlingen ihrer liebsten Pläne gewöhnen.

Zu Hause angekommen, hörte sie kaum, als ihr der Bediente ankündigte, daß sie ein fremder Herr im Salon erwarte. Als sie eintrat, sah sie einen Mann von ungefähr fünf- oder sechs-

unddreißig Jahren, der ihr mit dem vollkommensten und würdevollsten Anstande eines Weltmannes entgegenkam. Ein edles, von schwarzem Barte und ebenso schwarzem, dicken Haupthaar eingefaßtes Gesicht, das im Blicke und auf einer hohen Stirne den gedankenvollsten Ernst sehen ließ, verneigte sich vor ihr mit dem mildesten Lächeln. Fast bedurfte sie, zerstreut wie sie war, einiger Fassung, um ihre Ueberraschung und das Wohlgefallen an der eben so schönen als imponirenden Erscheinung nicht zu verrathen.

„Mein Fräulein," sagte der Fremde in gebrochenem Englisch, „entschuldigen Sie, daß ich mich Ihnen so ohne jede Empfehlung vorzustellen wage. Herr Röder, von dem ich so eben komme, hat mich dazu ermuthigt."

„Sie kommen von einem Manne, den wir sehr schätzen," erwiderte Lucy; „setzen Sie sich gefälligst. Mit wem habe ich die Ehre? Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Ich bin der Marchese Brofferio aus Genua," sagte der Fremde, indem er sich Lucy gegenübersetzte, „ich bin Flüchtling und lebe seit einigen Jahren hier in Genf in der Verbannung."

Lucy verneigte sich; der Marchese fuhr fort: „Vor einigen Monaten erzeigte mir ein heldenmüthiger, junger Engländer eine unschätzbare Wohlthat: er rettete meine kleine Emilia aus den Fluthen der Rhone."

„Herr Durand!" rief Lucy aufs Freudigste überrascht.

„Derselbe," lächelte der Marchese, „unter diesem Namen habe ich einige Jahre hier als Arbeiter gelebt, um mich den Verfolgungen der heimischen Polizei zu entziehen. Jetzt bedarf ich dieser Verkleidung nicht mehr, da sich die Politik meiner Regierung geändert zu haben scheint. Seit einigen Tagen bin ich halb amnestirt; zwar bleibt mir das [redacted] verschlossen, aber meine konfiszirten [redacted] worden. Diese Veränderung meiner [redacted] sofort den Herrn Odo [redacted] von seinen Verhältniss[redacted]

vor ihm ſtand, daß ich ihm mit Nichts ſeine ungeheure Wohlthat vergelten konnte. Nun dachte ich — ich bin nun ein reicher Mann, vielleicht, wie die Dinge jetzt ſtehen, bin ich bald auch ein einflußreicher Mann. Mr. Worthington iſt eine Waiſe — vielleicht dachte ich — und wenn ich auch nichts für ihn thun kann, ich kann ihn jetzt doch einladen, zu uns zu kommen, ſich an dem jungen Leben zu freuen, das er gerettet hat. Oft in die ärmliche Stube zu kommen, die ich mit meinen beiden Kindern bewohnt habe, wollte ich ihm nicht zumuthen. Aber da erfuhr ich in der Penſion des Herrn Röder, daß der junge Mann vor einigen Tagen Genf verlaſſen habe. Herr Röder ſah meinen Schmerz und wies mich an Sie, mein Fräulein. Sie würden, meinte der brave Mann, mir wenigſtens Gelegenheit geben, daß ich ihn nicht aus den Augen verlieren und daß ich die Hoffnung bewahren kann, mich ihm einſt wieder nähern zu können."

„Sie werden mir glauben, Herr Marcheſe," ſagte Lucy, „daß ich Herrn Röder ſehr dankbar bin, wenn ich Ihnen ſage, daß ich ſo eben aus Ihrer ehemaligen Wohnung komme und daß ich es ſehr bedauert habe, Sie nicht mehr dort gefunden zu haben. Ich wollte die Kinder kennen lernen, denen ich mich durch meine Freundſchaft für Odo verwandt fühle."

Der Marcheſe ergriff ihre Hand und küßte ſie. — „Dieſe Bekanntſchaft," ſagte er lächelnd, „wird leicht zu machen ſein. Das Schickſal hat mich bei der Wahl meiner Wohnung gut geleitet; wir ſind Ihre nächſten Nachbarn: ich wohne in dem anſtoßenden Landhauſe."

Er ſtand auf und trat ans Fenſter. „Mein Fräulein, Sie können meine Kinder jenſeits der Mauer, die unſere Gärten trennt, ſpielen ſehen."

Lucy eilte ans Fenſter und ſah das kleine Kind, das ſich in einem Haufen zuſammengefegter welker Blätter wälzte, während die größere Schweſter, an einen Baum gelehnt, lächelnd zuſah. Es war das blaſſe Geſichtchen mit den großen ſchwarzen Augen, von dem Odo mit ſo großer Wärme geſprochen. Der

kleine Kopf bog sich etwas nach der Seite, als ob er nur der großen Last der schwarzen Haare nachgäbe, die theils in dicken Flechten einen Kranz bildeten, theils aufgelöst auf die bräunlich weiße Schulter herabfielen. Sie sah wie träumend vor sich hin, oder vielmehr wie sinnend, als ob ihr der Anblick des Kindes mitten unter den welken Abfällen des Sommers melancholische Gedanken einflößte; dabei beobachtete sie doch das Kind mit einer mütterlichen Zärtlichkeit, immer bereit zu Hülfe zu kommen, es aufzuheben, wenn es fiele und ihm zu reichen, was es verlangte.

„Sie steht da, wie des Kindes Schutzengel!" lispelte Lucy.

„Das ist meine Zanetta!" sagte der Marchese.

Aber als ob ihr ein unangenehmer Gedanke durch den Kopf fuhr, sagte Lucy: „Unbegreiflich! Dieses Mädchen hat das Kind ins Wasser fallen lassen!"

Der Marchese zog seine Augenbrauen etwas zusammen und sagte rasch, wie um Zanetta so schnell als möglich gegen eine Anklage in Schutz zu nehmen: „Mein Fräulein, sie ließ das Kind aus Schwäche fallen. Sie hatte damals beinahe zwei Tage lang nichts gegessen."

Lucy erschrak und sah den Marchese mit einem Blicke an, der ihn um Vergebung anflehte. „Kommen Sie," bat sie, „machen Sie mich mit dem Kinde bekannt, geben Sie mir Gelegenheit, es zu küssen."

In dem Augenblicke fiel Zanetta's Auge auf das Fenster; sie sah ihren Vater und lächelte ihm zu, dann erröthete sie eben so rasch, als sie die fremde Dame neben ihm sah. Lucy winkte ihr; sie sah ihren Vater fragend an und da er eine bejahende Bewegung machte, nahm sie das Kind und verschwand hinter dem Hause.

„Miß Spencer," sagte der Marchese zitte
„Sie werden mein Alles kennen lernen, die
liebten Weibes, das mir in der Blü
Liebe entrissen wurde. Seien Sie gü
und vor Allem nachsichtig. Beide

gekannt; sie sind nicht erzogen, sie sind nicht gelehrt; ich hatte bisher nur Zeit, Brod für sie zu schaffen und wie oft konnte ich selbst das nicht! Wie oft haben sie gehungert! Rechnen Sie ihnen das an, daß sie für ihr Vaterland gehungert und gelitten haben. Es soll jetzt anders werden; nur ihrer Erziehung will ich leben, bis mich vielleicht wieder mein Vaterland ruft."

Wie gerne hätte ihm Lucy sogleich ihre Hülfe angeboten; aber sie hoffte, daß sich die Dinge von selbst so fügen würden, wie sie es schon gewünscht hatte, als sie die Familie heute Morgen aufsuchte und wie sie es jetzt noch inniger wünschte. Gerührt eilte sie den Kindern auf die Treppe entgegen und empfing sie, als empfinge sie Schutzbefohlene.

Nach wenigen Tagen der Bekanntschaft mit Zanetta, vielleicht nach wenigen Stunden fiel ihr ein, was sie vor mehreren Monaten an ihre Freundin in Beziehung auf Odo geschrieben: „Anstatt ihn erziehen zu wollen, müßte man irgend ein liebliches, von der Natur eben so reich ausgestattetes junges Mädchen für ihn so erziehen, daß es einst würdig wäre, seine Lebensgefährtin zu werden." In Zanetta stellte sich ihr ein solches Mädchen bestimmter und noch reicher ausgestattet vor, als sie es geträumt hatte. Eine schöne Erscheinung ist in der Wirklichkeit mit den bestimmten Zügen einer Persönlichkeit immer schöner, als die schönsten Gebilde unserer vagen Phantasie. Alle Ideale kommen uns hohl vor, wo wir in der Welt mit einem schönen Menschen zusammentreffen. Jede persönliche Physiognomie ist bedeutender und mächtiger, als die Physiognomie des Ideals, das immer nur konventionelle Züge trägt, wie eine Zeichnung ohne Modell. Lucy fühlte das der kleinen Zanetta gegenüber. Das Schicksal ihres Vaters, frühe Verwaisung, anderes frühes Leiden, die schon in der ersten Kindheit auferlegte Pflicht, für ein Kind zu sorgen, das Alles, verbunden mit einer angeborenen Energie des Charakters, welche die weibliche Sinnigkeit nicht ausschloß, machten Zanetta, abgesehen von ihrer räthselhaften Schönheit, zu einer *Erscheinung*, die Lucy in Erstaunen setzte, ja ihr insofern dieselbe

Verlegenheit bereitete, die sie Odo gegenüber empfunden hatte, als sie sich auch hier sagen mußte, daß eigentlich auch an diesem Geschöpfe nichts zu erziehen sei. Aber lernen konnte Zanetta Manches und da sie sah, daß es ihrer neuen, mütterlichen Freundin Freude machte, wenn sie lernte, ergriff sie Alles mit einem Eifer, der bei ihrer Leichtigkeit der Auffassung, bei ihrem rathenden Verständniß in kurzer Zeit Wunder that. In ihrer Beschäftigung mit der kleinen Emilia, die sie, trotzdem ihr jetzt der Vater eine Kinderfrau beigegeben hatte, doch stets mit der zärtlichsten Sorgfalt umgab, erinnerte sie Lucy an jene jugendlichen, kaum der Kindheit entwachsenen Madonnen Andrea del Sarto's, die sie in Florenz gesehen hatte. Trotz ihrer Heiterkeit, oft kindischen Ausgelassenheit bei ernstestem inneren Wesen flößte sie Lucy eine gewisse Achtung wie vor einer weit älteren Person ein und doch erschien sie ihr andererseits, wenn sie sie mit sich selbst verglich, so unendlich jung. Die geheime Ursache war, daß ihr im Grunde nur jung schien, was so jung oder jünger war als Odo, und alt, was so alt oder älter war als sie selbst.

Bei den Erziehungsplänen Lucy's war natürlich oft die Rede von dem abwesenden Odo; aber Lucy sah bald ein, daß es nicht nothwendig war, die Gedanken Zanetta's auf den Abwesenden zu leiten; sie erkannte bald, daß er dem Kinde in einem eigenthümlich magischen Lichte, als eine Art verklärter Erscheinung vorschwebte. Je älter Zanetta wurde, je besser sie es unter der bildenden Anleitung ihrer Lehrerin lernte, ihren Gedanken Form zu geben, desto deutlicher wußte sie es auszudrücken und desto klarer wurde es ihr selbst, was sie Odo zu danken hatte. Er hatte, wie sie sich ausdrückte, nicht der kleinen Emilia, sondern ihr das Leben gerettet und mehr als das Leben. Sie gewöhnte sich, sich den Zustand auszumalen, in dem sie ihr ganzes Leben hingeschleppt hätte, wenn ihr Schwesterchen in den Fluthen der Rhone zu Grunde gegangen wäre. Nach solcher Vorstell athmete sie tief auf, wie wenn sie von einem Alpdrucke l wäre und jedes Mal stand Odo vor ihr, als der L

unheimlichem, grauenvollem Drucke. So war es ihr, als habe sie ihm jeden Tag zu danken.

„Sehen Sie, Miß Lucy," sagte Zanetta oft, „ich sehe ihn stets, wie er mit ausgebreiteten Armen von dem Steingeländе in die Rhone sprang, wie ein Schutzgeist, der plötzlich aus der Höhe herabeilt. In dem Augenblick, da ich ihn so sah, fühlte ich mich gerettet. Ich wurde ganz ruhig und wartete nur, daß er mir das Kind zurückbringe. Als ihn dann die Knaben umringten, war es mir, als ob ihn eine Wolke eingeschlossen hätte, die ihn wieder entführen sollte. Als er dann zu uns kam, hatte ich nicht den Muth, ihn anzusprechen — ich konnte ihn nur ansehen. Und hätte er Emilia auf den Arm genommen und wäre mit ihr fortgegangen, ich hätte sie ruhig, vielleicht glücklich gehen lassen. Es wäre mir zu Muthe gewesen, als führte er sie geraden Weges in die Seligkeit. Und wenn er mir nur gewinkt hätte, ich wäre ihm gefolgt, wohin es ihm gefiel, ohne zu fragen, ohne mich umzusehen. Und heute ist mir noch gerade so."

So sprach Zanetta in der ersten Zeit ihres Aufenthalts in der Villa; so sprach sie nach Monaten und nachdem schon ein und zwei Jahre dahin gegangen waren. Lucy hörte ihr dann zu, als ob sie schöne Kindermärchen hörte und doch wieder mit einem Gefühle tiefer Wehmuth. Sie legte ihr die Hand auf die schwarzen Scheitel, sah ihr lächelnd in das große offene Auge und dachte: Glückliches Kind, so früh schon erfüllt dich ein Ideal und du brauchst dich dieses Ideals nicht zu schämen!

Von der Intimität, die zwischen den beiden Familien herrschte, gab das sprechendste Zeugniß jene Thüre, die man gleich im ersten Winter des Zusammenlebens in die Mauer zwischen den beiden Gärten hatte brechen lassen und die nun die beiden Landhäuser gewissermaßen zu einem machte. Der alte Sir William segnete Odo's Andenken dafür, daß er ihm diese Gesellschaft verdankte. Am Marchese hatte er einen männlichen Freund, mit dem er Ernstes und vor Allem die politische Lage Europa's, die dieser sehr genau kannte, besprechen konnte; an den Kindern eine

anmuthige, jugendliche Welt, die ihm über manche Stunde des Leidens hinweghalf. Zanetta war eine eben so gute Krankenwärterin im Momente des Schmerzes, als sie in Stunden der Ruhe unterhaltend war, mochte sie ihm nun von den Erinnerungen aus Italien vorplaudern oder vor seinem Lehnstuhle italienische Nationaltänze ausführen. Er hatte innige Zuneigung für das Kind gefaßt und freute sich, wenn sie ihn Großvater nannte. Der Marchese war freilich nur im ersten Winter ein steter Gesellschafter des alten Herrn und seiner Tochter; sobald er aber seine Kinder unter deren Schutze so wohl geborgen sah, begann er die verschiedensten Reisen in politischen Aufträgen seiner Partei. Die Kinder übersiedelten dann gänzlich unter Sir Williams Dach, ja sie blieben später im Hause, selbst wenn der Marchese auf Tage und Wochen zurückkehrte. So wurde ihnen Lucy Alles und es ist kein Wunder, daß sie sie, wie ehemals Odo, ebenfalls Mama nannten. Lucy lächelte dazu. Sie, die ehemals im Bewußtsein ihrer Schönheit und in ihrem weiblichen Stolze der Männerwelt gegenüber nicht den geringsten Zweifel in ihre Macht setzte, sagte sich jetzt: „Es scheint, daß ich bestimmt bin, nur die kindliche Liebe zu einer Mutter einzuflößen."

Vielleicht hätte sie mit der Zeit Anderes glauben gelernt, wenn der Marchese im Landhause so heimisch geworden wäre, wie seine Kinder und wenn er, der begeisterte Sohn seines Vaterlandes, den persönlichen Gefühlen gestattet hätte, den Raum in seinem Herzen einzunehmen, den sie einzunehmen drängten. Aber er hatte Pflichten, er stand mitten in den vorbereitenden und geheimen Bewegungen, welche die Wiedergeburt Italiens bezweckten. Er konnte seine thätige Vaterlandsliebe eine Zeit lang zum Schweigen bringen, als er gezwungen war, seine Kinder vor Mangel und Hunger durch seiner Hände Arbeit zu schützen; jetzt, da diese nächste Pflicht von ihm genommen war, glaubte er sich mit allen Kräften und Gefühlen der weiteren, bürgerlichen [illegible] hingeben zu müssen. Seine Kinder waren unter Lucy's [illegible] so gut geborgen; es wäre Verbrechen gewesen, der [illegible]

einen Augenblick seiner Zeit, eine schwächste Kraft seines Geistes abzusparen. Es lebte jene Intensivität der Vaterlandsliebe in ihm, die in unserer Zeit und in italienischen Gemüthern zu finden ist. Kein Sohn einer andern Nation versteht es wie sie, seine persönlichen Gefühle, ja selbst seine persönlichen Ansichten und Ueberzeugungen dem Ganzen unterzuordnen und aufzuopfern. Diese größte aller Opferfähigkeiten ist ihnen eigen und war im Marchese aufs Ausgesprochenste vorhanden. Wie dankbar war er Lucy für die Freiheit, sich ganz seinem Wesen hingeben zu können, und diese Dankbarkeit erhöhte noch das Gefühl, das er vom ersten Augenblicke an ihr gegenüber empfand. Jede Befriedigung, die er aus seinem Thun und Wirken schöpfte, glaubte er ihr schuldig zu sein, und wenn sein Streben dem Vaterlande einigen Nutzen brachte, war sie es, der er ihn gerne zuschrieb. Sie fühlte das und er sagte es ihr oft genug in seiner aufrichtigen und männlichen Weise. Ihrem ganzen Charakter und den Anforderungen nach, die sie an einen Mann stellte, freute sie sich auch darüber; aber auch hier sagte sie sich mit demselben Lächeln: Ich bin nützlich!

Aber das Gefühl des Nützlichseins breitet über ein Mädchengemüth nicht jene ganze Heiterkeit, deren es fähig ist. Bei all dem Bewußtsein, einem kranken Vater, zwei lieblichen, mutterlosen Kindern, einem braven, zu den edelsten Zwecken thätigen Manne und vielleicht auch vorsorgend dem Glücke eines fernen, theuern Freundes förderlich zu sein, lag auf Lucy ein dunkler Schleier sanfter Trauer, der sich in der letzten Zeit, immer dichter und immer dichter schattend, zusammenzog.

Diese Trauer ist gemach zur allgemeinen, drückenden Atmosphäre des ganzen Hauses geworden. Sie drückt auf Sir William beinahe eben so sehr, wie auf seine Tochter. Beide sitzen dort auf der Terrasse und Lucy fällt es nicht ein, das Buch, das auf ihrem Schooße liegt, aufzuschlagen. Sie sehen über den See hin und jedes Segel, das vorüberzieht, erweckt traurige Gedanken. Nur Sir William seufzt manchmal; Lucy blickt starr vor sich hin.

Seit Odo's Abreiſe wird im Hauſe nichts ſo eifrig geleſen, wie das engliſche Flottenjournal; dieſes Blatt brachte, nebſt den wenigen Briefen, die man von ihm ſelbſt erhalten hatte, einige Nachrichten über ihn oder vielmehr über ſein Schiff Penelope. Man wußte wenigſtens, unter welchen Himmelsſtrichen ſich dieſes Schiff befand, und man folgte ihm auf den alten Seekarten, die Sir William wieder hervorgeſucht hatte. Aber ſeit Wochen hatte ſich jede Spur der Penelope verloren, und das Flottenjournal drückte zu wiederholten Malen ſeine Beſorgniß um Schiff und Mannſchaft aus. An der Nordküſte Neuhollands war es verſchwunden. Jede Wochennummer des Journals wurde mit bebender Spannung erwartet und der Tag, an dem es kommen ſollte, bis zum Momente der Ankunft ſchweigend zugebracht. Während Vater und Tochter auf der Terraſſe ſaßen, ſtanden die italieniſchen Schweſtern am Gartenthore und warteten des Bedienten, der aus der Stadt kommen ſollte. Da klang das Thor; Lucy wandte ſich um; Zanetta hatte ihr Schweſterchen verlaſſen, um, mit der Zeitung in der Hand, ſchneller, quer durch den Garten zu Lucy zu gelangen. Im Laufen riß ſie den Umſchlag ab, um das Blatt gleich entfaltet übergeben zu können. Lucy faßte es mit zitternden Händen und las, während Zanetta und der Vater ihren Blicken, die über die Kolonnen hineilten, voll Erwartung folgten. Sie ließ das Blatt fallen und ſagte kaum hörbar: „Nichts!"

Zanetta trat einige Schritte zurück und lehnte ſich an einen Baum. Ihr ſchlanker, zarter Leib zitterte, aus ihrem großen Auge fiel eine Thräne, die ſie zu verbergen ſuchte, indem ſie ſich abwandte. Aber Emilie, die indeſſen hereingekommen war und ſich an das Kleid der Schweſter klammerte, bemerkte dieſe Thräne und fing laut zu weinen an. Sir William wurde unruhig. „Kinder," ſagte er, „keine Thorheiten! Man ertrinkt nicht ſo leicht! Ich habe auch einmal durch acht Wochen für ertr
gegolten und ſitze jetzt hier in meinem dreiundſiebenzigſten
Engliſche Seeleute laſſen ſich nicht ſo leicht von der €
ſchlingen und engliſche Schiffe haben einen l

Sir Williams Tröstungen frommten wenig; sie konnten die sorgenvolle Stimmung des Hauses nicht zerstreuen. Man verließ die hergebrachte Tagesordnung, die gewöhnlichen Beschäftigungen wurden vernachlässigt; man ging schweigend, wie durch ein Sterbehaus, durch Stuben und Garten. Erst als sich wieder der Tag näherte, der eine neue Nummer der Flottenzeitung bringen sollte, erwachte man unmerklich aus der trüben Stimmung und äußerte sich die erneute Hoffnung hie und da durch ein lauter gesprochenes Wort, durch einen Trost, den jetzt Zanetta, jetzt der alte Herr auszusprechen wagte.

Aber diese halberwachte Hoffnung sollte zu schnell, noch vor Ankunft der Zeitung, niedergeschlagen werden.

Plötzlich kam der Marchese aus London an, wo er sich eben aufgehalten hatte. Nach der ersten Freude des Wiedersehens bemerkten Zanetta und Lucy, daß seine Stimmung nicht heiterer war, als die ihrige. Er war den Nachrichten über die Penelope mit derselben Spannung und Besorgniß gefolgt, wie die Freunde und die Kinder in Genf; er besaß die neuesten Nachrichten, die er sich bei der Admiralität in London geholt hatte und eilte, ihnen zuvorzukommen, ehe sie die Zeitung nach Genf brachte. Lucy ahnte das und hätte ihn gerne allein befragt, aber Zanetta wich nicht von seiner Seite. So vergingen peinvolle Stunden, ehe Jemand den Namen Odo oder Penelope aussprach. Der Marchese fürchtete jeden Augenblick die Ankunft der Zeitung und mußte sich entschließen, den traurigen Gegenstand selbst zu berühren.

„Sie sind wohl," sagte er, als die ganze Gesellschaft im Salon Sir Williams versammelt saß, „mit Besorgniß dem Flottenjournal gefolgt?"

Niemand antwortete. Er fuhr fort: „Auch in England ist man sehr besorgt — durch mehrere Wochen fehlten die Nachrichten gänzlich — seit einigen Tagen glaubt man, über das Schicksal der Penelope etwas zu wissen."

Er schlug, während er diese letzten Worte hervorbrachte, die Augen nieder und schwieg.

„Das Schiff ist untergegangen!“ sagte Lucy mit tonloser Stimme und ließ die Arme sinken. Der Marchese schwieg, und Zanetta ließ ihren Kopf auf seine Schulter fallen. Er schlang den Arm um ihren Leib und drückte sie an sein Herz. Das war Allen wie eine Fortsetzung seiner Rede und wie eine Bestätigung dessen, was Lucy wie aus dem Traume gesprochen hatte.

„Aber,“ fuhr er rasch fort, „wenn man auch an der nördlichen Küste Neuhollands Trümmer der Penelope gefunden, so hat man doch keine Leiche gefunden. Das Schiff ist gestrandet; aber es ist nicht gewiß, daß die Mannschaft zu Grunde gegangen.

Das war noch ein Strohhalm, an dem sich die Hoffnung festklammern konnte; aber die seit Wochen so tief herabgedrückten und gequälten Gemüther hatten nicht mehr die Kraft, auf so geringe Ursachen hin zu hoffen. Selbst Sir William, der bisher der Hoffnungsreichste gewesen, sah man es an, daß ihn alle Zuversicht verlassen hatte.

Fünftes Kapitel.

Es war im Hause, wie es in der ersten, öden Stunde zu sein pflegt, nachdem man einen Sarg hinaus getragen. Es herrscht eine große, dumpfe Leere. Wie in den Stuben, ist es in den Gemüthern. Alles schweigt, wie in Angst; jeder Laut könnte einen unerträglichen Schmerz erwecken. Der Marchese war offenbar herbeigeeilt, um das Unglück ertragen zu helfen und um zu trösten; aber dieser stumme Schmerz verdammte ihn zur Unthätigkeit. Er konnte nur die kleine Emilia trösten und beruhigen, da sie, geängstigt von der Stille und [illegible] auf allen Gesichtern, zu weinen anfing. Sie [illegible] Armen ein, und er trug sie in ihr Bett. Das [illegible] zum Aufbruch; man trennte sich mit stillen [illegible]

Lucy hatte sich so gewöhnt, das mal-

dem Andenken an Odo verband, so zu verbergen, daß es ihr, erst auf ihrem Zimmer angekommen, so schien, als ob sie jetzt erst ihren Thränen freien Lauf lassen dürfte. Aber sie war nicht allein. Bald öffnete sich die Thüre und Zanetta sank vor ihre Füße, drückte die Stirne auf ihre Kniee und begann zu schluchzen.

„Lucy," rief sie, „meine geliebte Lucy, was soll ich beginnen? wie soll ich länger leben? Ich habe ihn geliebt, so unendlich geliebt!"

Lucy hob ihren Kopf auf und sah ihr in die thränenvollen Augen. Der Ausdruck dieser Augen sagte es ihr klar, daß keine kindische Einbildung aus diesen Worten sprach, sondern die überzeugteste Liebe einer Jungfrau.

„Armes Kind!" seufzte Lucy und zog sie an ihr Herz. Wie gerne hätte sie ihr jetzt gesagt: auch ich habe ihn geliebt! aber die Scheu, diese Liebe zu gestehen, die sich im Laufe so langer Zeit in ihr eingenistet hatte, verhinderte sie auch jetzt, das Geständniß über die Lippen zu bringen, obwohl ihr in diesem Augenblicke Zanetta nicht mehr wie ein Kind erschien, sondern wie eine Jungfrau, die der gleiche Schmerz zu ihrer ebenbürtigen Freundin machte.

In der That war von dieser mitternächtlichen Stunde an ihr Verhältniß ein anderes. Ein Kind, das so liebt wie Zanetta, und das es so gesteht, und dem das Geständniß durch solches Unglück entrissen wird, ist kein Kind mehr. Zanetta fühlte das sowohl wie Lucy, und wie sich beim Weibe innigste Empfindungen gerne durch Aeußerlichkeiten offenbaren, oder vielmehr symbolisiren — so wollte sie, die ihr Herz durch Verwittwung zur Weiblichkeit gereift fühlte, die kurzen Mädchenkleider nicht mehr anlegen, die ihr, dem zarten, kaum sechzehnjährigen Kinde, bisher so natürlich schienen. Plötzlich erschien sie vor Lucy in langen Kleidern, die ihr, mit dem Ausdrucke tiefen Kummers im Gesichte, das Ansehen eines fertigen, frühgeprüften Weibes gaben. Lucy erschrak, als sie sie so erblickte. Sie fühlte sich ihr freilich näher, aber sie konnte sich nicht mehr überreden, daß der Schmerz

und die Liebe Zanetta's Gefühle eines Kindes seien, die verwischt werden können, und sie kam sich wie eine Verbrecherin vor, die Ruhe dieses Kindes ihren phantastischen Erziehungsplänen für Odo geopfert zu haben, indem sie den Keim einer kindlichen Neigung absichtlich und halb und halb in der Freude eifersüchtiger Selbstquälerei bis zu einer Leidenschaft pflegte und erzog, die offenbar mit der ganzen Seele Zanetta's verwachsen war. Je schuldiger sie sich fühlte, desto hingebender und zärtlicher wurde sie für Zanetta; sie vergaß zu Zeiten ihren eigenen Schmerz über den Kummer ihrer Freundin, und für diese fand sie Trostesworte und selbst Trostgründe, die sie für sich selbst vergebens gesucht haben würde.

Diese Theilnahme steigerte sich, je tiefer und je sichtbarer von Tag zu Tag Zanetta in ihrem Kummer und endlich in eine Art krankhaften Trübsinns versank, aus dem sie nichts zu reißen vermochte, wie sehr sie sich auch selber zwang, ihre Umgebung manchmal durch ein Lächeln oder durch einen Scherz zu beruhigen. Allgemach schwand auch diese Rücksicht für ihre Umgebung. Stundenlang saß sie in einem Winkel ihres Zimmers oder des Salons und sah mit starren Augen vor sich hin, die sie schloß, sobald man sich ihr näherte, um sie anzusprechen und sie zu zerstreuen. Eine ungeduldige Bewegung oder ein tief schmerzlicher Ausdruck wies Jeden zurück, der es versuchte, sie aus ihrem Hinbrüten zu reißen. So ging sie auch stundenlang und allein in den winterlichen Gängen des Gartens auf und nieder, schweigend, träumerisch, nur manchmal in ein krampfhaftes Schluchzen ausbrechend, wenn über den dunkeln See ein Segel dahin trieb. Nur ein Mittel gab es, das sie auf Stunden, wenn auch nicht erheitern, so doch aus ihrem dumpftraumartigen Zustande reißen konnte, und dieses Mittel hatte Lucy mit jenem, dem wahren Weibe angeborenen, ärztlichen Instinkte aufgefunden. Es war ein Besuch im Parke der Röder'schen Pension, im Hause und an den Stätten, wo Odo zwei Jahre seines Lebens verbra
Dort, unter den Tannen und Kastanienbäumen, lu

heiter mitten im Winter, als wäre ihr Herz von Frühlingslüften belebt, und horchte sie den Worten des guten Herrn Röder und seiner liebevollen Stimme, der doch auch Odo so gerne gehorcht hatte.

Auf Lucy mit ihrem britischen, der Selbstbeherrschung so sehr fähigen Charakter wirkte der leidenschaftliche Kummer des italienischen Kindes wie ein Räthsel und wie ein geheimnißvoller Zauber. Sie kam sich selber kalt und gefühllos vor. „Das ist Liebe," sagte sie zu sich selber; „was du für Odo fühlteſt, war herzliche Neigung zu einem Kinde, das eine schöne Zukunft versprach, und halb und halb Phantasterei." — Und doch wieder sagte sie sich, daß Zanetta's Liebe nur auf Visionen ihres eigenen Gemüthes, auf jenen verklärten Bildern beruhe, die sie sich von Odo machte, und die sie ehemals zu schildern liebte, wie sich Kinder gerne Märchen vorerzählen. Aber je räthselhafter ihr das Wesen Zanetta's war, desto mehr zog es sie an; und je beunruhigender ihr Zustand, desto mehr Liebe und Sorgfalt glaubte sie ihr schuldig zu sein. Bei ihr, wie bei allen anderen Hausgenossen, war das traurige Loos des Entfernten vor dem Anblicke der gegenwärtigen Leiden Zanetta's in den Hintergrund getreten. Selbst Sir Willian vergaß seine Krankheit.

Der Marchese, der sich nicht entschließen konnte, sein Kind in diesem Gemüthszustande zu verlassen und seine Reisen aufgegeben hatte, sah die Sorgfalt Lucy's mit unendlicher Rührung. Oft wenn er mit ihr am Bette Zanetta's saß — denn schon war es so weit gekommen, daß der treffliche Dr. Pelissier anrieth, sie Tage lang im Bette zu halten — faßte er plötzlich ihre Hand und zog sie an seine Lippen. Lucy ließ es geschehen. Die Einen liebten mich wie eine Mutter, er liebt mich aus väterlicher Liebe als Krankenpflegerin seines Kindes, dachte sie bei sich mit jener Ironie gegen sich selbst, die ihr in diesen Jahren zur Gewohnheit geworden. — Zanetta aber, wenn sie sprach, sprach ihr in einem anderen Sinne. Mit der Ruhe einer älteren Person und mit der Ueberlegenheit eines Wesens, das in Beziehung auf sich selbst

mit Allem abgeschlossen und mit der Welt abgerechnet hat, versicherte sie Lucy, daß sie ihr Vater liebe, und daß er würdig sei, von ihr geliebt zu werden. „Er liebt mich," fügte sie hinzu, „er wird unglücklich sein, wenn ich sterbe. Eines könnte ihn trösten: deine Liebe, Lucy!"

Lucy glaubte auf die Phantasieen des kranken Kindes eingehen zu müssen und gab ihr die Gegenversicherung, daß sie ihre Worte nicht vergessen werde.

Dr. Pelissier aber durfte auf die Todesahnungen Zanetta's nicht eingehen und auf ihre Versicherungen hin, daß sie bald sterben werde, nicht aufhören, nach Mitteln zu ihrer Rettung zu suchen. Eine neue Welt, neue Umgebung, neue Eindrücke, meinte er, könnten die Gemüthskranke zerstreuen und sie von den Gedanken abwenden, an die sie sich jetzt mit Hartnäckigkeit festklammerte. Er hoffte viel von der heimatlichen Luft und von der Schönheit der genuesischen Heimat. Zanetta hatte außerdem in früheren Zeiten immer mit großer Sehnsucht von Genua gesprochen, das sie in früher Kindheit verlassen hatte, und das ihrer Phantasie mit allem Zauber einer Fata Morgana vorschwebte. Noch jetzt flog ein melancholisches Lächeln über ihre Lippen, wenn Genua, wenn Italien vor ihr genannt wurden. Er rieth dringend, dieses schöne Mittel zu versuchen. Die politischen Angelegenheiten und im Besonderen die Stellung des Marchese waren in diesem Momente so beschaffen, daß man die Rückkehr in die Heimat leicht und ohne Demüthigung bewerkstelligen konnte. So ging denn auch der Marchese gleich daran, die nothwendigen Schritte bei seiner heimischen Regierung zu thun und die Reise vorzubereiten.

Aber welche Hoffnungen für Zanetta man auch an diese Uebersiedlung knüpfte und wie sehr diese Hoffnungen die t
innige Liebe und gemeinschaftliche Schicksale so eng ver
Hausgenossen aufheiterten, so war die Al)t auf l
Trennung andrerseits doch eine neue Ursache?"
Auch behauptete Zanetta, daß ihr Genua u

und die Gesellschaft Lucy's nicht ersetzen könnten. Sie sträubte sich mit krankhafter Leidenschaftlichkeit gegen die Reise und brachte so zu Betrübniß noch Zweifel und Unentschiedenheit in die Gemüther. Es war, als sollte es in dieser kleinen Welt nicht mehr zur Ruhe und Klarheit kommen.

An einem jener schönen Februartage, die an den Ufern des Genfer See's so frühen und vollen Frühling heucheln, um dann wieder in des Märzen Sturm und Schnee wie ein schöner Jugendtraum zu verschwinden, ging Lucy allein und in Gedanken vertieft im Garten auf und nieder, in dem es bereits zu singen und zu sprossen begann. Sie hatte das Bedürfniß, sich zu fassen und zu sammeln. Obwohl eben erst ein Schicksal über sie dahin gegangen und die Folgen in Gestalt der kranken Zanetta sie noch immer verkörpert und mit immer neuen Sorgen und Leiden umgaben, war es ihr doch, als stände ihr eine neue Entscheidung bevor. Die Gespräche Zanetta's über die Liebe ihres Vaters machten ihr einen um so tieferen Eindruck, als das Mädchen sich nur zum Sprechen aufraffte, um von diesem Gegenstande zu sprechen; als es schien, als sei dieß das Einzige, was sie noch auf dieser Erde interessirte, und als sie diese ihre Reden mit schwacher Stimme, wie aus dem Traume, wie ein Orakel, eine Warnung und eine Bitte hervorbrachte. Das Wesen des Marchese war mit den Worten seines Kindes in vollster Harmonie. Lucy konnte sich darüber nicht täuschen, daß ihn ein mächtiges Gefühl in seinem Innersten bewegte und sie war gerührt, wie dieser ernste, vom Schicksal und durch Charakter gefestete Mann, zu dem mit Achtung emporzublicken sie so viel Ursache hatte, ihr gegenüber eine fast jünglinghafte Schüchternheit zeigte, als ob er sich, der beinahe vierzigjährige Mann, so jugendlicher Empfindungen schämte. Sie wußte, daß er sie liebte, wenn sie es auch ohne Zanetta's Reden vielleicht nicht errathen haben würde. Was sollte sie ihm antworten, wenn er ihr seine Liebe gestand? Sie hatte sich diese Frage, im Garten auf- und abgehend, kaum gestellt, als er neben ihr stand und sich schweigend ihrem Spaziergange beigesellte.

„Miß Lucy," ſagte er endlich, „ich komme eben von Zanetta; ſie iſt feſt entſchloſſen zu bleiben, um ſich nicht von Ihnen zu trennen."

„Haben Sie ihr," fragte Lucy, „die Grille nicht auszureden geſucht?"

„Nein, Miß Lucy. Dieſer Liebe wegen zu Ihnen iſt mir das Kind nur theuerer. Kann ich gegen eine Anhänglichkeit ſprechen, die mir ſo begreiflich iſt?"

Lucy ſchwieg. Der Marcheſe fuhr nach einiger Zeit mit bebender Stimme fort: „Das Kind ſtirbt, wenn es bleibt; es ſtirbt, wenn wir es zwingen, Sie zu verlaſſen. Miß Lucy, kommen Sie mit uns!"

Der Marcheſe ſchwieg wieder, aber Lucy ſagte: „Fahren Sie fort, Sie haben mir noch etwas zu ſagen."

Sie wußte, daß ihr der Marcheſe jetzt ſeine Liebe geſtehen würde; aber nicht um dieſes Geſtändniſſes wegen forderte ſie ihn auf, fortzufahren. Sie hoffte, daß in ſeinen Worten etwas ſein werde, was ſie über ſich ſelbſt, über ihre Lage, über ihr Verhältniß zu ihm und den Kindern aufkläre; ſie wünſchte, daß in dieſen Worten etwas wie ein Gebot der Pflicht ſein werde, das ſie zwinge, auf ſeinen Antrag einzugehen, und daß dieß ausgeſprochen ſei. Es war ihr, die ſich ſo tief gealtert fühlte, als dürfte ſie nicht mehr bloßen Empfindungen des Herzens folgen, als müßten Pflichten und Verſtand bei ihrer Handlungsweiſe mit betheiligt ſein.

Der Marcheſe fuhr fort: „Meine Kinder lieben Sie wie eine Mutter; ſeien Sie es! Sie retten vielleicht Zanetta!"

Wie glücklich war Lucy, daß er nicht ſagte: Ich liebe Sie! Sie empfand die große Beſcheidenheit, die dieſes Schweigen verrieth und wahrlich, ſo ſagte ſie ſich, er durfte noch Liebe geſtehen und fordern. Mit Thränen in den Augen wandte ſie ſich zu i
gedemüthigt von der Demuth, mit der er vor ihr ſt
ſie raſch die Hand ausſtreckte und ſie ihm reichte, u
Hand faßte und ſie an ſeine Lippen zog, war es ih-

sie aus einem Traume in die Wirklichkeit gezogen, als käme sie plötzlich zu Halt und Ruhe. Sie fühlte festen Boden unter ihren Füßen und auf dem eben erst betretenen Lebenswege empfand die Neuverlobte, was Neuverlobte so selten empfinden: Abgeschlossenheit, Befriedigung! Sie lächelte, und der Marchese schloß sie in seine Arme.

Diese eigenthümliche Verlobungsscene hatte ihren Zeugen. Die kleine Emilia war ihrem Vater nachgeschlichen und umklammerte Lucy's Kniee, während sie der Marchese umarmte. Das Kind weinte vor Freude, ohne eigentlich zu wissen, warum es weinte. Lucy fühlte sich wie in Liebesbanden gefangen; sie hob das Kind an ihre Brust und küßte es herzlich. Sie glaubte glücklich zu sein und strahlenden Gesichtes ging sie an der Seite des Marchese mit dem Kinde auf dem Arme ins Haus.

Als sie Zanetta so eintreten sah, sagte sie mit einem Lächeln des Errathens: „So ist es gut. Jetzt dürfen wir reisen."

Erst gegen Abend traten der Marchese und Lucy vor Sir William, der den Tag hindurch von Schmerzen geplagt gewesen war, sich jetzt aber einer ruhigen Stunde und mit dieser wie immer einer heitern Laune erfreute, um ihm die neue Wendung der Dinge mitzutheilen. Sir William, der den Marchese so sehr schätzte und liebte, legte hocherfreut ihre beiden Hände in einander und wünschte sich und ihnen Glück. Lucy sah alle Welt, Alle die sie liebte, glücklich; sollte sie es nicht sein?

Voll der frohesten Zuversicht in die Zukunft saßen die Drei da und besprachen die gemeinschaftliche Reise und Ansiedelung in der Villa des Marchese, auf einem der schönsten Hügel zwischen Genua und La Spezzia, und andere Pläne der Zukunft, als sich plötzlich die Thüre aufthat und zu aller Ueberraschung, ja zu ihrem Schrecken Zanetta hereintrat. Sie kam, wie sie eben das Bett verlassen haben mußte. Das Haar hing lang und ungeordnet über Gesicht und Schultern; das dünne, weiße Nachtkleid schmiegte sich in Falten um die zarten, schmächtigen Glieder; die Füße waren nackt; so waren auch die Arme, von denen die

Aermel zurückfielen, indem sie beide Hände ausstreckte, deren eine ein Licht, die andere ein entfaltetes Papier hielt. So stand sie da, wie eine Geistererscheinung und wie ein Geist blickte sie aus den großen, schwarzen Augen. Aber ihre Wangen waren von einer Röthe, von einer Gluth überflogen, die man seit Monaten nicht an ihr gesehen hatte. Sie wollte sprechen, aber konnte nicht. Der Marchese und Lucy eilten ihr entsetzt entgegen und wollten sie an einen Stuhl führen; aber sie sträubte sich; sie streckte ihnen nur das Papier entgegen, das sie krampfhaft in der Rechten hielt. Es war das englische Flottenjournal.

„Die Zeitung! Die Zeitung! Nachrichten von Odo!" rief Lucy.

Zanetta nickte und lächelte selig; aber sie ließ das Blatt nicht los, das nun auch Lucy gefaßt hatte. Sie that einen Schritt weiter, seufzte tief auf und nachdem sie alle Anwesenden nacheinander lächelnd angesehen, stieß sie aus tiefster Brust die Worte hervor: „Es ist ein glücklicher Tag!"

Mit diesen Worten war der Bann, der auf Zanetta wie ein Starrkrampf lag, gebrochen. Raschen Schrittes näherte sie sich der Lampe, die vor Sir William stand, entfaltete das Blatt und las: „Wir haben von Port Adelaide aus Nachrichten über die Penelope. Das Schiff ist nördlich von Neuholland gestrandet, aber die Mannschaft ist zum größten Theile gerettet. England dankt dieses dem Muthe, der Umsicht, der Ausdauer eines Midshipman, Odo Worthington."

Zanetta stieß bei Lesung dieses Namens einen zitternden Ton aus, der ebensowohl einem Lachen, als einem Schluchzen glich; rasch aber fuhr sie fort: „Auf einer halbzertrümmerten Schaluppe sammelte er unter beständigen Gefahren den größten Theil der Mannschaft, die von den hochgehenden sturmbewegten Wellen hin- und hergetrieben mit dem Tode rang. An ihrer Spitze setzte er dann zu Lande die Reise fort. Schon am nächsten Tage stieß er auf einen Haufen Wilder, die sich eben bereit machten, den Kapitän der Penelope, der an einem anderen Ufer gelandet und in ihre Hände gefallen war, zu tödten, um

verzehren. Mr. Worthington befreite den Kapitän nach einem heißen Kampfe. Da dieser in Folge der erfahrenen Mißhandlungen krank und unfähig war, das Kommando zu übernehmen, behielt es der kaum neunzehnjährige Mr. Worthington und er zeigte sich seiner schwierigen Aufgabe gewachsen. Durch undurchdringliche Wälder, durch Wüsteneien und durch Gegenden, die nie eines Europäers Fuß betreten, im beständigen Kampfe mit wilden Stämmen, mit Hunger und Durst und Krankheiten, selbst mit der Muthlosigkeit und Verzweiflung seiner Untergebenen, führte er die Schaar Wochen- ja Monate lang, bis er sie zu europäischen Ansiedelungen brachte. Der bei der Admiralität eingelaufene Bericht des kranken Kapitäns, der nur Zuschauer der Thaten des jungen Mannes sein konnte, findet nicht Worte genug, seinen Heldenmuth zu rühmen. Wir begnügen uns heute mit dieser kurzen Notiz, die wir zu drucken eilen, um viele besorgte Seelen zu beruhigen. Wir hoffen, die Odyssee des jungen Helden bald ausführlicher mittheilen zu können."

Nachdem Zanetta dieses gelesen, flog ihr Blick triumphirend von Gesicht zu Gesicht. Sir William war der Erste, der Worte fand: „Lucy," sagte er, „der wurde, wie du prophezeit hast!"

Der Abend war sehr belebt. Man konnte das Thema von Odo's Leiden und Heldenmuth nicht erschöpfen. Am beredtesten war Zanetta, am schweigsamsten war Lucy.

Sechstes Kapitel.

Nur wenige Wochen nach jenem Abende war in dem Landhause sehr Vieles verändert. Zanetta blühte wie eine junge Rose. Ihr Siechthum, ihr Trübsinn war an jenem Abende von ihr gefallen, wie eine Hülle, die man abwirft; sie war blühender als je vorher, selbst ihre Wangen, die von Natur zu ewiger Bläße verurtheilt schienen, waren jetzt von einer unverwischbaren sanften

Röthe gefärbt; ihr Mund lachte im Widerſpruch mit ihren tiefen, immer ernſten Augen und brachte nur Scherz und Witzworte hervor. Sie war die Verkörperung jungen Glückes und wie die menſchliche Fortſetzung des ſchönen Frühlings, der nunmehr in lachendſter Fülle die Ufer des Genfer Sees bedeckte. Die Hauptmotive der Reiſe waren ſomit weggefallen; nichts drängte mehr zum Abſchied von den altgewohnten, liebgewordenen Stätten. Doch war der Marcheſe nach Genua gereist, um ſein Haus zu beſtellen, daß es würdig ſei, ſeine junge Gattin zu empfangen. Seit drei Wochen war er der glückliche Gatte Lucy's. Wenige Tage nachdem die Nachricht von Odo's Rettung angekommen war, begann ſie zur Vermählung zu drängen. Niemand ſah in die Vorgänge ihres Innern, aber man kann ſie errathen: ſie wollte die Schiffe hinter ſich verbrennen; ſie wollte ſich den Rückweg abſchneiden. In ihrer Stärke hatte ſie Angſt vor ihrer Schwäche. Sie wußte, Odo werde, kaum nach Europa zurückgekehrt, herbeieilen, um die alten Freunde zu ſehen. Er wird ihr ſo entgegentreten, wie ſie ihn geträumt hatte, als ein heroiſcher, früh erprobter junger Mann. Die große Reiſe, die großen Erfahrungen, die überſtandenen Leiden müſſen ihn früh gereift haben; er wird ſich ihr, ſie wird ſich ihm näher fühlen. Alle Urſache, ſich ihrer Liebe zu ſchämen, iſt vielleicht weggefallen und mit ihr die Schranke, die ſie von Odo trennte. Wird ſie ſtark genug ſein, dem braven Marcheſe, den ſie in ihrem Beſitze ſo glücklich ſah, ihr Wort zu halten, und Zanetta, deren Mutter ſie ſchon geworden, dem Manne entgegen zu führen, ohne den das junge, zarte Geſchöpf nicht mehr leben zu können ſchien? Sie mußte ſich vor ſich ſelber ſchützen, ſie wollte ſich nicht auf ſich allein verlaſſen, wo es das Glück Anderer betraf; ſie ſuchte nach einem Zwang, nach einem poſitiven, feſten Halt; Beides bot ihr, das wußte ſie, eine definitive übernommene Pflicht und ſo ſprach ſie, wie geſagt, ſchon einige Tage nach Ankunft jener Nachricht den Wunſch nach baldiger Vermählung aus.

Sie fand in aller Stille in der katholiſchen Kapelle ſtatt.

Und jetzt war sie schon seit drei Wochen Marchesa Brofferio. Sie saß auf ihrem Lieblingsplätzchen unter den Platanen auf der Terrasse und nahm Abschied von ihren Kindern, die mit Sir William, den sie Großvater nannten, eine Spazierfahrt auf die ferne Plotte am andern Ufer des Sees machen sollten. Sir William saß schon im Wagen und ließ die Peitsche ungeduldig knallen. „Adieu, Mama," sagte Emilia und küßte Lucy die Hand; „schreibe dem Papa schöne Sachen." — „Adieu, Mama," wiederholte Zanetta und schloß sie in ihre Arme. Lucy küßte Beide auf die Stirne und sie liefen durch den Garten in den Hof; sprangen in den Wagen, der gleich darauf dahinrollte.

In dem Augenblicke, da der Wagen aus dem Hofgitter fuhr, rauschte es hinter Lucy in dem Gebüsche, das die Gartenmauer verhüllte und sie überwucherte. Ehe sie sich nach dem Geräusche umsehen konnte, sprang ein junger Mann aus der dichten Verhüllung und ehe sie einen Schrei der Ueberraschung ausstoßen konnte, lag Odo zu ihren Füßen. Sie erkannte ihn augenblicklich, obwohl er sich bedeutend verändert hatte. Er war höher gewachsen und stärker geworden; sein Gesicht war braun und verbrannt und von einem kleinen Backenbarte eingefaßt, wie ihn englische Seeleute lieben. „Endlich," rief er lachend, „endlich bin ich da! Die kleinen Kreaturen, die Sie da liebkosten, haben mich um einige kostbare Minuten gebracht, die mir eine Ewigkeit schienen. Denn ich liege schon lange hier auf der Mauer versteckt und wartete, bis ich Sie allein haben konnte."

„Odo!" seufzte die Marchesa, indem sie sich an die Platanen lehnte und beide Arme fallen ließ.

Der Ton ihrer Stimme verscheuchte plötzlich die Lustigkeit, mit der er herbeigesprungen war; mit einem Ausdrucke höchster Innigkeit faßte er ihre beiden Hände, sah ihr in die Augen und sagte mit zitternder Stimme: „Bin ich endlich da! bei Ihnen, Lucy! in dem Augenblicke, nach dem ich mich seit Jahren gesehnt habe, seit Jahren und immer, immer, in guten und bösen Stunden und überall, unter allen Himmelsstrichen."

In dieſen Worten, in der Innigkeit, ja Leidenſchaft, mit der ſie hervorſprudelte, im Tone der Stimme lag etwas, was Lucy mit Schrecken erfüllte. Sie entzog ihm die eine Hand und fuhr ſich über die Stirne. Es war ihr, als ſollte ihr jetzt erſt ein Unglück kund werden. Sie ſuchte ſich zu faſſen und ließ die Blicke, wie ſuchend, durchs Weite ſchweifen, während Odo die Hand, die ſie ihm ließ, mit Küſſen bedeckte.

„Odo," ſagte ſie, „haben Sie die Kinder geſehen, die mich eben verließen? Haben Sie ſie nicht erkannt?"

„Nein," ſagte er, „was kümmern mich die Kinder? Ich habe von meinem Verſtecke nur Sie angeſehen, nur das liebe, bekannte Geſicht, das ſo viel ſchöner geworden iſt."

„Ahnen Sie nicht, wer die Kinder ſind?" fragte ſie weiter. „Sie ſtehen Ihnen nahe."

„Wie?" fragte er erſtaunt.

„Es ſind die Kinder des Marcheſe Broſſerio."

„Broſſerio?" fragte er wieder. „Wer iſt Marcheſe Broſſerio?"

„Jener Herr Durand!" —

„Ach ſo!" lachte Odo, „die Kleine iſt meine Gerettete. Ach, die alte Geſchichte! Ich hätte ſie längſt vergeſſen, wenn ich ihr nicht Ihre Bekanntſchaft verdankte. Geſegnet ſei die Kleine, die ins Waſſer fiel und die Große, die ſie hineinfallen ließ. Wie kommen die Beiden hierher?"

„Es ſind meine Kinder!" lispelte Lucy.

„Ach," lachte Odo wieder, „daran erkenne ich Sie! Sie müſſen immer Mama ſein, immer für Jemand ſorgen, Jemand Gutes thun."

Plötzlich ging er wieder vom Lachen zum innigſten Ernſt über: „Nein, Lucy," rief er, „es gibt auf Erden kein
Sie. Sehen Sie, das ſteht hier in dieſem Herzen
Tag zu Tage, ſeit ich Sie kenne, iſt dieſe Ueberzeu
mächtiger geworden. Ich habe Ihres Glei
ich werde Ihres Gleichen nicht finden
daß ich Ihnen ſo ſpreche; ich muß, ic

Glücke des Wiederſehens ſprudelt mein Herz über und doch kann ich Ihnen den millionſten Theil deſſen nicht ſagen, was ich Ihnen auf der Oede der See, in der Wildniß der Urwälder, in Glück und Unglück geſagt habe. Laſſen Sie mich ſprechen, ſo lange ich im Rauſche dieſer Stunde den Muth dazu habe. Es ſpricht nicht mehr ein Knabe zu Ihnen; glauben Sie mir, ich bin ein Mann, ich bin alt geworden und ich kann jetzt beurtheilen, was ich ſchon als Knabe gefühlt habe. Und ich habe es mir geſchworen, es Ihnen gleich zu ſagen." —

Lucy machte eine abwehrende Bewegung. Sie empfand eine wahre Todesangſt vor dem Worte, das er ausſprechen wollte. Odo erſchrak vor dem ſtarren Ausdrucke ihres Geſichtes und verſtummte.

Lucy richtete ſich auf und ſagte mit einem gezwungenen Lächeln, zu dem ſie die ganze Kraft ihres Weſens zuſammennehmen mußte: „So laſſen Sie mich doch ausreden. Verweilen Sie doch einen Augenblick bei dieſen beiden Kindern; ſie verdienen das. Die Kleine dankt Ihnen das Leben und die Große mehr als das Leben, und ſie empfindet das mit der wunderbarſten Innigkeit. Erinnern Sie ſich doch an das kleine blaſſe Geſicht mit den großen, ſchwarzen Augen, das Ihnen einen ſo tiefen Eindruck machte. Das iſt Zanetta, das liebenswürdigſte Geſchöpf dieſer Welt; Sie müſſen ſie kennen lernen." —

„Lucy, ich begreife Sie nicht!" rief Odo ungeduldig und gekränkt, „ich bin ſo glücklich, bei Ihnen zu ſein, ich will nur mit Ihnen allein ſein und Sie ſprechen mir immer von Andern, von Fremden."

„Es ſind nicht Fremde, es ſind meine Kinder!" ſagte Lucy mit Nachdruck.

„Nun ja, aber —"

„Meine Kinder!" wiederholte Lucy und indem ſie ſich an die Platane zurücklehnte und ſich unbewußt, inſtinktmäßig feſter auf ihre Füße ſtellte, fügte ſie hinzu: „Ich bin die Frau ihres Vaters."

Odo sah sie mit weit offenen Augen an, dann sank er auf einen Stuhl und sagte vor sich hin: „Also kam ich doch zu spät. O mein Glück und meine Träume!"

Lucy hätte sich ihm so gerne genähert; sie fühlte eine unendliche Sehnsucht, ihre Hand auf seinen herabfallenden Kopf zu legen, ihn an ihre Brust zu drücken; aber sie konnte keinen Fuß bewegen. Sie war wie eingewurzelt. Unbeweglich stand sie da und sagte: „Odo! geben Sie kindische Gedanken auf — Sie haben mich Ihre Mama genannt — ich bin so viel älter als Sie — ich bin und bleibe Ihre Mama — ich habe für Sie gesorgt. Lernen Sie Zanetta kennen; sie liebt Sie; ihre ganze Seele ist von Ihnen erfüllt. Ach, wüßten Sie, was das Kind um Sie gelitten hat. Sie war dem Tode nahe, als man Sie verloren glaubte und sie blühte wieder auf, sie lebt und ist glücklich, seit wir wissen, daß Sie gerettet sind. — Es ist ihr Tod, wenn Sie sie verschmähen. Nehmen Sie sie aus meiner Hand — ich kann Ihnen nichts Besseres geben. Ich habe sie für Sie erzogen, ich habe die Liebe zu Ihnen in ihrem Herzen gepflegt." —

Bei diesem Worte sprang Odo von seinem Sitze auf und stellte sich drohend vor Lucy. „Wer gab Ihnen das Recht," rief er zornig, „über mein und ihr Herz zu verfügen? Hier dieses," fuhr er fort, indem er mit geballter Faust auf die Brust schlug, „ist keines, das man so vergibt. Es liebt und bleibt sich treu."

Eben so rasch, als er aus dem Gebüsche gesprungen war, sprang er jetzt wieder hinein. Es schlug hinter ihm zusammen. Lucy hörte seine Schritte, die wie fliehend auf der Landstraße forteilten. Jetzt erst gewann sie wieder die Kraft, sich zu bewegen. Sie sank auf denselben Stuhl, von dem [redacted] aufgesprungen war, ihre Stirne fiel hart auf [redacted] ein Strom von Thränen benetzte den Sand, [redacted] wäre es Regen.

Feigheit.

Eine Geſchichte aus dem neunzehnten Jahrhundert.

Erſtes Kapitel.

Deutſchland, das muß man leider zugeben, iſt vor Allem das Land des Unfertigen, und ſo hat es ganz richtig einen unvollendeten Dom zu ſeinem Symbol gewählt. Es gab eine Zeit, da alle Staaten Europa's gleich ſehr in Folge der Art ihrer Gründung durch große Vaſallen und andere Umſtände in viele kleine Staaten getheilt waren; ſie arbeiteten an ihrer innern Einigung, und gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ſind die bedeutendſten mit dieſer Arbeit fertig und in ſich geeinigt; andere vollendeten dieſe Einigung im ſiebzehnten Jahrhundert und unſere Zeit ſah noch die Aufnahme einer ſolchen Arbeit in einem der zerriſſenſten Länder und wird bald die Vollendung ſehen: nur Deutſchland iſt auch mit dieſer Arbeit nicht fertig geworden. So auch auf andern Gebieten. Es begann die Reformation, ſein größtes Werk; es kam mit dieſem Werke nicht halb zu Ende. Im Kleinen wie im Großen: kein Land der Welt zählt ſo viele unvollendete Bauwerke wie Deutſchland; nicht nur die Dome des dreizehnten Jahrhunderts blieben auf halbem Wege ſtecken. Im achtzehnten Jahrhundert bemächtigte ſich der Fürſten und Großen eine große Bauwuth und die Eitelkeit, es Ludwig XIV. *nachzuthun*; großartige Schlöſſer wurden angelegt, die Verſailles

gleichkommen oder gar es übertreffen sollten. Man sehe nur das Schloß von Mannheim; mit hohlen Augen, unfertig, todt, bevor geboren, blickt es in die lebende Welt, und dieses Schloß, wie der Kölner Dom zählen viele und unbekannte Brüder in ganz Deutschland, denn mancher Graf, manches Fürstlein, dessen Gebiet nicht viel größer war als das Weichbild der Stadt Versailles, wollte doch ein Schloß haben wie das Schloß zu Versailles. Zum Theil sind diese stolzen Anfänge, die man nicht einmal erhalten konnte, verfallen und von der Erde verschwunden; zum Theil hat man sie maskirt und das Unvollendete mit einem heuchlerischen Abschlusse verdeckt, während nicht ein Drittel der Absicht ausgeführt worden; zum Theil sind sie in der Einsamkeit verschwunden, da sich das Leben aus diesen Gegenden, die einst Mittelpunkte eines Hofstaates gewesen, zurückgezogen.

Ein solches gewaltiges, unfertiges, in der Einsamkeit verschwundenes Schloß findet sich in einem deutschen Fürstenthum, durch das keine große Heerstraße und keine Eisenbahn führt und das deßhalb heute eine noch kleinere Rolle in der Weltgeschichte spielt als ehemals und noch weniger besucht wird als zu Anfang dieses Jahrhunderts, da gewisse, früher berühmte, jetzt beinahe vergessene Heilquellen Besucher aus Nah und Fern herbeizogen. Das kleine Fürstenthum mit seinen grünen Wäldern ruht auf vulkanischem Grunde und ist eine kleine deutsche Auvergne; der Lustreisende, der nur malerische Landschaften sucht, wie der Geologe finden ihre Rechnung, wenn sie es besuchen, aber es ist leichter in andere Gegenden zu dringen, in denen für beide noch größere Ausbeute zu finden und die ausgedehntere Kommunikationsmittel besitzen, und so bleibt es weltvergessen. Die Heilquellen werden nur noch von den Nachbarn aufgesucht und geschätzt, die wilden und doch lieblichen Thäler nur noch von den Studenten einer nahegelegenen Universität besu[redacted] Professor der Geologie dahin führt. Die wenig[redacted] kommen dann auch jenes gewaltige, un[redacted] sehen, das gerade an der Grän[redacted]

weiten Parks über das Gebiet zweier Staaten ausdehnt, denn dieſes Schloß iſt vielleicht die einzige architektoniſche Merkwürdigkeit des Landes und hat für kindiſche Neugierde noch manche jener Kunſtanlagen und Ueberraſchungen, wie Flüſtergrotten, Einſiedler, Aeolsharfen, Fallthüren, Waſſerfälle, künſtliche Ruinen, kopfwackelnde Chineſen, kurz all die holden Thorheiten, die unſere reifrocktragenden Großmütter ergötzten und erſchreckten. Doch ſteht das Schloß ſelbſt nicht in Harmonie mit dieſen Rococothorheiten; der Erbauer hatte mehr Geſchmack als ſeine Zeit, und anſtatt Verſailles nachzuahmen, zog er es vor, das Schloß Franz' I. von Frankreich, die herrliche Phantaſie Primaticcio's, des Schülers Rafaels, Chambord bei Blois, ſich zum Muſter zu nehmen. Wie Chambord erhebt ſich Schloß Holken breit und gewaltig mit einem Hauptgebäude und zwei kleinen Seitenflügeln im phantaſievollſten Renaiſſanceſtyle mit gewaltigen Thoren, breiten Fenſtern, unzähligen großen und kleinen Balkonen und Erkern, lebend, vielbewegt, bis zu einem platten Dache, aus dem dann, wie aus einer Ebene, eine ganze Stadt kleinerer Gebäude und breiter, vielfach gezackter Schornſteine hervorwächst. Dieſe breiten Schornſteine ſind mit Zinnen gekrönt und mit weißen, rothen und ſchwarzen Marmorplättchen mannigfaltig ausgeſchmückt; die kleinen Gebäude ſind eine Art von Dachſtuben in Geſtalt von Pavillons oder kleinen Thürmen, die bronzirte Wetterfahnen tragen. Aus ihnen führen Thüren auf die Plattform, welche ſich, durch dieſe Ueberbaue und Eſſen getheilt, in ein wahres Labyrinth von Gängen und Plätzen verwandelt. Das Ganze iſt von einer Baluſtrade eingeſchloſſen, die hier und da unbeſchädigte und verſtümmelte Statuen, hiſtoriſche und allegoriſche, trägt und dieſe luftige Welt abſchließt. Dort oben iſt Alles fertig und vollendet, nur die Seitenflügel des Schloſſes ſind niemals zur Vollendung gelangt, und der große Eingangsſaal des Hauptgebäudes, der eine Nachahmung der Salle des Gardes von Chambord werden ſollte, hat niemals ſeine gewaltige Wölbung erhalten. Auch die Doppeltreppe à la Chambord iſt unvollendet geblieben; nur eine

zieht und windet sich die drei Stockwerke hinan und mündet mit drei Thüren auf die drei über einander hinlaufenden Galerien; die andere, die sich spiralförmig neben dieser hinaufwinden sollte, ist in der Mitte abgebrochen und erreicht nicht einmal die erste Galerie. Natürlich fehlen in so unvollendeter Vorhalle auch die Fresken, die sie zu schmücken bestimmt waren, und werden diese heute durch große, von Staub verdichtete Spinngewebe ersetzt, die sich, eins am andern hängend, von Winkel zu Winkel ziehen und kaum den Schwalben Platz lassen, die hier Nester anzukleben suchen. Doch ist ein ganzer Fries von bewohnten und halb zerstörten Schwalbennestern eingenommen, die oft in drei- und vierfachen Reihen übereinander sitzen.

Das Alles wurde ehemals von den Reisenden besucht, bewundert und von deren Phantasie, wo es nöthig war, ausgebaut. Das letzte und höchste Ziel war die labyrinthische Plattform, die in der That hier wie in Chambord den schönsten, eigenthümlichsten Theil des Schlosses ausmachte. Aber seit einer langen Reihe von Jahren war die Plattform unzugänglich, und der Beschließer, der einzige Beamte, der das Schloß bewohnte, gab auf die dringenden Fragen der Reisenden, warum sie nicht dahinauf gelangen dürften, ausweichende oder gar keine Antworten und blieb auch jeder Bestechung ebenso verschlossen, wie die kleine eiserne Thür, die durch ein Seitenthürmchen auf die Plattform führte. Es war dieser Beschließer ein alter, graubärtiger Soldat, den man nicht lange fragen, in den man noch weniger dringen durfte, wenn man nicht mit überraschender Kraft zurückgeschlagen sein wollte. Die Fremden blieben gewöhnlich zu kurze Zeit in der Gegend, um nähere Erkundigungen einzuziehen über einen Gegenstand, der übrigens kein großes Interesse einzuflößen geeignet war. Man konnte eben die Plattform nicht sehen, der Besitzer gestattete es nicht; bei so vielen Merkwürdigkeiten, die man besucht, blieb man von einem Theile derselben ausgeschlossen; man beruhigte sich bei der Weigerung des alten Soldaten und damit war die Sache gut. Einzelne Frem-

nachteten wohl in dem nahegelegenen Dorfe Holken und dieſe konnten, wenn ſie bei Mondſchein noch einmal ausgingen, um das Schloß in romantiſcher Beleuchtung zu betrachten, wohl bemerken, daß aus einem der Fenſter auf der Plattform ein ſchwaches Licht hervorbrach, aber auch dieſe, wenn ſie ſich dann nach dem Bewohner dieſer einſamen Höhen erkundigten, konnten ſelbſt im Dorfe ſchwer irgendwelchen ausführlichen Beſcheid erlangen. Faſt alle Bewohner antworteten ſo abwehrend wie der alte Soldat, ſelbſt der Wirth der Herberge, zu deſſen Pflichten es doch gehörte, jeder Frage zu ſtehen und mögliche Auskunft zu geben. Es war als hätte die ganze Gegend ein auf das Schloß bezügliches, gemeinſchaftliches Geheimniß, ein Familiengeheimniß, von dem zu ſprechen ſchmerzlich war. Trotzdem war es ſeit mehreren Jahren auf viele Meilen im Umkreiſe und endlich auch in der Fremdenwelt des Badeortes kein Geheimniß mehr, daß der einzige und einſame Bewohner des Schloſſes, oder vielmehr der Manſarde auf der Plattform, kein anderer war, als der Stammhalter des Hauſes und der Beſitzer des Schloſſes ſelbſt, der ehemals reichsunmittelbare Graf von Holken — und diejenigen Fremden, die den Theil ſeiner Geſchichte kannten, welcher in die Oeffentlichkeit gedrungen, beſuchten das Schloß und übernachteten im Dorfe, nur um ſagen zu können, daß ſie das Licht in der Nacht geſehen, das aus der Einſiedelei des Mannes drang, der einſt ſo viel von ſich reden gemacht.

Ich ſollte glücklicher ſein als alle andern Fremden und über den Bewohner des Schloſſes und ſein Geheimniß mehr erfahren als, einen einzigen Mann ausgenommen, irgend Jemand in der Umgegend und in der Welt überhaupt. Im Jahre 1845 kam ich auf die ſchon erwähnte, von Holken nicht ſehr entfernte Univerſität, um mich daſelbſt als Dozent zu habilitiren; der Pfarrer von Holken war mein Vetter, aber mir eben ſo unbekannt als dem Reſt der Familie, da er frühe ſeine und unſere Heimat in Süddeutſchland verlaſſen hatte. Man drang von Hauſe aus in mich, ihn zu beſuchen, und ich that es gern, da ich nie Anderes

als Gutes von ihm hörte; er seinerseits nahm mich mit großer Herzlichkeit auf. Mein Vetter, ein Mann von ungefähr fünfundvierzig Jahren, gefiel mir. Wir hatten gleichen wissenschaftlichen Geschmack, er bewohnte ein idyllisch-schönes Pfarrhaus, besaß eine reiche Bibliothek, die Gegend ist überaus lieblich und malerisch, der Vetter fühlte sich außerdem einsam, da er im Jahre vorher eine sehr liebe Frau verloren hatte, und so machte es sich, daß ich ihn bald zum zweiten Male besuchte, um mehrere Wochen, vielleicht Monate mit ihm zu hausen.

Das prachtvolle Schloß zog natürlich gleich während meines ersten Besuches meine ganze Aufmerksamkeit auf sich und der Pastor machte selbst meinen Führer durch die innern Räume, zu denen ihm der Soldat die Schlüssel gegeben, wie durch den Park. Auf die Plattform gelangte ich eben so wenig als jeder andere Fremde.

„Warum darf ich nicht dort hinauf?" fragte ich den Pastor, mit dem ich in dem weiten, grasbewachsenen Hofe stand, „die Plattform scheint ja gerade der schönste Theil des Schlosses zu sein und muß eine prächtige Aussicht haben?"

„Die Plattform ist bewohnt," antwortete mein Vetter kurz.

„Die ganze Plattform? Da können zwanzig Familien wohnen und ich sehe keine Seele."

„Ich sage zu viel," verbesserte sich der Pastor, „wenn ich sage, daß die Plattform bewohnt ist — eine der Stuben da oben ist bewohnt."

„Warum sollten wir denn nicht dahinaufsteigen dürfen?"

„Der Bewohner will es nicht."

„Das ist sehr ungastlich! Die Plattform ist so groß, eine ganze Welt — er brauchte uns ja gar nicht zu se[illegible]."

„Er will es einmal nicht," wiederh[illegible]
bar in der Absicht, das Gespräch über [illegible]
schneiden.

„Wer ist denn dieser ungastli[illegible]
dem weiter.

„Es ist der Besitzer des Schlosses."

„Wie heißt er?"

„Wie das Schloß, Holken — Graf Holken."

„Das ist doch erstaunlich," rief ich, in der That verwundert, „der Graf selbst? In dieser Wüste? In diesem verfallenden Schlosse? Und nirgends sehe ich eine Spur von Familie oder Dienerschaft — und gerade da oben in einer Mansarde, in einer einzigen Mansarde muß er wohnen, während im Schlosse so prachtvolle Säle leer stehen?"

Mein Vetter schwieg und ich fuhr mit meinen Fragen fort: „Er ist wohl ruinirt? Er hat wohl sein Vermögen durchgebracht, daß er sich so einschränkt?"

„Er ist der reichste Grundbesitzer des ganzen Landes," antwortete der Pastor.

Die Sache wurde mir immer räthselhafter, eben so räthselhaft als das Benehmen meines Vetters, den meine Fragen mit sichtlichem Unbehagen erfüllten, und der mir durch seine kurzen Antworten deutlich zu verstehen gab, daß er nicht weiter gefragt werden wollte. Auch nahm er mich am Arm, um mich weiter zu führen, vielleicht um mich durch den Anblick anderer Gegenstände auf andere Gedanken zu bringen. Aber Alles das hatte mich zum Nachdenken gebracht; das ganze Geheimnißvolle dieser halben Mittheilungen wie des Schlosses in Verbindung mit dem Namen Holken hatte in meinem Gedächtnisse unbestimmte Erinnerungen geweckt, die ich noch nicht recht fassen konnte, und es begann jene Qual des Gehirns, die man zu empfinden pflegt, wenn einst Gewußtes, längst Vergessenes wieder aufzuerstehen und über die Schwelle des Bewußtseins zu treten strebt. Es war mir, als müßte sich an den Namen Holken eine Geschichte knüpfen, eine Geschichte, die ich einst gehört oder gelesen hatte. In wirren Tönen umsummte sie mein Ohr; sie stand gedruckt vor meinen Augen auf einem Blatte — aber noch so verwischt, daß ich sie nicht lesen konnte. Ich legte die Hand auf die Stirne und dachte nach, während mich mein Vetter am Arm packte,

um mich in meiner Anstrengung zu stören und fortzuziehen. Ich ließ mich nicht stören, ich grübelte — und plötzlich, wie ein Blitz fuhr es mir durch den Kopf und ich rief: „Graf Holken, General Graf Holken, der bei Waterloo wegen seiner Feigheit infam —"

„Nein! — Ja!" rief der Pastor hastig nacheinander, indem er sich in dem öden Hofe umsah, ob Niemand meine Worte gehört, und gleich darauf eben so ängstlich hinauf nach der Plattform blickte, obgleich meiner Stimme Schall unmöglich dahin hatte dringen können. Dann faßte er mich am Arm und zog mich aus dem Hofe. — „Sprich mit Ehrfurcht von dem Manne," sagte er dann mit einem Gemisch von Rührung und ärgerlicher Aufregung — „wer er auch immer sei oder gewesen sei, er ist der Wohlthäter dieser ganzen Gegend, der Helfer in jeder Noth — das weiß Niemand besser als ich — und dabei ist er, ach, so unglücklich."

Mein Vetter gab mir während meiner ersten Besuche im Pfarrhause oft zu verstehen, daß er über jenen einsamen Mann im Schlosse und über dessen Geschichte nicht zu sprechen liebe, und ich schwieg, trotz aller Neugierde, wie es die Pflicht des Gastes und des wohlerzogenen Menschen gebot. Aber meine Neugierde wurde darum nicht vermindert und verwandelte sich mit der Zeit in herzliche Theilnahme für den Einsamen. Unter Tages hätte kein Mensch geahnt, daß die Plattform bewohnt sei, aber in der Nacht, beim hellen Mondschein, sah man manchmal einen Schatten an den breiten Essen hingleiten oder aus einem gewissen Fenster einer den äußersten Rand [illegible] Plattform einnehmenden Mansarde einen gedämpften Li[illegible]trahl durch die Jalousie hervorbrechen. Aus dem Fenster Pfarrhause konnte ich dieses Licht beoba[illegible]n, stundenlang da, immer hinaufsehend nach [illegible] Licht wie ein kranker, erlöschender S[illegible], zulösen droht, in der Luft schw[illegible] Traurigkeit und das um so mehr, bei meinem dritten oder vierten

Gefühle von Pflicht und Ehre, als alle Erinnerungen und Rücksichten —"

„Nein!" fiel mir der Pastor ins Wort, „an Dergleichen glaube ich nicht, will ich aus Rücksicht auf die Würde der Menschheit nicht glauben. Mein fester Glaube ist, daß solche Erscheinungen rein tragischer Natur sind, und daß hinter ihnen eine tragische Schuld steckt, die gesühnt werden muß, und die Erfahrungen, die ich selbst gemacht, die innere Geschichte eines solchen tragischen Opfers, die mir bekannt ist, befestigen mich nur in dem Glauben."

Damit hatte der Pastor schon zu viel gesagt, um leugnen zu können, daß er mit der innern Geschichte und mit den Ursachen des Unglücks jenes Einsamen vertraut war. In der That erfuhr ich bald, daß er der einzige Mensch war, den der Graf manchmal in seiner Mansarde empfing, daß durch ihn die Wohlthaten ausgeübt wurden, auf die der Graf sein ungeheures Vermögen verwendete, und endlich, daß sich zwischen den beiden Männern ein beinahe inniges Freundschaftsverhältniß gebildet hatte. Daß der gute Pastor bei diesem Verhältnisse mit seinem ganzen Herzen betheiligt war, erkannte ich an der Aufregung, die sich seiner bemächtigte, so oft gegen den infam kassirten General irgend ein Wort der Anklage oder Mißachtung fiel, ja so oft nur sein Name genannt wurde und Gefahr da war, daß sich an diesen Namen irgend eine verletzende oder frivol verurtheilende Bemerkung knüpfen könnte. Sprach er, ohne diese Gefahr befürchten zu müssen, von ihm, that er es immer mit einer aufrichtigen Traurigkeit und mußte er sich bezwingen, um nicht weich zu werden. Die Theilnahme, die ich dem Einsamen zeigte, trug offenbar viel dazu bei, daß sich zu dem verwandtschaftlichen Gefühle bei dem Pastor auch bald das freundschaftlichste gesellte, und daß diesem das größte Vertrauen folgte. Er gestand mir bald zu, daß er in der That die Geschichte des Grafen genau kenne, und nicht lange darauf versprach er mir, daß ich sie dermaleinst auch kennen solle, nur sollte ich ihm dagegen ver-

ſprechen, den Unglücklichen bis dahin nicht für einen Verräther oder für einen gemeinen Mann zu halten.

Darüber gingen Jahre dahin, ehe er Wort gehalten — aber er hielt Wort, als der Graf in dem verwilderten Parke von Holken beſtattet war, dort, wo er jetzt noch liegt, ohne Denkmal, ohne Grabſtein, wie er es verordnet. Mit den Wünſchen der Agnaten ſtimmte es zu ſehr überein, daß Geſtrüpp ſein Grab überwucherte, und daß ſein Name ſelbſt nicht durch eine Grabſchrift erhalten werde, als daß ſie gegen dieſe ſeine Anordnung etwas gethan haben würden.

Zweites Kapitel.

Viktor Graf von Holken ſtammte aus einem alten, reichbegüterten Geſchlechte des mittleren Deutſchlands. Die kriegeriſche Zeit, die in ſeine Jugend fiel, ſowie eigene Neigung und Familienüberlieferungen beſtimmten ihn, die militäriſche Laufbahn zu betreten, nachdem er in der Familie und auf der Univerſität eine ſorgſame Erziehung genoſſen hatte. Garniſon- und Lagerleben verhinderten ihn nicht, ſich fortwährend geiſtig weiter zu bilden; von den neuen Ideen, welche die Philoſophen des achtzehnten Jahrhunderts und die Neufranken in die Welt gebracht, nahm er ſo viel in ſich auf, als ein offener, wohlwollender, aber in einer vorurtheilsvollen und beſchränkten Zeit erwachſener Geiſt in ſich aufnehmen konnte; die große Epoche der deutſchen Literatur, in die ſeine empfängliche Jugendzeit fiel, ging nicht ſpurlos an ihm vorüber; er ſah die Welt ſchöner und von einem höhern Standpunkt an als ſeine unmittelbaren Vorfahren und viele ſeiner zeitgenöſſiſchen Standesgenoſſen. Er erkannte ſehr wohl, welche großen Veränderungen im Ganzen wie in allen einzelnen Zweigen des Lebens in kurzer Zeit vor ſich gegangen, und wie ſehr nothwendig und geboten es ſei, wenn man ſich als nützliches Mit

glied der Gesellschaft erweisen wolle, sich diesen Veränderungen zu fügen und des Belehrenden, das sie enthielten, so viel als möglich in sich aufzunehmen. Das militärische Wesen lag ihm nun am nächsten, und er verschmähte nicht, von den siegreichen, aber von seinen Standesgenossen noch immer verachteten Feinden zu lernen, was er von Cäsar, Vauban, Friedrich dem Großen, überhaupt aus der Vergangenheit und aus Büchern nicht lernen konnte. In der Armee des Mittelstaates, der er angehörte, war er bald nicht nur als tapferer, bereits in zwei Feldzügen bewährter, sondern auch in seinem Fache höchst unterrichteter Offizier bekannt. Als man durch Napoleon gelernt hatte, auf Talente zu achten, das Wissen zu benutzen und die Zukunft zu bedenken, wurde Viktor von Holken oft dem Garnisonsleben entrissen, um in die Nähe des Kriegsministers und des Hofes gezogen, bei Reformen und Ausarbeitungen von Plänen verwendet zu werden. So machte es sich von selbst, daß er außerhalb der Reihe und ohne Neid zu erwecken, schnell im Range aufrückte, und da er „das Glück" hatte, bei verschiedenen Gelegenheiten von dem nunmehrigen Alliirten oder vielmehr Schutzherrn seines Staates, Kaiser Napoleon, gelobt zu werden, war er schon in seinem fünfundzwanzigsten Jahre zum Major aufgerückt. Als solcher und als ein Mann, der vom Freunde, dessen Feind man einst werden konnte, zu lernen im Stande war, wurde er als Militärbevollmächtigter der Gesandtschaft seines Fürsten beigegeben und kam er im Jahre 1809, zur Zeit des höchsten Glanzes des Kaiserreiches, nach Paris.

Das Leben der französischen Hauptstadt, ihrer Natur und der kaiserlichen Politik gemäß bestimmt, die Augen der ganzen Welt auf sich zu ziehen und zu blenden, hatte für den jungen Mann so viel des Neuen und Berauschenden, daß er anfangs nicht zur Besinnung kam und von Schauspiel zu Schauspiel, von Freude zu Freude, von Fest zu Fest taumelte. Aber die Müdigkeit mußte sich bei einem an ernsteres Streben gewöhnten Charakter bald einstellen und dieser mußte folgerichtig die Sehnsucht

nach einem ſtillern, innerlich reichern Leben folgen. Der junge Mann, der ehemals die Muße der Friedenszeiten auf ſeiner Studirſtube oder in Geſellſchaft inniger Freunde verbracht hatte, hätte auch jetzt gerne alle die Zerſtreuungen um wenige Stunden innigen Umgangs hingegeben. Ein ernſter Freund, mit dem er vertraut ſeine Meinung über die Intereſſen, die damals die Welt bewegten, hätte austauſchen können, ein kleiner Familienkreis, in dem er ſich gemüthlich gefühlt hätte, ſchien ihm bei Weitem wünſchenswerther, als der ganze Glanz der Tuilerien, als die ganze Geſellſchaft von Fürſten und Königen, die er dort wie Trabanten um die Sonne von Auſterlitz ſich bewegen ſah.

Sein Wunſch ſollte ihm erfüllt werden. Oberſt Jules Marigny, der in Frankreich ungefähr dieſelbe Stellung einnahm wie Viktor in ſeinem Vaterlande, der ſeine Grade auf dem Schlachtfelde gewonnen, aber in den kurzen Friedenspauſen, die Napoleon ſeiner Nation gönnte, bei der theoretiſchen Ausarbeitung neuer Pläne im Kriegsminiſterium verwendet wurde, erhielt gleich bei Ankunft des jungen deutſchen Offiziers vom Kriegsminiſter den Befehl, ſich deſſelben beſonders anzunehmen, und er war es, mit dem Viktor den Theil der geſandtſchaftlichen Geſchäfte, der ihm zufiel, abzumachen hatte. Oberſt Marigny ſtammte noch aus dem Geſchlecht der begeiſterten Freiwilligen, die auf den Ruf des Vaterlandes, nicht in Folge kaiſerlicher Konſkriptionen, an die Gränzen eilten, aus jenem Geſchlechte, das nur zum Theil ſich von dem ſoldatiſchen Weſen des Kaiſerthums abſorbiren ließ, zum Theil aber jene erſten, edlern Gefühle aus der Zeit der Republik als Grundlage ihres Charakters beibehielten, als ſich viele Franzoſen aufrichtig einbildeten, daß ſie nur als Apoſtel der Freiheit und Civiliſation zu Felde zögen. Er hatte die Univerſität als zwanzigjähriger Jüngling verlaſſen, als er zum erſten Male im Jahre 1793 unter die dreifarbige Fahne eilte. Immer wähnend, daß er noch einſt zur Wiſſenſchaft zurückkehren werde, zog er von Schlachtfeld zu Schlachtfeld, während ſich hinter ihm in Paris fortwährend die Szene änderte,

und ehe er sich dessen versah, war er aus einem Vertheidiger der Freiheit und des Vaterlandes ein Soldat des Kaisers geworden, hatte er einen bedeutenden Offiziersrang gewonnen, waren Jahre hingegangen und war nicht mehr daran zu denken, seinen Vater, den geachtetsten Arzt Dijons, zu ersetzen. Dieses Schicksal hatte er mit vier Fünftheilen der französischen Offiziere gemein; was ihn von diesen unterschied, war die Stärke, mit der er sich vor soldatischer Verwilderung bewahrte und vor dem Vergessen aller der bessern Jugendneigungen, die ihn so wie viele Andere ins Lager geführt hatten, die aber bei diesen vielen Andern ausgewischt waren aus dem Gedächtnisse oder von ihnen wie von ihrem Chef als kindische Ausgeburten unpraktischer „Ideologie" verachtet wurden. Oberst Marigny war nun ein Mann in den dreißiger Jahren, ruhig, in sich abgeschlossen, durch Bücher und Erfahrungen gebildet. Mit dem Leben hatte er abgerechnet; was ihm die Welt im Großen und Ganzen versagt, durch Vereitelung seiner schönsten Träume, die er uneigennützig für sie geträumt hatte, suchte er sich im Kleinen zu ersetzen, durch Erfüllung der nächsten Pflichten und dadurch, daß er die Welt in Denen suchte, die er liebte. Ein warmes Herz, wie er war, klammerte er sich mit desto innigerem Glauben an einzelne Personen, als sein Vertrauen in die Welt erschüttert war. Solche Menschen, die an ihre Landsleute nicht glauben, da sie an ihnen ihre Erfahrungen gemacht, und die doch ihren Glauben an die Menschheit nicht aufgeben können, kommen den Fremden mit besonderer Vorliebe entgegen, und so fand Viktor beim Obersten Marigny eine um so herzlichere Aufnahme, als in ihren Charakteren, ihrem Beruf, ihren Neigungen, ihrem Streben so viele Berührungspunkte vorhanden waren. Beide waren unter dem Soldatenrocke mild und gebildet, Beide im frivolen militärischen Leben ernst geblieben; Beide suchten ihrem Berufe die geistigste Seite abzugewinnen; aber sie waren aus verschiedenen Verhältnissen, verschiedenen Nationen und Schulen hervorgegangen; die Grundlagen ihrer Bildung waren in vielfacher Beziehung verschieden, und so hatten

ſie auch, Einer vom Andern, etwas zu lernen, und ſo waren alle Bedingungen der Gleichheit und Ungleichheit vorhanden, die innigen Verbindungen förderlich ſind.

Nachdem Oberſt Marigny ſeinen Schutzbefohlenen kennen gelernt, führte er ihn, den er bisher nur in den Tuilerien, in großen Geſellſchaften und in den Bureaux geſehen hatte, in ſein Hausweſen ein, und damit hatte Viktor den heimlichen Ruhepunkt gefunden, der ihm in dem betäubenden Lärm der Welthauptſtadt ſo wünſchenswerth ſchien.

Oberſt Marigny war verheirathet und zwar glücklich verheirathet, obwohl ſeine Heirath halb und halb auf franzöſiſche Weiſe geſchloſſen worden, das iſt durch Einmiſchung dritter Perſonen, die mehr die äußern Vortheile als die Bedürfniſſe des Herzens in Betracht zogen. Seine Freunde und Anverwandten ſuchten für ihn, während er den Feldzug von 1805 gegen Oeſterreich mitmachte, eine gute Partie, und ſie fanden dieſe in der Perſon des Fräuleins Helene von Perouſſet. Mademoiſelle de Perouſſet war der letzte Sprößling eines altadeligen Hauſes, aus dem unter den Bourbonen gewöhnlich die Kapitäne der Garden in Verſailles gewählt wurden und das in der Schreckenszeit des Jahres 1793 auf dem Schaffote erloſch. Helenen rettete ihre Jugend; ſie war, als ſie ihre ſämmtlichen Anverwandten unter der Guillotine verbluten ſah, erſt acht Jahre alt. Ein Emigrant, Freund ihres Vaters, nahm ſie für einige Zeit zu ſich nach Deutſchland, ſchickte ſie aber nach wenigen Jahren wieder nach Frankreich zurück, wo ſie in einem Mädcheninſtitut erzogen wurde. Sie war zwar, als ſie um ihre Familie kam, auch um ihre Güter gekommen, die als Nationaleigenthum eingezogen wurden, und ſie war eigentlich nichts Anderes als ein armes Fräulein; trotzdem hatten die Freunde Marigny's Recht, ſie als eine gute und wünſchenswerthe Partie zu bezeichnen. Abgeſehen von ihrer guten Erziehung und ihrer auffallenden Schönheit, war noch gegründete Hoffnung vorhanden, ja man konnte mit Sicherheit darauf rechnen, der Kaiſer, wenn ſie Marigny heirathete, ihr die ſämm-

gezogenen Güter oder einen bedeutenden Theil derselben zurückerstatten, oder, wenn dieß ganz und gar unthunlich, ihr jedenfalls eine hinreichende Mitgift und Ausstattung geben werde. Der Kaiser sah es gern, wenn seine Offiziere oder sonstigen Würdenträger Töchter alter Häuser heiratheten und sich die alte Legitimität so mit seinem neuen Adel vermischte. Bei solchen Gelegenheiten war er überaus freigebig, und er liebte es, Männer, die solche Heirathen eingegangen, rasch emporzuheben, um mit ihnen ihre Frauen, die Töchter der Legitimisten, an seinem Hofe zu sehen. Diese Lächerlichkeit des Emporkömmlings machte Helene zu einer guten Partie. Aber Marigny sah das schöne und verlassene Fräulein, und er adelte diese arrangirte Heirath, indem er vom Kaiser weder Rückgabe der eingezogenen Güter noch eine Mitgift verlangte, indem er sich überhaupt bei dieser seiner Privatangelegenheit um die Einwilligung seines Kriegsherrn ganz und gar nicht kümmerte: ein Verfahren, das ihm von Anfang an die Achtung seiner Frau sicherte und vielleicht den festesten Grundstein seines Glückes bildete. Die Hinterlassenschaft seines Vaters, der der erste Arzt Dijons gewesen, sein Oberstengehalt und die Zulage, die er als Arbeiter im Ministerium des Krieges bezog, waren übrigens mehr als hinreichend, um einen beinahe luxuriösen, jedenfalls sorgenlosen Haushalt zu begründen. Das junge Ehepaar hätte sogar nach den damaligen Ansprüchen ein offenes Haus machen können, wenn es sich nicht selbst genügt hätte. Die offiziellen Feste, an denen sie theilnehmen mußten, waren ihnen Abwechslung genug; sonst liebte man es, daheim zu bleiben und sich an einander zu erfreuen. Morgen, übermorgen konnte ja die Kriegstrompete wieder erschallen und die Glücklichen trennen. Man mußte die gegönnte Frist benutzen. Doch war die Trennung, bei der Schnelligkeit, mit der Napoleon seine Kriege zu beenden pflegte, meistens nur von kurzer Dauer, bei Marigny von um so kürzerer Dauer, als er jedesmal bei beendetem Feldzuge den aktiven Dienst sofort verlassen konnte, um in das Kriegsministerium nach Paris zurückzukehren, wo er mit seinen Kenntnissen stets willkommen war.

Die Liebe, die Marigny durch sein uneigennütziges Verfahren der Braut gezeigt hatte, wurde von der Frau durch die rückhaltloseste Hingebung heimgezahlt. Das arme, verlassene Geschöpf fühlte zum ersten Male, daß sie Jemand gehörte, daß Jemand zu ihr gehörte, daß sie nicht mehr allein und schutzlos in der Welt dastand. Es war eben das Gefühl der Sicherheit, das sie sogleich zu ihm hinzog, als sie den wettergebräunten, in Schlachten gehärteten Mann, der noch viel älter aussah als seine Jahre, zum ersten Mal anblickte; sein Alter, das eigentlich nicht im rechten Verhältniß stand zu ihren neunzehn Jahren, war in dieser Beziehung in ihren Augen ein Vorzug mehr. Sie empfand ihm gegenüber alle die Gefühle, die zu empfinden ihr bisher nicht gegönnt war; er war nicht nur ihr Gatte, er war ihr älterer Bruder, ihr Vater, er war ihr Alles, was Liebe, Schutz und Halt gewährt. In ihrer Sehnsucht nach diesen Gütern, die ihre ganze Jugend ausfüllte, hätte sie sich einem jüngern Manne gegenüber vielleicht länger besonnen, als sie es Marigny gegenüber gethan hatte, dem sie gewissermaßen mit ausgebreiteten Armen entgegeneilte, und je näher sie ihn kennen lernte, desto tiefer wurde sie überzeugt, daß unmöglich eine Frau an ihren Mann mit mehr Banden geknüpft sein könne, als sie es war.

Trotzdem sie kinderlos war, fand sie Graf Viktor Holken nach fünfjähriger Ehe noch in derselben Ueberzeugung, als er sie, von ihrem Manne vorgestellt, kennen lernte.

Viktor hatte von Madame Marigny, die sehr zurückgezogen lebte, nie sprechen hören. Hätte er gewußt, daß sie für eine Schönheit galt, würde er wahrscheinlich den Ruf bestätigt haben; so aber trat er ihre ohne vorgefaßte Meinung entgegen, und das Erste, was ihm im Hause gefiel, war das ruhig-innige Zus[illegible]ienleben des Ehepaares, das ihm um so wohler [illegible]t, [illegible] solches Schauspiel in dem damaligen Paris und [illegible] ziellen Hofleben seit lange nicht geworden. Er führ[illegible] lich an diesem häuslichen Herde un[illegible] Dazu trug auch die zufällige Entde[illegible]

eigentlich alte Bekannte und Jugendgespielen waren. Während ihres Aufenthaltes in Deutschland hatte sie mit der Emigrantenfamilie, die sie dahin hatte kommen lassen, einige Zeit auf dem Schlosse des alten Grafen Holken, des Vaters Viktors verbracht, der, ein starrer Legitimist, es sich zur Ehre rechnete, alle seine aus Frankreich vertriebenen, durch seine Gegend kommenden Gesinnungsgenossen bei sich zu beherbergen und la fidelité malheureuse fürstlich zu bewirthen. Helene erinnerte sich genau der schönen Wochen in dem gewaltigen Schlosse und dem herrlichen Parke; sie waren ja ein Lichtblick in dem Leben der Verlassenen; sie erinnerte sich jeder Einzelheit in ihren damaligen Erlebnissen, jeder Persönlichkeit und vor Allem des kleinen Viktor, der so gut für sie war, sie auf sein Pferd nahm und ihr den ersten Unterricht in der deutschen Sprache gab. Der jungen Frau und mehr noch dem Obersten war es nun, als müßte man Viktor, der sich in Paris in seiner Art einsam und verlassen fühlte, die Gastlichkeit, die Helene einst von ihm und seinem Vater genossen, mit Zinsen in Freundschaft und Freundlichkeit wieder vergelten, und das Wiederfinden trug sehr viel zu einer raschen Entwicklung gegenseitiger Vertraulichkeit bei, abgesehen von der Achtung, welche beide Männer schon aus ihrem Welt- und Geschäftsleben her in den stillen Kreis mitbrachten.

Viktor fühlte sich in diesem Zusammenleben glücklicher als je zuvor. Sein patriotisches Gefühl, das er sich bewahrt hatte, obwohl sein Fürst ein Alliirter, oder besser gesagt, ein Vasall des Kaisers war, und das er sonst in Paris schon aus politischen Rücksichten verbergen mußte, konnte sich hier frei aussprechen. Der Oberst war ein zu gebildeter Mann und selbst ein zu guter Patriot, um nicht zu verstehen, was ein Deutscher bei der damaligen Lage der Dinge fühlen mußte; er hätte Viktor vielleicht, ja gewiß weniger geachtet, wenn er, wie viele deutsche Fürsten und Offiziere, die ihr Glück von Frankreich erwarteten, dem französischen Götzen geräuchert hätte. Seine Frau hatte Deutschland zu lieb gewonnen und stand ihrer Abstammung nach dem

gegenwärtigen französischen Treiben und dem Kaiser zu fern, um nicht laut und aufrichtig beizustimmen, wo ihr Mann nur durch sein Schweigen beistimmte. Außerdem konnte er mit ihr von Personen und Oertlichkeiten sprechen, die ihm theuer waren und von denen sie mit Begeisterung sprach, da sie sich in ihrer Erinnerung aus der schönsten Zeit der Jugend zu wahrhaften Idealen verklärt hatten.

Als sie so zum ersten Male sprach, erfuhr er, wie schön sie war. Ihre blassen Wangen rötheten sich, ihre Augen sprühten, die deutsche Sprache, die sie bei solchen Gelegenheiten brauchte, obwohl sie sie unvollkommen sprach, erschien ihm in ihrem Munde unendlich melodisch und wurde ihm noch theurer. Er pries seinen Freund glücklich wegen des Besitzes eines solchen Weibes, und je länger er mit ihnen lebte, desto inniger freute er sich an dem Glück dieser geliebten Menschen. Doch mußte er sich manchmal sagen, daß das Glück Helenens oder vielleicht nur ihre Heiterkeit von Zeit zu Zeit durch irgend etwas getrübt, unterbrochen sei. Von Natur mit dem heitersten Temperament begabt, das nur durch Anmuth wohlthätig gemildert war, verbreitete sie rings um sich her die klarste Atmosphäre, aber manchmal versank sie in einen Trübsinn, der um so rührender war, als ihre Anmuth dadurch nicht vermindert wurde und ihre Trauer mit der gewohnten Heiterkeit um so auffallender kontrastirte. Helene hatte bald keine Geheimnisse vor Viktor, und er glaubte die Ursache dieses Trübsinns zu errathen. War es nicht natürlich, daß das Schicksal ihrer ganzen Familie manchmal durch ihr helles Leben einen düstern Wolkenschatten warf? Und nun wußte Viktor auch, daß Helene als achtjähriges Mädchen sämmtlichen Hinrichtungen ihrer Eltern, ihrer Brüder und einer Schwester beigewohnt, daß sie die gräulichen Schauspiele mit eigenen Augen

Als ihre Anverwandten in die Conciergerie
vor das Revolutionstribunal Fouquier
werden, blieb sie im öden väterlichen
Schutz einer Wärterin. Diese war eine

kundige Jakobinerin, und glaubte dem Kinde das Schauspiel nicht ersparen zu dürfen; sie ließ sie die Hinrichtung der theuersten Personen auf dem Greveplatze selbst mitansehen, um ihm, wie sie sagte, die im Blute steckenden aristokratischen Ideen durch den Anblick des Blutes ein- für allemal und gründlich auszutreiben. So lebhaft sie sich der Tage auf Schloß Holken erinnerte, eben so lebhaft, wo nicht lebhafter, standen diese Blutspuren vor ihren Augen. Kein Wunder, daß sie über ihre Seele einzelne Schatten warfen, und daß sie das Bedürfniß hatte, manchmal über die furchtbare Art, wie sie vereinsamt, wie ihre Jugend verdüstert worden, zu klagen. Ihr Mann hörte die Klagen mit Theilnahme, aber ungern, denn es waren Anklagen der Republik, für die er sich geschlagen; sie hoben die Schattenseiten eines Zustandes hervor, der ihm in anderer Beziehung, besonders in Erinnerung an die damalige Begeisterung und an die Unwiderstehlichkeit der französischen freiwilligen Krieger als ein Ideal erschien. Auch gestand Helene, daß die Wärterin mit jener Kur ihren Zweck verfehlte, und daß, wenn sie eine Aristokratin sei, jene blutigen Schauspiele daran die vorzüglichste Schuld trugen. Auch dieses Geständniß konnte dem ganz bürgerlichen Wesen des Obersten nicht angenehm sein. Helene wandte sich darum, seit der Bekanntschaft mit dem Grafen Holken, mit ihren trüben Erinnerungen und den daran geknüpften Klagen an diesen, der auf solche Weise gewissermaßen ihr Vertrauter wurde und so auch erfuhr, daß zwischen diesen zwei so innig verbundenen Menschen doch etwas sei, was sie bis zu einem gewissen, wenn auch, so zu sagen, unmeßbaren Grade und wenn auch nur für Momente, trenne.

Für Viktor, der bisher im Lager, auf seiner Studierstube oder in der großen Welt gelebt hatte, war, wie für viele Männer seines Standes, der vertrauliche Verkehr mit einer Frau etwas ganz Neues und wirkte auf ihn mit unendlichem Zauber. Er machte, wie das immer bei Frauenumgang der Fall ist, so viele Entdeckungen an sich selber, Entdeckungen von Eigenschaften, die *ihn* freuten, und von Fehlern, die er abzulegen strebte, und die

er leicht ablegte. Für Beides war er Helenen dankbar. Daß ein solches Zusammenleben mit einer ungewöhnlich schönen und begabten Frau, deren Geist und Anmuth so viele Freuden gibt, deren traurige Momente mit so viel gerechtfertigtem Mitleid erfüllten, daß ein solches warmes Hingeben von beiden Seiten auch seine Gefahren haben könne, kam ihm, bei seinem Mangel an dergleichen Erfahrungen, nicht in den Sinn. Und wenn ihm auch manchmal ein ähnlicher Gedanke, unbestimmt, kaum faßbar, durch den Kopf fuhr, oder vielmehr nur als verschwommenes Gefühl auf Augenblicke sein Herz erschreckte, wenn er zum Beispiel unwillkürlich ihre Hand ergriff und sie wärmer küßte, als er je eine Hand geküßt hatte, fühlte er sich in dem andern Gedanken, der sofort auftauchte, daß Helene seines Freundes, des edeln Marigny, Frau sei, so sicher wie in einer uneinnehmbaren Festung. Und wäre er der schwächste Mensch, der treuloseste gewesen, fähig, seinen theuersten und geachtetsten Freund zu verrathen, fand er in Helenens Treue, in ihrer Wahrhaftigkeit nicht die sicherste Bürgschaft für sich selbst? Sie war eine Frau, von der ihr Mann mit Recht sagte: „Cette femme est un honnête homme“ (Diese Frau ist ein Ehrenmann!). Fühlte sich Viktor nicht auch als solcher? Konnten aus dem Umgang zweier Ehrenmänner moralische Gefahren entstehen?

Nach einigen Monaten fragte sich Viktor, ob die Liebe eine solche moralische Gefahr sei? Daß er Helenen liebte, war ihm nach wochenlangen Kämpfen kein Geheimniß mehr. Er wußte, daß er nur dann ohne sie leben könne, wenn die Pflicht ihm sie zu meiden gebiete, daß er aber ohne sie nicht glücklich sein könne. Jene Frage aber beantwortete er sich noch mit einem entschiedenen „Nein;“ er fühlte zu klar, wie sehr diese Liebe und die : ihr verbundenen Kämpfe ihn in seinen besten Grundsätzen b rkten — freilich auf Kosten seiner Ruhe und mit der Aussicht auf kommenste Entsagung. Wie alle jungen Herzen, die sich auf sagung vorbereiten, die mehr oder weniger Täus no i er sich zum Ersatz ein künstliches Glück auf

Phantaſie unterſtützte das Herz. Er bildete ſich ein, ſchon jenes kleine Mädchen, das vor dreizehn Jahren durch Holken kam, geliebt zu haben; er fand in ihren Zügen ſchon die ganze Helene, die jetzt ſo oft mit ihm allein am Kamine ſaß; dieſes kleine Mädchen war noch frei; er herzte und küßte es mit der unſchuldigſten Leidenſchaft. Ach, daß er es damals nicht gethan hatte! — daß ſich nicht eine Art jener kindlichen Liebe herausgebildet, die dauernd und aus der dann ernſte, ewige Verbindung werden konnte! Sein Vater, der ſo ſehr für die Emigranten eingenommen war, wäre glücklich geweſen, ſeinen Sohn mit einer verbannten Royaliſtin, mit einem Opfer der Revolution verbunden zu ſehen. Was er wünſchte, ſah er bald wirklich, und in dem Augenblick, da er ſo träumte, lag Helene als das herrliche Weib, das ſie eben war, als ſeine Frau in ſeinen Armen.

Wir müſſen uns hier mit dieſen kurzen Andeutungen über den damaligen Gemüthszuſtand des Grafen Viktor von Holken begnügen; ſie ſind ein bloßer Auszug aus ſeinen Tagebüchern und ſpätern Briefen, die vor uns liegen und die alle Einzelheiten des unglückſeligen, aufreibenden Kampfes zwiſchen Pflicht und Leidenſchaft in ſelbſtquäleriſcher Ausführlichkeit enthalten. Eine ſolche traurige Geſchichte innerer Vorgänge iſt nur von dem Gequälten ſelbſt geſchrieben wahr; von einem Dritten bearbeitet, mit hiſtoriographiſcher Berückſichtigung und Zuratheziehung der Quellen wird ſie, bei dem Streben nach objektiver Wahrheit, zu beſonnen, kalt, oder, wenn man ſich mit Ruhe bemüht, der Leidenſchaft nachzukommen, bombaſtiſch und unwahr. Wo, wie in Werthers Leiden, die Briefe und Tagebücher nicht ſelbſt gegeben werden dürfen, iſt die kürzeſte Andeutung der Seelenzuſtände, ein bloßes Anſchlagen der Saiten das Beſte.

Von Helenen beſitzen wir aus jener Zeit weder Briefe noch Tagebücher; wir müſſen bei ihr, wie Geſchichtſchreiber bei Quellenmangel, von Einem auf das Andere, von ſpätern Zeiträumen und Vorkommniſſen auf frühere ſchließen und das Wahrſcheinliche als wahr annehmen.

Im Grund befand ſie ſich in derſelben Lage wie Viktor, der vor ihr noch kein Weib geliebt hatte. Aus dem Mädcheninſtitut tretend, in eine Welt, in der ſie nur Verfolgungen, Verbannung, Blutgerüſte kannte, warf ſie ſich einem Manne in die Arme, deſſen erſter Anblick Sicherheit, Schutz gegen alle Feinde verſprach. Sie fühlte ſich unter ſeinem Fittig ſo warm, ſo ſicher, um ſo ſicherer, je älter er ihr erſchien. Sie hatte die vollſte Sicherheit und in dem glänzenden Paris eine ganz andere Anſicht vom Leben gewonnen, als die war, die mit den Blutſzenen in ihrer Erinnerung zuſammenhing, als ſie Viktor kennen lernte. In ihm lernte ſie die Jugend kennen und ſie war ſelber jung. Wie ihre Wahl Marigny's mit der ſchrecklichen Erinnerung zuſammenhing, ſo hing die Erſcheinung Viktors mit den freudigſten Bildern ihrer Jugend zuſammen. Viktor war außerdem ein Freund, wie ſie noch keinen beſeſſen hatte, mit dem ſie ſprach wie nie vorher mit einem Andern, und ihn konnte ſie ohne Angſt einen Winkel ihres Herzens ſehen laſſen, den ſie ſelbſt vor ihrem Mann verſchleierte. Als ſie zu empfinden anfing, wie unentbehrlich er ihr geworden, fühlte ſie ſich wie Viktor ſicher in dem Gedanken, daß dieſer Marigny's Freund ſei, und in der Unmöglichkeit, daß man einen Mann wie Marigny hintergehe. Hätte ſie doch lieber alle höchſten Glückſeligkeiten hingegeben, als daß ſie ſich in die Lage verſetzt hätte, dieſem vortrefflichen Mann einen Moment lang nicht offen ins Auge ſehen zu können.

Als ſie Beide erriethen, was in dem Herzen des Andern vorging, ſchwuren ſie ſich es mit einem Blick, daß ſie es einander nie geſtehen und daß ſie ſtärker ſein wollten als alle Liebe.

Drittes Kapit

Der Winter, der das glückli
Kreiſes zu fördern pflegt, w

Marigny, der immer an die alten Urſachen von Helenens Traurigkeit glaubte, bat Viktor, ſie in dieſer Stimmung, die ungewöhnlich lange dauerte und die ihn daher beunruhigte, nicht zu verlaſſen. Er vermied ſie ſo viel als möglich, um ſie mit dem Freund allein zu laſſen, mit dem, wie er wußte, ſie über jene Dinge aufrichtiger und lieber ſprach als mit ihm. Die äußere, politiſche Welt begann auch in den kleinen Kreis hineinzugreifen. Napoleon, nach gänzlicher Niederwerfung Oeſterreichs, dem er mehrere Provinzen und eine Prinzeſſin alten Blutes abgewann, warf ſeine durch dieſe Erfolge verfügbar gewordenen Streitkräfte nach Spanien, das, in Verbindung mit den Engländern, ſeinem Bruder Joſeph ſo viel zu ſchaffen und die Kunſt ſeiner trefflichſten Feldherren, Soult, Augereau, Souchet, Gouvion St. Cyr, Maſſena ꝛc., zu Schanden machte. Die beſten Regimenter und die beſten Offiziere ſollten dieſer ſchlimmen Lage ein Ende machen und ein Beiſpiel beſeitigen, das dem Reſt Europa's Muth zum Widerſtand gegen den Welteroberer einflößen konnte. Marigny's Regiment hatte die Pyrenäen bereits überſchritten, und es war wahrſcheinlich, daß er ihm demnächſt werde folgen müſſen. Seitdem zum erſten Male davon die Rede geweſen, hörte Helene nicht auf, ihn mit Bitten zu beſtürmen, daß er ſie dießmal ins Feld mitnehme. Marigny lächelte über dieſen Gedanken, wie über eine Unmöglichkeit. In jeden andern Krieg, in jedes andere Land hätte er ſie leichter mit ſich führen können, als in dieſes Land der Guerillas, wo die Armee fortwährend über Fallthüren marſchirte und ſie wie jeder Einzelne immer von Hinterhalten und unſichtbaren Feinden umgeben war; wo ſelbſt Weiber, von Mönchen angeführt, mit dem Kreuz in der Hand in den Kampf zogen, darum von ritterlichen Rückſichten für Frauen nichts zu hoffen war. Den Franzoſen erſchien das damalige Spanien als eine einzige große Mördergrube, und die war es ihnen auch in der That; wie ſollte ſich Marigny entſchließen, ſeine geliebte Frau dahin zu bringen? Aber Helenens *Bitten* wurden von Tag zu Tag dringender; ſie ſchien am Ende

von dem Gedanken nicht mehr lassen zu können, sprach mit einer bebenden Angst von der Trennung und wie mit unerschütterlicher Ueberzeugung von unbestimmten Gefahren, die sie, fern von ihm, bedrohten. Bei der krankhaften Art und Weise, wie sie ihre Bitten vorbrachte, wie sie immer darauf zurückkam, und bei der immer mehr überhandnehmenden Blässe ihres Gesichtes und Traurigkeit ihres ganzen Ausdruckes erschien ihm ihr Wunsch bald wie eine fixe Idee, von der er zu Viktor mit Staunen und Besorgniß sprach. Aber er war noch mehr erstaunt, als Viktor diesem Wunsche das Wort redete, oder wenigstens schwieg, wenn Helene ihren Mann in seiner Gegenwart beschwor, sie nach Spanien mitzunehmen. So kam es, ohne daß irgend ein positives Wort darüber gefallen wäre, dahin, daß die Reise Helenens nach Spanien halb und halb für ausgemacht und bevorstehend betrachtet wurde.

Auf unzähligen Familien drückten damals Sorgen und Beängstigungen, die mit dem furchtbaren Lande jenseits der Pyrenäen in Verbindung standen, denn welche Familie hatte nicht einen Sohn, Vater, Bruder, Gatten in der gewaltigen Armee, die Napoleon dahin geworfen und von der nur traurige Nachrichten einliefen. Aber das kaiserliche Paris durfte von seinen Beängstigungen nichts merken lassen; es mußte sich mit seinem kaiserlichen Herrn, der eben seine habsburgische Braut und mit ihr eine seiner Parzen heimgeführt hatte, laut freuen und sich an Festen berauschen. Mit diesen Festen kam der Frühling heran, und jener vom österreichischen Gesandten Fürsten Schwarzenberg zu Ehren der Vermählung gegebene Ball, der durch seinen traurigen Ausgang, durch den Tod der liebenswürdigen Frau und guten Mutter, Fürstin Pauline Schwarzenberg, eine traurige Berühmtheit erlangte und später als ein Vorspiel des Brandes von Moskau und als eine Warnung für [redacted] wurde.

Von diesem Zeitpunkte an [redacted] an ihr Ende mit ihren Ha[redacted] tendsten historischen Ep[redacted]

großen Hintergrunde benutzen könnten, wenn wir eine von den beliebten historischen Novellen schreiben wollten; aber wir erzählen nur die Geschichte eines einzelnen Unglücklichen.

In dem Ballhause, das Fürst Schwarzenberg im Garten des Gesandtschaftshotels mit eben so zauberhafter Schnelligkeit als zauberischer Pracht hatte aufführen lassen, mag es in jener verhängnißvollen Nacht manches traurige Herz inmitten des unerhörten Glanzes gegeben haben, aber gewiß gab es Wenige, die für den Glanz der Ausschmückung, der ganzen unvergleichlichen Versammlung, der unzähligen anwesenden großen Namen so wenig Auge und Sinn hatten, wie das eine Paar, das Arm in Arm, schweigend sich von der wogenden Menge langsam und willenlos fortbewegen ließ. Es war Viktor mit Helene. Viktor trug seine Uniform, und in der kriegerischen Tracht schien ihr sein Gesicht noch milder und in der glänzenden Umgebung noch trauriger als sonst. Wie sie die Menge forttrug und die Musik in Träume wiegte, vergaß sie Menge, Musik und die ganze Welt und fühlte nur, daß sie an seinem Arme hing, daß sie sich, von der Masse gedrängt, ohne es zu wollen, an ihn drücken durfte. Viktor, der sie um eine starke Kopfhöhe überragte, sah sehnsüchtig zu ihr nieder. Von ihrer Toilette war in dem Gedränge wenig zu sehen; er sah nur das blasse, von schwarzen Scheiteln eingerahmte Gesicht, die langen schwarzen Wimpern, die es noch blässer erscheinen ließen, und die feine weiße Büste — daß sie ihm vorkam wie eine Schwimmende, die sich an ihn klammert und die er rettend ans Land trägt. Der Oberst war bei einer Gruppe von Offizieren stehen geblieben, die eben der Feste halber aus Spanien zurückgekehrt waren und ihm, der demnächst dahin abgehen sollte, über die dortige Lage der Dinge Auskunft ertheilten. Helene, die mit ihm abzureisen gedachte, sagte sich, daß sie heute vielleicht zum letzten Male mit Viktor so allein sei — denn wo ist man mehr allein als in solchem Gedränge — und da sie von ihrem Glück Abschied nahm, glaubte sie sich diesem Glück ohne Verbrechen hingeben zu dürfen. Sie

wußte es ja, was sie die Trennung kostete und was sie geleistet, indem sie dieselbe gewissermaßen erzwungen, um sich diese kurze und unschuldige Belohnung als Preis ihrer Kämpfe gestatten zu dürfen. Aehnliche Gefühle bewegten Viktor, und so ließen sich Beide vom Strome des Gedränges und von dem sanften, gleitenden Strome ihrer Träume forttragen, nur wünschend, daß diese selbige Stunde ewig dauern, daß sie nichts aus diesen Träumen wecke.

Aber sie sollten auf schreckliche Weise geweckt werden.

Der Brand brach aus. Eine hochhängende Gardine, von der erhitzten Atmosphäre hin und her bewegt, kam mit einer Lampe in Berührung, fing Feuer und theilte im Momente die Flamme dem ganzen obern Theile des Saales mit, so daß er augenblicklich von einer großen Lohe überwölbt war. Die Massen, die sich bis jetzt in einer gewissen Ordnung durch den Saal bewegt hatten, wurden nach dem ersten Schreckensschrei ein wildes und lärmendes Chaos. Alles schrie, Alles drängte den Thüren zu; auf Niemand wirkte die Anwesenheit oder das Beispiel des Mannes des Verhängnisses, der ruhig einen Blick auf die Flammen warf und dann seine habsburgische Gattin eben so ruhig durch das Gedränge zu ihrem Wagen führte. Schon gesellten sich zu dem Schreckensgeschrei Ausrufe und Schreie des Schmerzes, da dort und da die Flammen von der Höhe auf die Häupter der Versammelten herabzuregnen begannen und das Gedränge so wild wurde, daß Viele zu ersticken oder in das Feuer gedrängt zu werden fürchteten.

Victor sah und hörte von Allem, was um ihn her vorging, Nichts. Bevor er einen Blick auf das drohende Unheil werfen konnte, lag Helene Hülfe suchend in seinen Armen; er fühlte sie an seiner Brust und er stand beseligt da, [redacted] die ihn umzüngelten, zu beachten. Er hob [redacted] hinauf, er drückte sie nur inniger an sich [redacted] gewußt, wie er mit dieser [redacted] Menge theilte und plötzlich [redacted]

Frühlingsnachtluft im Garten brachte ihn ein wenig zur Besinnung; aber er hatte nicht die Kraft, die Bürde niederzusetzen, wohl aber die Kraft, sie weiter fortzutragen bis ans Ende der Welt.

Im Garten war die Verwirrung beinahe eben so groß wie im brennenden Tanzsaale. Die Gäste stürzten in Strömen heraus und obwohl nunmehr der Gefahr entronnen, glaubten sich Viele doch noch nicht gerettet; Frauen und Männer rannten besinnungslos umher, Einzelne standen vor dem brennenden Gebäude und starrten es schreiend an, erwartend, ob irgend eine geliebte Person, die sie darin zurückgelassen, nicht hervorkomme; Andere, wie jene unglückliche Fürstin Schwarzenberg, stürzten sich vom Garten aus wieder zurück in die Flammen, um nach den Vermißten zu suchen und um, wie eben diese gute Mutter, die nach ihrer Tochter suchte, nicht wieder das Flammengrab zu verlassen. Bei all dem flogen brennende Splitter oder Stoffe der Saaldekorationen im Bogen mitten in die chaotische, schreiende, drängende, jammernde Verwirrung. Im ganzen Parke war kein Plätzchen, dem Viktor seine Last hätte anvertrauen mögen; für sie sah er überall Gefahr, und ohne zu überlegen, trug er sie weiter durch den Hof, durch das Hotel, durch zwei Gassen bis an den Quai Voltaire, wo er am Ufer der Seine ein in einem Garten liegendes Haus bewohnte. Helene hing bewußtlos an seinem Halse, oder vielmehr, sie hatte von jenem ersten Momente des Schreckens an nur das träumerische, halbe Bewußtsein, an seinem Herzen zu liegen. Sie erwachte erst, als sie in Viktors Zimmer, auf seinem Sopha lag und er, der bisher nur die Gefahr gesehen, in der dieses geliebte Leben geschwebt hatte, vor ihr kniete und zum ersten Male aufathmend und in ein Schluchzen ausbrechend, ihre Hände mit Küssen bedeckte.

Oberst Marigny, der sogleich beim Ausbruch der Feuersbrunst nach seiner Frau gesucht hatte, sah sie über das Gedränge der Köpfe hinaus in den Armen Viktors und gleich darauf im Garten. Er war beruhigt und gesellte sich sofort zu den Offizieren,

die Anſtalten trafen, um dem Feuer Halt zu gebieten, neue Ausgänge in den Saal zu brechen, um dem Gedränge leichteren Abfluß zu geſtatten und um, wo es Noth that, Menſchenleben zu retten. Er war überraſcht, als er ſpät in ſeine Wohnung trat und Helenen noch nicht daheim fand; aber ſie war ja gerettet.

Sie kam erſt gegen Morgen in einem Miethswagen und Marigny war entſetzt über ihr Ausſehen. Ihre Wangen waren eingefallen, ſchwarze Ränder umſäumten ihre Augen, die im Fieber glühten, wie auch ihre Pulſe fieberiſch klopften. Vor der Schwelle ihrer Stube ſank ſie nieder und ſträubte ſich, als ſie Marigny erhob, um ſie auf ihr Bett zu tragen. Sie ſagte Allerlei, was ihm unverſtändlich blieb, und er glaubte, ſie rede irre, der Schreck, das gräßliche Schauſpiel habe ihre Sinne verwirrt und er ließ den Arzt holen.

Sie blieb ſo durch mehrere Tage. Das Fieber hatte ſich zwar gelegt, ſie ſtarrte wie theilnahmlos vor ſich hin, aber ſie gerieth in die heftigſte Aufregung, wenn ihr Marigny von Viktor ſprach, der immer kam, um ſich nach dem Befinden Helenens zu erkundigen und Stunden und halbe Tage lang ſchweigend im Salon ſaß. Unter dieſen Umſtänden kam Marigny der Befehl zu, ſchleunigſt nach Spanien aufzubrechen; Helene ſprach nicht mehr von Mitreiſen. Der Oberſt empfahl die Kranke dem Schutze ſeines Freundes, der ihn dabei mit glaſigen Augen anſah.

Viertes Kapitel.

Wir wiſſen zwar aus dem Tagebuche des Grafen Holken und aus Briefen Helenens, die ebenfalls vor uns liegen, wie ſich die Geſchichte der beiden Unglücklichen in allen [redacted] entwickelte, aber dieſen Theil der Geſchichte [redacted] zählen, iſt nicht der Zweck dieſer [redacted] dem trauteſten und vertrauensvollſten

Viktor und Helene erlagen der Wucht und es war ihnen Beiden, als sollte ihnen kein froher Tag mehr scheinen. Aber solches gemeinschaftliches Bewußtsein und gemeinschaftlich begangenes Verbrechen verbinden schon Verbundene noch inniger. Jedes war dem Andern ein lebender Vorwurf, aber sie hatten nur einander zu Vertrauten und sie waren allein. Das Leben war ihnen eine Hölle, aber wie Francesca da Rimini und Paolo konnten sie in dieser Hölle nicht von einander lassen; die Leidenschaft trug sie in ihrem Wirbel fort und sie klammerten sich mehr und mehr aneinander. Wie sollten sie die Stunden der wahnsinnigsten Leidenschaft fliehen, da sie sich nur in solchen Stunden selbst vergaßen? Die Zeit kam bald, da sie den Rausch suchten, um nicht klar denken zu müssen, und es folgte keine Zeit der Uebersättigung und des Widerwillens, weil Jedes das Andere elend wußte. Wenn sie allein waren, konnten sie sich nur lieben, nur bemitleiden und berauschen — aber getrennt schrieben sie einander Briefe über die Straße, um sich anzuklagen, um sich zu einer Trennung zu ermuthigen. Beiden that Buße Noth und die höchste Buße lag in der Trennung, da sie sich in ihrem Falle immer inniger lieben gelernt, und so wurde Trennung beschlossen.

Viktor war es leicht, sich von seinem Posten abberufen zu lassen und er verließ Paris einige Monate nach der Abreise Marigny's, um nach Deutschland zurückzukehren. Seine Pflicht war Schweigen gegen Marigny, aber Helenen hatte er beschworen, Alles zu thun, was ihr für die Ruhe, oder theilweise Beruhigung ihres Gewissens rathsam schiene, ohne Rücksicht auf ihn: sie solle Marigny, wenn sie dessen bedürfe, Alles bekennen und ihn, Viktor, dem schmählichsten Elend, das es auf Erden für ihn gebe, aussetzen: ihn in den Augen des Freundes als Verräther erscheinen lassen.

Nur wenige Wochen nach seiner Ankunft in der deutschen Heimat erfuhr er von Helenen, daß auch sie Paris verlassen hatte. Sie war auf dem Wege nach Spanien. Sie reiste dahin, aber sie wußte selbst nicht warum? zu welchem Zwecke? mit welchem

Geſichte ſie vor Marigny treten werde? ob ſie als niederträchtiges Weib hingehe, um ihm Liebe zu heucheln? ob ſie ſich ihm zu Füßen werfen werde und ihm Alles geſtehen, um ſich dann ſelbſt den Tod zu geben oder von ihm geben zu laſſen? Wieder einige Zeit ſpäter ſchrieb ſie Viktor, daß ſie noch immer die Pyrenäen nicht überſchritten habe, daß ſie längs dieſes Gebirges hin- und herirre, wie vor einer Thür, die man aus Angſt vor den Schrecken jenſeits derſelben nicht zu durchſchreiten wagt. Was ſollte ſie in Spanien? Viktor anklagen? es zu einer Entſcheidung bringen, die Einem von Beiden, dem theuren Freunde oder dem Geliebten, den Tod brächte? Und wieder einige Zeit ſpäter waren Helenens Briefe aus den verſchiedenſten Gegenden des mittleren und nördlichen Frankreich datirt; jeder Brief aus einem anderen Orte, bis ſie ſich wieder der ſpaniſchen Gränze näherte, um ſie aufs Neue zu verlaſſen. Auf allen dieſen ruheloſen Irrfahrten trug ſie die Briefe mit ſich, die ihr Viktor in Paris von ſeinem Hauſe in das ihrige geſchrieben: ſie waren ihr Schatz und ihre Anklage, die Verkörperung ihrer Liebe und ihres Verbrechens; ſie konnte ſich von ihnen nicht trennen und jedenfalls ſollten ſie für ſie an ihrer Statt ſprechen, wenn ſie einſt den Muth hatte, Marigny das grauenvolle Geſtändniß abzulegen.

Viktor ſah dieſen Irrfahrten in der Ferne wie im halben Schlafe zu, ohne ſich zu gänzlichem Stumpfſinn herabſtimmen oder zu irgend einer That aufraffen zu können. Wie Helene ſo vor ſeinen Augen hin- und herzog und dabei aus ihren Briefen die ewige Klage, der ewige Schrei des Gewiſſens heraustönte, als die paſſende Geſangsbegleitung zu ſolcher Wanderung, war es ihm, als wäre dieſes Alles nur unheimliche Vorbereitung eines Verhängniſſes, das über ihn und ſie hereinbrec
das er nur ruhig abzuwarten habe. Endlich
Helene gänzlich; er hörte nichts von ihr, ni
ſie mußte in Spanien ſein; jeglichen
Schlag ſeines Schickſals. Man
fliehen, lebte er doch geehrt mit d

keit, und das alte Schloß Holken, das seit dem Tode seines Vaters verlassen stand, schwebte ihm als wünschenswerthe Einsamkeit vor — wenn sich nur nicht die Erinnerungen an die mit Helene daselbst verlebten Tage, die ihm in Paris so theuer gewesen, darangeknüpft hätten!

Aus diesem Zustande rissen ihn die kriegerischen Vorbereitungen, die im Jahre 1812 den ganzen Continent in Bewegung setzten. Napoleon sammelte seine große Armee, die Rußland demüthigen, vielleicht erobern sollte, und die Truppen des deutschen Fürsten, dem Viktor diente, sollten einen Theil dieser großen Armee bilden. Das war eine Rettung. Als Oberst trat er wieder in die aktiven Dienste und entfaltete eine außerordentliche Thätigkeit. Nicht mehr wie sonst bei solchen Gelegenheiten wurde seine Kriegsfreude und Thatenlust durch den Gedanken getrübt, daß er eigentlich als Knecht eines Knechtes im Dienste des fremden Unterdrückers ins Feld ziehe, gegen den Vortheil des eigenen Vaterlandes. Solche Gedanken lagen ihm jetzt fern; er sah nur betäubenden Kriegslärm vor sich, und das war ihm genug. Er konnte ja auch fallen! Das unbekannte kalte Steppenland, dem man entgegenzog, schien ihm ein wünschenswerthes Grab; die trüben Ahnungen, die überall in Beziehung auf diese Unternehmung Napoleons laut und in den Heeren seiner Verbündeten am ausführlichsten ausgesponnen wurden, erhöhten nur seine Hoffnung.

Es ist bekannt und geht selbst aus den offiziellen Berichten französischer Generäle und aus den nationaleitlen Memoiren französischer Augenzeugen hervor, wie viel deutsche Truppen im Allgemeinen zur Erhöhung der französischen Gloire bei Smolensk und Borodino beigetragen, und in französischen wie deutschen Lagern wußte man, was der Oberst Graf v. Holken im Besonderen während dieses Feldzuges geleistet. Sein Name, schon früher mit Ruhm genannt, gewann an Glanz, und deutsche Patrioten, die auf eine Erhebung des Vaterlandes vorbereiteten und sich nach Führern der zukünftigen Befreiungsarmee selbst

unter den gezwungenen Verbündeten Napoleons umsahen, ließen ihr Auge mit Hoffnung auf dem Manne ruhen, der sich während des Feldzuges als tapferer, Alles unternehmender Offizier auszeichnete, wie er sich schon früher als Theoretiker und im Rathe ausgezeichnet hatte. Der Krieg voll Gefahren und voll unheimlicher Schreckniſſe, wie er der großen Armee seit ihrem Ueberschreiten der polnischen Gränze entgegentrat, der Krieg mit einem unsichtbaren, geisterhaften Feinde, der sich schon vor der Moskauer Katastrophe so gestaltete, daß er nicht seines Gleichen in der Weltgeschichte hatte, war ganz der Art, daß er mit der Gemüthsverfassung Viktors, der in seinem Innern einen ähnlichen unfaßbaren Feind zu bekämpfen hatte, zusammenstimmte. Ja, da diese innern Kämpfe grausamer waren als alle die ihn umgebenden Vorgänge, fand er in diesen nur eine Erleichterung und in der ruhelosen Bewegung, die der Krieg erfordert, einen Rausch, der ihn manchmal seiner selbst vergessen ließ. Wie oft er mit französischen Truppentheilen oder einzelnen Offizieren zusammentraf, er wich sorgfältig jeder Erkundigung nach Marigny aus, obwohl er ihn bei der großen Armee vermuthete, da Napoleon den größten Theil des spanischen Heeres zu dieser herbeigezogen hatte. Doch erfuhr er es endlich mit Bestimmtheit, daß der Oberst in der That mit ihm in derselben Armee diente; ein Schauer überlief ihn bei dem Gedanken, wie er mit ihm zusammentreffen werde? — Dieß Zusammentreffen war auf dem rastlosen Marsche gegen Moskau beinahe unmöglich, da jeder Offizier auf seinem Posten bleiben mußte, um die rasch um sich greifende Demoralisation der Truppen so viel als möglich zu mildern; erst dort, wo die ganze Armee in einem unglückseligen Knäuel, in ihrer Falle zusammen war, erst in Moskau sollte er ihn wiedersehen.

Es war an dem dritten Tage des Brandes, da auch Napoleon entsetzt mitten durch stürzende Trümmer und züngelnde Flammen aus dem Kremlin floh, um sich nach dem Lustschlosse Petrowsky zu retten. Die Stadt war bereits ein einziger ungeheurer, zum Himmel aufrauchender Schutthaufen; die unglück-

seligen Soldaten hatten innerhalb der Stadtmauern kein Obdach mehr und in die einzelnen noch aufrecht stehenden Häuser wagte man nicht zu dringen, um daselbst auszuruhen, da man überall fürchtete, der Flamme, die allerorten aus dem Boden, aus den Mauern hervorsprang oder wie vom Himmel fiel, gewiß noch da zu begegnen, wo sie noch nicht emporgesprungen war. In den Straßen war man bei den überall zusammenstürzenden Trümmern eben so wenig sicher als in den Häusern selbst, und bereits drängten sich ungeheure Schaaren zu den Thoren hinaus, um sich auf freiem Felde unter fortgeschleppten Balken und Brettern unterzubringen oder auch unter offenem Himmel zu lagern. Viktor hatte sein Regiment, oder vielmehr die Trümmer seines Regimentes bereits hinausmarschiren lassen und irrte nun allein über die gewaltige Brandstätte, zu helfen bereit, wo Hülfe Noth that, oder auch mit dumpfer Gleichgültigkeit durch das große Elend hinschlendernd, je nachdem der alte, wohlwollende, milde Viktor oder der Unselige, dessen Herz selbst eine Brandstätte war, in ihm stärker wurde. Schon an das Gräßlichste gewöhnt, fiel es ihm kaum auf, wie plötzlich ein bisher von den Flammen unberührt gebliebener, kleiner Stadttheil aufloderte und wie ihm aus den Gassen und Straßen desselben unzählige Flüchtlinge entgegenstürzten und zwar in so entsetzlicher Angst, als ob ihnen die Flamme, die Verheerung auf dem Fuße folgen könnte. So war es gewissermaßen auch in der That; denn in diesen bisher verschonten Stadttheil hatte man beinahe alle Pulverwagen gerettet, auch die Pulvervorräthe, über denen Napoleon eine Nacht lang mit seiner alten Garde im Kremlin geschlafen hatte. Wenn nur ein Funke des eben neu ausgebrochenen Brandes einen der Wagen erreichte, war das Unheil unsäglich; nicht nur dieser Stadttheil — halb Moskau und die halbe Armee war von unvermeidlichem Untergange bedroht. Der Strom der Flüchtenden war eben im Begriffe, Viktor zu erfassen und ihn auf demselben Wege fortzureißen, auf dem er eben herangekommen war, als er sich am Arme fest ergriffen fühlte und eine wohlbekannte

Stimme ihm ins Ohr rief: „Viktor, dort in dem letzten Hause dieser Straße, das eben jetzt von den Flammen ergriffen wird, liegt Helene allein, hülflos — retten Sie sie! Ich darf von den Pulverwagen nicht fort!“

War es Traum? war es Wirklichkeit? Die Stimme war ganz die Stimme des alten Freundes; in diesen Worten: allein, hülflos, retten Sie sie! zitterte die alte Liebe. Und Viktor sollte sie wieder aus den Flammen retten, wie damals in Paris, als sein elendes Glück begann — er sollte sie wieder auf seinem Arme forttragen! Und Helene hier in Moskau in dieser flammenden Hölle — oder waren sie wirklich schon Beide in der Hölle? — war es seine ewige Strafe, sie ewig so aus den Flammen tragen zu müssen, ewig an jene Nacht erinnert zu werden? — und Marigny sollte zu ihm immer, ewig mit dem Tone des Freundes sprechen? — Er lachte laut auf wie ein Wahnsinniger und sah sich um, ob er wirklich lebte oder ein abgeschiedener Verdammter war. Sein erster Blick fiel auf Marigny, der unablässig bemüht war, das Chaos zu ordnen, die Pulverwagen aneinanderzureihen und sie anzutreiben, daß sie der immer näherkommenden Flamme entflöhen. — Sonderbar! — beim Anblicke Marigny's sah Viktor nichts mehr von dem ihn umgebenden Elend und fühlte er nichts mehr von den Qualen der letzten zwei Jahre — er sah sich nur mit dem Freunde und mit Helenen wie ehemals in dem glücklichen Winkel am Kamin in Paris — und unmittelbar an diese Vorstellung reihte sich schnell der andere Gedanke: du sollst sie wiedersehen! Helene ist in deiner Nähe! du sollst sie retten.

Aber er hatte Marigny kaum gehört — wo? in welchem dieser brennenden Häuser lag Helene — allein, hülflos! Wie durch eine Hallucination aber, oder als ob die gesprochenen Worte vor seinem Ohre körperlich schwebend geblieben wären, hörte er sie vermittelst einer gewaltigen Anstrengung der Erinnerung noch einmal: Dort in dem letzten Hause dieser Straße eben jetzt von den Flammen ergriffen wird!

Er ſchwang ſich über die Reihe der Pulverwagen, die ihm den Weg abſchnitten, er ſtürzte in das Haus, deſſen oberes Stockwerk bereits von Flammen eingehüllt war und in ein Zimmer, in das der Qualm einzudringen begann. Der Zufall hatte ihn richtig geleitet. Da lag ſie auf einem Soldatenmantel, den Kopf an ein Bündel gelehnt, mit geſchloſſenen Augen, als ob ſie ſchliefe, oder als wollte ſie die Schrecken nicht ſehen, die ſie vernichten ſollten. Der erſte Anblick ſagte es, daß ſie ſchwer krank war; ſie ſah aus wie eine Sterbende — und doch wie ſchön! ſchöner als jemals. Viktor glaubte ſie bewußtlos, bückte ſich zu ihr nieder und umfaßte ſie mit beiden Armen. Sie öffnete die Augen und ein glückliches Lächeln verklärte ihr Geſicht.

„Sind Sie es wieder, Viktor?“ fragte ſie mit leiſer Stimme, aber plötzlich, als hätten ſie dieſelben Gefühle übermannt, die er bei dem Gedanken, daß er ſie wieder aus den Flammen retten ſollte, empfand, ſtieß ſie ihn von ſich und rief: „Fort! fort! Ich will nicht gerettet ſein!“

Die Sinne vergingen ihr; ihr Kopf ſank zurück und er glaubte eine Leiche aus dem Hauſe zu tragen. Er hatte nicht den Muth, irgendwo mit ihr auszuruhen und ſich der Gefahr auszuſetzen, mit ihr allein zu ſein, wenn ſie wieder die Augen aufſchlüge. Die Reihe der Pulverwagen leitete ihn; ihr folgte er nach vor die Stadt aufs offene Feld, wo er Marigny fand. Dieſer ſank ihm weinend an den Hals, als er ihn mit der Kranken herankommen ſah. „O mein Freund,“ rief er aus, „welch ein Wiederſehen, welch ein unerhörtes Elend und dabei Helene krank, vielleicht —!“ Er wagte es nicht, weiter zu ſprechen.

Fünftes Kapitel.

Der grauenvolle Rückzug von Moskau war mit allem Grauen nicht ſtark genug, die drei Vereinigten wieder zu trennen. Durch

die Schneewirbel, die nach dem verhängnißvollen 5. November, mit dem der vernichtungsreiche Winter begann, die Welt mit einem Leichentuche überzogen, durch die ununterbrochenen Reihen von Leichen und Sterbenden, durch den erſtarrenden Froſt, durch die ſtreifenden Koſakenbanden, die wie Geſpenſter, immer todtbringend und das mörderiſche Werk der Natur vollendend, und wie vom Sturme hergeweht, überall aus dem Schleier des Schnees hervorbrachen, zogen die drei bald als vereinzelte Gruppe, ohne Gefühl für das Elend Anderer, wie ſich Andere, ohne Gefühl für ihr Elend, an ihnen vorübertrieben.

Wer wird es unternehmen, das Grauen jener Tage zu beſchreiben; iſt doch Geſchichtſchreibern und Augenzeugen, nachdem ſie hundert der grauſamſten Epiſoden aus dieſem Trauerſpiel aufgezählt, die Feder aus der Hand gefallen, mit dem Geſtändniß, daß ſie Unbeſchreibliches zu ſchildern unternommen. Was hatte der Einzelne zu dulden, der nur ſein nacktes Leben retten wollte! Wie viel mehr hatten die beiden Männer zu erdulden, die eine Sterbende auf ihren Schultern durch das Elend zu tragen hatten. Ihre Pferde waren bald nach Einbruch des Froſtes erlegen. Es iſt bekannt und in den Memoiren des Generals Sir Robert Wilſon zu leſen, wie ſich die Koſaken auf das erſte gefallene Pferd der franzöſiſchen Armee, dem ſie begegneten, herſtürzten, eifrig ſeine Hufe befühlten und jubelnd ausriefen: „Der Herr hat ſie in unſere Hände gegeben, ſie können uns nicht entrinnen!“ Die Pferde der großen Armee waren nicht für den eiſigen Boden Rußlands beſchlagen und die nicht gleich in den erſten Tagen des Rückzuges vor Hunger zu Grunde gingen, fielen mit gebrochenen Schenkeln zuſammen, um ſich nicht wieder zu erheben. So waren Holken und Marigny um ihre Pferde gekommen, und ſo wanderten ſie jetzt dahin, Helenen auf einer aus Zweigen, Brettern und Mänteln beſtehenden Bahre auf den Schultern tragend, den Degen in der Hand, um ſich und die Kranke gegen die Streifpartien der Koſaken zu vertheidigen.

Manche Franzöſinnen waren damals ihren Männern in der

großen Armee, übermüthig und wie zu einer Luſtpartie, bis nach Moskau gefolgt. Daß es mit Helenen anders war, wußte Viktor. In wenigen Worten hatte ſie ihm eines Tages ihre Geſchichte der letzten zwei Jahre erzählt, während Marigny ein verlaſſenes Dorf durchwühlte, um nach Lebensmitteln zu ſuchen, und Viktor bei der Kranken blieb, um etwaige Ueberfälle abzuſchlagen. Sie war endlich doch nach Spanien und zu ihrem Mann gelangt, ohne je den Muth zu einem Geſtändniſſe zu finden; wie eine ewige Anklage führte ſie die Briefe Viktors immer mit ſich, wie eine Verkörperung ihres Gewiſſens. Mit Marigny kam ſie wieder nach Frankreich zurück; er hielt ſie immer nur für körperlich krank und zwang ſie, in Paris zurückzubleiben, als er mit der großen Armee abzog; an dem Tage, da der große Brand ausbrach, kam ſie in Moskau an. Es hatte ſie in Paris nicht geduldet; ſie mußte ihr Urtheil von ihm empfangen. Aber wie ſie ihn ſo liebevoll ſah und in der Erinnerung an Viktor, in dem Gedanken, durch ihr Geſtändniß aus Marigny den elendeſten Menſchen zu machen, hielt ſie es wieder zurück. „Das," ſagte ſie, „iſt es allein, was mich noch am Leben erhält; es iſt mir, als müßte ich ihm bekennen, als dürfte ich nicht früher aus dem Leben gehen. Nur mein böſes Gewiſſen lebt noch, ſonſt bin ich todt."

Und in der That war es ein Wunder, wie das Weib, das immer an der Thür des Todes zu ſtehen ſchien, fortlebte, während Zehntauſende der kräftigſten Männer dem Elend des Rückzuges unterlagen.

In Dorogobuſch am Dnieper war es den Franzoſen geſtattet, einen Augenblick aufzuathmen. Es galt hier den Uebergang zu ſichern, ſo lange als möglich; der Herzog von Treviſo beſetzte die Stadt und einen auf der Höhe gelegenen Kirchhof und machte den Truppen des Generals Miloradowitſch, Jermolows und des Herzogs Eugen von Württemberg den Beſitz dieſes Punktes lange ſtreitig. Der Kampf wüthete vorzugsweiſe während der Nacht, und erſt ſpät konnten die erſten ruſſiſchen Truppen in die jenſeits des Fluſſes gelegene Vorſtadt gelangen, mit deren

Beſitz ſie erſt eigentlich in den Beſitz der Stadt kamen. Dort, in dieſer Vorſtadt, in der großen Stube einer Herberge ſaßen während des Kampfes Marigny und Viktor am Lager Helenens. Sie dachten nicht daran, am Kampfe theilzunehmen, ſie dachten auch nicht weiter zu fliehen, obwohl es wahrſcheinlich war, daß die Ruſſen jeden Augenblick in die Vorſtadt eindrängen. Sie hörten auch den Kanonendonner nicht, der vom Kirchhofe herſchallte, und achteten nicht der Kugeln, die überall in die Straßen, auf die Dächer fielen, ſelbſt in die Stube drangen, in der ſie ſich befanden. Ein Bombenſplitter hatte ein Stück des Kachelofens abgeriſſen, in deſſen Nähe das Lager Helenens bereitet war, und die Flamme, die aus dem Riſſe hervorleuchtete, gab der weiten Stube ihre einzige Beleuchtung, nur daß hier und da ein aufflammendes Gebäude ſeinen Gluthſchein manchmal auch in einen entfernten Winkel der Stube warf. Viele der Franzoſen in Dorogobuſch blieben da ſitzen oder liegen, wo ſie zum Tod ermattet oder ſtumpfſinnig ſaßen und lagen, ſelbſt als die Ruſſen ſchon hereinbrachen — wie ſollten jene beiden Männer fliehen, da ſie am Sterbelager Helenens ſaßen. Sie lag in den letzten Zügen. Es war kein Zweifel; ihr Geſicht bedeckte bereits Todesbläſſe; ihre Augen waren erloſchen und ſchloſſen ſich endlich von ſelbſt; kein Puls war mehr fühlbar. Die Männer ſaßen rechts und links am Lager und ſtarrten vor ſich hin, ohne etwas zu ſehen. Sie glaubten ſie Beide todt, aber keiner ſprach es aus. War es ſtummer Schmerz? Oder waren auch ihre Sinne und Gefühle in dem durchgemachten Elend ſo ſtumpf geworden wie die der andern Hunderttauſende ihrer Leidensgefährten?

Helene lag ſchon lange wie eine Leiche da, als Marigny zu ſchluchzen begann, aufſtand und in eine dunkle Ecke der Stube ging, um verborgen zu weinen. Viktor ſchnellte empor, als ob ihn plötzlich eine unſichtbare Geißel aufgetrieben hätte, und eilte zur Thür hinaus. Doch konnte er von dem Anblick der Leiche nicht laſſen, und er ſtellte ſich draußen an eines der Fenſter, durch welches er, von einem dichten Schatten bedeckt, auf das

von der flackernden Ofenflamme beleuchtete blasse Gesicht sehen konnte.

Aber wie sonderbar ist der Mensch beschaffen! Wer hat es nicht schon erfahren, daß ihn in Momenten oder bei Szenen des größten Schmerzes, der grimmigsten Verzweiflung plötzlich eine schauderhaft kalte Ruhe, eine fürchterliche Gleichgültigkeit überkommt, als ob Schmerz oder Verzweiflung müde wären, ausruhten und neue Kräfte zu neuen Angriffen sammelten. Man steht an einem Grabe, das eben das Theuerste auf Erden verschlingen soll, klanglos, bedeutungslos verhallen die Worte der Klage und des Lobes am Ohre, wie irgend ein anderes Geräusch; man blickt auf die Schollen hernieder und betrachtet die sonderbaren Formen eines Steines oder die Zeichnung des Erzbeschlages am Sarge. Selbst das Gewissen hat solche Augenblicke der Ermüdung und blickt mit Gleichgültigkeit auf ein begangenes Verbrechen wie auf das ganze Leben zurück.

Dieser öde, leere Seelenzustand überkam Viktor, als er durch das Fenster das blasse Gesicht Helenens sah, das ihm so theuer war. Er hörte seit Stunden zum ersten Male den Kanonendonner, er sah die fliehenden Franzosen, die brennenden Häuser, die Lichter und Schatten, die wie zwei sich bekämpfende Heere in den Straßen und in der Luft miteinander stritten — er sah Alles, nur nicht das bleiche, von unsäglichen alten Qualen durchfurchte, noch immer schöne Gesicht. Mit der größten Ruhe sah er einen russischen Offizier (wir wissen jetzt aus den „Memoiren eines Liefländers," daß es der spätere General, damalige Major und Adjutant Miloradowitschs, von Löwenstern, gewesen), den ersten Russen diesseits der Dnieper, in den Hof treten, und sah er eine ganz eigenthümliche Szene, die sich jetzt vor ihm abspielte, und hörte er alle Worte, die gesprochen wurden.

Kaum war der russische Offizier in den Hausflur getreten und kaum ward er als solcher erkannt, als ihm der Wirth des Hauses, ein ausgedienter Soldat, der seine französischen Gäste

den Tag hindurch mit Augen voll Haß umschlichen hatte, ohne ein Wort über die Lippen zu bringen, mit ausgebreiteten Armen entgegeneilte, sich ihm zu Füßen stürzte, seine Knie umklammerte und mit fanatisch aufgeregter Stimme ausrief: „Väterchen! Du bist der Erste der siegreichen Armee unseres allergnädigsten Kaisers, den diese Augen erblicken. Gelobt sei der Allmächtige, der Erlöser und alle Heiligen! Ruhe hier aus unter meinem Dache; jetzt ist es an uns, unsere Arbeit zu thun!“ —

Darauf erhob er sich, zog ein Messer aus der Brust, verneigte sich vor einem Heiligenbilde im Hausflur, schlug dreimal das Kreuz und sagte, das Messer schwingend, zu dem russischen Offizier gewandt: „Wie oft habe ich nicht zu Gott gefleht, mich dieses Messer gebrauchen zu lassen gegen die Ungläubigen, die unser Land beschmutzen und unsere Kirchen entweihen. Mein Gebet ist erfüllt. Die Hoffnung, die ich immer hegte, so oft ich dieses Messer betrachtete, während diese Ungläubigen hier die Herren spielten, sie erfüllt sich endlich. Gelobt sei Gott der Allmächtige, der Heiland und alle Heiligen!“

Sein Auge blitzte, seine Glieder zitterten und so mit aufgehobenem Messer stürzte er schreiend in die Straße, seine Landsleute aufrufend, ein Gleiches zu thun, und während er rief, stieß er vier Franzosen, die fliehend an ihm vorüberkamen, mit schrecklicher Schnelligkeit nieder. Es war dieß das Signal zu den Blutszenen, welche die Nacht von Dorogobusch zu einer der schrecklichsten des ganzen Rückzuges machten.

Trotz alledem wandte sich Viktors Auge doch wieder durchs Fenster dem todten Gesichte zu, und er sollte da eine Szene erleben, hinter deren Schrecken die Vorgänge in sein cken weit zurückblieben. Er glaubte anfangs, daß er s täusche daß die Bewegung in Helenens Zügen nur von d das darauffiel, herkomme; aber sie öffnete die L , wegungen ihrer Lippen folgten schwere B g Sie lebte. — Mühsam erhob sie den Kopf um ihn zu stützen. Sie besann sich und s

Mit einem Male ſchien ein Gedanke ſie zu erſchrecken; ſie fuhr zuſammen und griff mit der Hand nach der Bruſt, als ob ſie nach etwas Verborgenem fühlte. Dann erhob ſie den Oberleib mit unendlicher Anſtrengung und wandte ſpähend den Kopf nach allen Seiten. Da Marigny ſchweigend, unſichtbar in einer tiefdunkeln Ecke, noch verdeckt von einem gewaltigen Schranke, ſtand und ſie Niemand erblickte, athmete ſie tief auf und griff in die Bruſt. Aber noch einmal und mit unendlicher Anſtrengung blickte ſie um ſich; erſt als ſie ſich wieder überzeugte, daß Niemand zugegen ſei, zog ſie mit zitternder Hand eine Anzahl von Briefen hervor — Viktor erkannte ſie — es waren ſeine Briefe. Zu ſchwach, um ſich zu erheben, begann ſie nun, am Boden hinzukriechen, um ſich der Flamme im Ofen zu nähern. Die Bewegung hatte Marigny geweckt; er ſtreckte den Kopf aus der Dunkelheit hervor, daß ihn Viktor ſehen konnte. Glück und Entſetzen malte ſich in ſeinen Zügen, als er Helenen lebend ſah; aber er konnte nicht von der Stelle und der Ausdruck des Glückes verſchwand und regungslos und mit glaſigen Augen ſtarrte er hin, als er ſah, wie Helene den Arm erhob und die Briefe in die Flamme zu werfen ſuchte. Ihre ſchwachen Hände warfen zu kurz; die Briefe fielen vor dem Ofen nieder. Helene ſeufzte auf und kroch ihnen nach. Marigny ſtreckte die Arme aus; ſein Geſicht verzerrte ſich; es verrieth, daß ein furchtbarer Verdacht in ihm aufgetaucht war. Er wollte vorwärts, aber er war verſteinert, er konnte nicht von der Stelle, die Arme erhoben, die Augen ſtarrend, den Oberleib vorwärts gebeugt. Erſt als Helene bei den Briefen angelangt war und eben die Hand ausſtreckte, ſie zu faſſen, fiel der Bann von ihm. Wie von einer unſichtbaren Macht geſchleudert, flog er durch die weite Stube, um ſich auf Helenens Hand zu werfen; in dieſem Augenblick flogen die Briefe ins Feuer. Aber Marigny hatte ſie nicht aus den Augen verloren; mit der einen Hand Helenens Hand faſſend, griff er mit der andern ins Feuer und zog das Packet hervor, bevor es die Flamme ergriffen hatte. Helene, als ſie

Marigny gefaßt hatte, schrie auf, wand sich wie im Krampfe noch einmal in die Höhe und sank dann todt auf den Boden. Marigny ließ sie fallen, ohne nach ihr zu sehen; seine Augen waren nur auf das Packet Briefe gerichtet, das er in der Hand hielt, und das er zitternd zu öffnen suchte. Endlich hatte er einen Brief entfaltet und starrte hinein, während die andern vor ihm auf den Boden fielen.

Viktor sah ihn lesen; er sah seine gläsernen Augen und hörte ihn lachen, als er ans Ende kam. Dann sah sich Marigny um. „Du suchst mich!" sagte Viktor und eilte in die Stube zurück. Stumm stellte er sich vor Marigny hin. Dieser sah ihn an und lachte. Viktor schloß die Augen, um nicht in die gläsernen sehen zu müssen, die ihn anstarrten; aber er mußte ihn lachen hören. Auch breitete er unwillkürlich die Arme aus, um den Stoß zu empfangen, den er von Marigny erwartete; aber es dauerte eine schauerliche Ewigkeit, bis sich dieser so weit gefaßt hatte, um seinen Degen zu ziehen. Endlich stürzte er mit vorgestreckter Waffe auf den verrätherischen Freund los — in demselben Augenblick schlüpfte der Hauswirth mit bluttriefendem Messer unter dem aufgehobenen Arme Viktors durch und tauchte es mit einem Stoß in Marigny's Brust. Er sank lautlos zu Viktors Füßen.

Major von Löwenstern war dem wüthenden Manne gefolgt, um ihn vom Mord seiner Gäste abzuhalten. Er kam zu spät für Marigny, aber er stellte sich rasch vor Viktor, um wenigstens diesen vor dem unsoldatischen Tode zu retten. Aber das schien nicht nothwendig, denn der Hauswirth, der Marigny's Degen gegen Viktor gezückt, auch dessen verschiedene Uniform und Abzeichen sah, nahm diesen für einen russischen oder wenigstens einer befreundeten Macht angehörenden Offizier und wandte sich triumphirend zu ihm, indem er ausrief: „War der Stoß gut? Kam ich Euch zur rechten Zeit zu Hülfe?"

Doch Viktor riß ihn aus seinem Irrthum. „Auch Feind!" murmelte er — „warum schonst du mich?"

In der That erhob der Russe sofort sein Messer, um ihn niederzustoßen; aber Herr von Löwenstern fiel ihm in den Arm: „Wahnsinniger," rief er ihm zu, „willst du nicht aufhören mit Morden und gegen Freund und Feind gleich sehr wüthen? Dieser hier ist ein Deutscher und uns mehr zugethan als Napoleon; in wenigen Wochen ficht er mit uns, an unserer Seite gegen die Fremden!"

Diese Worte brachten den Wüthenden wenigstens zum Zaudern, das Herr von Löwenstern benutzte, um Viktor, ehe der Hauswirth zur Besinnung kam, aus dem Hause zu ziehen. Viktor folgte bewußtlos; er sah nichts, er wußte nicht, was mit ihm vorging; er sah nur die gläsernen Augen Marigny's, die ihn noch todt, vom Boden auf, immer anstarrten, mit derselben Wuth, mit demselben Haß wie in dem Augenblick, da er mit gezogenem Degen auf ihn losstürzte.

Mit einem Male fand er sich mitten im Haufen flüchtender Franzosen, außerhalb Dorogobusch, der unglückseligen Stadt, in der Marigny und Helene todt nebeneinander lagen, wo er einen Augenblick lang gehofft hatte, so neben ihnen liegen zu können — wo er vergebens gehofft hatte, gerichtet zu werden. Von dem Schwarme fortgerissen, mußte er die Erinnerung an diese Stunden mit fortnehmen und weitertragen durchs Leben zugleich mit seinem ungesühnten Verbrechen — wohl wissend, daß es nicht ungesühnt bleiben werde.

Sechstes Kapitel.

Was Viktors Bekannten bei seiner Rückkehr ins deutsche Vaterland an ihm zuerst auffiel, ohne weiter in Verwunderung zu setzen, war das viele graue Haar, das sich in sein braunes mischte. Man nannte es den natürlichen Abglanz des russischen Winters. So fand man auch seine Verschlossenheit natürlich.

Erinnerungen wie die, welche die Soldaten der großen Armee aus Rußland mitbrachten, waren wohl geeignet, selbst heiterere Gemüther als das Viktors zu verdüstern. Indessen fand man doch bald, daß diese Verdüsterung bei ihm länger währte als bei Andern; den Leuten seines Umgangs, den patriotischen Soldaten seiner Umgebung, die nun bald ihre Waffen gegen Napoleon zu wenden hofften, zu lange. Sie beobachteten ihn und entdeckten allerlei Sonderbarkeiten. So zum Beispiel hatte er die Gewohnheit angenommen, während des Sprechens, selbst wenn er allein über die Straße ging, oder saß, in kurzen Zwischenräumen immer den Kopf mit einer gewissen eckigen, maschinenhaften Bewegung der Erde zuzubeugen und, wenn auch kurz, einen Punkt starr zu fixiren, als ob er da etwas Schreckliches vor sich sehe. Sie wußten nicht, daß ihn in der That Marigny immer so ansah, wie er ihn, todt vor ihm auf dem Boden liegend, mit offenen Augen anstarrte, oder vielmehr, daß jene gläsernen Augen Marigny's allein, ohne dessen Antlitz und Körper, fortwährend vor seinen Füßen aus dem Boden hervorblickten. Eben so auffallend war es, daß Viktor die Gesellschaft mit demselben Eifer aufsuchte, als er sie floh; daß er sich bald in die Einsamkeit begrub, bald wieder Tage und Nächte lang von Kameraden umgeben zu sein wünschte — jetzt durch Tage von Café zu Café, von Besuch zu Besuch, von Soirée zu Soirée eilte und jetzt wieder verschwand, um auf Schloß Holken einsam zu hausen.

Auffallender als Alles das wäre es seinen Kameraden gewesen, wenn sie gewußt hätten, welche Bücher ihm, den sie immer für einen Gelehrten gehalten, in der Einsamkeit Gesellschaft leisteten. Es waren die romantisch-mystischen Dichter, die damals in Blüthe standen, mehr noch die hyper-romantischen sogenannten Philosophen, die sich mit den „Nachtseiten der Natur," zugleich andere, die sich mit der Fortdauer nach dem Tode, mit der Geschichte der Seele und dergleichen Fragen beschäftigten. Er erlebte so manche Hallucinationen, daß er sich gern Gewißheit

verschafft hätte, ob es wirklich Hallucinationen seien, besonders jene fortdauernde Erscheinung der beiden Augen. Hier und da, wenn auch lächelnd, erkundigte er sich, wohin denn alle die Geisterbeschwörer verschwunden seien, von denen man so viel gesprochen, als er schon ein erwachsener Knabe gewesen, und die am Hofe Wilhelms des Dicken ihr Wesen getrieben.

Man fing an, den Kopf über ihn zu schütteln, als glücklicherweise für seinen Ruf seine Armee an den Feldzügen von 1813 und zwar auf deutscher Seite theilnehmen durfte und seine Thaten die Bedenklichkeiten, die rege geworden, gänzlich in Vergessenheit brachten. Sich endlich für sein Vaterland schlagen zu dürfen, drängte bei ihm Vieles in den Hintergrund; er durfte mithelfen bei der Sühne jener Schuld, die ein großer Theil Deutschlands auf sich geladen hatte; es war ihm dabei, als arbeitete er zugleich mit an der Lösung des Problems von Schuld und Sühne — eines Problems, das ihn schon seit Jahren beschäftigte und das immer unheimlicher verworren wurde. Schlachten und Bewegung drängten sich im Jahre 1813 und ließen ihn nicht zur Besinnung kommen, und so kam er mit den siegreichen Heeren in demselben Paris an, das er bei Besinnung nie betreten haben würde. Er kam daselbst als ein Mann an, von dem es hieß, daß er die Begriffe Gefahr und Schrecken nicht kenne; er hatte an keiner Schlacht, an keinem Gefechte Theil genommen, ohne sich durch eine staunenswerthe Todesverachtung ausgezeichnet zu haben.

Aber dieser Unerschrockene schlich zitternd jede Nacht um das Haus, das Marigny und Helene bewohnt hatten. Die Bewohner, die jetzt daselbst aus- und eingingen, die Erben und Verwandten Marigny's, trugen Trauerkleider, Trauer um Marigny. Viktor wagte es nicht, Jemand anzusprechen; nur einmal trat er in die Loge des Portiers, der ihn nach einigem Besinnen erkannte und als alten Freund des Hauses gut aufnahm. Dieser erzählte Viktor, daß der Oberst, wie ein kaiserliches Bulletin zur Zeit erzählt hatte, tapfer kämpfend an der Berezina gefallen sei,

und daß Madame Marigny wahrſcheinlich in der Berezina umgekommen. Man erzähle zwar, daß der Oberſt, von einer ſchweren Wunde geneſen, irgendwo in Rußland noch lebe, aber das ſei ſo eine der vielen Sagen, wie ſie jetzt in Frankreich umgingen und die Familien tröſteten. Uebrigens ſei dem Oberſt das Leben gar nicht zu wünſchen, wenn ſeine Frau todt ſei. Er habe ſie zu ſehr geliebt. „Aber das wiſſen Sie ja beſſer als ich!“ fügte der Portier ſeufzend hinzu.

Viktor kam nicht wieder in die Loge des Portiers.

Er kehrte einer der Erſten, und zwar als General, mit ſeinen Truppen nach Deutſchland zurück. Der Friede war längſt geſchloſſen, Deutſchland war befreit, der Wiener Kongreß ſchien die Weltangelegenheiten auf Geſchlechter hinaus ordnen zu ſollen und General Graf Holken hatte Urlaub genommen und die Einſamkeit ſeines Schloſſes aufgeſucht. Aber die Rückkehr Napoleons von Elba rüttelte die Welt noch einmal auf, und Viktor Graf von Holken ſtand an der Spitze ſeiner Brigade bei Waterloo.

Dem Unerſchrockenen hatte man einen Poſten gegeben, der ſeiner würdig war. Er ſchützte die Flanke ſeines Korps, die in der Ebene ſtand und offen war. Er konnte von drei Seiten angegriffen, er konnte umgangen werden und er hatte außerdem eine dreifache feindliche Batterie ſich gegenüber, die von einer beherrſchenden, wenn auch nicht beträchtlichen Höhe herab Tod und Verderben ſchleuderte, um die Flanke der Verbündeten zu entblößen. Die Brigade Holken hatte nichts zu thun als das Schrecklichſte, was in einer Schlacht einer Truppe zugemuthet werden kann, ſie hatte nur zu ſtehen. So vergingen ihr Stunden, und ſie ſtand, während ihr Führer, heiterer als ſeit Jahren, auf ſeinem Pferde vor ſeinen Truppen auf- und niederritt. Sein Lächeln, ſein klares Geſicht war ein Anblick, der ſeine Soldaten mit Zuverſicht und Ausdauer erfüllte und um ſo tie auf ſie wirkte, als ſie bei ihrem düſtern General an dergle n nicht gewöhnt waren. In der That war ihm ſo heiter ur ruhig zu Muthe, wie er nicht glaubte, daß ihm n

könnte. Ein einfacher, ein überaus einfacher Traum, den er während der letzten Nacht, auf offenem Felde ſchlafend, geträumt hatte, war die Urſache dieſer Heiterkeit. Er ſah ſich auf Schloß Holken, oben auf der Plattform, in Geſellſchaft Marigny's und Helenens. Sie ſaßen zuſammen, plaudernd, glücklich, vertrauensvoll, wie ehemals um den Kamin in Paris. Helene lachte und ſcherzte, Marigny hielt ſeine Hand wie verſöhnt und ruhig vor ſich hinlächelnd. Nichts als dieſes eine Bild machte den ganzen Traum aus und dauerte, wie es Viktor ſchien, während des ganzen Schlafes, ohne ſich zu verändern. Manche ſeiner Träume hatten ſchon ſo begonnen, aber ſie endeten dann immer in Schreckniſſen: Helene, die eben gelächelt hatte, wand ſich dann plötzlich im Todeskampfe, wie damals in Dorogobuſch, und Marigny's Augen, die ihn eben freundlich angeblickt, verwandelten ſich in jene gläſernen, mit denen er ihm dort entgegengeſtürzt, die noch aus der Leiche vom Boden auf ihn angeſtarrt und die ihn ſeitdem nicht verlaſſen hatten. Aber in dem Traume der letzten Nacht war von Anfang bis zu Ende Alles klar, glücklich, verſöhnt geblieben. In ſeinem militäriſchen Leben hatte er ſo viel von bedeutungsvollen Träumen gehört, die viele ſeiner Kameraden und manche berühmte Krieger die Nacht vor der Schlacht geträumt hatten, daß er ſeinem Traum eine Bedeutung zugeſchrieben haben würde, ſelbſt wenn er nicht in Folge ſeines Grübelns und ſeiner myſtiſchen Studien zu dergleichen geneigt geweſen wäre. Er hatte die Ueberzeugung, daß ihm dieſe Schlacht ſeine Verſöhnung mit ſich ſelbſt und mit den Freunden, daß ſie ihm die Ruhe, oder mit andern Worten, den Tod bringen werde. Und war nun nicht der Poſten, den er einnahm, der Ort, um eine ſolche Verwirklichung ſeines Traumes höchſt wahrſcheinlich zu machen? Aus den Batterien dort gegenüber, die Tod und Verderben ſpieen und die fortwährend von Pulverdampf wie von einem geheimnißvollen Schleier verhüllt waren, mußte das Erwartete kommen. Der entſcheidende Moment mußte herannahen, da ihm die Ordre zukommt, vorzurücken und jene Batterien zu

nehmen: dann wird es wohl geſchehen, das Endliche! wenn ihn nicht ſchon eine der Kugeln wegreißt, die ſie unthätig hier abwarten mußten. Von Zeit zu Zeit näherte er ſich dem Offiziere, der ihm der nächſte im Range war, um Manches mit ihm zu beſprechen, was zu thun ſei, wenn er, dieſer andere Offizier, zufällig das Kommando übernehmen mußte. Dann ritt er vor der Fronte auf und ab, oder hielt ſein Pferd an, um mit Theilnahme den weißen Pulverdampf, den beweglichen Vorhang zu betrachten, hinter dem ſein Schickſal ſchlummerte.

Endlich kam der Befehl vorzurücken und die Batterien zu nehmen.

Die Batterien ſtanden, wie geſagt, auf einer unbeträchtlichen Höhe, die ſich leiſe abſenkte und als Ebene auf der Hälfte des Weges zwiſchen den Batterien und der Brigade Holken verlief. Leicht konnte man mit Kavallerie da hinanſprengen. Holken ließ ſeine Artillerie und Infanterie zurücktreten und ſammelte ſeine Reiterei. Er ſelbſt ſtellte ſich an ihre Spitze, winkte den zurückbleibenden Truppen ein bedeutungsvolles Ade, befahl, daß ſämmtliche Trompeter ins Horn ſtießen, ſchwenkte anſtatt allen Kommandos den Säbel, gab ſeinem Pferde die Sporen und ſprengte voran.

Nach den erſten Schritten empfing die Heranſprengenden eine gewaltige Artillerieſalve; von dem Momente aber ſchwiegen die Batterien, ein Anzeichen, daß Holken ebenfalls Reiterei oder Fußvolk entgegengeſchickt wurde. Noch konnte er nichts ſehen, denn der Rauch der letzten Salve lag noch dicht auf dem Feinde.

Jetzt ſprengte aus dem Rauch ein Reiter hervor; er ſtreckte ſeinen Säbel vor ſich hin, als wollte er ſeinen Folgern, die noch unſichtbar waren, den Weg zeigen. Der vorgeſtreckte Säbel war gerade gegen Viktor gerichtet, der bei dieſem Anblick ſeinem Pferd aufs Neue die Sporen gab. Im Augenblicke ſtanden die beiden Reiter einander gegenüber und hoben beide ihre Waffen, um beide verſteinert ſtehen zu bleiben, wie zwei Bildſäulen. Viktor blickte in die gläſernen Augen Marigny's, in die Augen, die

gerade so blickten, wie damals in Dorogobusch; die Waffe war ihm gerade so entgegengestreckt, wie damals; aber das Gesicht Marigny's war noch mehr verzerrt; es war abgemagert, die Knochen ragten hervor, schauerliche Todesblässe bedeckte es. Der Todte kehrte wieder, um sich zu rächen. Er sah ihn an wie ein Gerippe, und jetzt lachte er laut auf, gerade wie damals, da er den Brief gelesen. Vor diesem Lachen wandte Viktor sein Pferd und floh; Marigny lachte fort, hob seinen Säbel und schlug ihm mit der flachen Klinge auf den Rücken. General Graf von Holken bückte sich unter dem Schlage und floh weiter, die Reihen der Reiter durchbrechend, die ihn eben erreicht hatten. Panischer Schrecken ergriff sie, als sie das Schauspiel und den fliehenden General sahen — und die Flucht wurde allgemein.

Der Rest der Geschichte ist dem Leser bekannt.

Einige Tage nach der Schlacht bei Waterloo wurde General Graf von Holken infam kassirt — wegen Feigheit und feiger Flucht auf dem Schlachtfelde.

Nicht mit dem Leben hatte er seine Schuld gesühnt, sondern mit der Ehre.

Der Hetman.

Eine Geſchichte aus der Zeit des ruſſiſchen Durchmarſches durch Böhmen.

Wenn wir Kinder das Wort „die ruſſiſche Zeit," mit welchem die kurze Zeit des ruſſiſchen Durchmarſches durch Böhmen und der ruſſiſchen Einquartierung gemeint war, nur ausſprechen hörten, überlief uns das angenehmſte Gruſeln von der Welt, und wir rückten der Perſon, die es ausſprach — und das war meiſt die Großmutter — näher, um wo möglich zu den vielen Geſchichten aus der „ruſſiſchen Zeit" noch eine neue zu hören und unſer Gruſeln zu vermehren. Es ging übrigens den Erwachſenen eben ſo wie uns Kindern. Die Vorgänge in jener Zeit ſchienen den Bewohnern des bis dahin ſtillen und weltvergeſſenen böhmiſchen Dorfes ganz außerordentliche, unerhörte und große Ereigniſſe. Man erzählte von Koſaken, die das fußdicke Eis des Teiches aufhackten, um ſich zu baden, als wäre es Mitte Juli; von andern, die ſo viel Branntwein tranken, daß man ſie in Düngerhaufen vergraben mußte, damit ja die Flamme nicht aus ihrem Munde herausſchlage und ſie verzehre, — und endlich von täglichen Exekutionen, bei denen hundert und zweihundert Knutenhiebe ertheilt wurden, und nach welchen ſich die Patienten abſchüttelten, als wäre gar nichts geſchehen. O wie ſehr bedauerten wir, für dieſe ruſſiſche Zeit zu ſpät auf die Welt gekommen zu ſein und ſo außerordentliche Menſchen, die ſo viel vertragen konnten, nicht geſehen zu haben. Dieſes Bedauern wurde ſehr oft in

geweckt, da seit der russischen Zeit, d. i. seit mehr als dreißig Jahren, in unserm Dorfe nicht viel oder gar nichts vorgegangen, die Erinnerung und Phantasie der Bewohner also immer wieder und bei jeder Gelegenheit in diese merkwürdige Periode zurückschweifte, und endlich, da in unserm Dorfe lebende Monumente bestanden, die immer an die Russen erinnerten. Da war z. B. ein altes Weib, oder vielmehr eine alte Jungfer, die man nur „die Russin" nannte, aus dem sonderbaren Grunde, weil sie sich damals, da sie noch ein schönes junges Mädchen gewesen, den Verfolgungen eines Russen entzog, indem sie sich mitten im Winter ins Wasser stürzte. Wäre sie damals umgekommen, hätte sie gewiß das Volkslied als eine neue Lucretia traurig besungen; da sie aber davonkam, war und blieb sie mit ihrem Russen und mit ihrem Wassersprung eine lächerliche, mit einem Spitznamen behaftete Person. In Folge dessen blieb sie auch alte Jungfer und wurde sie von Jahr zu Jahr wilder und häßlicher. Sie sah am Ende wie eine böse alte Hexe aus, die alle Welt scheute — und das war der Lohn ihrer Tugend. Meiner leiblichen Tante, die, wie ihre Mutter, meine Großmutter, versicherte, so schön war wie die Faunus (sprich Venus), hätte es leicht eben so ergehen können, wie der „Russin." Aehnlichen Verfolgungen, wie diese, von Seiten eines russischen Offiziers ausgesetzt, versteckte sie sich eines Tages in einen Aschenhaufen, wo ihre Kleider Feuer fingen. Die Flamme verrieth sie ihrem Verfolger; er eilte herbei, rettete sie und ließ sie seitdem in Ruhe. Aber ihre Tugend hatte keine Zeugen, und so entging sie jeder Nachrede und jedem Spitznamen. Der Sprung in den Aschenhaufen und der drohende Feuertod wurde als Familiengeheimniß behandelt. — Dann war noch ein Kutscher da, der im Dorfe auch nur „der Russe" hieß, ein stiller guter Mann, der nur manchmal in Wuth gerieth, die Pferde ausgezeichnet zu behandeln, besonders den Schlitten gut zu führen wußte, und der — aber eben die Geschichte dieses Kutschers wollen wir ausführlicher erzählen.

Erstes Kapitel.

Es war im Winter des Jahres 1799 bis 1800. Die ganze traurige Gegend, welche deren Mittelpunkt, der berühmte Wallfahrtsort des „Heiligenberges," mit seinen acht Kuppeln beherrscht, war von gefrorenem Schnee bedeckt. Der Schnee glitzerte nicht heiter und erfrischend, trotz dem Frost, da die Sonne von fahlen Wolken umhüllt war, sondern breitete sich grau und unerquicklich über die Hügel und Föhrenwälder. Ebenso traurige Eisdecken blendeten die vielen Teiche des Landes, die sonst, in den Sommermonaten, mit ihrem Schimmer einiges Leben und Abwechselung in die trostlose Gegend bringen. Selbst die vergoldete, slavisch-byzantinische Mittelkuppel des Heiligenberges, unter der die wunderthätige schwarze Madonna wohnt, hatte ihren Glanz verloren; die Stadt Przibram lag fröstelnd zu Füßen des Berges. Wo die Schneedecke einen Riß hatte, blickte steiniger Boden hervor, wie ein abgemagerter Leib aus zerfetztem Bettlerrock.

Aus dem Dorfe Dubna bewegte sich ein seltsamer Zug besagter Stadt Przibram entgegen, die heute eine berühmte Silberbergstadt mit Bergakademie ist, damals aber von dem Metallreichthum der Berge vor ihren Thoren keine Ahnung hatte, ein elendes Leben fristete und sich beinahe nur vom Abfall dessen nährte, was die hunderttausend Pilger jährlich als fromme Gaben der Jungfrau und dem Probst vom Heiligenberge darbrachten.

Der Zug bestand aus einer Anzahl Bauern, an deren Spitze der Dubnaer Schulze in sonntäglicher Tracht — einem weißen, mit unzähligen Messingknöpfen besetzten, langen, über die Füße herabfallenden Schafpelze, mit einer Pelzmütze auf dem Kopfe und einem breitkrämpigen schwarzen Filzhut über der Pelzmütze — langsam einherschritt. In der Hand trug er ein hohes spanisches Rohr, während seine Begleiter mit gewöhnlichen roh- Prügeln oder stangenähnlichen Stöcken bewaffnet waren, t die Einen wie Stäbe, die Anderen wie Waffen, Spieße

Gewehre auf den Schultern trugen. In ihrer Mitte ging oder schleppte sich ein altes Weib, dessen Nacken sich unter der Last der Jahre zu beugen schien und dessen Hände hinten über dem Rücken mit Stricken zusammengebunden waren. Die Kleider der Gefangenen, obwohl für die rauhe Jahreszeit offenbar zu leicht, waren doch in einem guten Zustande; ein grauer, mit bunten Flicken besetzter Manchesterrock und eine Art langen, unten ausgezackten schwarzen Mieders, das eine rothe Schnur lose zusammenhielt, kleideten die Alte etwas phantastisch und standen in einem schreienden Gegensatz zu den struppigen grauen Haaren, welche wirr und wild den alten Kopf bedeckten. Der Ausdruck ihres ganzen Gesichtes war unter unzähligen großen und kleinen Falten, wie unter einem Vorhang, verschwunden; nur wenn sie, was selten geschah, die Augenlider erhob, kam ein überaus lebendiger, ja brennender Strahl aus grünlich-schwarzen Augen, an denen die Macht eines hohen Alters spurlos vorbeigegangen war. Sie schwieg und sah unverwandten Blickes auf den Weg, den sie zu gehen hatte, während die Bauern, ihre Begleiter, fortwährend plauderten, sich mit lauter Stimme vom Verbrechen der Gefangenen unterhielten, sie mit Schimpfreden überhäuften, oder ihr mit den grausamsten Strafen drohten, die sie in der Stadt erwarteten.

Auf der Höhe angekommen, von der aus man die Stadt schon sehen konnte, machte der Schulze Halt und sagte zu seinen Begleitern: „Bei den ersten Häusern werdet ihr mich verlassen und nach Dubna zurückkehren; nur drei von euch bleiben bei mir, um die Zigeunerin aufs Amt zu bringen."

„Warum nicht Alle?" fragte einer der Bauern.

„Weil es eine wahre Schande ist, daß ein so großer Haufe ein einziges altes Weib bewachen soll."

„Ihr irrt Euch, Schulze," erwiderte derselbe Bauer, „es ist das nicht die geringste Schande, weil es sich um eine Zigeunerin handelt, um eine Hexe, gegen die man nie eine genug große Macht aufbieten kann. Wenn es sich um unser Einen handelte,

wenn z. B. hier der Straß oder der Wlach meinen Hahn geſtohlen hätte, dann wären unſer Zwei genug, ihn durchzuprügeln oder vor's Amt zu ſchleppen, — aber bei einer Hexe! Wir ſind unſer elf, das iſt in dieſem Falle lange nicht genug, oder zu viel; wir ſollten ſieben ſein, oder dreizehn, oder einundzwanzig, oder ſiebzig, denn das ſind Zahlen, gegen die die Zauberin Nichts vermag."

„Iſt's wahr?" fragte der Schulze.

„Wie ich Euch ſage. Ich verſtehe mich auf dergleichen. Darum weiß ich auch, warum ſie mir meinen Hahn geſtohlen. Warum hat ſie nicht des Ribnik oder des Strom ſeinen Hahn geſtohlen, und gerade meinen? Weil meiner ſchwarz war und gerade zu Johannis aus dem Ei gekrochen iſt. Solcher Hähne braucht dieſes Volk zu ſeinem Teufelswerk. Glaubt Ihr, daß ich meines Hahnes auf menſchenmögliche Weiſe noch habhaft werden könnte? Unmöglich! Ich habe lachen müſſen, als Ihr ſie darauf hin verhörtet und wiſſen wolltet, wo ſie den Hahn verſteckt? Den kann ſie ſelbſt nicht mehr herbeiſchaffen, wenn ſie es tauſendmal wollte. Der iſt heute Morgen, gerade in dem Augenblicke, da er den erſten Hahnenſchrei thun und Gott im Himmel loben wollte, dem Teufel geopfert worden. Iſt's nicht ſo? Sprich, du verfluchte Hexe!" rief der Bauer, indem er ihr die Fauſt unter die Naſe hielt.

Die Zigeunerin regte ſich nicht und gab auch keine Antwort. Der Zug ſetzte ſich wieder in Bewegung.

„Wenn nur," fuhr derſelbe Redner im Gehen fort, „wenn nur die junge Hexe, die mit ihr war, nicht entkommen wäre! Ich fürchte, die macht unſere ganze Unternehmung durch irgend einen Zauber zu nichte, und die Alte entwiſcht uns oder kommt ohne Strafe davon. Aber in dem Augenblicke, da ich die Alte ergriff, ſchlüpfte die Junge wie eine Eidechſe davon, und verſchwunden war ſie im Walde, als hätte ſie ein Baum verſchlungen.

Die Gefangene hörte das Alles mit an, ohne den Mund zu

verziehen, ohne einen Zug ihres Gesichtes zu verändern. Sie wanderte fort, gebeugten Kopfes, immer den Weg vor ihren Füßen mit Aufmerksamkeit beobachtend. Plötzlich lachte sie laut auf. Die Bauern fuhren zusammen und sahen dann einander erschrocken an. „Warum hat sie gelacht?" „Was hat sie?" „Sie hat sich einen höllischen Plan ausgesonnen!" „Sie entgeht uns!" riefen sie Alle zugleich und drängten sich enger um sie, als ob sie fürchteten, daß sie jeden Augenblick auffliegen und ihnen entwischen könnte. Dann erhoben sie ihre Stöcke und drohten ihr, sie in Stücke zu schlagen, wenn sie nicht sage, warum sie gelacht habe. Aber die Alte lachte ihnen aufs Neue ins Gesicht, ohne sich um ihre Drohungen zu bekümmern. Die Bauern wurden sehr betroffen und führten sie schweigend weiter. Sie dachten über die möglichen Ursachen dieser plötzlichen Heiterkeit der Zigeunerin nach. Aber in der Nähe der Stadt angekommen, wo die Scheunen eine Art von unbewohnter Vorstadt bildeten, schlug sich der Bauer Straß vor die Stirne und rief: „Ich hab's! ich weiß, warum sie gelacht hat." Der Zug hielt wieder inne, um Straßens Ansicht mit größerer Ruhe kennen zu lernen. Dieser fuhr fort: „Seht ihr da die alte elende Scheune, die sich kaum mehr auf den Füßen hält? Warum ist sie so elend? Weil sie die älteste von allen Scheunen ist. Warum ist sie die älteste? Weil sie niemals abgebrannt ist, während alle Scheunen ringsumher schon zehnmal vom Feuer aufgefressen wurden. Warum ist diese Scheune bei den größten Bränden vom Feuer verschont geblieben? Darum! Einmal, vor vielen Jahren, kam eine Bande Zigeuner in die Stadt. Kein Mensch, wie recht ist, hat sie in seinem Hause oder auch nur in seiner Scheune beherbergen wollen, obwohl es regnete und stürmte. Da öffnete ihnen ein Bürger seine Scheune, diese alte Scheune. Sie kochten und brieten darin bei großen Feuern, während sie voll von Stroh und Getreide war. Da liefen die Bürger und der Besitzer der Scheune herbei und schrieen: Was thut ihr, verfluchte Zigeuner! ihr steckt uns ja die Stadt in Brand! — Die Zigeuner aber antworteten: Seid ruhig,

kein Funke soll hier auf das Stroh fallen und wenn wir hier noch so viele Feuer anzünden, und noch hundertmal wird der rothe Hahn über diese Scheunen und diese Stadt fliegen, auf diese Scheune, die uns beherbergt, wird er sich nie niederlassen. — Und wahr ist's. Alle Scheunen und Scheuern ringsherum sind seitdem schon zehnmal abgebrannt, und diese alte Scheune steht noch. Nie hat sie auch nur ein Fünkchen verfehrt. Aber wem gehört diese Scheune? Dem Bürgermeister gehört sie, und darum hat die Hexe gelacht. Sie weiß, er wird einer Zigeunerin Nichts anthun, weil ihm die Zigeuner so viel Gutes gethan. Vielleicht ist es Diese selbst, die den Zauber über die Scheune ausgesprochen. Das wird sie ihm sagen, und er wird sie laufen lassen. Darum hat sie gelacht."

Die ganze Geschichte, so wie die daraus gezogenen Schlüsse däuchten den Bauern sehr einleuchtend. Sie wußten nicht, was zu beginnen, und standen wieder still, um aufs Neue zu berathen. Der Schulze kratzte sich hinter dem Ohr und meinte, daß selbst ohne die Geschichte von der Scheune wenig Hoffnung da sei, die Zigeunerin ordentlich bestraft zu sehen. „Wann hat man gehört," fragte er, „daß der Bürgermeister Haug einen Menschen ordentlich hätte durchprügeln lassen? Niemals! Er läßt Niemand prügeln, er läßt die Leute höchstens auf zwei, drei Tage ins Loch stecken. Was kümmert sich so ein Zigeunerweib darum, ob es zwei Tage eingesteckt wird oder nicht? Und was haben wir davon, wenn wir ihr nicht wenigstens Fünfundzwanzig zu Wege bringen?"

„Freilich, freilich," sagte der bestohlene Bauer, „mein Hahn war doch wenigstens fünfundzwanzig Stockprügel werth."

„Aber warum läßt er denn die Leute nicht prügeln?" fragte ein Anderer erstaunt.

„Das verstehst du nicht," antwortete der Schu
Stolze, doch will ich dir's sagen: „Weil er
Kaiser Josephs stammt; der hatte es nicht
Menschen prügelte, er sagte, das sei

was — Gefühl oder Menschlichkeit. Und damals hat sich's der Bürgermeister Haug abgewöhnt."

Die Bauern murrten und fanden das dumm. Der Bestohlene schlug endlich vor, man solle die Zigeunerin selbst durchprügeln und sie dann laufen lassen; dem aber widersetzte sich der Schulze, als einer Anmaßung von Rechten, die nur den Beamten und Edelleuten gehörten.

Während sie so beriethen und sprachen, schwebte beständig ein ruhiges Lächeln auf den dünnen Lippen der Zigeunermutter und machte sie mit dem rechten Fuße gewisse Bewegungen, welche die Bauern mit scheelen Augen betrachteten, da sie sie für magische Prozeduren hielten. Sie aber that nichts Anderes, als daß sie gewisse Spuren von Schuhnägeln, die zusammen ein Dreieck bildeten, im Schnee verwischte. Diese Dreiecke im Schnee waren es, die sie zum Lachen brachten. Es waren die Spuren ihrer Enkeltochter Verunka, die dem Bauern, der sie eingefangen, entwischt war, und nach diesen Spuren hatte sie auf dem ganzen Wege so aufmerksam gesucht. So bald sie sie entdeckt, war sie unbesorgt und lachte sie laut auf. Sie wußte, Verunka war ihr und den Bauern schon nach der Stadt vorausgeeilt, und sie zweifelte nicht mehr an ihrer Rettung. Verunka, die Prinzessin des Stammes, konnte ja, was sie wollte, und wo sie war, da hatten Zigeuner keine Gefahr zu befürchten.

Darum aber erschrak die Alte auch doppelt und verschwand das spöttische Lächeln von ihren Lippen, als Straß im Laufe der Berathung mit dem Antrag hervortrat, sie nicht nach Przibram und vor den Bürgermeister, sondern nach Duschnik und vor den Hetman der Kosaken zu führen. „Dort in Duschnik," sagte er, „im Branntweinhause beim Juden, hat der Hetman sein Hauptquartier; dort wird jeden Tag geprügelt, und so geprügelt, wie man es hier zu Lande noch nicht gesehen. Die Kosaken überlegen es sich nicht so lange wie der Bürgermeister; sie schlagen gleich *los*, man braucht sie nur darum zu bitten."

Der Antrag fand großen Beifall. Sofort brach der Zug

wieder auf und betrat, mit Umgehung der Stadt, den Weg, der nach dem Dorfe Duschnik führte. Die Niedergeschlagenheit ihrer Gefangenen war ihnen ein Beweis, daß sie das Rechte gefunden, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Darum aber erschraken sie doppelt, als nach kaum halbstündiger Wanderung, da das Dorf Duschnik schon vor ihnen lag, die alte Zigeunermutter eben so laut auflachte und sich ihr Gesicht eben so schnell aufheiterte wie vorhin. Sie folgten ihrem Blicke, der an dem Kiefernwalde rechts vom Wege hing, konnten aber Nichts entdecken.

„Was siehst du dort, verfluchte Hexe?" schrie sie Straß an, indem er ihr einen unsanften Stoß versetzte.

„Meinen Schutzgeist habe ich gesehen," lachte die Zigeunerin voll Hohn und Freude, „meinen Schutzgeist, der mir überall vorauseilt, um meine Wege zu bahnen und Unheil von meinem Haupte abzuwenden. Ihr müßt eilen, wenn ihr ihm zuvorkommen wollt, denn er fliegt rasch wie eine wilde Taube."

So sprechend erhob sie den Kopf und schritt vorwärts, als wäre sie die Führerin der Schaar.

Zweites Kapitel.

Im Hof der Duschniker Branntweinbrennerei sah es wüst aus. Trotz Schnee und Kälte lagen gemeine Kosaken, sowie Offiziere, ohne Unterschied des Ranges auf der Erde und auf Bänken in allen Winkeln des weitläufigen Raumes und tranken aus großen Flaschen das schlechte Getränk, das ihnen der Jude verkaufte, schlechten, elenden Kartoffelbranntwein. Die in der Stube schienen die Kälte eben so wenig zu fürchten, wie ihre Kameraden im Hofe, denn die meisten Fensterscheiben waren brochen oder sprangen eben in Stücke, wenn sich die Zecher ihrer Lustigkeit gegenseitig durch das Fenster leere Fl[illegible] warfen. Selbst auf der Eisdecke des nahen Teich[illegible]

Gruppen. Nicht Alle zechten; Manche lagen schon im tiefen Schlafe der Trunkenheit. Der Lärm war groß, doch wurden nur wenige Lieder gehört, wohl aber viele Flüche und hie und da herzzerreißendes Weinen, denn der Russe wird im Trunke sehr weinerlich gestimmt. Der jüdische Schenkwirth lief geschäftig hin und her und bediente die Unmäßigkeit, die er so sehr verachtete. Er war der einzige Nüchterne in der ganzen Menge. Doch war dieses Haus die Kommandantur vieler Kosakenpulke, welche mehrere Dörfer der Umgegend erfüllten, denn hier wohnte der Hetman. Man konnte das auch an den vielen Ordonnanzen erkennen, die den ganzen Morgen hindurch in den Hof einritten; schwer aber hätte Jemand den Hetman selbst in dem Jünglinge erkannt, der mit aufgerissener, unordentlicher Uniform, waffenlos und beinahe so betrunken wie die Anderen, auf einer Bank vor der Thüre lag. Die Ordonnanzen, die sich ihm mit ihren Rapporten näherten, empfing er mit Flüchen oder mit Bewegungen, die verfehlten Fußstößen glichen. Sie erkannten rasch seinen Zustand und gesellten sich zu den Andern, um die Nüchternheit ihres Kommandanten abzuwarten, mittlerweile ein Glas zur Erwärmung zu trinken, und sich bald in demselben Zustande zu befinden, wie Kommandant und Untergebene.

Plötzlich aber erschien eine von Ordonnanzen und sonstigen Kosaken sehr verschiedene Gestalt am Thore des Hofes. Obwohl sie einen weitfaltigen Rock über den Kopf gezogen und ihn mit einer Hand vor dem Gesicht zusammenhielt, daß man nur zwei dunkle Augen hervorleuchten sah, konnte man an der Art, wie sie sich an die Thürpfoste lehnte und wie die Falten über ihrer Brust auf- und niederwogten, erkennen, daß sie im höchsten Grade ermüdet war und daß sie nur ausruhte, um zu Athem zu kommen. Der Jude wußte sogleich, daß der Gast eine Zigeunerin war, denn nur die Zigeunerinnen tragen die Röcke so über den Kopf geschlagen, daß sie eine große Kapuze und rückwärts einen weiten Schnappsack bilden. Er winkte ihr von Weitem, um ihr zu verstehen zu geben, daß sie hier Nichts zu suchen und sich davon zu

machen habe. Auf dieß Zeichen aber ſchlug ſie ihren Rock etwas zurück, und ein kleines braunes Geſicht mit wunderbar großen Augen und einem großen Munde, der überaus freundlich lächelte und eine unvergleichlich glänzende Reihe von Zähnen ſehen ließ, kam zum Vorſchein.

„Biſt du es, Verunka?“ rief der Jude, angenehm überraſcht, indem er ſich ihr näherte. „Biſt lange ausgeblieben — warſt wohl nicht im Lande? He? Was zu handeln?“

„Nein, Nichts zu handeln heute — ein andermal, lieber Schime!“ antwortete die junge Zigeunerin — „ſage mir ſchnell, wo ich den Hetman finden kann?“

„Den Herrn Hetman willſt du finden? Bei Gott, das iſt nicht ſchwer, den Herrn Hetman zu finden. Dort auf der Bank vor meiner Thür liegt der Herr Hetman.“

„Dieſes Kind iſt der Hetman?“

„Ja, dieſes betrunkene Kind iſt der Herr Hetman. Wer ſoll es denn ſein? Irgend Etwas, ein Graf oder ein Fürſt, darum Herr Hetman. Er ſoll übrigens ein ſtarker Gibbor ſein oder Held, wie ſich die Koſaken erzählen, wenn ſie nicht ganz betrunken ſind. Sie haben einen ſchrecklichen Reſpekt vor ihm.“

Die Zecher riefen nach einem neuen Trunk, und der Jude eilte davon. Verunka blieb an ihrem Poſten. Sie betrachtete den ſchlafenden Hetman mit prüfendem Auge und lächelte. In der That hätte der Anblick, abgeſehen von der Trunkenheit, Jedem gefallen müſſen. Es war eine überaus einnehmende Geſtalt, die des jungen Hetmans. Obwohl etwas mädchenhaft von wegen der lichten Geſichts- und Haarfarbe, der kleinen Füße und der eben ſo kleinen Hände, von wegen der ſchlanken und beinahe zarten Glieder, gaben ihm die dunklen Augenbrauen und ebenſo dunklen und langen Wimpern, die ſich auf den lichten Wangen
dunkler abhoben, der etwas breite, ſinnlich
einen Ausdruck der Entſchiedenheit, der durch eine
alle Züge ausgegoſſene Melancholie nicht gemin

aus dem ruhenden, schlafenden, in der Trunkenheit erschlafften Gesichte konnte man die Möglichkeit tiefer Leidenschaft und Erregbarkeit herauslesen. Verunka betrachtete ihn mit zusammengezogenen Augenbrauen. Offenbar hatte ihre Betrachtung ernstere Zwecke als die Freude an einem schönen Gesichte, und gewiß war sie mit dem Ergebniß ihrer Prüfung sehr zufrieden, denn ihre ernst gefaltete Stirne glättete sich bald und sie lächelte, als ob sie sich dabei sagte: Ich bin unbesorgt! Es wird gehen! — Als hätte ihn der gesammelte, feste Blick der Zigeunerin magnetisch geweckt, streckte und dehnte sich der Hetman, wandte sich ihr zu und schlug die Augen auf. In diesem kurzen Momente eilte Verunka auf ihn zu, geschickt den Schläfern und Zechern auf ihrem Wege ausweichend, wie schwebend, als ob sie den Eiertanz tanzte. Aber bevor sie bei ihm angekommen, hatte er die Augen wieder geschlossen. Sie dachte einen Moment lang nach, dann setzte sie sich zu ihm auf die Bank, hob sanft seinen Kopf auf und legte sich ihn, näher rückend, auf ihren Schooß. Dann streckte sie die Hand nach dem Schnee aus, der auf dem Holzstoß neben ihr lag, kühlte sie und legte sie dann leise auf die Stirn des jungen Mannes, der im Schlafe vor Wohlbehagen aufathmete. Sie wiederholte das mehrere Male, indem sie die Hand immer länger auf dem Schnee liegen ließ, bis er endlich die großen blauen Augen öffnete. Sie begegneten den dunkelgrünen, von langen kohlschwarzen Wimpern überschatteten Augen und dem lächelnden Munde Verunka's, die sich tief zu ihm hinabbeugte. Nach einem lauten Athemzuge blieb er wie gebannt und bewegungslos liegen, immer in das wunderbare Gesicht starrend, das ihm wie ein Traumgesicht erschien. Ein entschiedenes Lächeln dieses Gesichtes weckte ihn endlich so weit, daß er schüchtern, als ob er seinen Augen noch nicht traue, fragte: „Wer bist du?"

Anstatt aller Antwort legte Verunka noch einmal ihre kühlende Hand auf seine Stirne. Er faßte und drückte sie fester auf. „Das thut wohl!" seufzte er und fügte dann hinzu: „Ich habe dich eben im Traume gesehen, wie du auf dem Schlachtfelde von

Schwyz zwischen den Leichen hintanzteſt. Warſt du bei Schwyz mit Suwarow? Biſt du der Engel des Todes?"

„Nein," antwortete ihm Verunka in ſeiner Sprache, „nein, mein gnädiger Herr, ich bin eine arme Zigeunerin."

„Nein," ſagte der Hetman wieder, „du biſt ein Engel, aber ich weiß nicht, ob du ein guter oder böſer Engel biſt."

„Mein gnädiger Herr, ich bin eine Zigeunerin."

„Schweig!" rief der Hetman zornig, „und widerſprich nicht!"

Er erhob ſich halb und betrachtete ſitzend die Zigeunerin, die bei ſeinem Zornesausbruch die Augen niedergeſchlagen hatte, von Kopf zu Fuß. Die Zorneswolke verſchwand wieder von ſeiner Stirne und er ſagte mit Lächeln: „Fürchte dich nicht! du biſt ſo ſchön, wie ich die Tage meines Lebens Nichts geſehen habe! So ſchön wie heute bin ich noch nicht erwacht! Und meine Sprache ſprichſt du auch! Biſt du eine Botin meiner Heimat? Wo haſt du meine Sprache gelernt?"

„Am Don, gnädiger Herr, wo ich geboren bin. Ich bin die Prinzeſſin vom Don."

„Die Prinzeſſin vom Don!" lachte der Hetman, fügte aber gleich wieder ſanfter hinzu: „Du kennſt den Don und die Steppen, meine Heimat kennſt du? Ach, ich werde ſie nie wiederſehen!"

„Nein, du wirſt ſie nie wiederſehen!" beſtätigte Verunka in feierlichem Tone.

Der Hetman ſprang erſchrocken auf und blickte ihr entſetzt in die Augen. „Iſt es wahr?" rief er, „prophezeiſt du? Iſt es wahr, was ich ahne, ſeit ich die Steppen verlaſſen habe?"

„Es iſt wahr!" ſagte Verunka traurig.

Der Hetman verbarg ſeine Augen in beide Hä
weinte.

„Ich werde auf dem Schlachtfelde fall " fra e.

„Nein, du wirſt leben; aber die Liebe
vergeſſen laſſen."

„Niemals!" rief der Hetman, ich w

Er ſprang von der Bank auf und g

auf und nieder. Nach wenigen Sekunden hielt er wieder vor der Zigeunerin und fragte: „Kannſt du wirklich prophezeien?“

„So weit ich es von meiner Großmutter gelernt habe.“

„So ſage mir mehr,“ flehte der Hetman.

„Ich kann nicht,“ verſicherte die Zigeunerin; „warte, bis meine Großmutter kommt, die ſieht ſo klar in die Zukunft wie in den geſtrigen Tag.“

„Wo iſt ſie, deine Großmutter?“ fragte der Hetman ungeduldig.

„Gleich wird ſie da vor dir um das Haus biegen, von dummen Bauern umgeben, die ſie als Gefangene herbeiſchleppen, damit du ihren Büttel macheſt, du, der Hetman der Koſaken, — daß du meine arme alte Großmutter prügeln laſſeſt, du, der Edelmann. — Wie heißt du, Hetman?“

„Alexei Petrowitſch,“ antwortete der Hetman.

„Alexei Petrowitſch, mein Väterchen,“ fuhr die Zigeunerin mit zartſchmeichelnder und unterthäniger Stimme fort, „wirſt du meine Großmutter prügeln laſſen, weil ſie den dummen Bauern ein Huhn geſtohlen? Meine Großmutter iſt am Don geboren, wo du zu Hauſe biſt, Alexei Petrowitſch.“

„Ich werde ſie nicht prügeln laſſen, du Hexe, weil du es willſt und weil du mich bezauberſt mit deinen Augen und mit deiner Stimme — aber, willſt du mich dafür belohnen, ſo gebe ich dir noch was dazu und laſſe die Bauern, die ſie herbeiſchleppen, durchprügeln, ſo lange es dir Freude macht. Bleibe bei mir, Hexe; wie iſt dein Name?“

„Verunka nennen ſie mich, aber mein eigentlicher Name iſt Prinzeſſin vom Don.“

„Bleibe bei mir, Verunka,“ flehte der Hetman, indem er ſeinen Arm um ihren Nacken ſchlang, „ich langweile mich ſchrecklich mit meinen Koſaken — und du biſt ſo ſchön — ich will dich lieben — ich will dich niemals prügeln — die ſchönſten Kleider will ich den Weibern dieſer ganzen Gegend wegnehmen laſſen und dir ſchenken — meine Koſaken ſollen dich behandeln wie eine Prinzeſſin — ſei gut —“

„Hier kommen die Bauern," fiel ihm Verunka ins Wort, „zeige mir deinen guten Willen."

Der Hetman sprang wirklich rasch vom Sitze auf, stieß einige Kosaken, die ihm zunächst lagen, mit dem Fuße an, daß sie aufsprangen und sich umsahen, als ob sie vom Feinde überfallen würden. Andern, die wachend bei ihren Gläsern saßen, rief er einige Kommandoworte zu, und sogleich stürzte sich ein ganzer Haufe auf die Bauern, die eben in den Hof traten und entsetzt, sich so empfangen zu sehen, auseinanderstoben. Aber schon regnete es Hiebe auf ihre Köpfe und Schultern. Die alte Zigeunerin, um sich den dichtfallenden Schlägen zu entziehen, kauerte auf dem schneeigen Boden; Verunka war herbeigesprungen, um die Großmutter zu schützen und beugte sich über sie, während der Hetman in ähnlicher Stellung neben ihr stand, um sie ebenfalls zu schützen. Verunka drehte den Kopf nach ihm zurück und sah ihn mit dankbarem Blicke an, und während Geschrei und Verwirrung rings um die Gruppe herrschten, drückte der Hetman einen Kuß auf ihre Lippen und es war, als ob ihn diese magnetisch anzögen, denn er schlang beide Arme um ihren Hals und drückte sie immer fester an sich, bis er am ganzen Leibe zu zittern begann und plötzlich, als ob ihn die vorige Trunkenheit wieder ergriffen hätte, bewegungslos zu ihren und der alten Zigeunerin Füßen niedersank. Diese murmelte ihrer Enkelin, welche sich zu dem Hetman niedergebeugt hatte, ins Ohr: „Das ist ein Kind — mit dem kannst du machen, was du willst."

Die fliehenden Bauern hatten indessen die Kosaken nach sich gezogen, und die Gruppe blieb allein auf dem Hofe. Verunka bemerkte das, blickte um sich, beugte sich dann zu dem halbbetäubten Jünglinge nieder und flüsterte ihm ins Ohr: „Auf Wiedersehen, Alexei Petrowitsch!" Einen Augenblick darauf lief sie fliegenden Schrittes den Hügel hinan; ihr folgte die Großmutter beinahe eben so rasch, und nach einer halben Minute waren Beide hinter den Häusern des Dorfes verschw[illegible]

Der Hetman erwachte erst, als die Kosaken mi[illegible]

den Hof zurückkehrten. Ein seliges Lächeln schwebte auf seinen Lippen, wie im Traume streckte er beide Arme aus; da er aber nur kalte Luft umarmte, sprang er zornig auf und sah fragend nach allen Seiten. „Verunka!“ rief er laut ins Haus und dem Dorfe entgegen. Plötzlich wurde er milder und suchte sich zu erinnern. „Auf Wiedersehen, Alexei Petrowitsch!“ klang es noch in seinen Ohren und lächelnd ging er wieder zu seinem vorigen Sitze zurück, streckte sich aus und schloß die Augen, um zu träumen. Der glückliche Ausdruck verschwand bald von seinem Gesichte und wich einem überaus melancholischen. „Soll ich den Don und meine Heimat nie wiedersehen?“ seufzte er vor sich hin und versank in trauriges Hinbrüten. Nach einiger Zeit aber erhob er sich wieder, machte eine Handbewegung vor der Stirne, als ob er verächtliche, seiner unwürdige Gedanken verjagen wollte und sagte laut: „Bin ich nicht Alexei Petrowitsch, der zivilisirte Mensch? Habe ich nicht Voltaire und Rousseau gelesen? Welcher gebildete Mensch glaubt heute noch an Prophezeiungen und an Zigeuner? Aber,“ fügte er nach einiger Zeit bedenklich hinzu, „es ist heute Freitag, meine Liebe für Verunka beginnt an einem Freitag — das kann nur schlimm enden. Ich will dem Teufel einen Streich spielen und sie vergessen.“

Er befahl einem Kosaken, sein Pferd zu satteln, einem andern, seine Paradeuniform zu bereiten und ging entschlossenen Schrittes ins Haus.

Drittes Kapitel.

In dem eine Stunde von Duschnik gelegenen Schlosse Hluboschk war große Gesellschaft; Graf Schönborn hielt es für seine Pflicht, Fest auf Fest folgen zu lassen, um die Bundesgenossen seines Kaisers, welche seit Wochen in der Gegend lagerten, so oft wie möglich bei sich zu bewirthen. Sein Schloß, aus den Zeiten Ludwigs XIV. stammend, war zu großen Festlichkeiten

ganz geeignet. Die Empfangssäle schlossen sich unmittelbar an große Treibhäuser an, die im Winter von den herrlichsten Pflanzen aller Zonen erfüllt waren, und an diese wieder fügte sich ein gewaltiger geschlossener Raum, dessen Wände aus Felsblöcken bestanden, daß man sich da in einer wilden Felsenschlucht zu befinden glaubte. Die Felsen bildeten vielfache versteckte Winkel und Grotten, die, mit Schlingpflanzen überdeckt, hie und da von einem murmelnden Wasserfaden, wie von einer Quelle mit angenehmem Geräusch, erfüllt waren. Die Treibhäuser und der Felsensaal waren der Lieblingsaufenthalt der Gesellschaft. Sie waren so weitläufig, daß sich daselbst Hunderte von Gästen zerstreuen und in einzelne Gruppen vertheilen konnten, ohne von den Andern gestört oder belauscht zu werden. Dieß war bei dem Zustande, in welchem sich die gewohnte Gesellschaft des Grafen Schönborn seit einigen Wochen befand, sehr wünschenswerth, denn die fremden Offiziere standen zu den Damen dieser, an Schlössern und Edelsitzen so reichen Gegend bereits in solchen Beziehungen, denen stille Winkel, in die man sich zurückziehen und Liebesworte austauschen konnte, sehr willkommen waren. Es störte nicht, was man in der ganzen Umgegend von den Wildheiten und Ausschweifungen der Bundesgenossen erzählte; es war ein großer Unterschied zwischen Gemeinen und Offizieren, oder es war wenigstens ein großer Unterschied zwischen den Offizieren in ihrem Benehmen gegen die armen Einwohner des Landes und zwischen den Offizieren und ihrem Benehmen, wenn sie als Gäste in den Schlössern erschienen. Die Meisten von ihnen sprachen etwas Deutsch und vortrefflich Französisch; sie waren überaus fein in ihren Manieren und höchst zuvorkommend gegen die Damen — und endlich waren sie Alle adelig, und Viele von ihnen trugen stolze Fürstentitel. Der Beliebteste unter ihnen war unstreitig Alexei Petrowitsch, Fürst von Nasumoff, den selbst seine Vorgesetzten, Oberste und Generäle, mit großer Rücksicht behandelten. Er war anerkannt der schönste Offizier [illegible] ganzen Armeekorps; Keiner nahm sich zu Pfer

Schon so frühe Hetman, prophezeite man ihm eine rasche und glänzende Carrière um so lieber, als er seinen im Verhältniß zu seinem Alter hohen Rang, wie es wenigstens den Anschein hatte, nicht blos seinem Fürstentitel, sondern auch verschiedenen Beweisen der Tapferkeit verdankte, die er in den Schlachten Suwarows auf dem Gotthard und bei Schwyz ablegte. Außerdem war er, was man unter den Adeligen Böhmens „höchst gebildet" und unter seinen Landsleuten „civilisirt" nannte. Er war von einer deutschen Amme und einem französischen Hofmeister erzogen, und man bewunderte an ihm eine große Belesenheit und eine Konversation, von der man sagte, daß sie eines Pariser Salons würdig wäre. Im Schlosse des Grafen Schönborn war er besonders beliebt, denn der Graf Schönborn hatte eine arme Nichte, Gräfin Emilie Ginetz, die aus ihrer Liebe zu Alexei nach der damals herrschenden Sitte kein Hehl machte, und der Graf wäre sehr froh gewesen, wenn der Hetman, der für ziemlich leichtsinnig galt, die Nichte ohne Mitgift auf die Croupe seines Pferdes genommen hätte und mit ihr in den Steppen am Don verschwunden wäre. Man behauptete darum auch, daß die Feste, die er den russischen Offizieren gab, vielmehr eine Schlinge für Alexei als ein Beweis für den Patriotismus des Grafen und seine Liebe zu den Bundesgenossen sei.

Gräfin Emilie sah übrigens gar nicht darnach aus, als ob man viele Schlingen zu legen brauchte, um einen Mann für sie einzufangen. Ihre schönen, aus dicken Wimpern sehnsüchtig und lächelnd zugleich hervorblickenden Augen warfen der Netze genug, denen schwer zu entgehen war. Diese Augen wurden außerdem durch ein Gespräch unterstützt, durch eine Redekunst, die ein holdes Gemisch von Verstand und romantischer Schwärmerei war, und selbst wenn sie schweigend auf einer der steinernen Bänke in einer der Grotten des Felsensaales hingegossen lag, machte sie den Eindruck einer unwiderstehlich lockenden Nymphe. Wenn sie dem Hetman von seinen Steppen am Don sprach, glaubte er selbst, daß diese schöner seien, als die herrlichsten Gegenden der Schweiz,

die er in Suwarows Heere kennen gelernt, und wenn sie ihn selber reden ließ und immer nur aus ihm hervorlockte, wovon sie wußte, daß er es gelernt oder gelesen hatte, hielt er sich für einen der gebildetsten Menschen des Jahrhunderts. Er war ihr für dergleichen überaus dankbar, in ihrer Gesellschaft fühlte er sich am wohlsten, und es war beinahe keinem Zweifel mehr unterworfen, daß Graf Schönborn mit ihm seine Zwecke erreicht haben werde.

Die Sache schien abgemacht, und Niemand nahm es der Gräfin Emilie übel, daß sie, die Einsamkeit suchend, in einem Winkel des Felsensaales lag und die ganze Gesellschaft vernachlässigte, so lange Alexei Petrowitsch fehlte. Der Verdruß, der sich über sein langes Ausbleiben auf ihrem schönen Gesichte deutlich genug ausdrückte, war nur ein Zeichen ihrer Liebe, und die jüngsten Offiziere waren nicht beleidigt, sich mit kurzen Worten abgespeist und Gräfin Emilie erst lächeln zu sehen, als der Bediente den Fürsten Nasumoff ankündigte.

Alexei trug seine glänzende Paradeuniform, auf der Brust die großen Sterne des Annen- und Wladimir-Ordens, aber auf dem Gesichte nicht die lächelnde Heiterkeit, die man in Gesellschaft an ihm gewohnt war. Auch dankte er kurz den Gästen, die ihn rechts und links empfingen, und ging wie ein Träumer durch die Säle und Gewächshäuser. Man fand das natürlich, denn er suchte augenscheinlich das stille Plätzchen auf, wo er mit Emilien zu plaudern pflegte und wo sie in der That auch schon wartete. Aber Alexei ging auch hier vorüber und geraden Weges immer weiter, bis wo die Felswand seinen Weg abschnitt. Gedankenlos kehrte er um und wanderte den ganzen langen Weg wieder zurück, ohne Emilien nur bemerkt zu haben. Die Damen fragten sich, was das bedeuten möge, seine Kameraden meinten, er werde heute zu viel getrunken haben. Gräfin Emilie erhob sich ärgerlich und knüpfte mit dem ersten, besten
und erhitzte sich bald so sehr, daß man
Alle Welt blickte sie mit Staunen an,

nach langem Hin- und Herwandern endlich hingesetzt, das Kinn in die Hand gestützt hatte und mit weit offenen Augen, ohne zu sehen, vor sich hinstarrte. Emilie, wie sehr sie bei ihrem Gegenstande zu sein schien, beobachtete ihn doch fortwährend, und so bemerkte sie auch, daß er die Lippen bewegte und von Zeit zu Zeit bald leise, bald lauter Etwas vor sich hinmurmelte. Sie näherte sich unmerklich, und da er wieder zu sprechen anfing, schwieg sie plötzlich, und sie und die nächste Umgebung hörten deutlich, wie er kopfschüttelnd und mit einer gewissen Zärtlichkeit in der Stimme vor sich hinlispelte: „Auf Wiedersehen, Alexei Petrowitsch!"

Emilie und die Gesellschaft lachten so laut auf, daß Alexei aus seinem Hinbrüten erwachte und sich erstaunt umsah. Emilie ließ sich diese Gelegenheit nicht entgehen, ihn anzureden, da es auch den Anschein haben konnte, als ob sie ihm nur einen Gefallen erweisen und ihn aus seiner Verlegenheit reißen wolle. — „Fürst Nasumoff," rief sie, „Sie haben geträumt und aus dem Traume gesprochen."

„Ja," antwortete er, stand auf und verneigte sich vor der Gesellschaft, wie zur Entschuldigung für sein bisheriges Benehmen, schüttelte den Kopf, als wollte er in der That einen Traum abschütteln, und fügte lächelnd hinzu: „Ich habe einen Traum gehabt, ich weiß nicht, ob gut oder bös, aber es scheint mir, als wär' es ein prophetischer Traum gewesen."

„Sie sind also doch abergläubischer, als Sie zugeben wollen," lachte Emilie. „Das vorige Mal, als ich Ihnen einen Traum erzählte und ihn von Ihnen gedeutet haben wollte, haben Sie mich ausgelacht und mir sehr gelehrt bewiesen, wie die meisten Träume vom Nachtessen abhängen, oder vom Buche, das wir im Bette lesen."

„Allerdings," erwiederte Alexei, „allerdings ist es so, aber man träumt manchmal so lebhaft, daß der Traum die Bedeutung eines Erlebnisses erhält, und wieder erlebt man manchmal so sonderbare Dinge, daß man sie einen Augenblick später für Traumerscheinungen halten möchte."

Das Gespräch, einmal begonnen, floß so lebhaft fort, wurde von Alexei in so gebildeter und feiner Weise fortgeführt, und dabei benahm er sich so rücksichts- und formvoll gegen Alle, die sich in das Gespräch mischten, daß es schwer gewesen wäre, in ihm denselben jungen Menschen zu erkennen, der heute Morgen, vom Branntwein berauscht, inmitten berauschter Kosaken von der Zigeunerin gefunden und geweckt worden. Wer ihn in beiden Lagen gesehen hätte, würde sich gesagt haben müssen, daß in dieser zarten und schönen Gestalt zwei von einander verschiedene Menschen, zwei einander ganz unähnliche Seelen wohnten; ja, er sollte diese Voraussetzung noch in derselben Stunde bestätigen, denn mit einem Male brach er das Gespräch ab, wandte der Gräfin Emilie und den Gästen, die sich um sie gruppirt hatten, den Rücken, und starrte plötzlich stumm und regungslos in das anstoßende Glashaus, aus dem ihm der Schall eines Tambourins entgegentönte. „Da ist sie!“ rief er jubelnd aus und eilte hinein, wo sich bereits ein großer Theil der Gesellschaft versammelt hatte, um die Zigeunerin Verunka tanzen zu sehen.

Graf Schönborn, immer darauf bedacht, seine Gäste aufs Angenehmste zu unterhalten, hatte die Zigeunerin, von deren Schönheit und Anmuth im Tanze in der Gegend viel gesprochen wurde, für diesen Abend engagirt. Sie erschien in einem phantastischen Anzuge von rothem und schwarzem Sammet, der mit Goldflittern bedeckt war. Zarte Brust und Schultern, beide tief gebräunt, aber von einem feinen Goldglanze bedeckt, blickten aus dem Mieder hervor, während ein kurzes Röckchen andere anmuthsvolle Formen, eine überaus feine Fessel über zartem Füßchen, sehen ließ. Sie stand in der Nähe von Palmen und Myrthen, schlug ihr Tambourin über dem Kopfe und bewegte nur ihren Oberkörper sanft hin und her. Die ganze Gesellschaft blickte sie mit außerordentlicher Theilnahme an und schien es nicht erwarten zu können, daß die Zigeunerin den eigentlichen Tanz beginne. Die Männer lächelten unwillkürlich, und offenbar erweckte es in ihnen ein angenehmes Gefühl, wenn Verunka, von Einem

zum Andern blickend, ihr Auge auf ihnen ruhen ließ. Aber es fiel ihnen auch auf, daß von dem Momente an, da sie Alexei ansah, ihre Blicke die Wanderung einstellten und auf seinem Gesichte haften blieben. Ein Lächeln, wenn auch bei Manchem sich der Neid dahinter versteckte, verbreitete sich über alle Gesichter, und man bewunderte das geübte Auge der Zigeunerin, das so rasch den schönsten Mann der Gesellschaft herausgefunden hatte. Emilie allein ahnte, daß sich Alexei und die Tänzerin hier nicht zum ersten Male sahen, denn, neben ihm stehend und ihn aufmerksam betrachtend, hörte sie, wie er, als ihn das Auge Verunka's traf, abermals wie vorhin: „Auf Wiedersehen, Alexei Petrowitsch!" lispelte. Rasch flog ihr Blick zur Zigeunerin hinüber, und es war ihr, als ob der Name Alexei Petrowitsch auch auf ihren Lippen schwebte. Es dauerte keine Minute und der Hetman nahm die Aufmerksamkeit der Gesellschaft weit mehr in Anspruch als die Tänzerin, trotz ihrer Anmuth. Diese bewegte sich jetzt, das Tambourin schlagend, in beinahe wilden Kreisen durch den offen gelassenen Raum; jeder ihrer Bewegungen folgte der junge Mann mit Blicken, die versteinert schienen, während seine Brust sich tief athmend auf- und niederhob und seine Nüstern wie bei einem Pferde edler Race sich weit öffneten. Ein Lächeln überflog sein Gesicht, als sich ihr Tanz plötzlich in einen Kosakentanz verwandelte. Die andern anwesenden russischen Offiziere klatschten in die Hände und freuten sich dieser Erinnerung an ihre Heimat. Manche zogen Dukaten aus der Tasche und warfen sie auf den Boden vor Verunka hin. Alexei aber stand regungslos, nur daß sich sein Oberkörper unmerklich nach und nach vorwärts beugte, bis er weit vorgebückt und aus der Reihe der Zuschauer hervorragend dastand. Hie und da hörte man ein bald lautes, bald unterdrücktes Lachen, welches dieser in der That komischen Geberde galt. Alexei aber hörte nichts. Er lachte wohl auch einmal auf, als Verunka mit großer Geschicklichkeit, und mit noch größerer Verachtung in ihrem Mienenspiele, mit den Spitzen ihrer Füße die hingeworfenen Gold-

stücke von sich schleuderte, daß sie zwischen den Füßen der Zuschauer und den aufgestellten Gartentöpfen verschwanden. Es sah aus, als müßte er das Gleichgewicht verlieren und vorn hinfallen, wenn man ihn nur leise berührte; vielleicht dachte und beabsichtigte das auch die Gräfin Emilie, als sie mit verhaltenem Aerger und grimmig lächelnd zu ihm sagte: „Wenn Sie mit der Zigeunerin tanzen wollen, so thun Sie es doch — geniren Sie sich nicht," und als sie bei diesen Worten ihn am Arme faßte und leise vorwärts stieß. Alexei fiel nicht, aber er folgte der Aufforderung der jungen Dame, sprang mit einem Satze vorwärts und tanzte plötzlich, zur größten Ueberraschung der Gesellschaft, seinen heimatlichen Tanz mit der Zigeunerin.

Die russischen Offiziere lachten, manche applaudirten; die einheimischen Gäste murmelten. Gräfin Emilie wandte sich entrüstet um und verließ den Saal; das Alles kümmerte den Hetman nicht, für ihn war nur die Zigeunerin da; auf seinem Gesichte malte sich die höchste Leidenschaft; er verschlang sie mit seinen Augen, und es war offenbar, daß außer ihr nichts, weder die Gesellschaft noch die Welt, für ihn vorhanden war. Die Gäste hatten diesen Ausdruck kaum bemerkt und unter einander zu ziscleln angefangen, als ihnen schon eine neue Ueberraschung bereitet war. In dem Augenblicke, da Alexei sich, den Touren des Kosakentanzes folgend, der Zigeunerin näherte, faßte er sie um den Leib, und einen Augenblick später war er mit ihr aus der Gesellschaft verschwunden. Mit erstaunlicher Kraft und Elasticität hatte er sie an seine Brust gehoben und mit einer Schnelligkeit, die keine Besinnung aufkommen ließ, die Reihen der Zuschauer durchbrochen. Bald waren seine Schritte und das Geklirre seiner Sporen im entferntesten Vorsaale verklungen, und als sich einige seiner Kameraden faßten und ihm lachend nacheilten, schwang er sich schon im Hofe mit der Zigeunerin auf ein Pferd und fort galoppirte er mit ihr durch die Nacht, wie Emilie wünschte, daß er sie entführen solle.

Emilie kam in dieser Nacht nicht wieder zum Vorschein

Graf Schönborn, der seine Pläne vereitelt sah, war entrüstet und konnte seinen Aerger nicht verhehlen, als er sah, wie die Kameraden Alexei's die Sache so leicht nahmen und als einen herrlichen Kosakenstreich rühmten und belachten.

Nur einer der russischen Offiziere, und zwar ein Oberst und Vorgesetzter Alexei's, schien die Sache ernster zu nehmen, und alle seine Kameraden wußten, was den Obersten Nicolajeff bewog, ein so ernstes Gesicht zu machen. Er war, seit die russischen Offiziere in das Schloß Hluboſch kamen, bei Emilien der Nebenbuhler Alexei's. Seit einiger Zeit hatte er es aufgegeben, mit ihm zu rivalisiren, denn wenn er sich auch nicht sagte, was Jedermann dachte, daß seine lange Don Quixote-Gestalt mit dem magern braunen Gesichte, dessen Haut sich von oben nach unten in lange, unzählige Falten legte, nicht gemacht sei, den schönsten Offizier des ganzen Armeekorps auszustechen, so sah er doch ein, daß er hinter dem jüngern Alexei, hinter seinem Fürstentitel, hinter seinen Orden und hinter der prophezeiten großen Carrière zurückstehen müsse. Jetzt, da sein Nebenbuhler das Haus auf eine Weise verließ, die an keine Rückkehr zu denken erlaubte, und da er Emilien die Gesellschaft im höchsten Zorne verlassen sah, glaubte er die Zeit gekommen, um seine Bewerbung wieder aufzunehmen. Während die andern Offiziere noch lachten und die übrige Gesellschaft sich über den erlebten Skandal unterhielt, trat er leise aus dem Gewächshause in den Felsensaal, wandte sich sogleich der verborgensten Grotte zu und fand dort, was er suchte. Emilie saß da und weinte Thränen des Zornes.

„Gräfin," sagte Oberst Nicolajeff, indem er vor ihr stehen blieb und die linke Hand an den Degengriff legte, „Gräfin, Sie haben einen Affront erlebt. Es reicht für mich hin, Sie eine Minute lang geliebt zu haben, um jetzt die Pflicht der Züchtigung, der Rache an jenem Knaben zu übernehmen. Sie haben meine Liebe verschmäht, verschmähen Sie die Dienste meines Degens nicht."

Oberst Nicolajeff war nichts weniger als ein Don Quixote, aber es war ihm Recht, daß ihn seine Gestalt dazu stempelte und daß ihn Jeder für den Typus eines irrenden Ritters hielt. Das gab ihm ein gewisses Ansehen und setzte Muth und Tapferkeit voraus. Seiner Rolle gemäß setzte er auch seine Worte und er liebte es, ritterliche Gefühle auszudrücken, hütete sich aber dabei vor Uebertreibung, welche die Wahrhaftigkeit seines Wesens in zweifelhaftem Lichte hätte erscheinen lassen. Gräfin Emilie war aus hoher Familie, er selbst der Sohn eines geadelten Armeelieferanten, was ihm in der russischen Armee eine unangenehme Stellung bereitete. Eine Frau von altem Adel, wie Emilie, war das höchste Ziel seines Ehrgeizes; ihre Armuth schreckte ihn nicht ab, da er von Hause aus ein großes Vermögen besaß, und Graf Schönborn, ihr Onkel, konnte ihm den Uebertritt in die österreichische Armee, wo man seine Vergangenheit nicht kannte, wo aber der Name seiner Frau in hohen Ehren stand, erleichtern. Diese Berechnung führte ihn bald nach seiner Ankunft in dieser Gegend zu den Füßen Emiliens, und führte ihn jetzt wieder als ihren Ritter und Rächer zurück. Emilie, die ihre Pläne auf den Hetman und Fürsten gescheitert und sich außerdem bloßgestellt sah, sagte sich rasch, daß sie den ersten besten Ersatz ergreifen müsse, und ungefähr eben so berechnend, wie ihr Ritter, ließ sie ihre Thränen noch reichlicher fließen, blickte ihn mit gerührter Dankbarkeit an, und die Hand nach der seinigen ausstreckend, lispelte sie: „Meine Liebe für eine blutige Rache!“

Nicolajeff verneigte sich mit ehrerbietigem Gesichte und that, als wollte er sich, ihr unterthäniger Diener, wieder entfernen, nachdem er ihre Meinung entgegengenommen, als wollte er sich dieser Liebe erst freuen, wenn er den Preis der Rache dafür geliefert; aber Emilie faßte seine Hand aufs Neue und zog ihn zu sich auf ihren Sitz herab.

Viertes Kapitel.

Nicht Alexei lenkte die Zügel des Pferdes, auf das er sich mit Verunka geschwungen hatte. Er warf sie ihm auf den Nacken und ließ es dahinlaufen, gewiß, daß es, wie immer, ins Quartier zurückkehren werde. Bedurfte er doch der Freiheit beider Arme, um die Zigeunerin zu umschließen und an seine Brust zu drücken. Diese aber, während sie in seinen Armen lachte, ergriff die Zügel und leitete das Pferd nach ihrem Willen. Alexei, im Rausche seines Glückes, bemerkte nicht, daß sie, anstatt durch die Allee dem Dorfe Duschnik entgegenzureiten, sich immer tiefer in jene Gegenden des Waldes verloren, die man die neue Welt nennt, weil man erst vor nicht langer Zeit durch dicht verwachsenes Urgestrüpp dahin vorgedrungen war. Der rhythmische Hufschlag seines Pferdes, die Liebkosungen der Geliebten berauschten ihn so sehr, daß er es nicht fühlte, wie sie endlich in ein Dickicht drangen, wo die Zweige an sein Gesicht schlugen und Gestrüpp seine Kleider in Fetzen riß. Erst als das Pferd plötzlich inne hielt, erwachte er aus seinem Traume und glaubte wirklich in einer neuen Welt angekommen zu sein. Er befand sich in einer Waldlichtung, die ringsumher von einer uralten Vegetation, wie von einer undurchdringlichen Mauer, umgeben war. Er sah sich um und konnte bei dem hellen Scheine des Mondes, des Schnees und der vielen Feuer, die auf dem Platze brannten, nicht die Stelle erkennen, an der er aus dem Dickicht hervorgebrochen. Baumzweige und Gestrüpp hatten sich wie eine Thür hinter ihm geschlossen. Nicht weniger überraschte ihn das Schauspiel, das sich ihm auf dem weiten schneebedeckten Bühel darbot. Wie kleine Hügel erhoben sich unmittelbar aus der Erde an fünfzehn bis zwanzig Dächer, welche über breite Gräben gedeckt waren. Vor dem Eingang einer jeden solchen Kellerwohnung, in die man von außen blicken konnte und die alle gegen Süden gekehrt waren, brannte ein großes Feuer, welches das Innere der

Zigeunerwohnungen erhellte. Drinnen, bunt durcheinander gemischt, lagen Männer, Weiber, Kinder und allerlei Vieh. Nur eine der halb unterirdischen Hütten, die größer war als die andern, schien leer, und in diese führte die Zigeunerin ihren Gast. Als er eintrat, erhob sich in einem Winkel die Alte, die er diesen Morgen aus den Händen der Bauern befreit hatte.

Das Abenteuerliche seines Rittes, und der romantische Anblick des Zigeunerlagers hatten Alexei's aufgeregte Lebensgeister noch mit einer Art poetischer Heiterkeit erfüllt; es war ihm, als wäre er in ein Mährchenland eingeritten, wo ihn nur Glück erwartete. Von Verunka über die Schwelle ihrer Hütte geführt, fühlte er sich, in der Vorahnung unendlicher Freuden, von Wonneschauern durchrieselt. Aber der Anblick der alten Zigeunermutter, und wie sie sich in ihrem Winkel aus den Decken und Hüllen herauswickelte, erfüllte ihn plötzlich wieder mit Trauer. Er dachte an die Prophezeiung Verunka's, daß er seine Heimat nicht wiedersehen solle und daran, daß die Alte noch besser in die Zukunft blicken und sein trauriges Loos noch bestimmter erkennen könne. Es flog ihm durch den Sinn, sie sogleich zu befragen; er legte die Hand auf beide Augen und dachte nach. Als er wieder aufblickte, entschlossen, keine Frage zu thun, um sich das gehoffte Glück nicht zu stören, war die Zigeunermutter aus der Hütte verschwunden.

Ungefähr um dieselbe Stunde ritt die lange Gestalt Oberst Nicolajeffs dem Dorfe Duschnik zu. Neben ihm trabte auf kleinem Pferdchen sein dicker Kapitän Veragin, den man schon darum, weil er immer in Gesellschaft des langen Obersten zu finden war, seinen Sancho Pansa nannte. Dieser schien mit [illegible] nächtlichen Ritte nicht ganz zufrieden und sah mit verdrieß Gesichte über die schneebedeckte Landschaft hin. Anfangs er seine Meinung über diesen unangenehmen nächtlichen Rit durch lautes Gähnen kund thun, das er überaus da sich aber sein Oberst nicht darum kümmerte, Meinung in Worten aus. „Michael Iwan

demüthig und etwas zurückhaltend an, „Michael Iwanowitsch, meinst du nicht auch, daß es nach dem guten Trunke beim Grafen Schönborn besser wäre, daheim auszuschlafen, oder wenigstens in Ruhe die Wirkungen des Weines, daran Unsereins nicht gewöhnt ist, mit einem guten Trunk Wotka unschädlich zu machen?"

„Pavel Sergewitsch," erwiderte der Oberst verweisend und mit hohler Stimme, „die Ehre steht höher als alle Ruhe und als der beste Trunk. Michael Iwanowitsch, dein Oberst, ist gewohnt, Alles der Ehre zu opfern, als der Sohn eines altadligen Hauses, dessen Ahnen schon unter dem heiligen Alexander Newski gekämpft haben."

Veragin kratzte sich hinter den Ohren und war um eine Antwort verlegen. Er wußte, daß es sich nicht schicke, etwas gegen die Ehre zu sagen, doch schien ihm sein Oberst dieses Gefühl etwas zu übertreiben; daran hielt er sich auch und erlaubte sich die unterthänigste Bemerkung: „Ich diene jetzt seit zweiundzwanzig Jahren, aber bei uns Kosaken ist in dieser ganzen Zeit kein Duell vorgekommen. Ich habe wohl gehört, daß sie in den Gouvernements, die an das Ausland stoßen, diese Dummheit der Franzosen und Deutschen nachahmen und einander niederstechen oder niederschießen, aber bei uns Kosaken hat von jeher die gute Sitte geherrscht, und herrscht noch heute, daß man seine Streitigkeiten mit der Faust abmacht und daß man an einem blauen Auge genug hat. Seine Majestät der Zaar bezahlt uns nicht, daß wir uns für sein Geld unter einander todtschlagen, er bezahlt uns, daß wir unter Suwarow die ungläubigen Franzosen zur Ehre Gottes und des heiligen Nikolaus ausrotten."

„Pavel Sergewitsch," entgegnete wieder der Oberst, „das sind Dinge, die du nicht verstehst."

„Sehr möglich, ja wahrscheinlich," gab der Kapitän zu, „ich bin kein Studirter, und spreche auch nicht Französisch, ich weiß es, ich bin leider Gottes nicht zivilisirt und bin auch niemals in Petersburg gewesen, aber das verstehe ich, Michael Iwanowitsch,

daß es dir nicht so glatt abläuft, wenn du den Fürsten Nasumoff zusammenschießest. Es mag sein, daß deine Ahnen unter dem heiligen Alexander Newski gekämpft haben, aber ich glaube, daß man das in Rußland vergessen hat, und so viel ich weiß, hat Alexei auch größere Protektionen als du."

„Thut nichts," brummte der Oberst, „er muß mir doch vor die Klinge — ich habe meine Ursachen."

„Deine Ursachen in Ehren, deine Tapferkeit in noch höhern Ehren," sagte der Kapitän, indem er sich auf seinem Pferde verneigte — „aber —"

„Nun, aber?" herrschte ihm der Andere entgegen; „heraus mit dem Aber!"

„Alexei Petrowitsch, der läßt sich auch nicht so leicht abschlachten wie ein gutmüthiges Schaf."

Der Oberst schwang seine Hand in die Luft und rief laut in die Nacht hinaus, als ob er wünschte, daß die ganze Welt seine Worte höre: „Dergleichen hat Oberst Nikolajeff nie bedacht." Dann wandte er sich seinem Begleiter zu und sagte im gemessenen Tone des Vorgesetzten: „Und jetzt bist du stumm und sprichst kein Wort mehr, bis ich es dir erlaube." Der Kapitän schlug ein Kreuz über Stirn und Brust als Zeichen seiner Unterwerfung, verneigte sich abermals, und schweigend ritten die Beiden durch die Nacht und bei Morgendämmerung in das Dorf ein.

Sie fanden das Nest leer, was dem Obersten eine große Enttäuschung war, da er der Gräfin gerne so schnell wie möglich Beweise seiner Ritterlichkeit gegeben hätte; vor Allem aber, weil er die Möglichkeit einer Versöhnung fürchtete, der er durch eine entscheidende That zuvorzukommen wünschte. Zum Glücke war das Quartier Alexei's eine Branntweinschenke, in der Heimkehr ohne Langeweile abwarten konnte. Der Obe wieder die Zunge seines Begleiters, der aber vor der B weinflasche in freiwilliger Stummheit beharr vor, und Alexei kehrte nicht zurück. würdig, ihn so lange zu erwarten, auch h

Schlosse Hluboſch über deſſen Ausbleiben zu berichten, und er befahl dem Kapitän Veragin, auf ſeinem Poſten zu verharren und nicht von der Stelle zu weichen, bis Alexei zurückgekommen. Dann ſollte er als ſein Kartellträger auftreten und den Hetman im Namen des Oberſten zu einem Zweikampfe herausfordern. Veragin war mit einem ſolchen Poſten wohl zufrieden. Bereits mit dem ganzen Kopfe in allerlei Dünſten und Nebeln ſteckend, hörte er aus den Worten ſeines Vorgeſetzten nur den angenehmen Befehl heraus, vor der Flaſche ſitzen zu bleiben. Wohlgefällig und lächelnd nickte er zu Allem Ja und verſicherte lallend, daß ſich der Oberſt auf ihn verlaſſen könne und daß er Alles zu ſeiner Zufriedenheit beſtellen werde.

Veragin hielt inſofern ſein Wort, als er ſich in der That von der Stelle, an die ihn ſein Oberſt geſetzt hatte, nicht entfernte. Dort ſchlief und wachte er abwechſelnd, und wenn er von Dunkelheit umgeben war, glaubte er, es ſei noch die Nacht, in welcher er hier angekommen, und wenn es hell um ihn war, hielt er das für den erſten Tag, den er in der Schenke verbrachte. Aber es waren in Wirklichkeit ſeit ſeiner Ankunft in Duſchnik bereits zwei Tage und zwei Nächte verfloſſen, ohne daß Alexei zurückgekommen wäre, ohne daß er ſeinen Auftrag hätte beſtellen können. Endlich am dritten Tage, da er nach langem Schlafe, unmittelbar am Fuße ſeines ehemaligen Sitzes liegend, die Augen aufſchlug, glaubte er, in einem Winkel derſelben Stube Alexei mit ſeinem Lieutenant Yegor ſitzen zu ſehen. Doch war er nicht gewiß, ob er wirklich den Hetman Alexei Petrowitſch vor ſich habe; daran waren ebenſowohl die Nebel ſchuld, die noch auf ſeiner Stirne lagen, wie das etwas veränderte Ausſehen des Hetmans. Alexei's Kleider hingen in Fetzen von ſeinem Leibe, ſein Haar, ganz verwildert, ſträubte ſich zum Theil in die Höhe und deckte anderntheils herabfallend ſein überaus blaſſes Geſicht. Seine Augen glühten fieberiſch und hatten trotzdem einen überaus melancholiſchen Ausdruck. Er ſaß gebückt da, hielt die Hand ſeines Lieutenants, der eben ſo jung war wie er ſelbſt, und

ſprach zu dieſem mit einer Stimme, die erzitterte, als ob er jeden Augenblick in Weinen ausbrechen wollte.

„Wie mir jetzt zu Muthe iſt,“ ſagte der Hetman, „weiß ich wirklich nicht, ob ich geträumt habe, oder ob ich wirklich das Alles erlebte. Ich glaube an Zauberei. Die ganze Geſchichte iſt wie ein Märchen, und die Zigeunerin iſt nur eine Fee, die mich liebt. Wo iſt das Land, in dem ich dieſe Zeit zubrachte? Nirgends. Frag' alle Leute der Umgegend. Es wird dir Niemand Etwas von der glückſeligen Stelle im Walde ſagen können. Ich weiß nicht, wie ich wieder hierher gekommen, und weiß auch nicht, wie ich wieder den Weg dahin finden werde.“

Bei dieſen Worten ſprang der Hetman auf. Der Gedanke, den er eben ausgeſprochen, erſchreckte ihn. Er war bereit, ſogleich abermals fortzureiten und zu verſuchen, ob er den Weg in die Waldlichtung nicht wieder auffinden könne. Aber ſein Lieutenant zog ihn auf den Sitz zurück und beruhigte ihn mit der Verſicherung, daß jene verzauberte Stelle auf Erden und nicht fern vom Dorfe liege, und daß Verunka, wenn ſie ihn wirklich ſo liebe wie er ſagte, im ärgſten Falle dafür ſorgen werde, daß er den Weg zu ihr wieder auffinde. Der Hetman, der das Bedürfniß hatte, von ſeinem Glücke zu ſprechen, ſetzte ſich wieder hin und begann lächelnd: „Alſo drei Nächte und drei Tage ſagſt du, daß ich ausgeblieben?“

„So iſt es,“ beſtätigte Yegor, „drei Nächte und beinahe drei Tage.“

„Nicht drei Minuten in meinem Leben ſind mir ſo raſch vergangen,“ verſicherte Alexei, und fügte fragend hinzu: „Iſt das nicht ganz ſo, wie es in den Märchen erzählt wird? Und gerade die Zahl drei, das iſt ja immer die Zahl, die in den Märchen vorkommt.“

„Ja, ja,“ beſtätigte der Kapitän, der ſich indeſſen erhoben und dem Geſpräch mit halbem Bewußtſein zugehört hatte, „irgend ein Zauber muß dieſe Zeit hindurch gewirthſchaftet haben; denn wenn du, Alexei Petrowitſch, drei Tage ausgeblieben biſt,

so muß ich, Pavel Sergewisch, eben so lange hier getrunken haben, und doch glaube auch ich, so eben erst hier angekommen zu sein."

Er rieb sich die Augen und suchte sich zu besinnen. „Ich glaube," sagte er endlich, „daß ich an dich eine Botschaft zu bestellen habe. — Könntest du mir nicht sagen, um was es sich eigentlich handelt, Alexei Petrowitsch?"

„Wie willst du, daß ich dir sage, was du mir zu bestellen hast?" fragte Alexei lächelnd zurück.

„Es ist eine dumme Geschichte," murmelte der Kapitän und kratzte sich hinter den Ohren — „wenn ich den Auftrag nicht bestelle, habe ich vom Obersten allerlei Fußtritte zu erwarten. Er ist so kitzlich im Punkte der Ehre."

Dieses letzte Wort schien ihn plötzlich, wenn auch nur verschwommen, an seinen Auftrag zu erinnern. „Ganz richtig," rief er aus, „das ist es. Michael Iwanowitsch will wissen, wann du dich mit ihm schlagen willst, weil er dich beleidigt hat."

„Michael Iwanowitsch?" fragte Alexei. „Das ist ein Irrthum; Michael Iwanowitsch hat mich nie gekränkt, und ich habe ihm keine Herausforderung geschickt."

„Nicht?" fragte der Kapitän erstaunt.

„Niemals," bestätigte der Hetman, „er hat meine Ehre nicht gekränkt, und so viel ich weiß, ich auch die seinige nicht. Wenn das geschah, so war es ohne mein Wissen. Unser Beider Ehre ist hoffentlich nicht so leicht gekränkt."

„Gott segne dich, Alexei Petrowitsch," rief der Kapitän voll Freude, „du hast dieselben Ansichten von der Ehre, wie ich; ich habe dem Obersten gesagt, das sind nur Dummheiten. Wer wird sich denn schlagen? Zwei Russen, das sind zwei Brüder, und der Zaar ist unser Aller Vater. Friede! ich predige immer Friede, und dem Obersten werde ich sagen, daß du ganz meiner Meinung bist und daß du das Alles für dummes Zeug hältst. Was kannst du auch gegen ihn haben? Er ist ein Russe, du bist ein Russe, ich bin ein Russe, Yegor Georgewitsch da ist ein

Russe, wir sind Alle Russen und, so Gott will, wird Alles ausgerottet, was nicht Russe ist, und dann werden wir Alle in Frieden leben, wie Brüder sollen. Und dazu sage ich Amen — und das will ich auch dem Obersten sagen."

„Ganz gut," lächelte der Hetman, „aber mit deinem Auftrag scheint es doch nicht die volle Richtigkeit zu haben. Du hättest ihn wohl anderswo bestellen sollen, besinne dich."

Der Kapitän, der seinem Gedächtnisse nicht traute, rieb sich die Stirne, und während er sich besann, wurde es ihm immer zweifelhafter, ob er wirklich einen Auftrag an den Hetman hatte. Das Kopfzerbrechen strengte ihn augenscheinlich an, daß er endlich ungeduldig wurde und ausrief: „Es ist gut, es ist Alles gut, ich werde die Sache schon aufs Friedlichste abmachen, daß der Oberst zufrieden sein wird. Er wird sich auch nicht gerne so für Nichts und wieder Nichts schlagen wollen!"

So sprechend bestellte der Kapitän noch ein Glas, leerte es, ließ seine Zeche auf Rechnung des Obersten setzen, grüßte den Hetman und dessen Lieutenant, und trabte davon.

Alexei freute sich, mit seinem Lieutenant wieder allein zu sein und wieder von dem erlebten märchenhaften Glück der letzten Tage sprechen zu können; aber er that es nicht mehr mit der glücklichen Beredtsamkeit wie vorhin, bevor ihn der Kapitän gehört hatte. Nicht dessen Auftrag war es, der ihn zerstreut machte, sondern der ängstliche Gedanke, in der That den Weg ins Zigeunerlager nicht wieder finden zu können. „Am Ende," rief er aus, „sehe ich gar nicht ein, warum ich es nicht gleich versuchen soll; noch weniger sehe ich ein, warum ich Verunka und mein Glück so schnell verlassen habe. Wer weiß, wie lange es dauert! Mir sagt mein Herz, daß ich es rasch genießen soll, bevor es dahingeht. Yegor Georgewitsch, mein Freund, sieh zu, daß mein Pferd gut gefüttert wird, während ich die Kleider wechsle. Ich muß nachsehen, ob mein Paradies nicht von der Erde verschwunden ist."

Nicht ganz eine Stunde später ritt der junge He

dem Walde entgegen, und sein Lieutenant Yegor sah ihm nach, schüttelte den Kopf und sagte: „Der ist verliebt, und wird in seiner Liebe Dummheiten machen, wie es nur einem Fürsten erlaubt ist.“

Fünftes Kapitel.

In der Freitags-Soirée beim Grafen Schönborn hieß es, daß der Hetman Alexei sich geweigert habe, die Herausforderung anzunehmen, welche ihm Nikolajeff durch den Kapitän Veragin habe zukommen lassen. Oberst Nikolajeff affektirte, nicht viel über diesen traurigen Gegenstand sprechen zu wollen, und Veragin, der ebenfalls zugegen war und weder Deutsch noch Französisch verstand, antwortete auf alle in Bezug auf diesen Gegenstand an ihn gerichteten Fragen mit „Ja“ und „Oui“. Man erzählte ferner, daß Hetman Alexei, um der Gefahr zu entgehen, sich gleich, nachdem ihm die Herausforderung zugekommen, in die Wälder geflüchtet habe, aus denen er bis zur Stunde noch nicht zurückgekehrt sei. Einige russische Offiziere, die den Hetman besser kennen wollten, zogen diese Gerüchte in Zweifel und behaupteten, es müsse hinter Alledem ein Mißverständniß stecken, das sich mit dem Wiedererscheinen Alexei's aufklären werde. Aber Nikolajeffs lächelndes Schweigen und Emiliens Beredsamkeit trugen viel dazu bei, daß die Geschichten allgemein geglaubt und die Feigheit und Flucht Alexei's als Thatsachen angenommen wurden. Man erzählte ferner, daß es in dem Dorfe Duschnik greulich hergehe. Die Kosaken, sich selbst überlassen, mißhandelten die Einwohner, plünderten die Häuser und verkauften die geraubten Gegenstände entweder hausirenden Handelsleuten oder den Eigenthümern selbst zurück. Damals geschah es, daß das junge Bauernmädchen sich in das aufgehackte Eis eines Teiches stürzte, um den Verfolgungen eines Kosaken zu entgehen, und das andere schöne Mädchen aus gleichen Ursachen in einen Aschenhaufen sprang, der unglück-

licher Weise noch glühend war und aus dem sie halb verbrannt hervorgezogen wurde. Es war nicht zu leugnen, daß die sich selbst überlassenen Kosaken, ihres Führers beraubt, in dem Dorfe ärger hausten, als es der Feind hätte thun können. Nikolajeff, der diese Erzählungen sammelte, hielt es für seine Pflicht, nach Prag an das Kommando zu berichten, und zwei Tage nachher bekam er den Befehl, auch die Kosaken des Dorfes Duschnik unter sein Kommando zu nehmen. Da Alexei verschwunden blieb, berichtete Nikolajeff aufs Neue, und in der Antwort, die er erhielt, wurde der Hetman bereits als Deserteur betrachtet.

Alexei ahnte von alledem nichts. Sonst konnte ein Kosakenoffizier, wenn man nicht gerade dem Feinde gegenüber stand, von seinem Posten fortbleiben und seinen Freuden nachgehen, so lange er wollte. Es fragte kein Mensch darnach, weil es keinem Offizier einfiel, ihn anzugeben. Alexei, in seiner glücklichen Zurückgezogenheit voll Liebe und Freuden, wünschte manchmal, daß während seiner Abwesenheit der Befehl zum Aufbruch komme und er in den Armen der Liebe zurückgelassen und vergessen werde. Er sollte ja seine Heimat am Don nicht wiedersehen, auch auf dem Schlachtfelde nicht ehrenvoll fallen — da schien es ihm noch die beste Verwirklichung der Prophezeiung, wenn er bei Verunka blieb. Manchmal allerdings dachte er auch als Soldat an die Möglichkeit, im Falle eines Aufbruches seines Korps als Deserteur zu erscheinen; dann aber beruhigte ihn Verunka mit der Versicherung, daß er es durch ihre Kundschafter, die Zigeuner, jedenfalls erfahren werde, wenn sich in der Gegend irgend eine Bewegung, die auf Aufbruch der Kosaken deute, bemerken ließe.

Sein Lieutenant Yegor fing bereits zu glauben an, daß mit dem Hetman wirklich irgend ein Zauber sein Spiel treibe. Wenige Tage nach dessen abermaligem Verschwinden, als die schreckliche Kosakenwirthschaft im Dorfe begann, fing er nach ihm zu suchen an, ohne die glückliche Oase, die ihm Alexei so märchenhaft geschildert hatte, auffinden zu können. Er erneuerte seine An-

ſtrengungen, als Nikolajeff das Kommando in Duſchnik übernahm, und von dem Augenblicke an, da man von Alexei redete, ſtellte er an dem Punkte, wo ſein Hetman in den Wald hineingeritten war, hinter dem Rücken des Oberſten Wachen auf, die ihn benachrichtigen ſollten, ſobald der Hetman an dieſer Stelle wieder hervorkomme. Dieß geſchah auch wirklich eines Abends bei hellem Mondſcheine, da Yegor vor dem Dorfe auf und nieder wanderte. Alexei ritt ſo langſam aus dem Walde heraus, daß es den aufgeſtellten Koſaken leicht war, ihm zuvorzukommen und daß ihm Yegor beinahe bis an den Rand des Waldes entgegeneilen konnte. In wenigen Worten theilte ihm dieſer mit, welche Gerüchte umliefen, und was indeſſen vorgegangen.

Alexei erhob den Kopf, ſah Yegor ſtarr ins Geſicht und ſchien das Mitgetheilte nicht zu verſtehen. „Dumme Welt," ſagte er endlich achſelzuckend, „nichts als Schmerzen und Schlechtigkeit, während dort drin im Walde nichts als Glück und Liebe. Ich thue am beſten, wenn ich gleich wieder umkehre."

Wirklich machte er eine Bewegung mit dem Zügel, als ob er Augenblicks ſein Pferd wieder wenden wollte, aber Yegor ergriff den andern Zügel und rief: „Träumer, es iſt endlich Zeit, daß du aus deinem Traum erwachſt! Willſt du deine Thorheit ſo weit treiben, bis du nie wieder nach Rußland zurückkehren kannſt?!"

„Nach Rußland," wiederholte Alexei achſelzuckend — „weißt du denn nicht, daß ich die Ebenen des Don nie wiederſehen ſoll?"

„Thorheit!" rief Yegor wieder, „ſchlage dir dieſe Thorheiten aus dem Sinne und werde wieder ein Mann. Denke auch ein wenig an deine Ehre! Vergiß nicht, daß du ſeit vielen Tagen für eine Memme giltſt, die vor Nikolajeff weggelaufen iſt."

„Ja ſo!" ſagte der Hetman ſich beſinnend, „das iſt richtig, ich begreife jetzt die ganze Geſchichte. An Alledem iſt Nikolajeff ſchuld, der mich haßt, weil ich ihn bei der Gräfin Emilie ausgeſtochen habe. Närriſcher Kerl, eine Welt voll ſolcher Gräfinnen überlaſſe ich ihm für eine Zigeunerin wie Verunka. Aber das

mit dem Duell, das muß gleich abgemacht werden. Wenn du mein Freund biſt, Yegor, ſo ſchwingſt du dich gleich auf das Pferd dieſes Mannes" — er deutete dabei auf einen der Koſaken, die ihn am Walde erwartet hatten — „und reiteſt mit mir als mein Sekundant."

Yegor wollte widerſprechen, aber Alexei beſtand auf ſeinem Verlangen, und anſtatt in das Dorf zu reiten, ritten die beiden Offiziere den Weg hin, der den Wald entlang in das Dorf führte, in welchem Nicolajeff ſein Quartier hatte. Yegor meinte, daß man eben ſo gut in Duſchnik hätte bleiben können, da Nicolajeff regelmäßig dort übernachte, um recht zu zeigen, daß er den Hetman im Kommando erſetze — vielleicht auch, um dieſen dort anzutreffen, wenn er endlich heimkehrte.

„Deſto nothwendiger iſt es," erwiderte Alexei, „daß ich ihn aufſuche und mich nicht von ihm in meinem Lager überraſchen laſſe."

Sie ritten nicht zehn Minuten lang, als ihnen ſchon zwei andere Reiter entgegen kamen, die ſelbſt ein Kurzſichtiger aus der Ferne erkannt haben würde: die lange Don Quixote-Geſtalt des Oberſten und die kurze, dicke des Kapitäns, deſſen aſthmatiſchen Athem man aus weiter Ferne durch die ſtille Nacht hörte.

„Er kommt wie gerufen," ſagte Alexei zu ſeinem Begleiter; „und zur böſen Stunde," fügte er düſter hinzu, „denn er hat es mit einem verzweifelten Gegner zu thun. Ich weiß nicht, ob ich Verunka jemals wiederſehen werde. Die Zigeuner ſind meiner müde, weil ich Verunka am Herumſtreifen hindere. Vielleicht in dieſer Nacht ſchon verſchwinden ſie mit ihr, und es verwiſchen ſich ihre Spuren in aller Ferne. Der Zigeunerkönig will ſie mir auch entreißen und die Prinzeſſin vom Don zur Königin von Aegypten machen. Das Alles habe ich vor kurzem erfahren, und ich fürchte, daß es vor Allem [illegible] empfinden wird."

So ſprechend, gab er ſeinem Pferde die Sporen, zog den Säbel aus der Scheide und ſprengte den

„Hurrah! Michael Iwanowitſch!“ rief er, den Säbel über dem Kopfe ſchwingend, „Hurrah! da iſt die Memme, die ſich vor dir verſteckte. Heraus mit deinem tapfern Degen und ſieh, wie du mit der Memme fertig wirſt!“

Oberſt Nicolajeff, ſo plötzlich angegriffen, ſtutzte einen Augenblick und riß ſein Pferd rückwärts. Der Kapitän, der beim Anſprengen Alexei's eine ungeſchickte Bewegung gemacht, aber nicht ſo weit rückwärts prallte wie der Oberſt, kam zwiſchen die beiden Gegner, und da auch Oberſt Nicolajeff ſeinen Degen zog und er ſich zwiſchen zwei blanken Waffen befand, die über ihn hinweg auf einander loszuſchlagen drohten, erſchrak er ſichtlich und ließ ſeine Zügel fallen, was ihn hinderte, ſich aus der gefährlichen Lage zu ziehen. Er hob beide Arme in die Höhe und ſprach ſtotternd und mit flehender Stimme: „Alexei Petrowitſch, haſt du mir nicht verſprochen — iſt es nicht eine Dummheit — ſtecke deinen Säbel ein — Michael Iwanowitſch, und du — tapferſter aller Koſaken, haſt du mir nicht erſt geſtern geſagt, daß es aus iſt mit dem Duell — du ſchlägſt dich ja nicht mit einem Deſerteur — wer wird Chriſtenblut vergießen — ſteckt eure Säbel ein, ihr tapferſten aller Ruſſen!“

Während er ſo durch einander und immer weiter jammerte, hatte Alexei ſein Pferd herumgeworfen, und ſein Säbel klang bereits auf den Säbel Nicolajeffs. Dieſer parirte geſchickt und führte einen Hieb gegen Alexei's Kopf, bewirkte aber nur, daß deſſen Koſakenmütze herabfiel. Yegor, wohl wiſſend, welch einen guten Schutz die Pelzmütze gegen Säbelhiebe gewährt, ſprang, da er ſelbſt nur ein leichtes Käppchen aufhatte, raſch vom Pferde, um die Mütze aufzuheben und ſie Alexei wieder aufzuſetzen. Wie er den Kopf wieder erhob, ſchien das unnöthig, denn dem Oberſten Nicolajeff ſprang ein dicker Blutſtrahl aus der linken Seite des Halſes. Er bäumte ſich und reckte ſich in den Bügeln hoch empor, während ihn Alexei anſtarrte, wohl ahnend, daß er ſeinem Feinde, indem er ihm die große Ader durchhieb, eine tödtliche Wunde beigebracht. Aber der Oberſt reckte ſich immer

höher, beugte sich weit vor über den Hals seines Pferdes, und während Yegor herbeisprang, um ihn in seinen Armen aufzufangen, da es den Anschein hatte, daß er vornüberstürzen sollte, hob der Sterbende mit der letzten Anstrengung noch einmal seinen Arm, und während er in der That vorwärts stürzte, fiel auch sein Arm, unterstützt von der fallenden Wucht des Körpers, nach vorwärts, und der Säbel, den er krampfhaft festhielt, traf auf das unbedeckte Haupt Alexei's. Yegor hörte deutlich, wie das Eisen in den Knochen einhackte. Im selben Augenblicke sanken beide Gegner von den Pferden, — der Eine, dessen Blut in Strömen aus der geöffneten Ader schoß, offenbar in demselben Momente todt, der Andere noch mit einem Ausrufe des Schmerzes auf den Lippen.

Dem Kapitän, hinter dessen Rücken das Alles im Laufe einer kurzen Minute vor sich gegangen, und der Nichts von dem Kampfe gesehen hatte, gelang es endlich, die Zügel seines Pferdes wieder zu ergreifen und sich zu wenden. Sprachlos und bewegungslos blickte er auf die beiden vor ihm liegenden Kämpfer, bis er sich soweit faßte, um über Stirn und Brust ein Kreuz nach dem andern zu schlagen. Yegor warf sich in den Schnee, faßte den Kopf Alexei's und rief um Hülfe.

Es war, als ob trotz der Oede, in welcher der Zweikampf stattgefunden, der Hülferuf an hundert Ohren gedrungen wäre, denn aus dem Walde heraus auf die Landstraße bewegte sich mit einem Male ein langer bunter und sonderbarer Zug von Männern, Weibern und Kindern, und zwischen diesen kleine Pferde, die Reiter oder Gepäck trugen, grunzende Schweine, Hunde und Gethier von allerlei Art. Der Zug schien nicht [illegible] Willens, auf den Hülferuf Yegors zu horchen, [illegible] Landstraße hinweg, ohne sich durch den Anblick [illegible] Gruppe, selbst nicht durch die Flüche [illegible] dessen gefaßt hatte, aufhalten zu lai[illegible] Zuges auf der Landstraße ankam, [illegible] eine verhüllte Gestalt von einem de[illegible]

Augenblick neben Yegor und drückte ihre Wange an die blasse Wange Alexei's. Die Kapuze war ihr bei der heftigen Bewegung vom Kopfe gefallen, und Yegor erkannte beim Lichte des Mondes ein schönes Zigeunergesicht, von dem er bald errieth, wem es gehörte. Nur einen kurzen Moment gab Verunka ihrem Schmerze. Schnell gefaßt, wischte sie mit ihrem Kleide das Blut von Alexei's Haaren und prüfte mit kaltblütigster Ruhe die Wunde. „Der Säbel," lispelte sie, „ist nicht ganz durchgedrungen — er ist nicht todt, er ist nur betäubt — ich werde ihn heilen."

Dann erhob sie sich, rief dem Zuge, der indessen in seiner ganzen Länge Halt gemacht hatte, während ein Haufe von Zigeunerknaben den beiden freigewordenen, im Felde herumirrenden Pferden nachjagte, einige Yegor und dem Kapitän unverständliche, aber wie ein Befehl klingende Worte zu. Ein Gemurmel, hie und da ein Geschrei, erhob sich aus dem Haufen der Zigeuner. Verunka trat ihnen um einige Schritte näher, erhob den rechten Arm und schrie ihnen ein einziges Wort zu, auf welches das Gemurmel sofort leiser wurde und endlich ganz verstummte, als sich im Zuge selbst die alte Zigeunermutter vernehmen ließ und, wie es schien, der Enkelin beistimmte. Yegor sah dieser Szene mit Aengstlichkeit zu, und da sich der Zug wieder in Bewegung setzte und weiter wanderte, glaubte er schon Verunka's Bemühungen gescheitert, als er zu seiner Freude bemerkte, daß die Zigeunermutter mit vier kräftigen Männern aus der Schaar zurückblieb. Diese traten vor, breiteten ein großes wollenes Tuch auf den Schnee und legten Alexei darauf. Dann ergriff jeder der vier Männer einen Zipfel des Tuches, zog ihn über die Schulter, und von Verunka und der Zigeunermutter geführt, gingen sie gleichen und sanften Schrittes, der auf dem gefrorenen Schnee kaum zu hören war, derselben Stelle zu, wo der Zug aus dem Walde gebrochen war. Yegor folgte ihnen, um den Freund nicht zu verlassen, aber plötzlich fühlte er sich von einem Arme zurückgehalten. „Heilige Mutter von Kasan!" rief der Kapitän, „willst du mich um Mitternacht mit einem Todten

allein lassen!" — Yegor bedachte, daß der Kapitän die Leiche des Obersten allerdings nicht allein in das ferne Dorf bringen konnte, daß Alexei wohl aufgehoben und guter Pflege sicher sei — der Oberst war vielleicht auch nicht todt und konnte bei schneller Hülfe ins Leben zurückgebracht werden, obwohl es dazu nicht den geringsten Anschein hatte, denn der unglückliche Körper lag neben einer Lache von Blut, das aus der geöffneten Hauptader hervorgeströmt war, so bleich da, als ob nicht ein Tropfen des Lebenssaftes in ihm zurückgeblieben wäre. Auch hatte Verunka bei seinem Anblick eine Bewegung mit der Hand gemacht, die deutlich besagte, daß sie ihn für verloren halte. Trotz Allem wußte Yegor nicht, was anzufangen. Obwohl im ersten Augenblicke entschlossen, mit dem Kapitän die Leiche des Obersten ins Dorf zu bringen, lief er doch dem verwundeten Alexei nach; aber am Rande des Waldes angekommen, hörte und sah er, trotz angestrengtem Ohr und Auge, nichts mehr von den Zigeunern, die ihn fortgetragen, ja er erkannte selbst im Schnee nicht die geringsten Spuren. Sie waren verschwunden, und er kehrte zum Kapitän zurück.

Sechstes Kapitel.

Der Oberst wurde auf dem Kirchhofe zu Przibram bestattet. Das Kommando über die in Duschnik einquartierten Kosaken bekam an seiner und an Alexei's Statt der Kapitän Veragin. Der Zweikampf und der Tod des Obersten machten im russischen Armeekorps großes Aufsehen. Man war an Dergleichen nicht gewöhnt und wollte auch nicht zugeben, daß so was vorkon
könne. Yegor und der Kapitän, die nicht als Sekundanten gel
durften, stellten die Sache wie eine zufällige dar, und das Ko
mando in Prag wollte den Tod des Obersten wie ei
Ermordung desselben betrachtet wissen. Aber,
seiner Familie und seiner Verbindungen wegen

Alexei für einen Deserteur zu erklären, so war es noch schwerer, ihn der Ermordung eines Vorgesetzten anzuklagen und dieses Verbrechens wegen vor ein Gericht zu stellen. Diese schwierige Angelegenheit verursachte dem Generalkommando großes Kopfzerbrechen; man konnte zu keinem Entschlusse gelangen, und wie die Tage hingingen, hielt man es für das Gerathenste, das Ganze nach und nach in sanfte Vergessenheit sinken zu lassen. Diesem klugen Auskunftsmittel stand nur die Furcht entgegen, daß Alexei eines Tages wieder erscheine, aber Kapitän Veragin schwur hoch und theuer, daß der Hetman längst selig entschlafen sein müsse, da man von einer so fürchterlichen Wunde unmöglich genesen könne, und der Entschluß stand fest, Alexei Petrowitsch als einen Todten zu betrachten. Man verfolgte die Sache nicht weiter, und in der That war es nach einiger Zeit, als ob Dergleichen nie geschehen wäre. Das Schloß Hluboſch, wo die Erinnerung an das Ereigniß hätte genährt werden können, war verschlossen, denn Graf Schönborn wie seine Nichte glaubten einzusehen, daß sie mit den russischen Offizieren kein Glück hätten, und reisten nach Prag, dann zu Hofe nach Wien ab.

Es mochten ungefähr sechs Wochen seit jener Nacht des Zweikampfes verflossen gewesen sein, und Alles schien nach dem verabredeten Plane der russischen Offiziere glücklich von Statten zu gehen, da Alexei nicht wieder auf dem Schauplatze erschien und die Annahme, daß er todt sei, rechtfertigte, als Veragin zu seinem Schrecken wieder an alles das, was ihm so viel Angst und Sorge eingeflößt hatte, gemahnt wurde. Mit einem Male, als er von einem Dorfe zum andern ritt, sah er zwei schwarze Kerle aus dem Gehege hervortreten und sich ihm in den Weg stellen. Er glaubte im ersten Augenblicke an einen Raubanfall, und war schon im Begriffe, sein Pferd zur Flucht zu wenden, als ihn die unterthänige Stellung der beiden Gestalten und ihre flehentliche Geberde beruhigte. Sofort herrschte er sie mit der Frage an, was sie auf seinem Wege zu thun hätten.

„Väterchen," sagte der Eine der Beiden mit dem sanftesten

Tone in der Stimme, „Väterchen, wir sind arme Zigeuner und kommen nur, um von deiner Gnade Hülfe zu verlangen. Befreie uns von einem lästigen Gaste, der uns an Allem hindert, und von dem unsere Prinzessin nicht lassen will. Es wäre uns ja ganz recht, ihn mit uns fortzunehmen nach Ungarn und ihn als unsern Bruder anzuerkennen, wenn er uns nur zu Etwas nütz wäre. Aber jetzt, da er durch die Kunst unserer Prinzessin wieder geheilt ist, zeigt sichs, daß wir ihn zu Nichts brauchen können. Er ist zu Nichts mehr geschickt, zu keiner der Künste und Wissenschaften, die uns arme Zigeuner ernähren, denn sieh," — und den Finger auf die Stirn legend setzte der Sprecher hinzu: „denn sieh, das Vögelchen, das darin saß, ist ihm wahrscheinlich durch die Spalte im Schädel davongeflogen, ehe Verunka die Hand darauf legen konnte."

„Was schwatzet ihr mir da von Verunka und Vögelchen und lästigem Gaste vor?" brummte der Kapitän. „Was und Wen meint ihr? Sprecht doch wie vernünftige Christen, daß man euch verstehe und nicht wie gottverfluchte Heiden, die ihr seid, in Bildern und Räthseln."

„Wir sprechen vom Hetman Alexei Petrowitsch," nahm der Andere das Wort. „Er ist noch immer bei uns versteckt, und gegen die Prinzessin, die in ihn vernarrt ist, dürfen wir Nichts thun, es würde uns sonst schlecht ergehen, denn wenn sie uns böse wird, sind wir verloren. Es kann Niemand auf der Erde tanzen, singen und die Zukunft deuten wie sie, und Niemand wie sie kennt so viele geheime Künste. Darum wollten wir dir sagen, wenn ihr den Alexei Petrowitsch wieder haben wollt, zeigen wir euch den Weg in den Versteck, wo ihr ihn holen könnt."

Pavel Sergewitsch, der mit einem Male alle seine und des ganzen Offizierkorps Verlegenheiten wieder auftauchen sah, d nichts dabei gewinnen konnte, wenn man Alexei's habhaft wurd wohl aber verlieren, wenn dieser mit heiler Haut davonk un wieder in seine Stelle, die er selbst jetzt inne ha wurde; nicht verstehend, was die Zigeuner Betref

Alexei's angedeutet hatten, — gerieth in Zorn, machte die Geißel vom Sattel los und sprengte auf die beiden Zigeuner ein. Diese sprangen erschrocken über die Hecke, wohin ihnen der ergrimmte Kapitän nicht folgen konnte, und hörten nur noch von ferne, wie er sie mit hundert Knutenhieben bedrohte, wenn sie sich noch einmal vor ihm sehen ließen, oder irgend ein Wort über Alexei Petrowitsch mittheilten.

Der Kapitän wußte, daß alle Verlegenheiten ein Ende hätten, wenn nur noch zwei Tage über die Geschichte, wie sie jetzt stand, hingingen. Der Hetman war als todt ins Buch eingetragen, und mit diesem Buche sollte — der Befehl war schon da — übermorgen das ganze Armeekorps aufbrechen, um schleunigst nach Rußland zurückzukehren.

Dieß geschah auch in der That, und als sich des Frühlings erste Sonnenstrahlen zeigten, als der Schnee zu schmelzen begann, war, noch vor dem Winter, der winterliche Gast, das russische Armeekorps, aus der Gegend verschwunden. An einem und demselben Tage brachen sie in allen Quartieren des Beraunerkreises auf und zogen auf ihren leichtfüßigen Pferden rasch dem Norden entgegen.

Man war im Dorfe Duschnik, wo man sich so sehr gefreut hatte, die lästigen Gäste los zu sein, sehr erstaunt und erschrocken, als man eines Morgens wieder eine Kosakenuniform erblickte. Alles lief zusammen, um den einsamen Kosaken, der vor der Mühle wie ein Träumer auf und ab ging und ohne Unterlaß vor sich hinlächelte, zu betrachten, und erst nach langer Prüfung erkannte man in dem lächelnden Gesichte, das sich gewaltig geändert hatte, den Hetman, der ehemals hier kommandirte. Man hatte ihn diesen Morgen auf der Schwelle der Mühle schlafend gefunden. Die Müllersknechte erzählten, daß sie in der Nacht ein Geräusch gehört und durch das Fenster gesehen, wie zwei Männer einen dritten vor dem Hause vom Pferde hoben und wie sie dann ein Mädchen, das sich an ihn klammerte, fortrissen, es auf das leer gewordene Pferd banden und gleich darauf

mit dem Mädchen im Galopp fortritten. Das ganze Schauspiel habe etwas so Gespenstisches gehabt, daß sie, die Müllergesellen, während der Nacht nicht nachzusehen wagten und daß sie erst am Morgen erkannten, daß es ein wirklicher und leibhaftiger Mensch war, den man vor die Thüre des Müllers gesetzt hatte. Die Duschniker hatten beim Anblick des Hetmans rascher als der Kapitän verstanden, was die Zigeuner mit dem ausgeflogenen Vögelchen meinten. Ob es in der That, wie Jene sagten, durch die Spalte der Hirnschale entflogen, oder ob seine Liebe und alle die Vorgänge der letzten Wochen das kleine Vöglein, den Verstand des Hetmans, erdrückten, wir wissen es nicht; wir kennen eben so wenig die Vorgänge und Ereignisse im Zigeunerlager. Auch gelang es gleich an jenem Tage und in aller künftigen Zeit den Fragen der Duschniker nicht, etwas Näheres zu erfahren. Alexei Petrowitsch hatte seine ganze Vergangenheit, selbst seinen Namen, vergessen. Seine gewöhnlichen Antworten bestanden in einem gleichmäßigen Lächeln.

Der Müller, der ein guter Mann war, hielt es für seine Pflicht, den Gast, der ihm auf so sonderbare Weise beschert worden, bei sich aufzunehmen, und da es derselbe verstand, mit Pferden umzugehen und sich bei diesen im Stalle lieber und besser befand, als in Gesellschaft von Menschen, machte er ihn zu seinem Kutscher, und der Verfasser dieser Geschichte erinnert sich, von dem alten grauhaarigen Russen oft nach Prag kutschirt worden zu sein, wenn der Vater vom Nachbar Müller die Pferde miethete.

Im Laufe der Jahre vergaß der russische Kutscher die französische, deutsche und selbst seine Muttersprache, ohne, da er immer in der Einsamkeit lebte, die Sprache des Landes erlernt zu haben. So erschien er, wenn er nothgedrungen auf eine Frage antworten mußte, noch kindischer als er war, und die Bauern hatten, so lange er lebte, viel über ihn zu lachen.

Tante Helene.

Eine Familiengeſchichte.

Erſtes Kapitel.

Es iſt mir, als wäre es geſtern geſchehen. Und doch liegt eine ganze Weltgeſchichte zwiſchen damals und heute. Damals ſprach man noch von dem Tode Napoleons als von etwas Neuem; freilich dauerte in einem böhmiſchen Dorfe das Neue mehrere Jahre; damals ſaßen noch die Bourbonen auf dem Throne und galt unſer Kaiſer Franz noch für einen ganz guten Kaiſer Franz. Es iſt alſo ſchon lange her. Trotzdem erinnere ich mich genau. Die Mutter ſtand auf einem Stuhle und räumte die Schalen und Taſſen, die ſie eben geſpült hatte, beim Scheine eines Talglichtes, in den Glasſchrank; ich ſtand auf ebenem Boden und reichte ihr die Taſſen und Schalen vom Tiſche und war ſtolz darauf, mich nützlich machen zu können, denn ich war ſchon ſieben Jahre alt. Die Taſſen wurden in zwei Reihen aufgeſtellt; vor ſie hin aber, in die vorderſte Reihe, ſtellte die Mutter acht ſchöne, gleich ſchlanke, beinahe alle mit Goldrändern eingefaßte Porzellanbecher mit Henkeln, welche ſämmtlich vorn auf dem Bauche, im Innern eines goldenen Zirkels oder eines Eichenkranzes die Inſchrift: „Andenken an Karlsbad" trugen. Trotz ihrer Einförmigkeit waren ſie der Stolz des Glasſchrankes, und ſo oft ich der Mutter einen reichte, las ich, um mich in der kaum

erworbenen Kunſt des Leſens zu üben, mit lauter Stimme: „Andenken an Karlsbad.“ Dieſe Andenken an Karlsbad kamen alle vom Großvater, der ſeiner Gicht zu Gefallen jedes Jahr das genannte Bad beſuchte und jedes Jahr einen ſolchen Becher heimbrachte und meiner Mutter ſchenkte. Ihr Wunſch war, endlich ein volles Dutzend zu beſitzen. Was mich betrifft, ſo machte ſchon die achtfache Inſchrift den Eindruck auf mich, als ob alle Andenken aus Karlsbad kämen, und wenn ich irgendwo von einem Andenken ſprechen hörte, pflegte ich zu fragen: „Ein Andenken von Karlsbad?“ — Meine Mutter war ſtolz auf ihren Glasſchrank, obwohl von ſeinem Inhalte ſelten Gebrauch gemacht wurde; aber auch ich wurde ſtolz, wenn ihn die Mutter ſo ſchön ordnete und alles Vergoldete vornhin ſtellte. „So einen Glasſchrank,“ ſagte ich mir, „haben doch nur wir in ganz Littanitz.“ Das war aber auch wahr, denn „Wir“ waren die reichſten Leute des ganzen Dorfes. „Wir,“ d. i. Melchior Brant und Sohn, d. i. mein Großvater und mein Vater, wurden wenigſtens auf zwanzig bis fünfundzwanzig Tauſend Gulden Conventionsmünze geſchätzt, und das war viel in damaliger Zeit und dortiger Gegend. Dabei wurde noch das alte, kleine Haus des Großvaters und das etwas größere und neuere, das er hinter dem ſeinigen für den Sohn gebaut hatte, die Stallung vor dem Hauſe mit zwei Pferden und drei Kühen darin und endlich ein gutes Stück Feld nicht mitgerechnet. Fragte ich meinen Vater: „Was biſt du eigentlich, Vater?“ antwortete er mir mit ſtolzem Bewußtſein lächelnd: „Wir ſind Unternehmer, Wir, Melchior Brant u. Sohn. Da der Vater immer „Wir“ ſagte, hielt ich mich ebenfalls für einen Unternehmer und war ebenfalls ſtolz darauf, ein Unternehmer zu ſein. Mit dieſem Titel aber, der mir früh ein großes Bewußtſein gab, [redacted] der Staat noch irgend eine [redacted] geringſten Bau ein[redacted] dergleichen

betrogen

[redacted]gſt-

[illegible] zu überlassen, um [illegible] einen [illegible] zu gewinnen. Auch kam man an jenen [illegible] Tagen [illegible] unterrichteten meinen Vater um Gnade. Seinem Herrn [illegible] Sohn. Dieser Großmuth hatte das Herz [illegible] so sehr, daß [illegible] einen [illegible] jenen Tagen [illegible] Anerbietungen [illegible] seinem Vater einer Unterredung, da [illegible] Gnade gewährt hatte. Er sah die Gefahren [illegible] genau ein.

Es war nämlich einmal — mein Vater war [illegible] — einige Tagreisen von [illegible] Orte eine Brücke zu bauen, es verdrießt [illegible] wie vor jetzt [illegible] in Ungarn [illegible] Hier ist [illegible] bei der Entfernung einer Tagreise [illegible] meinem Vater entgegengesetzt war und [illegible] den [illegible] Leuten hatte, Mehreres zu verdienen. Darum [illegible] lauerten [illegible] man nicht aufrichtig [illegible] Mein Großvater [illegible] sich [illegible] in seinem Aerger nahm er immer weniger und weniger, bis ihm der Bau der Brücke [illegible] wurde. Um [illegible], beim Lächeln seines Gegners und bei [illegible] merkte er, daß er und nicht sein Konkurrent der reichere Mann war. Auf drei Stunden in der Umgegend war kein Steinbruch, den er beim Baue hätte benutzen können; er war gezwungen, den Stein aus so weiter Ferne herbeizuschaffen, daß die Transportkosten weit eine größere Summe ausmachten, als ihm der Staat für die ganze Brücke zahlte. Traurig betrachtete er die Stelle, wo die Brücke stehen und wo er sein ganzes Vermögen ins Wasser versenken sollte; traurig umkreiste er diese Stelle seines Ruines. Nur manchmal blieb er stehen, um sein ganzes Unglück zu überdenken, und bohrte er mit seinem Stocke in die Erde, gerade so, wie sich der traurige Gedanke an Verfall und Armuth immer tiefer in sein Herz bohrte. So bohrte er, auf einem Hügel stehend und nochmals auf seine Unglücksstelle zurückblickend — aber da wollte der Stock nicht weiter in den Boden; etwas Steinhartes hielt ihn auf. Ein leuchtender Gedanke fuhr meinem Großvater durch den Kopf; er grub mit Stock und Taschenmesser, er grub eifrig wie ein Maulwurf — er nahm

endlich Hände und Nägel zu Hülfe — und o Glück! — er hatte einen Stein gefunden, einen Felsen, wie er ihn für seine Brücke nicht besser hätte bestellen können — nicht hundert Schritte vom Bauplatze. Er war gerettet — er steckte die Hälfte der Summe, die ihm der Staat zahlte, als reinen Gewinn in die Tasche. Seit jener Zeit galt er für einen Mann, mit dem Niemand konkurriren könne, und baute er allein, später in Kompagnie mit meinem Vater, alle Vicinalwege, Brücken, Dämme, Schulhäuser, auf wenigstens acht Stunden in der Runde.

Das Alles wußte ich sehr früh, nämlich daß wir Unternehmer und reiche Leute und endlich auch, daß wir „nobel" waren, denn wir sprachen deutsch im Hause und nur noble Leute sprachen damals deutsch in Böhmen; czechisch sprach nur das gemeine Volk. Ich wunderte mich darum nicht, daß uns so viele noble Leute, Beamte und viele Fremde, die alle deutsch sprachen, besuchten — und ich war gar nicht erstaunt, als es an jenem Abend, da ich der Mutter die Tassen und die Andenken an Karlsbad reichte, an die Thüre klopfte und zwei Fremde eintraten, die sehr vornehm aussahen, besonders der Eine, der Größere und Jüngere.

Er trug eine große ungarische Bunda, oder Mantel mit Aermeln, der vorn viele Fangschnüre hatte, deren eine dick und in vielfachen Knoten über die Schulter geworfen war und rückwärts eine große mit Gold gemischte Quaste herabfallen ließ. Während er mit der einen Hand in den Schnüren spielte, hielt die andere eine ebenfalls fremdländisch aussehende Fischotternmütze, wie denn die ganze Erscheinung mit dem damals noch seltenen Schnurrbarte etwas Fremdartiges hatte. Schnurrbart und Adlernase gaben dem schönen Gesichte etwas sehr Männliches, während doch [redacted] sehr milde, weich und beinahe weibl[redacted] jungen Mann, der übrigens [redacted] haben, und trat [redacted] man

munternd zu, als ich mich näherte, um seine Bunda zu betrachten, so aufmunternd, daß ich an der großen Quaste bald wie an einer Klingelschnur zog. Er hielt sich stille und schweigsam nahe der Thüre, während der andere Fremde, ein kleiner, sehr beweglicher Mann von ungefähr fünfzig Jahren, auf meine Mutter zutrat, einen Brief aus der Tasche zog und mit einer Zunge, die eben so beweglich schien wie seine ganze Gestalt, rasch eine Menge Komplimente hervorbrachte, sich als Herrn Gregor Altmann, den andern als seinen Schwager Wilhelm Gerhard vorstellte und, den Brief überreichend, ihn als ein Empfehlungsschreiben ankündigte, das vom Bruder meiner Mutter komme, und sofort im raschesten Zuge. Er war nicht zehn Minuten in der Stube, als wir schon seine Abkunft kannten, einen Blick in seine Verhältnisse werfen konnten und als er schon die Schönheit unserer Gegend, die Lage unseres Hauses, ja selbst den Reichthum des Glasschrankes gelobt, mich einen schönen Jungen genannt, die Beschwerlichkeiten der Reise beklagt und bedauert hatte, den Vater nicht zu Hause zu finden. Meine Mutter hatte kaum Zeit, ihre Freude darüber auszudrücken, daß sie Empfohlene ihres Bruders empfangen und sich über die Unordnung auf dem Tische zu entschuldigen. Sie war überzeugt, daß sie hier zwei ausgezeichnete Männer begrüße. Ihr Bruder, Lehrer an der Hauptschule einer großen Stadt, d. i. einer Stadt von siebentausend Einwohnern, der Gelehrte der Familie, auf dessen Wort meine Mutter viel gab, hatte sie ja empfohlen!

Es that mir sehr leid, als meine Mutter die beiden Fremden zum Großvater hinüber führte und mir nicht erlaubte mitzugehen. Ich hätte den schönen Mann in der ungarischen Bunda gerne noch lange betrachtet und beinahe eben so gerne seinen kleinen dicken Begleiter plaudern hören. Und wahrhaft wehe that es mir, von der Gesellschaft ausgeschlossen zu sein, als gleich darauf in der Küche der Großmutter ein arges Backen und Kochen losging. Ich hatte den einen Trost, wenigstens nicht aus der Küche gewiesen zu werden, und ich konnte sehr wohl bemerken, wie Mutter

und Großmutter, die ab- und zugingen, bedeutungsvolle Blicke tauschten. Ich ahnte, daß etwas Großes und Außerordentliches vorging. Tante Helene war sehr schweigsam, was mich sehr wunderte, da sie sonst Haus und Hof mit Geplauder und Gesang erfüllte. Mehr noch wunderte es mich, daß die Großmutter ihre Tochter, besagte Tante Helene, die immer sehr propre gekleidet war und die, nach dem Ausdrucke des Großvaters, immer aussah, als hätte man sie eben aus einem Büchschen genommen, heute nicht schön genug gekleidet fand. Sonst fand sie, daß ihr Töchterchen für ein Dorfmädchen sich viel zu schön anziehe und viel zu viel Zeit darauf verwende. Heute fand sie das Gegentheil, und Tante Helene sträubte sich ganz gegen ihre Natur, ein schöneres Kleid oder wenigstens eine hübschere Schürze anzulegen. Die Welt schien mir auf den Kopf gestellt und ich sah Großmutter, Mutter und Tante mit großen Augen an. Mit der Tante hatte ich einiges Mitleid, denn die Großmutter sagte ihr, sie stelle sich dumm an und wisse mit den Fremden kein Wort zu sprechen; darüber verwunderte ich mich noch mehr als über alles Andere, denn nicht einmal, sondern hundert Male hatte ich es aus dem Munde meines Großvaters gehört, wie schade es sei, daß aus dem Mädchen kein Junge geworden; das hätte einen Advokaten gegeben, der alle Andern auf zwanzig Meilen im Umkreise in den Sack gesteckt hätte. Ich wußte ja außerdem, daß sie der Großvater bei den schwierigsten Geschäften, bei den verwickeltesten Aufträgen verwendete, daß er sie mit den höchsten k. k. Beamten, mit denen er in Berührung kam, verhandeln ließ. Und die sollte mit Einem Male dumm geworden sein. Es stand an jenem Abende nichts auf dieser Erde fest für mich; ich verstand die Welt nicht mehr. Aber es ging mir doch ein Licht auf, als die Großmutter einen Augenblick, da die Tante die Küche verlassen hatte, nutzte, um meiner Mutter rasch zuzuflüstern: „Du überzeugen, Sophie'chen, es ist ein Freier. Wa von Wollgeschäften spricht, das ist Alles Ge noch ein Geschäftsmann wegen der Wolle in

gekommen? Ich wette hundert gegen eins: es ist ein Freier, der wegen meiner Helene kommt, und der Gelbschnabel von Mädel hat's zuerst gemerkt. Hab' ich sie doch mein Lebtag nicht so schüchtern und einfältig gesehen."

„Nun, und wenn es wäre?" fragte meine Mutter und fügte stolz hinzu: „Ein Mann, den mein Bruder empfiehlt, ist gewiß empfehlenswerth."

„Ich sage nicht Nein," gab die Großmutter zu, „und so viel man sehen und hören kann, ist es ein recht netter junger Mann, der sich auch in der Welt umgesehen hat. Er hat ganz Ungarn durchreist und kam, Gott weiß wie weit, bis an die türkische Gränze, wo alle Leute Soldaten sind, und er erzählt ganz schön davon."

„Wenn ihn mein Bruder empfiehlt," sagte wieder meine Mutter, „so ist er gewiß ein recht gebildeter Mann, denn mein Bruder geht nur mit gebildeten Männern um."

„Davon bin ich überzeugt," bestätigte wieder die Großmutter, aber sie fügte etwas bedenklich hinzu: „Dein Bruder ist ein Gelehrter — nun wir wissen ja, wie Gelehrte sind — auf weltliche Angelegenheiten verstehen sie sich schlecht. Dein Bruder, ich will dich nicht beleidigen, Sophie'chen, hat's auch nicht so weit gebracht, als es ein geschickter Mann bringen könnte. Nun mag dieser Herr Gerhard ein ganz geschickter Mann sein und ein schöner Mann ist er gewiß, ob er aber darum eine gute Partie ist, wie wir sie Gottlob für unsere Helene mit Recht beanspruchen dürfen, ob seine Umstände derart sind, daß zehntausend Gulden Mitgift — aber," unterbrach sich hier die Großmutter und wandte sich mir zu, „da steht der kleine Lump und horcht auf jedes Wort, das wir sprechen — man kann gar nicht mehr reden, ohne von diesem kleinen Volke belauscht zu werden."

Bei diesen Worten faßte sie mich an beiden Schultern und schob mich zur Küche hinaus. Ich war sehr unglücklich, so plötzlich aus dem Familiengeheimnisse ausgeschlossen zu sein und brach in Weinen aus. Tante Helene, die eben aus der Stube trat,

hob mich zu sich empor und küßte mich mit noch größerer Zärtlichkeit als sonst und machte mir, während sie mich in unsere Wohnung zurücktrug, alle möglichen Versprechungen, um mich zum Schweigen zu bringen. Auch wischte ich mir sogleich die Thränen ab und fühlte das Bedürfniß, ihr für ihre Zärtlichkeit und für ihre Versprechungen meine Dankbarkeit zu beweisen, indem ich ihr den Inhalt des Gespräches von Mutter und Großmutter verrieth. „Tante Helene," sagte ich, „der schöne junge Mann ist ein Freier und hat das Land gesehen, wo alle Leute Soldaten sind, und dann ist noch etwas von zehntausend Gulden dabei, aber ob er eine gute Partie ist und von den weltlichen Angelegenheiten weiß der Onkel Schulmeister und weiß die Großmutter auch nichts, aber der Onkel Schulmeister kennt lauter geschickte Leute."

Nachdem mich die Tante hatte aussprechen lassen, befahl sie mir zu schweigen und sagte mir, wenn ich recht brav sein und keinen Lärm machen wollte, so lange die Fremden im Hause sind, so werde sie mir ein Stück Pfannkuchen herunterbringen.

Aber sie brachte keinen Pfannkuchen. Ich und mein kleines Brüderchen blieben den ganzen Abend in größter Einsamkeit. Als der Vater spät heimkam, holte ihn sogleich die Mutter hinüber zum Nachtessen. Sie selbst kam bald darauf zurück, um uns ins Bett zu legen. Allein die aufregenden Vorgänge dieses Abends ließen mich nicht schlafen und von unserer Kinderstube aus, die mit der großen Wohnstube durch eine große Oeffnung, in welcher der Ofen stand, der beide Zimmer heizt, in Verbindung war, konnte ich Alles hören, was drinnen vorging und sogar sehen, wenn ich mich in meinem Bette nur ein [illegible]nig aufrichtete. Nach dem Nachtessen kam mein Vater mit [illegible] Mutter in die Wohnstube zurück. Die Mutter reichte ihm Klei[illegible] zum Wechseln, er aber sagte, indem er einen andern Ro[illegible]

„Es war nur eine Ausrede, daß ich den Rock [illegible]
weil ich mit dir allein zu sprechen wünschte. Wei[illegible]
daß mir die zwei Leutchen gar nicht gefallen!"

„Wie," rief meine Mutter erstaunt, „zwei Männer, die mein Bruder empfiehlt?"

„Die Empfehlung deines Bruders in Ehren, sieht mir dieser Herr Altmann so recht wie ein Spitzbube aus. Er spricht so schrecklich viel, als brauchte er die vielen Reden, um sich dahinter zu verstecken; das weiß ich aus dem Geschäfte, daß die Leute, die so viel reden, nicht viel taugen und daß die Leute, die viel von Geld reden, nicht viel Geld haben."

„Und der Andere?" fragte meine Mutter.

„Ein schöner Mann, o ja, ein sehr schöner Mann — sehr ein schöner Mann, gewiß auch ein guter Mensch und wenn er spricht, thut er's ohne Prahlerei und wie ich vermuthe auch nur darum, weil ihm der Andere gesagt hat, daß er sprechen muß. Aber er ist mir verdächtig, weil er mit dem Andern ist. Er ist nicht sein eigener Herr, der Andere lenkt und leitet ihn und weil er ein so schöner Mann ist, so glaube ich, daß der Andere mit ihm spekulirt."

„Dazu ist er denn doch schon zu alt," erwiderte meine Mutter, „auch muß er schon zu erfahren sein, um sich wie ein Mädchen gängeln zu lassen, ein Mann, der so große Reisen machte."

„Ja diese Reisen," sagte mein Vater kopfschüttelnd — „von hundert Reisenden sind neunundneunzig Abenteurer, bleibe im Lande und nähre dich redlich, und wo ist er gewesen? In Ungarn, wohin alle Bankerottirer laufen, weil es dort keine Gesetze gibt; wäre er in Sachsen oder in Preußen gewesen, ich hätte nichts dagegen, Ungarn ist mir verdächtig. Indessen," fügte mein Vater hinzu, „ich will nicht vorschnell urtheilen und will dem jungen Manne nicht Unrecht thun, denn er sieht ganz ordentlich und einnehmend aus. Uebrigens wird man sich ja erkundigen und wird der Mann, bevor es zum Klappen kommt, mit der Sprache herausrücken müssen. Dazu bin ich ja da, der Bruder, und ist der Vater da. Wir werden sehen."

So sprechend, verließ der Vater wieder das Zimmer, um zu den Gästen hinüberzugehen; die Mutter hängte seinen Rock in

den Schrank und wollte eben zu uns herüberkommen, um nach den Kindern zu sehen, als die Thüre aufflog und meine schöne Tante Helene hereinstürzte. Zwar einmal im Zimmer wußte man nicht, was sie so eilig da zu thun hatte, denn sie blieb ruhig an der Thüre stehen und sagte nichts. Meine Mutter sah sie an und fragte, was sie wollte, da wurde sie wieder lebendig und rief: „Sophie, weiß Gott, so ein Mann ist mir mit einem halben Kopf lieber, als ein Neuberg mit zwei Köpfen."

„Man sollte wirklich glauben, daß du schon verliebt bist," sagte meine Mutter mit einigem Vorwurf in der Stimme.

„Ja," erwiderte die Tante mit Entschiedenheit, „ich bin es," und dabei hob sie den Kopf in die Höhe und sah meine Mutter so herausfordernd an, daß ich glaubte, sie wollte zu zanken anfangen.

„Aber Helene," sagte meine Mutter beschwichtigend, „du bist ja ein gescheidtes Mädchen. So ein Schritt will überlegt sein — du bist ja sonst nicht so. Man weiß ja noch gar nichts von diesem Manne, und ob er zu dir paßt, und seine Vermögensverhältnisse —"

„Das ist mir Alles gleichgültig! Diesen oder Keinen," rief die schöne Tante, und als ob sie nirgends Ruhe hätte, oder noch einen Widerspruch von meiner Mutter befürchtete, lief sie wieder zum Zimmer hinaus und meine Mutter folgte ihr.

Da war wieder sehr Vieles, was mir Kopfbrechen verursachte und Vieles, was mir neue Lichter aufsteckte. Daß der Neuberg mit zwei Köpfen neben diesem Fremden mit einem halben Kopfe genannt wurde, das erklärte mir zum ersten Male, warum denn dieser gute Neuberg so oft zu uns ins Haus kam und warum er mir erst vor Kurzem einen Kanarienvogel geschenkt hatte. Offenbar wollte er ebenso wie dieser Fremde mein Onkel werden. Es schmeichelte mir, daß er mich mit dem Kanarienvogel bestechen wollte und ich bedauerte ihn, in Erinnerung an die vielen häßlichen Sachen, welche Tante Helene hinter seinem Rücken gesagt hatte. Sie fand ihn nämlich überaus dumm und

plump. Ich konnte ihr, wenn ich ihn mit dem Fremden verglich, nicht Unrecht geben, aber die Geſchichte von dem halben Kopf und von den zwei Köpfen verſtand ich doch nicht recht; ich wußte am Ende nicht mehr, welchem von Beiden ſie einen halben und welchem ſie zwei gegeben hatte und ich glaube, ich träumte ſchon als ich die beiden Freier meiner ſchönen Tante Helene abwechſelnd mit einem halben, mit einem ganzen und mit zwei Köpfen geſpenſtiſch vor mir herumtanzen ſah. Ich ſchlief ſehr unruhig, und als mich die Mutter am andern Morgen nach der Urſache fragte, ſagte ich, ich hätte deßhalb ſchlecht geſchlafen, weil die Tante Helene eine ſchlechte Partie machen ſolle.

Zweites Kapitel.

Die beiden Fremden reisten am Tage nach ihrer Ankunft wieder ab. Es hatte ſich im Hauſe nichts verändert und doch war alles anders und ganz anders, als nach der Abreiſe anderer Beſuche. Alle Welt ſprach von Herrn Wilhelm Gerhard, nur Tante Helene nicht. Sie war nicht ſchweigſamer als ſonſt; ſie war lebhaft wie immer, aber ſie ſah aus wie Jemand, der im Geheimen zu etwas entſchloſſen iſt, und wenn die Andern von dem Fremden ſprachen, ſagte ſie kein Wort, aber gerade das ſchien zu bedeuten: ſagt ihr, was ihr wollt, ich weiß doch, was ich thun werde. So viel ich mich erinnere, war das ganze Haus in zwei Parteien getheilt, die Einen für, die Andern gegen den Freier und beide Parteien wußten nicht recht, warum ſie für oder gegen waren. Der Großvater ſtand damals auf Seiten des Fremden, nur weil ihm die Großmutter geſagt hatte, daß Helene gewaltig verliebt ſei und daß ſie ſich die ganze Nacht ſchlaflos im Bette hin- und herwälze. Es war mit dem Großvater eine eigene Sache. Sein Lebenlang im höchſten Grade praktiſch und auf Erwerb ausgehend, wurde er in ſeinen alten Tagen romantiſch.

Seit ihn die Gicht den größten Theil des Jahres an das Haus bannte und ihn zwang, die Geschäfte seinem Sohne zu überlassen, wurde er jung und etwas phantastisch. Er ließ sich von aller Welt Geschichten erzählen und er selbst erzählte uns Kindern Geschichten aus alten Zeiten und allerlei Märchen, die er kannte oder selber erfand. Am Lebhaftesten aber äußerte sich seine zweite Jugend im Verhältniß zu seiner jüngsten Tochter Helene. Nachdem er schon vier seiner Kinder gut versorgt und verheirathet hatte, hing sein ganzes Herz an diesem seinem jüngsten Kinde, und er holte bei diesem Töchterlein alle Zärtlichkeit nach, die er bei seinem früheren Geschäftsleben den andern Kindern gegenüber versäumt hatte. Helene konnte er nicht nur Nichts versagen, jeder ihrer Wünsche wurde sein eigener Wunsch und in ihm viel lebhafter als in dem Mädchen. Es reichte hin, daß ihr etwas gefalle, und der Großvater kaufte es ihr sofort, selbst wenn sie sich gegen die Ausgabe sträubte und mit dem Gefallen bei ihr auch nicht der geringste Wunsch nach Besitz verbunden war. Es war übrigens natürlich, daß der alte Mann diesen Trost seines Alters liebte. Helene, wenn auch nicht so schön, wie sich ihr Vater einbildete, der sie für die größte Schönheit des Landes hielt, war in der That ein überaus reizendes Mädchen und dabei eines von jenen glücklichen Geschöpfen, denen Alles gut steht, was sie immer an- und umthun mögen. Sie vereinigte die widersprechendsten schönen Eigenschaften in ihrer Erscheinung; sie war kräftig und zart, derb und anmuthig, ruhevoll und beweglich, stolz und überaus freundlich und einnehmend. Mein Großvater kannte kaum eine größere Freude, als sie anzusehen, wenn sie zu Besuche ging, besonders am Sonntage schleppte er sich mit Mühe auf die Bank vor der Hausthüre, von welchem Standpunkte aus er ihr am längsten nachsehen konnte, wie sie über die Teichdämme, über die Wiese, dem etwas entfernten Dorfe entgegenschritt und man konnte sicher sein, daß er seinen Sitz nicht eher verlasse, als bis er, und zwar immer mit der Brille auf der Nase, sie desselbigen Weges zurückkommen gesehen. Ebenso

Widerſpruch Helenen in ihrem Entſchluſſe nur befeſtigen könne. Helene, die ſich bisher allen Bewerbern gegenüber überaus ſpröde benommen hatte, galt bei Jedermann für ſtolz und kalt, bei Jedermann, nur nicht bei der Mutter; dieſe behauptete immer, daß wenn dieſes Kind ſich einmal irgend etwas oder irgend Jemand in Kopf oder Herz ſetzen werde, es keine Macht der Erde wieder werde austilgen können und daß, wenn Helene ſtolz ſei, ſich dieſer Stolz gegen Diejenigen kehren werde, die ſich ihrem Entſchluſſe widerſetzen. Ebenſo hatte ſie immer behauptet, daß das Alles über Nacht kommen werde, und als es kam, war ſie weniger überraſcht als erſchrocken. Auch meine Mutter war ſchwankend. Als junge Frau nahm ſie Partei für die Liebe und als Schweſter für den Empfohlenen ihres gelehrten Bruders, aber mein Vater, auf deſſen Urtheil ſie ſo viel gab, war am Ende doch ſtärker als der abweſende Bruder und brachte ſie dahin, daß ſie zur Zeit mehr gegen als für die Heirath war. Doch ſpielt meine Mutter in dieſer Geſchichte eine zu kleine Rolle, als daß wir ihre Gefühle, mit denen ſie dabei betheiligt war, näher auszuführen brauchen.

Außerdem kenne ich das Alles nur aus ſpätern Mittheilungen. Als Augenzeuge kann ich nur erzählen, was ich wirklich mit Augen geſehen.

Ungefähr vierzehn Tage nach dem erſten Beſuche kehrte Herr Wilhelm Gerhard wieder und zwar allein, ohne ſeinen Schwager, was ihm im Allgemeinen ſehr zum Vortheile gereichte. In Folge deſſen lud man ihn ein, dießmal länger zu bleiben und er blieb auch drei Tage. Sein etwas furchtſames und ſchüchternes Weſen gab ihm einen Anſtrich größerer Jugend als er wirklich beſaß, und dieſes wieder flößte mehr Vertrauen ein. Man glaubte ihm gerne und mein Vater übernahm es, ihn über ſeine Vermögensverhältniſſe auszuforſchen. Es war bald unzweifelhaft, daß er in ſeiner Stadt S.. ein zweiſtockiges Haus beſaß und ein zweiſtockiges Haus in dieſer wohlhabenden Kreisſtadt war ein Beſitz, der zu einer Mitgift von zehntauſend Gulden W. W.

im höchsten Grade berechtigte. Freilich konnte man dem Besitze dieses Hauses nicht leben und hatte Wilhelm Gerhard, wie er offen eingestand, auch kein eingerichtetes Geschäft; aber er war erst vor Kurzem von Reisen heimgekehrt, hatte noch keine Zeit sich einzurichten, und gestand außerdem mit Offenheit ein, daß er sich verheirathen und die etwaige Mitgift zur Errichtung eines Geschäftes benutzen wolle. Praktischen Männern, wie Vater und Großvater waren, konnte es nicht mißfallen, daß ein junger Mann nach einem beträchtlichen Heirathsgut ausblicke und daß er ein Geschäft erst mit Fonds in Händen beginnen wolle. Die Stellung des jungen Mannes wurde im Hause eine viel bessere; man machte Spaziergänge mit ihm, man erlaubte ihm, dem jungen Mädchen den Arm zu geben, auch dem Rest der Gesellschaft manchmal einen Vorsprung abzugewinnen und Worte auszutauschen, die die Andern nicht hören konnten. Ich erinnere mich genau, wie oft ich auf diesen Spaziergängen von meiner Mutter zurückgerufen wurde, wenn ich mich, alter Gewohnheit folgend, an Tante Helene angehängt hatte. Wilhelm Gerhard reiste nicht ab, ohne dem Großvater seine Absichten kund gethan zu haben.

Ungefähr zehn Tage später wurde aus der Scheune die alte Kalesche hervorgezogen und vom Knechte in allen ihren Theilen auf das Sorgfältigste geputzt und hie und da sogar frisch angestrichen; sie hieß in der Familie nur die Arche Noäh und stammte aus der Verlassenschaft eines Dekans, nach dessen Tode sie mein Großvater um volle fünfundfünfzig Gulden ersteigert hatte. Neben diesen fünfundfünfzig Gulden hatte sie noch allerlei Kosten verursacht, da sie roth angestrichen war, wie sämmtliche Kaleschen der reichen Pfarrer, Dekane und Pröbste der Umgegend und mein Großvater nicht für einen Geistlichen gehalten werden wollte. Die rothe Farbe wurde demgemäß mit einer blauen überzogen. Da aber das Blau nicht dick genug aufgetragen war, außerdem der Zeit und dem Wetter wich, schlug das geistliche Roth durch die dünne Hülle immer wieder durch und es gab eine

höchſt niederſchlagende Farbenmiſchung. Trotzdem war die Arche Noäh der Stolz des Großvaters und der ganzen Familie, denn wir waren die einzigen Bürgerlichen der ganzen Umgegend, die eine Kaleſche beſaßen; dennoch, da mein Großvater es nicht liebte, übertriebenen Luxus zu treiben und vor Allem den Neid ſeiner Mitbürger nicht wecken wollte, kam die Arche Noäh nur bei ſeltenen und höchſt feierlichen Gelegenheiten zum Vorſchein. Es ging gewiß immer etwas Großes vor, wenn ſie ſelbſt aus der Scheune hervorgezogen und wenn die Kiſſen und das Spritzleder aus der Kammer, wo man ſie beſonders verwahrte, hervorgeholt wurden. Heutzutage würde eine verweichlichte und verderbte Welt mit Spott auf eine Kaleſche niederſehen, die vorn unmittelbar auf der Achſe lag und in dieſen Theilen ebenſo erſchüttert wurde wie jeder gewöhnliche Bauernwagen, damals aber war man ſtolz auf die zwei weit ausgebogenen Federn, auf denen ſie ſich mit dem hintern Theile zu wiegen begnügte. Es iſt wahr, daß man in der Arche Noäh niemals eine Reiſe ohne irgend einen kleinen Unfall zurücklegte, da ſie bereits ein bedeutendes Alter hinter ſich hatte und daß die Großmutter den Großvater immer mit größerer Beſorgniß in der Kaleſche als in einem gewöhnlichen Bauernwagen abreiſen ſah — aber es war doch eine Kaleſche, und da man ſie beſaß, war man es ſich und ſeiner Würde ſchuldig, ſie bei großen Gelegenheiten zu benutzen. Das Erſcheinen der Kaleſche auf dem Hofe war immer ein Ereigniß, erfüllte mein Gemüth immer mit großer Feierlichkeit und prägte ſich darum meinem Gedächtniſſe ein. Und ſo erinnere ich mich ganz wohl, wie der Großvater hineingehoben wurde, wie ihm mein Vater nachſtieg, wie Beide ihre Sonntags-Kleider anhatten und wie die Großmutter Beiden anempfahl, ſich das Haus Gerhards doch recht anzuſehen und ſich überhaupt genau zu erkundigen; ferner wie Mutter und Großmutter der Kaleſche lange nachſahen, ſo lange ſie ſichtbar war und wie ſie dann noch gedankenvoll im Hofe ſtehen blieben. „Mein armer Melchior,“ ſagte endlich meine Großmutter, „ich hätte nicht gedacht, daß

[illegible] Tagen und mit seinem Podagra noch in eine [illegible] vor zwanzig Meilen machen werde. Was thut man nicht für seine Kinder! Wenn's nur zum Guten ausschlägt. Gott gebe es!"

Vater und Großvater blieben viele Tage aus, denn ein Weg von zwanzig Meilen mit eigenen Pferden und einer Kaleche wie die unsrige, auf schlechten Wegen, wie man sie damals in unserem Lande nicht anders kannte, nahm wenigstens drei Tage in Anspruch und so mochten wohl an zehn Tage vergangen sein, als die Kaleche wieder in den Hof einfuhr, Großmutter und Mutter ihr entgegen, während Tante Helene in der Stube blieb und unwillkürlich nach der Rampe des Kachelofens griff um sich daran zu halten. Sie trat erst auf den Hof, als der Vater ausrief: „Wo ist denn das Mädel?" Er drückte sie in seine Arme, küßte sie und sagte mit bebender Stimme: „Nun gebe dir Gott alles Glück und mögest du's nie bereuen! Du bist Braut." Auf dieses Wort brach Alles in Weinen aus; ich weinte mit und alle Mägde, die auf den Schwellen der beiden Hausthüren erschienen waren, um die Kaleche zu sehen, weinten ebenfalls mit und Alle wußten sogleich wer der Bräutigam war, obwohl es ihnen Niemand gesagt hatte und obwohl sie gethan hatten, als ob sie gar nichts merkten. Sie fanden auch Alle, daß Fräulein Helene ganz recht gethan habe und daß sie einen sehr schönen Mann bekomme, der sehr vornehm aussiehe. Helene gab Allen die Hand und lief dann in ihr Zimmer um sich auszuweinen. Ich lief ihr nach, denn ich hielt es für meine Pflicht ihr ebenfalls zu sagen, daß sie Recht habe, wie's die Andern gethan hatten. „Weine nicht, Tante Helene," rief ich ihr schon von der Schwelle zu, „du hast ja ganz recht gethan." Sie nahm mich auf ihren Schooß, küßte mich und sagte: „Gott gebe, daß du wahr sagest." Dann fing sie noch heftiger zu weinen an und ich wußte nicht mehr, was ich sagen sollte.

Drittes Kapitel.

Der Bräutigam kam bald, und da er zu Hause nichts zu thun hatte, blieb er mehrere Tage, und das war für uns Kinder eine lustige Zeit; er brachte uns Hanswürste und Steckenpferde mit und zu den Besuchen, die er mit seiner Braut in der Nachbarschaft machte, wurden wir und zwar immer in der Arche Noäh mitgenommen. Im Hause viel besser gekocht als sonst; Gänse und Truthühner, unsere guten Bekannten verschwanden vom Hofe und ich durfte bei den großen Mahlzeiten immer mit dabei sein. Da saß Onkel Gerhard immer neben der Tante Helene und ich sah es ganz deutlich, wie sie manchmal unter dem Tisch einander die Hände drückten. Ich sah auch, wie der neue Onkel die Tante manchmal, wenn sie allein waren, da ich nicht zählte, sehr herzlich und oft umarmte und küßte. Ich glaubte nun den deutlichsten Begriff vom Zustande der Brautschaft zu haben. Dieser setzte sich für mich aus Besuchen in der Kalesche, aus gebratenen Gänsen und Truthühnern, Sonntagskleidern, Händedrücken und Küssen zusammen. Es schien mir der schönste Zustand der Welt und ich begeiff sehr wohl, daß Neuberg, der zu diesem Zustand nicht kommen konnte, der einzige Traurige in der Gesellschaft war; der Leser weiß es schon, daß dieser ebengenannte junge Mann zu den unglücklichen Bewerbern der Tante Helene gehörte. Er war der Sohn des Dorfarztes, der, so lange er lebte, der gute Freund des Hauses gewesen, und dessen Freundschaft sich auf den einzigen Sohn vererbte. Auch er hatte Arzt werden sollen, fiel aber zu wiederholten Malen durchs Examen, ergab sich in sein Schicksal und lebte auf dem Dorfe von der Rente des kleinen Vermögens, das ihm sein Vater hinterlassen. Er hatte keine andere Beschäftigung als die, der Tante Helene alle möglichen Aufmerksamkeiten zu erweisen, immer für sie besorgt zu sein und ihr trotz wiederholter Zurückweisungen den Hof zu machen. Er gab es selber zu, daß er gar nicht der Mann sei,

der auf ein Mädchen wie Helene Brant Anſprüche erheben dürfe. Er nannte ſich ſelbſt eine Vogelſcheuche, eher gemacht abzuſtoßen als anzuziehen und einen Menſchen, der offenbar zu Nichts nütze ſei, da er nicht einmal das leichte chirurgiſche Examen habe machen können. Aber wer konnte ihm verbieten die Reize Helenens und alle ihre Vorzüge anzuerkennen und ſie zu lieben. Was wäre es, wenn er das nicht thäte, was ihm allein einen Werth in ſeinen eigenen Augen gab. Es war gewiß ein Zeichen ſeiner Aufrichtigkeit, daß er nach der Verlobung wie vorher alltäglich ins Haus kam, freilich noch etwas ſchweigſamer als ſonſt und nach einigen Tagen auch etwas trauriger. Es fragte ihn Niemand nach der Urſache und das gerade bewog ihn ſich darüber auszuſprechen und zwar gegen meine Mutter.

„Ihr meinet Alle," ſagte er eines Tages nach der Abreiſe Gerhards, „daß ich aus Eiferſucht traurig bin, oder weil Helene einen Andern gewählt hat. Nicht im Geringſten, ich finde das natürlich, aber ich weiß, daß ihr über die Verhältniſſe des Verlobten nicht im Klaren ſeid und daß man Helenen verlobte, weil ſie verliebt iſt. Wenn ſie nun ihre Liebe ins Unglück ſtürzt?"

„Nun," fragte meine Mutter zurück, „hätten Sie an unſerer Stelle anders gehandelt? Sie behaupten ja immer, daß die Liebe bei einer Heirath die Hauptſache ſei, hätten Sie Helenen einen Mann verſagt, den ſie liebt, nur weil er arm iſt?"

„Gott bewahre," rief Neuberg, „einmal weil es gegen meine Grundſätze wäre, dann weil ſich Helene Nichts verſagen läßt. Hättet ihr euch dieſer Heirath widerſetzt, ſie hätte ihn erſt recht und trotz euch genommen."

„Nun alſo?" fragte meine Mutter wieder.

„Ich wünſchte nur," fuhr Neuberg fort, „daß ihr Perſonen und Verhältniſſe beſſer kennen gelernt hättet. Dann wenn etwas nicht richtig iſt, ließ ſich doch vorbauen."

Meine Mutter tröſtete ihn damit, daß die Brautreiſe demnächſt unternommen werden ſolle. Es war nämlich Sitte in bürgerlichen Kreiſen unſeres Landes, daß die Braut, wenn ſie

sich auf eine gewisse Entfernung verheirathete, vorher in Begleitung von Anverwandten das Haus des Bräutigams besuchte, um Haus und Familie kennen zu lernen. Meine Mutter sollte die Brautreise mitmachen und sie versicherte dem besorgten Neuberg, daß sie sich recht umsehen wolle. Sie war dazu um so mehr entschlossen als es der ganzen Familie gleich nach der Verlobung wie Schuppen von den Augen fiel und sich Jedermann sagte, daß man sich von dem Wunsche, Helenen zu gefallen, zu sehr hinreißen lassen und die ganze Angelegenheit überstürzt habe.

Die Reise wurde gemacht, da ich aber nicht mit von der Partie war, so kann ich nur berichten, was ich mit Staunen nach der Heimkehr durch mehrere Tage immer wieder und wieder erzählen hörte. Zwar die Tante Helene selbst erzählte Nichts, dafür aber Mutter und Großmutter desto mehr; sie waren von Allem, was sie erlebt hatten, so entzückt, daß sie sich, wenn sie Vater und Großvater nicht zu Zuhörern hatten, die ganze Geschichte selber rekapitulirten. Nach diesen Berichten stand es in den Gerhard'schen Familien aufs Schönste und Beste. Des Bräutigams Mutter war eine vorzügliche Frau, seine Schwestern ganz vortreffliche Personen; Helene konnte sich unmöglich eine bessere Schwiegermutter und bessere Schwägerinnen wünschen, selbst Herrn Altmann, dem Schwager, hatte man unrecht gethan. Es war allerdings wahr, daß er zu hoch hinaus wollte, daß er zu sehr wie ein großer Herr lebte, dafür aber hatte er auch die Manieren eines großen Herrn, wie man überhaupt von der ganzen Familie Lebensart und Sitte lernen konnte. Es war erstaunlich, wie sie sich in dem Gerhard'schen Hause auf das Vornehmsein verstanden. Bei Tische z. B. hatte Jedermann bis auf das kleinste Kind eine Serviette, ein Luxus, der damals in unserer Gegend noch sehr selten war. Der Braut und ihren Begleiterinnen brachte man des Morgens Orangen ins Bett. Solcher Kleinigkeiten wußten die Heimkehrenden unzählige zu berichten und priesen Helenen glücklich, in solcher Umgebung und in einer so großen Stadt künftig leben zu können. Nur Eines fiel störend

auf. Der Bräutigam hat der Braut die von der Sitte unumstößlich gebotene Perlenschnur nicht geschenkt. Mein Vater fragte gleich darnach und war sehr unangenehm berührt, als man sie ihm nicht zeigen konnte. Man beruhigte ihn damit, daß die Perlenschnur ganz gewiß nachkommen werde, daß sie der Bräutigam während des Besuches, wie es die Sitte gebot, uns darum nicht geschenkt, weil in dieser Stadt keine zu haben war, die er für schön und Helenens würdig genug gehalten hätte.

Trotz dieser Versicherung blieb mein Vater, der nun einmal argwöhnisch war, verstimmt, und bald sollte die Verstimmung bei ihm und bei allen Andern noch größer werden.

In all dem Rumor und in all den Aufregungen nach der Heimkehr hatte man nicht bemerkt, daß Neuberg verschwunden war, und man war sehr erstaunt, ihn nach einigen Tagen vom Walde herab auf der Landstraße daherkommen zu sehen, mit einem Felleisen auf dem Rücken und einem Stock in der Hand, bestaubt und etwas vernachlässigt und müde, ganz wie ein Mann, der eine größere Fußreise hinter sich hatte. Man ließ ihn am Hause nicht vorübergehen, man rief ihn auf den Hof und er sollte erzählen, woher er komme, welche wichtigen Angelegenheiten ihn, der seit Jahren das Dorf nicht verlassen, in die Ferne getrieben haben. Er setzte sich hin an die Seite des Großvaters, räusperte sich und war offenbar in Verlegenheit. „Nun," sagte er endlich, „eben weil ich seit Jahren das Dorf nicht verlassen, ist es natürlich, daß ich auch einmal eine Reise machte. Die wichtigen Geschäfte, die ich hier versäumte! nicht wahr, ist es nicht gleichgültig, ob ich meine faule Haut hier oder anders wo herum schleppe. Reist doch heut zu Tage alle Welt."

Darauf brachte er das Gespräch auf einen andern Gegenstand, erzählte etwas von einem Vetter und fragte die Großmutter, wie sie mit ihrer Reise zufrieden sei? Die Großmutter fing, schnell bereit, das bekannte Lied von der Vornehmheit und von der Lebensart des Gerhard'schen Hauses zu singen an und merkte in ihrem Eifer nicht, wie ihr Neuberg mit einem bedenk-

lichen Kopfschütteln zuhörte und manchmal ein „hm, hm" oder „so, so" dreinbrummte und dabei das Kinn auf den Knopf des Stockes stützte. Sie war sehr überrascht, als Neuberg in einem Augenblicke, da Helene, vielleicht müde, die Erzählungen von der Vornehmheit ihrer neuen Anverwandten anzuhören, ins Haus gegangen war, sich plötzlich vorwärts neigte und halblaut in den Kreis hineinsagte: „Ich war auch in S.. und ich kenne jetzt die ganze Familie so gut wie ihr und vielleicht besser."

„Was? wie?" fragte Alles wie aus einem Munde.

„Was sollte ich hier, wenn Helene fort war," sagte Neuberg mit großer Einfalt. „Da dachte ich: du gehst auch nach S.. und erkundigst dich dort; auf die Weiber kann man sich ja doch nicht verlassen, die lassen sich Sand in die Augen streuen, und daß ich Recht hatte, habt ihr mir eben bewiesen, Frau Brant."

Die Großmutter wollte auffahren, er aber machte eine beruhigende Bewegung mit der Hand und sagte mit zitternder Stimme: „Ich habe euch nicht beleidigen wollen und es handelt sich da gar nicht darum, ob wir miteinander empfindlich sein wollen, sondern es handelt sich um das Glück Helenens."

„Er hat Recht," sagte der Großvater und zu Neuberg gewendet, fragte er: „Und was hast du ersehen?"

Neuberg stand auf, bückte sich vor und sagte mit einer heftigen Armbewegung und mit eindringlicher Betonung, obwohl halb leise: „Ruinirt, verschuldet, die Haare auf dem Kopfe sind sie schuldig, kein Stein ihres Hauses gehört mehr ihnen — die Mitgift wird nicht hinreichen, alle Schulden zu bezahlen. — Und die Orangen, die ihr gegessen habt," sagte er zur Großmutter und zu meiner Mutter, „sind auch noch nicht bezahlt, und die Perlen, die kommen werden, sind auf Borg bei einem Wucherer genommen, dem sie nach der Hochzeit zu dreifachem Preise bezahlt werden sollen."

Nach dieser Mittheilung drehte sich Neuberg rasch um und ging, wie empört, daß man diese Angelegenheit so leichtsinnig betrieben, dem Dorfe zu.

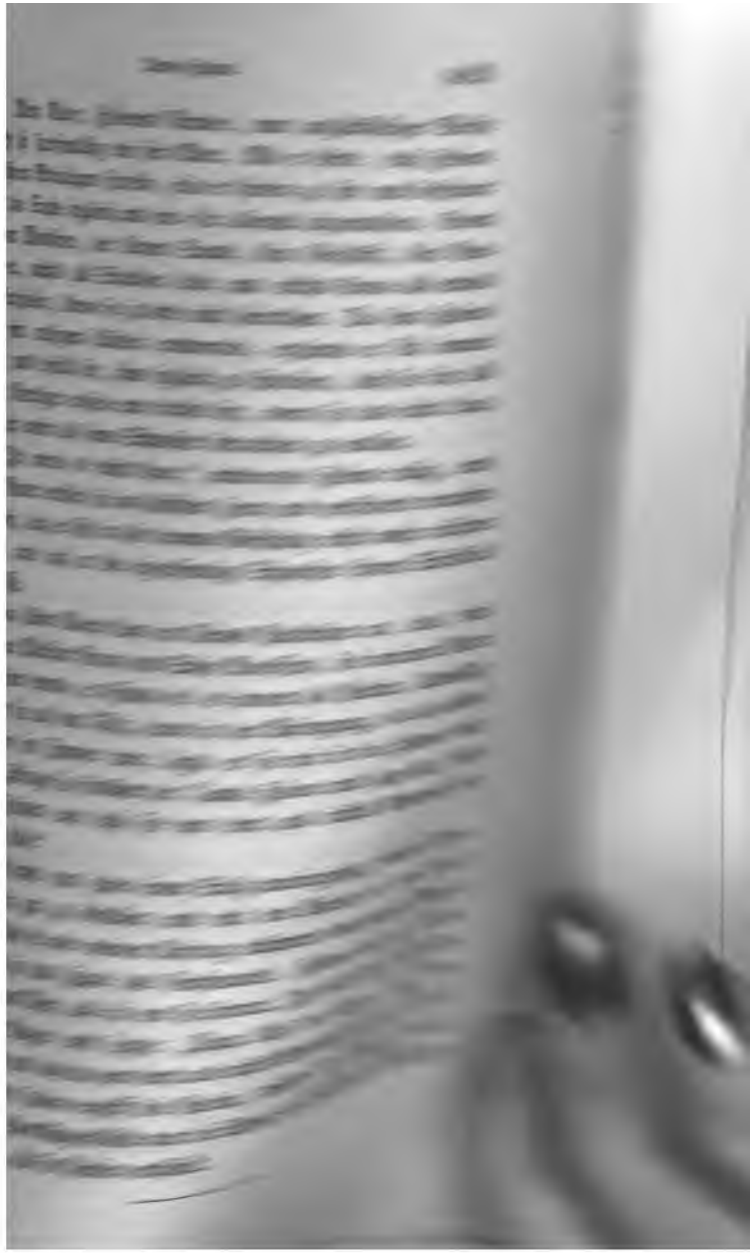
Die ganze Gesellschaft blieb wie in Erstarrung sitzen; Eins sah das Andere an, ob man nicht das Schweigen brechen wolle, aber Keines hatte den Muth dazu. Wie vorauszusehen war, fand die Großmutter zuerst das Wort wieder: „Bah," rief sie, „Narrenspossen, als ob man nicht wüßte, daß man dem Narren aufbinden kann, was man will. Und ein guter Junge, wie er immer sein mag, darf man doch nicht vergessen, daß er von Helenen einen Korb bekommen hat, den er nicht verwinden kann. Was erfindet nicht Alles die gekränkte Eitelkeit und die Eifersucht."

„Nein, nein," schüttelte der Großvater den Kopf, „der Neuberg erfindet nichts, und was er sagt, hat jedenfalls —"

Er unterbrach sich, denn Helene trat wieder in den Hof. Alles schwieg und Niemand wußte was draus zu machen, als sie ihren Blick rasch prüfend über die Gesichter streifen ließ, und den Kopf an die Pfoste der Hausthüre lehnend und die Arme ineinander verschränkend, traurig vor sich hinlächelte. Der Großvater lud sie ein sich zu ihm auf die Bank zu setzen, und legte den Arm um ihren Nacken. Er wollte sprechen, aber er konnte nicht. Mein Vater, als er Thränen in den alten Augen sah, sprang verdrießlich auf, legte die Arme über den Rücken zusammen und ging von dannen; die Großmutter und meine Mutter fingen bei demselben Anblick zu schluchzen an. Nur Helene blieb ruhig und sagte: „Vater, gib dir keine Mühe, ich weiß was du mir sagen willst. Was soll ich thun? Was befiehlst du? Ich bin zu Allem bereit. Nur abschreiben will ich ihm nicht, denn ich liebe ihn und lasse nicht von ihm, was immer daraus folgen möge."

„So weit, mein Kind, sind wir noch nicht," erwiderte der Großvater mit sichtlicher Anstrengung, „wir wollen nur genau wissen, was von der Sache zu halten. Gehe hinein und schreibe ihm in zwei Worten, daß er hierher kommen und uns Rechenschaft geben solle."

„Das will ich thun, Vater, um deinetwillen," sagte Helene, und ging sofort ins Haus.



Viertes Kapitel.

Onkel Gerhard ließ nicht lange auf ſich warten; er kam auf die Vorladung der Tante in der möglichſt kurzen Zeit. Von allen Mitgliedern der Familie, Tante Helene ausgenommen, war ich vielleicht der Einzige, der ihn mit der alten Herzlichkeit empfing. Ich wußte wohl ſchon, daß er kein Geld hatte und wußte auch, daß ich in einem Geſchäftshauſe erzogen war, daß man dem Gelde viel Achtung ſchuldig ſei, aber in mir überwog die alte Liebe zum Onkel Gerhard und das Mitleid, daß er kein Geld haben ſollte. Als ob er das gefühlt hätte, kehrte er von den kalten Händedrücken und Begrüßungen immer wieder zu mir zurück, um mich aufs Neue zu küſſen. Ich bemerkte auch, daß es mit dem Kochen und Backen dießmal nicht ſo eifrig herging wie früher, und bei Tiſche machte ich die laute Bemerkung, daß wir ſonſt, wenn Onkel Gerhard da war, beſſer zu eſſen bekamen. Von dem Augenblicke an wurde das Geſpräch noch ärmer als es bis dahin geweſen, und der Abend wäre in der größten Schweigſamkeit und allgemeiner Beengung hingegangen, wenn ich nicht gleich bei der Ankunft des Onkels bemerkt gehabt hätte, daß er dieſesmal ſeine Violine mitbrachte. Mutter und Großmutter hatten von ſeinem Violinſpiel ſo viel erzählt, daß ich wirklich außerordentlich begierig war ihn zu hören. Ich forderte ihn zum Spielen auf und leiſtete der Geſellſchaft, die nicht wußte, was mit ſich und ihm anzufangen, einen ebenſo großen Dienſt, als ich ihr vorhin eine Verlegenheit bereitet hatte. Alle Welt ſtimmte mit ein und Onkel Gerhard holte ſeine Violine, die er, wie er ſagte, mitgebracht, weil er es meiner Mutter verſprochen hatte. Er ſpielte mehrere ungariſche und Zigeunerweiſen. Ich hätte nicht den Muth, mein ſiebenjähriges Urtheil hier für ihn abzugeben und zu ſagen, daß er vortrefflich ſpielte, wenn es nicht auch mein Großvater geſagt hätte, der als Böhme in ſeiner Jugend ebenfalls geſpielt hatte, und wenn ich mich nicht erinnerte,

welche Wirkung Onkel Gerhard mit seiner Violine hervorbrachte. Vergaß doch selbst mein Vater darüber, daß es ein über den Kopf verschuldeter Mensch war, der so spielte. Schon nach dem ersten Stücke war der böse Geist gebannt, der den ganzen Abend über dem Kreise gewaltet hatte. Alles war aufgeregt, Alles war gerührt und man sprach mit dem Onkel Gerhard, wie man immer mit ihm gesprochen, und als ob er keinen Kreuzer Schulden hätte. Meine Großmutter ließ sich zu dem Ausruf hinreißen: der Besitz einer solchen Kunst sei allein fünftausend Gulden werth, und mein Vater flüsterte meiner Mutter, auf deren Schooß ich saß, ins Ohr, man sollte glauben, daß man nichts besitzen dürfe, um ein solcher Künstler zu sein. Meine Mutter hingegen antwortete ihm, daß man viel Kummer haben müsse, um so traurig spielen zu können. Am Ruhigsten war wieder Tante Helene, die in ihrem Winkel am Ofen saß, im dunkelsten Winkel der Stube, in dem man Nichts sah, als ihre Augen, die aus dem Dunkel hervorleuchteten.

Der Großvater war nach diesem Spiele nicht in der Stimmung, die Hauptangelegenheit, wie er sich vorgenommen hatte, noch heute mit dem Onkel Gerhard zu behandeln und ihn betreffs seiner traurigen Verhältnisse zu verhören. Er verschob dieses schmerzliche Geschäft auf morgen. Als aber der Morgen anbrach, war der Onkel Gerhard über alle Berge.

Die Ueberraschung war sehr groß und Niemand wußte, wie er sich dieses Verschwinden deuten solle; mein Vater war schon geneigt, die Sache als abgemacht und zwar als glücklich abgemacht zu betrachten, als Tante Helene hervortrat und erklärte, sie habe ihren Bräutigam zu dieser schnellen Abreise bewogen.

„Du hast mit ihm gebrochen, du hast ihm den Abschied gegeben?“ fragte mein Vater rasch.

„Nein,“ antwortete Helene trocken, „ich wollte i euer Verhöre ersparen und die Geständnisse, die er euch zu m hatte. Es war ihm leichter, in dunkler Kammer di mir zu machen und ich werde sie euch nicht

Sie nahm einen Stuhl, ſetzte ſich meinen und ihren Eltern gegenüber und begann im ruhigſten Erzählertone: Gerhard ging in ſeinem neunzehnten Jahre auf Reiſen, kurz nach dem Tode ſeines Vaters. Dieſer hatte ihn zum Kaufmann beſtimmt, Gerhard fühlte aber keinen Beruf zum Kaufmannsſtande und ging in die Welt, um ſich umzuſehen, wie und wo er ſeinen Neigungen gemäß ſein Glück machen könne. Er war nicht dazu geſchaffen, hinter dem Ofen ſeines väterlichen Hauſes ſitzen zu bleiben. Sein Vormund, Herr Altmann, gab ihm eine kleine Summe mit, die bald dahin war. Glücklicherweiſe machte er die Bekanntſchaft eines jungen ungariſchen Magnaten, der ihn ſehr lieb gewann und ihn an ſeine Perſon, als Sekretär, als ſo etwas, mehr noch als Freund attachirte. Mit dieſem ungariſchen Edelmann durchzog er die verſchiedenſten Länder, vorzugsweiſe die ungariſchen. Er war glücklich, er ritt, er jagte, er verbrachte ſeine Zeit auf den Steppen Ungarns, er lernte die Violine ſpielen von den Zigeunern und einige glückliche Jahre vergingen ihm in einem luſtigen und wilden Leben. Er war indeſſen großjährig geworden, und er ſchickte ſeinem Schwager und Vormund Gregor Altmann, auf deſſen Verlangen, eine Vollmacht, ſein Vermögen nach Belieben zu verwalten. Was lag ihm an dieſem kleinen Vermögen, deſſen er nicht bedurfte! Es beunruhigte ihn auch ſehr wenig, als er erfuhr, daß Herr Altmann ſich in allerlei Spekulationen einlaſſe und höchſt wahrſcheinlich ſein Vermögen verthue. Er hatte eine gute und angenehme Stellung und freute ſich nur, daß ſein väterliches Erbe ſeiner Familie zu Gute komme. Da ſtürzte der ungariſche Magnat, ſein Freund, von einem wilden Pferde und ſtarb in Folge des Sturzes. Gerhard ſtand plötzlich hülf- und brodlos da. Der Magnat hatte ihm verſprochen, dauernd für ihn zu ſorgen, aber ſeinen Erben, entfernten Anverwandten war Gerhard unbekannt. Zur ſelben Zeit erhielt er einen Brief, der ihn um raſche Hülfe für ſeine Familie anging und ihn bat, im geeigneten Falle ſelber nach Hauſe zu kommen. Gerhard hatte in Ungarn Nichts mehr zu

ſuchen, das Land war ihm durch den Tod ſeines lieben Freundes verleidet und er eilte auf dieſe Aufforderung in die Heimat zurück. Hieß es doch in dem Briefe, daß es ſich um Ehre und Wohlergehen der ganzen Familie handle. Dem war auch ſo. Wäre Gerhard nicht zurückgekehrt, hätte der Schwager wegen Schulden, vielleicht wegen Aergerem, ins Gefängniß wandern müſſen und wäre das Haus, die einzige Zufluchtsſtätte ſeiner alten Mutter, verkauft worden. Gerhards Erſcheinung flößte den Gläubigern, welche zum Theil ſeine Gläubiger waren, da Altmann, die Vollmacht benützend, auf ſeinen Namen Schulden gemacht hatte, wieder Vertrauen ein. Es leuchtete ihnen ein, daß ſie mit Strenge verfahrend nur eine bis dahin ehrenwerthe und geachtete Familie zu Grunde richten würden, ohne ſich ſelbſt zu nützen und daß ſie nur gewinnen könnten, wenn ſie Gerhard eine Friſt geſtatteten. Altmann ſtellte ihnen vor, daß es Gerhard nicht fehlen könne, daß er in Kurzem eine gute Partie machen müſſe, und daß ſie mit Hülfe der Mitgift befriedigt werden ſollten. Gerhard erkannte, daß auf ihm allein die Rettung der Familienehre beruhe. Dieſe auf eine andere als die vom Schwager eingeleitete Weiſe herbeizuführen — dazu fehlte es ihm an Zeit, da die Gläubiger eine genau begränzte Friſt beſtimmten. Wollte er auf Alles das nicht eingehen, ſo wurde ſeine Mutter mit beiden unverheiratheten Schweſtern obdachlos und mußte er ſelbſt mit ſeinem Schwager ins Gefängniß wandern und die Mutter ſammt der ganzen Familie dem Elende preisgeben. Unerfahren in den Geſchäften und in dergleichen Angelegenheiten und entſetzt über die Verwirrung, über das Gewebe von Vergehen und Leichtſinn, in das er blickte, war es dem
leicht, ſich ſeiner ganz zu bemächtigen und ihm das
abzuringen, ſich von ihm leiten zu laſſen, bis ſie
drohenden Gefahren gerettet ſind. Das
heute ausführlich, aber ich wußte es
zelnen Mittheilungen. Mich hat er n
was ich that. Ja es iſt wahr, er

geführt hierher, um mich zu betrügen, nur um meiner Mitgift halber, aber er kam das zweite Mal allein zurück, um mir die Wahrheit und Lebewohl zu sagen.

„Jetzt aber," rief mein Vater, „wirst du dich doch nicht länger besinnen — jetzt, da du weißt, wohin deine Mitgift wandern soll."

„Wird ihm damit geholfen," fragte Helene lächelnd, „wenn ihm meine Mitgift entgeht? Habe ich dir nicht gesagt, daß ich ihn liebe? Welchen bessern Dienst kann mir die Mitgift leisten, als den, daß ich ihn damit vor Gefängniß und Schande bewahre? Er braucht meine Mitgift und er braucht mich. Er ist nicht ein praktischer Mensch wie wir hier alle sind, er ist ein Künstler von Natur und es ist nicht seine Schuld, daß er um seine Jugend gekommen, ohne sich, wie er es verdiente, ausbilden zu können."

Sie stand auf wie Einer, der in einer Verhandlung sein letztes Wort gesagt.

Die Zeit, die jetzt folgte, schwebt mir in meiner Erinnerung als eine überaus düstere vor. Man ging durchs Haus, als befände sich ein gefährlicher Kranker darinnen. Der Großvater saß gedankenvoll in seinem Lehnstuhle; die Großmutter kam von Zeit zu Zeit herüber und erzählte, wie unruhig Helene ihre Nächte verbringe. Bei meinem Vater äußerte sich die Trauer als Verdrießlichkeit und ich kann jener Zeiten nicht gedenken, ohne mich zugleich der verschiedensten Puffe zu erinnern, die ich damals in bedeutender Anzahl erhielt. Trotz dem entschiedenen Auftreten der Tante Helene, das zum Zwecke hatte, alle Verhandlungen abzubrechen, ließ man doch nicht ab, man stellte ihr fortwährend vor, welchem Unglück sie entgegengehe und daß es ihr Klugheit und Pflicht gebieten, Gerhard den Abschied zu geben. Man konnte beinahe nicht anders mehr im Hause sprechen, und wie sehr mich die Angelegenheit zu Anfang interessirte, so hörte ich am Ende gar nicht mehr zu, wenn von diesen Dingen gesprochen wurde. Doch bleibt mir eine Szene ewig gegenwärtig, der Worte wegen, die dabei gefallen sind und die einen Eindruck auf mich

machte, wie später selten irgend eine pathetische Szene eines Trauerspiels.

Es war an einem Morgen. Der Großvater saß wieder in seinem Lehnstuhle; Tante Helene stand am Ofen, vor einem Spiegel, den sie auf die mittlere Rampe gestellt hatte, und kämmte ihr langes schwarzes Haar. Der Großvater sprach wieder über das Thema, über das nun schon seit Wochen gesprochen wurde. Tante Helene antwortete beinahe gar nichts mehr, und das begriff ich vollkommen. Ich sagte mir, daß diese beständigen Reden die arme Tante fürchterlich langweilen müssen und ich bewunderte sie, daß sie nicht längst die Geduld verloren. Doch konnte ich bemerken, daß ihre Hand, während sie den Kamm durch die langen Haare führte, mehr und mehr erzitterte, als der Großvater von der Spitzbubenfamilie des Gerhard sprach. Sie hielt einen Augenblick lang im Kämmen inne, fuhr aber bald wieder fort. Auch der Großvater hatte, eine Antwort erwartend, geschwiegen. Da diese Antwort nicht kam, erhob er sich auf seine gichtkranken Füße, streckte den rechten Arm aus, während er sich mit dem linken am Lehnstuhle hielt, und rief mit gewaltiger Stimme: „Helenchen, wenn du dich auf alle Berge stellst, kannst du dein Unglück nicht übersehen!" Darauf wandte sich Helene zu ihm und, ohne die Hand vom Kamme zu thun, aber mit blassen Lippen und glühenden Augen rief sie zurück: „Ich werde betteln gehen, aber vor Eure Thüre werde ich nicht kommen."

Ich weiß nicht, was darauf erfolgte; diese Szene steht in meinem Gedächtnisse für sich abgesondert wie ein Bild in einem Rahmen da. Ich weiß nur, daß endlich Hochzeit gehalten wurde und daß ich mich an dem Tage wiederholt zu meiner Mutter u[nd] zu Tante Helene beklagte, daß die Hochzeit nicht lustig sei. [Ich] wußte schon, wie eine Hochzeit sein sollte, denn vor etwas mehr als einem Jahre hatte sich die Tante Rosalie [verheirathet]. jener Tag schwebte mir als ein Muster eines H[ochzeits]-
Der Bräutigam, ein lustiger Gutsbesitzer, hatt[e]
und Schwäger, sämmtlich dicke und rothbackig[e]

gebracht, der Großvater hatte die ganze Gegend geladen, man tanzte, man sang, Haus und Hof wiederhallten von Gelächter und die Dorfjugend knallte einen Böller nach dem andern los. Das war heute ganz anders. Unsererseits hatte man nur die Familie geladen, Schwestern und Schwäger meines Vaters, welche die Heirath natürlich eben so ungern sahen, wie wir. Der Bräutigam hatte nur eine junge Schwester mitgebracht, die schüchtern durchs Haus schlich, als ob sie Vorwürfen ausweichen wollte. Für einen Tanz war nicht gesorgt und kein Mensch kümmerte sich um die Dorfjugend, welche ihre Böller aufgestellt hatte. So wenig ging an diesem Tage vor, daß er mir in der Erinnerung zu einem armen kurzen verdrießlichen Momente zusammenschrumpft.

Am nächsten Morgen reiste Helene mit ihrem Manne und ihrer Schwägerin in der Kalesche ab. Unter den Abschiednehmenden stand auch Neuberg. Als sie ihm die Hand reichte, zog er sie ein wenig aus dem Kreise der Umstehenden und sagte mit niedergeschlagenen Augen und stotternd: „Helene — du weißt — ich habe etwas Vermögen — wenn du einmal etwas brauchst —"

Zum Erstaunen Aller, die diese Worte nicht gehört hatten, schlang Helene die Arme um Neubergs Hals, küßte ihn auf beide Wangen und sprang dann in den Wagen, der sich schwerfällig in Bewegung setzte. Wir sahen nach, so lange wir nachsehen konnten, dann gingen wir schweigend ins Haus zurück, wie man von einem Begräbniß zurückkehrt.

Fünftes Kapitel.

Als Helene am ersten Sonntag an der Seite ihres Mannes in die Kirche von S.. ging, stand an der Thüre ein kleiner alter Mann in fadenscheinigem Rocke, mit einem alten haarlosen Hute in der Hand. Helene hielt ihn für einen Bettler, als er sich bei

ihrer Ankunft in Bewegung setzte und ihr mit dem Hut in der Hand und in unterthäniger Stellung entgegenging. Er gab diese Stellung nicht auf, trat ihr aber auf unschickliche Weise so nahe, daß er ihr Sonntagskleid mit dem schmutzigen Aermel seines Rockes berührte und sagte laut genug, daß es andere Kirchengänger hören konnten: „Wenn diese Perlen bis zum nächsten Sonntag nicht bezahlt sind, reiße ich Ihr sie vom Halse.“ Helene fuhr zusammen. Ihr Blick fiel auf ihren Mann, der auffuhr und den Arm nach jenem Fremden ausstreckte. Sie faßte diesen Arm und drückte ihn nieder. Dann löste sie die Perlenschnur vom Halse und reichte sie dem Manne hin. „Nicht die Perlen will ich,“ kicherte spöttisch der Alte, „die sind verkauft, mein Geld will ich.“ Helene band die Perlen wieder um und ging in die Kirche.

Am nächsten Sonntag waren die Perlen bezahlt und waren die Perlen auch schon verkauft. Auch die Möbel des Hauses waren bereits bezahlt; auch mehrere Wechsel waren bereits eingelöst, und Helene in ihrer Thätigkeit war auch schon daran, die eben bezahlten Möbel des Hauses zu verkaufen, um noch fernere Schulden zu bezahlen. Bald darauf übernahm das Gericht die Fortsetzung dieser Thätigkeit und verkaufte das Haus. Dieß in wenigen Worten die Schilderung der Flitterwochen der Tante Helene. Sie selber beschrieb sie auf dringendes Fragen ungefähr so in ihren nach Hause gerichteten Briefen. Keine Klage begleitete diese Schilderung, wohl aber die Versicherung, daß sie nach einem lange vor ihrer Hochzeit festgestellten Plane handle. Aber betteln ging Tante Helene nicht. Mit einer kleinen Summe, die vom Verkauf des Hauses übrig geblieben war, pachtete sie in der Nähe der Stadt S. eine sogenannte
wohnung mit einigen Strich Feldes; mit d
kleider, die sie verkaufte, schaffte sie die erste
mand von uns sah sie in diesen neuen
dem Felde arbeiten. Ihr Vater war
Reise zu machen, und sie hatte sich

daß sie mein Vater nicht früher besuchen solle, als bis sie ihn einlade. Ein Jahr nach der Hochzeit schrieb sie uns, daß sie einen Knaben geboren und daß ihre wenigen Felder genug getragen, um ihre Familie sammt der alten Mutter ihres Mannes, die sie bei sich hatte, zu ernähren. In einem ihrer Briefe hieß es: „O wie herzlich würdet ihr meinen Mann um Verzeihung bitten, wenn ihr ihn bei Regen und Sonnenhitze auf dem Felde arbeiten oder die Frucht auf seinem Rücken zu Markte tragen sähet. Mein Kind, das Ebenbild seines Vaters, blüht und gedeiht. Abends, wenn er nicht zu müde ist, spielt uns der Vater auf der Violine vor. Wir sind glücklich."

Als der Großvater von diesem Glücke hörte, verkaufte er seine Kalesche, seine Pferde, und verfügte, daß künftig für seinen Haushalt nur die Hälfte der bisherigen Summe aus der Kasse der Kompagnie genommen werde, schickte den Erlös für Kalesche und Pferde und die halbe Summe seines Haushaltungsgeldes für mehrere Monate an Helene. Das Geld kam nach einer Woche mit Dank zurück. Helene versicherte, daß sie es nicht brauche.

Es vergingen drei und vier Jahre; der Großvater wurde immer unbeweglicher, die Großmutter alterte rasch und was im letzten dieser Jahre vorging, kann ich im Einzelnen nicht mehr mittheilen, da ich mich um diese Zeit bereits in der Hauptstadt auf der Schule befand. Ich weiß nur, daß man damals zu Hause um Tante Helene mehr als früher besorgt wurde. Es war ein schlechtes Jahr. Im Frühling hatten starke Wolkenbrüche beinahe im ganzen Lande die Aussaat zerstört; was die Wolkenbrüche des Frühlings übrig gelassen, vernichtete eine furchtbare Sommerdürre. Man sah mit E[illegible] dem Winter entgegen und es begann Herbste eine [illegible] Flucht vor den er- warteten E[illegible]r Hungers[illegible] Winters. Die Re- gierung un[illegible] Magnat[illegible] Unglück Böh- mens, um [illegible]rn un[illegible] Gegend[illegible] dieses Land die zur Aus[illegible]

und Aemter, welche in der Auswanderung die einzige Rettung vor der Hungersnoth sahen, unterstützten diese Proklamationen und munterten das arme Volk auf, indem sie ihm auch Anweisungen über Wege und Ziele gaben. Es war damals, als ob die halbe Bevölkerung Böhmens auswandern wollte. Von Auswanderungen nach Amerika wußte man noch nichts in diesem Lande, und so wandten alle vom Elend Bedrohten ihre Blicke dem üppigen, fruchtbaren Ungarn zu, das ihnen als ein gelobtes Land gepriesen wurde. Auf allen Wegen sah man Schaaren zu Fuß und zu Wagen sich dem Osten entgegenbewegen.

Der Schrecken in unserm Hause war groß, als das Gerücht dahin drang, daß auch Tante Helene mit Mann und Kind auswandern wolle. Der Großvater war unfähig, zu ihr zu eilen, um sie zurückzuhalten, und so war mein Vater gezwungen, sein Wort zu brechen und sich ihr auch ohne Einladung wieder zu nähern. Er kam durch Prag, wo er mich abholte, da ich eben Ferien hatte, und wir setzten die Reise nach S. in Eile fort.

Wir fanden das Haus, das Tante Helene gepachtet hatte, bereits von einem anderen Miethsmanne bewohnt, von diesem aber erfuhren wir, daß die Familie Gerhard in einem kleinen mit Leinwand bedeckten Leiterwagen, der von einem Pferde gezogen wurde, erst gestern die Reise angetreten habe. Es konnte uns nicht schwer werden, den mit allerlei Hausrath beladenen Einspänner mit unsern zwei guten Pferden zu erreichen. Mein Vater besann sich auch nicht lange, und wir legten noch am selben Tage eine Strecke auf der mährischen Straße zurück. Nachdem wir in einem kleinen Städtchen übernachtet und die Pferde hatten gehörig ausruhen lassen, setzten wir am nächsten Morgen die Reise im raschen Trabe fort. Die Flüchtlinge konnten nicht mehr ferne sein und wir sahen fortwährend und mit angestrengten Augen der Straße nach, ob wir sie nicht bald entdeckten. Wir kamen an manchem Auswandererwagen vorüber, aber es war immer nicht der, den wir suchten. Gegen Mittag sahen wir abseits vom Wege im Schatten eines Waldsaumes eine Gruppe, die wir

daß sie mein Vater nicht früher besuchen solle, als bis sie ihn einlade. Ein Jahr nach der Hochzeit schrieb sie uns, daß sie einen Knaben geboren und daß ihre wenigen Felder genug getragen, um ihre Familie sammt der alten Mutter ihres Mannes, die sie bei sich hatte, zu ernähren. In einem ihrer Briefe hieß es: „O wie herzlich würdet ihr meinen Mann um Verzeihung bitten, wenn ihr ihn bei Regen und Sonnenhitze auf dem Felde arbeiten oder die Frucht auf seinem Rücken zu Markte tragen sähet. Mein Kind, das Ebenbild seines Vaters, blüht und gedeiht. Abends, wenn er nicht zu müde ist, spielt uns der Vater auf der Violine vor. Wir sind glücklich."

Als der Großvater von diesem Glücke hörte, verkaufte er seine Kalesche, seine Pferde, und verfügte, daß künftig für seinen Haushalt nur die Hälfte der bisherigen Summe aus der Kasse der Kompagnie genommen werde, schickte den Erlös für Kalesche und Pferde und die halbe Summe seines Haushaltungsgeldes für mehrere Monate an Helene. Das Geld kam nach einer Woche mit Dank zurück. Helene versicherte, daß sie es nicht brauche.

Es vergingen drei und vier Jahre; der Großvater wurde immer unbeweglicher, die Großmutter alterte rasch und was im letzten dieser Jahre vorging, kann ich im Einzelnen nicht mehr mittheilen, da ich mich um diese Zeit bereits in der Hauptstadt auf der Schule befand. Ich weiß nur, daß man damals zu Hause um Tante Helene mehr als früher besorgt wurde. Es war ein schlechtes Jahr. Im Frühling hatten starke Wolkenbrüche beinahe im ganzen Lande die Aussaat zerstört; was die Wolkenbrüche des Frühlings übrig gelassen, vernichtete eine furchtbare Sommerdürre. Man sah mit Schrecken dem Winter entgegen und es begann im Herbste eine allgemeine Flucht vor den erwarteten Schrecken der Hungersnoth dieses Winters. Die Regierung und einige große Magnaten benutzten das Unglück Böhmens, um Ungarn zu bevölkern und in unangebauten Gegenden dieses Landes Kolonien anzulegen. Man erließ Proklamationen, die zur Auswanderung nach Ungarn aufforderten, und Geistliche

und Aemter, welche in der Auswanderung die einzige Rettung vor der Hungersnoth sahen, unterstützten diese Proklamationen und munterten das arme Volk auf, indem sie ihm auch Anweisungen über Wege und Ziele gaben. Es war damals, als ob die halbe Bevölkerung Böhmens auswandern wollte. Von Auswanderungen nach Amerika wußte man noch nichts in diesem Lande, und so wandten alle vom Elend Bedrohten ihre Blicke dem üppigen, fruchtbaren Ungarn zu, das ihnen als ein gelobtes Land gepriesen wurde. Auf allen Wegen sah man Schaaren zu Fuß und zu Wagen sich dem Osten entgegenbewegen.

Der Schrecken in unserm Hause war groß, als das Gerücht dahin drang, daß auch Tante Helene mit Mann und Kind auswandern wolle. Der Großvater war unfähig, zu ihr zu eilen, um sie zurückzuhalten, und so war mein Vater gezwungen, sein Wort zu brechen und sich ihr auch ohne Einladung wieder zu nähern. Er kam durch Prag, wo er mich abholte, da ich eben Ferien hatte, und wir setzten die Reise nach S. in Eile fort.

Wir fanden das Haus, das Tante Helene gepachtet hatte, bereits von einem anderen Miethsmanne bewohnt, von diesem aber erfuhren wir, daß die Familie Gerhard in einem kleinen mit Leinwand bedeckten Leiterwagen, der von einem Pferde gezogen wurde, erst gestern die Reise angetreten habe. Es konnte uns nicht schwer werden, den mit allerlei Hausrath beladenen Einspänner mit unsern zwei guten Pferden zu erreichen. Mein Vater besann sich auch nicht lange, und wir legten noch am selben Tage eine Strecke auf der mährischen Straße zurück. Nachdem wir in einem kleinen Städtchen übernachtet und die Pferde hatten gehörig ausruhen lassen, setzten wir am nächsten Morgen die Reise im raschen Trabe fort. Die Flüchtlinge konnten nicht mehr ferne sein und wir sahen fortwährend und mit angestrengten Augen der Straße nach, ob wir sie nicht bald entdeckten. Wir kamen an manchem Auswandererwagen vorüber, aber es war immer nicht der, den wir suchten. Gegen Mittag sahen wir abseits vom Wege im Schatten eines Waldsaumes eine Gruppe, die wir

jedenfalls in der Nähe ſehen mußten, um nicht möglicherweiſe an Denen, die wir ſuchten, vorüberzufahren. Wir ließen Wagen und Pferde unter der Hut des Kutſchers auf der Straße und gingen durch den Wald jener Gruppe entgegen. Unſer Weg führte uns durch ein Dickicht, das uns die Gruppe bald verbarg, und wir wußten nicht, ob wir die dahin führende Richtung einſchlugen, als mit Einem Male, als wollte er uns auf den rechten Weg führen, der Ton einer Violine erklang. Wir hielten Beide inne. Mein Vater lehnte ſich an einen Baumſtamm und ich glaube, daß er geweint haben würde, wenn ich nicht zugegen geweſen wäre. Leiſern Schrittes und vorſichtig ging er endlich vorwärts und ſuchte alles Geräuſch der Zweige und der Schritte durch das Laub zu vermeiden. Ich folgte ihm und wir kamen an eine Stelle, kaum zwanzig Schritte von der Gruppe, die wir hier genau und mit Muße betrachten konnten. Ein kleiner, mit einer weißen Plane gedeckter Bauernwagen ſtand am Saume des Waldes auf ebenem Boden und daneben ein ausgeſpanntes Pferd, das ſeine Mittagsmahlzeit hielt. Etwas tiefer in den Wald hinein, unter dem Schatten der Buchen, ſaß die uns ſo nahe Familie. Onkel Gerhard hatte einen gefallenen Stamm zu ſeinem Sitze erleſen und ſtrich die Violine mit großer Lebhaftigkeit. Ein breitkrämpiger Hut ſaß auf ſeinem Kopfe und beſchattete das von Sonne und Wind gebräunte Geſicht, das noch ſo ſchön war wie ehemals, und inſoferne ſchöner, als es einen kräftigern und männlichern Ausdruck hatte. Neben ihm auf dem Baumſtamme lag ein brauner Rock, den er abgeworfen hatte, um in Hemdärmeln bequemer geigen zu können. Starke weitfaltige leinwandene Beinkleider wurden durch einen breiten Ledergürtel um den Leib feſtgehalten. Er hatte ein Bein über das andere geſchlagen und ſah, während er ſpielte, auf ſein Kind hernieder, welches, den Kopf in den Schooß der Mutter gelegt, trotz dem lauten Spiel vortrefflich ſchlummerte. Tante Helene hatte die eine Hand auf den blonden Lockenkopf gelegt, während ſie das Kinn in die andere ſtützte; ſie ſah mit Lächeln

zu ihrem Manne hinauf und bewegte den Kopf ſanft nach den Bewegungen der Melodie. Sie hatte ſich erſtaunlich wenig verändert. Trotz dem braunen Baumwolltuch, das ſie wie einen Turban um den Kopf geſchlungen hatte, und dem ganzen aus blauer Leinwand beſtehenden bäuerlichen Anzuge hatte ich ſie, wie immer, im erſten Augenblicke als meine ehemalige ſchöne Tante Helene erkannt. Es iſt wahr, daß ſie etwas magerer geworden, daß die Friſche ihrer Wangen dahin war, aber die ſchöne Form des Geſichtes war noch ganz und gar dieſelbe, die Augen dunkel und glühend wie ehemals, nur blickten ſie ſanfter und milder. Zwiſchen ihr, die im Mooſe ſaß, und ihrem Manne lagen noch die Reſte einer einfachen Mahlzeit und ſtand ein großer irdener Krug. Das ganze Bild, das wir mit Rührung betrachteten, machte den Eindruck leichten und ſorgloſen Glückes. Es war, als ob mein Vater nicht den Muth hätte, dieſes Stillleben zu ſtören, denn er hielt immer wieder inne, wenn er eine Bewegung gemacht hatte, um ſich der Gruppe zu nähern. Mich aber, ſobald ich in das Geſicht der Tante Helene geſehen und es ſo unverändert gefunden hatte, zog es unwiderſtehlich zu ihr und, ohne meinen Vater zu erwarten, ſprang ich aus dem Gebüſche und küßte einen Augenblick darauf ſonderbarer Weiſe weder Tante noch Onkel, ſondern das ſchöne Kindergeſicht meines kleinen Vetters.

Was ſoll ich noch lange erzählen und beſchreiben. Tante Helene nahm ihren Bruder wie eine zärtliche Schweſter auf; ſie war glücklich, bevor ſie in die Fremde ging, noch in zwei Geſichter aus ihrer Familie blicken zu können; aber von dem Entſchluſſe, in die Ferne zu gehen und ſich mit ihrem Manne ein ſelbſtändiges Loos zu gründen, war ſie nicht abzubringen. Eben ſo wenig war ſie zur Annahme verſchiedenſter Anträge, die ihr mein Vater machte, zu bewegen, und er hatte am Ende nicht mehr den Muth, ſelbſt dem Kinde etwas anzubieten. Er benutzte die Freude, die das Kind an den Brelocks ſeiner Uhr hatte, um ihm dieſe ſammt der goldenen Kette umzuhängen. Die Tante

bemerkte das und lächelte, und ihr Bruder drückte ihr dankbar die Hand dafür, daß sie dem Kinde die Annahme des Geschenkes erlaubte.

Die wenigen Stunden, die wir mit den Auswanderern am Saume des Waldes verbrachten, leben in meinem Gedächtnisse als eine der schönsten Idyllen, die ich jemals erlebt oder gelesen. Als sich die Sonne zu neigen begann, spannte der Onkel das Pferd vor den Wagen und führte diesen wieder auf die Landstraße. Mein Vater nahm das Kind auf den Arm und wir folgten. Auf der Landstraße trennten wir uns wieder — ich will nicht sagen wie traurig.

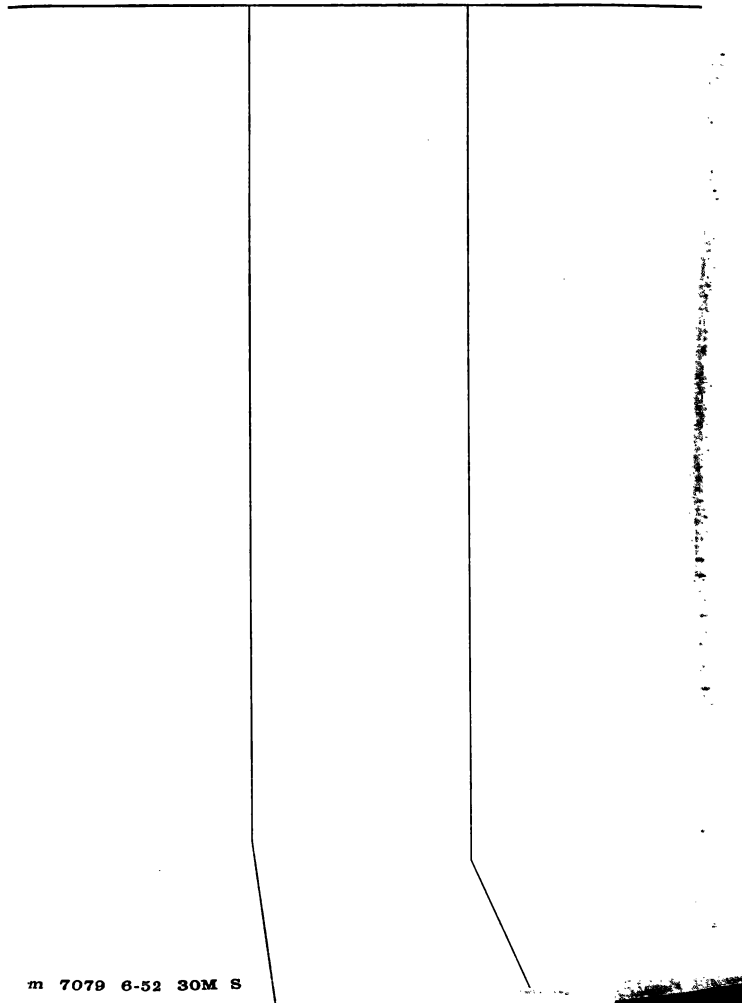
So lange die Großeltern lebten, bekamen wir aus Ungarn manchen wohllautenden Brief; seitdem die beiden Alten begraben, ist uns Tante Helene ganz aus dem Gesichte verschwunden.

To sk.

TWO W E BOOK

DO NOT RETI ON SUNDAY

DATE DUE



m 7079 6-52 30M S